This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

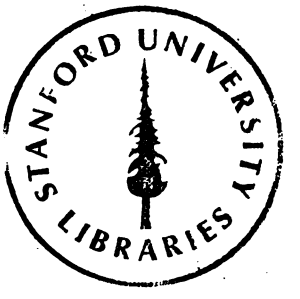
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Das heutige Russland

I. In Europa

Von H. v. Lankenau u. L. v. d. Oelsnitz.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

3 —

M 9 —

Das heutige Rußland.

I.

Das Russische Reich in Europa.

Otto Spamer's

Illustrirte

Bibliothek der Länder- & Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Unter Redaktion

von

Friedrich von Hellwald und Richard Oberländer.

Das heutige Rußland.

Von

H. v. Lankenau und L. v. d. Oelsnitz.

In zwei Bänden.

1.

Das Russische Reich in Europa.

2.

Das Russische Reich in Asien.

Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten, Portraits u. s. w.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

Denkmal in Nowgorod zur Feier des tausendjährigen Bestehens des Russischen Reiches.

Denkmal in Romuwald zur Feier des tausendjährigen Bestehens des Russischen Reiches.

Das heutige Rußland.

Bilder und Schilderungen aus allen Theilen des Europäischen Zarenreichs.

Herausgegeben

von

H. v. Lankenau und **L. v. d. Gelsnitz.**

Mit über 120 Text-Abbildungen und vier Tonbildern.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1876.

DK26.
L21
v.1

Verfasser und Verleger behalten sich das ausschließliche Recht der Uebersetzung vor.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorwort.

Niemand verhehlt sich wol heute, daß selbst das gebildete Publikum Westeuropa's lange Jahre hindurch in einer seltsamen Unterschätzung des Russenthums befangen war. Sind doch auf solche Unkenntniß die Ueberraschung und das Staunen zurückzuführen, womit man die Leistungen Rußlands sowol auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 als neuerdings auf der internationalen Ausstellung der geographischen Wissenschaften zu Paris im August 1875 betrachtete. Die stille, geräuschlose Thätigkeit, welche dieser Staat auf allen Gebieten menschlicher Kultur seit der Thronbesteigung des regierenden Kaisers Alexander II. entfaltet, legt uns die bestimmte Pflicht auf, das Ringen eines hochbegabten, thatkräftigen Volkes nach Wissen und Gesittung mit aufmerksamen Blicken zu verfolgen. Ursachen und Ziele dieses Strebens lernen wir aber erst dann erfassen und würdigen, wenn wir zuvörderst „Land und Leuten" näher getreten sind. Dazu beizutragen ist der hauptsächlichste Zweck unseres Buches.

Wie bezeichnend müssen uns hierbei die Gegensätze berühren, wenn wir einmal im Schlitten, von Renthieren oder Hunden gezogen, weite Entfernungen zurücklegen, ein anderes Mal auf Dampfschiffen oder Eisenbahnen in den glänzenden Mittelpunkten der Civilisation einkehren; wenn wir heute im leichten Tarantaß mit schnellfüßiger Troika über Steppen hinfliegen und morgen auf dem Rücken des Kameels durch öde Sandwüsten ziehen! Die Mannichfaltigkeit dieser Erscheinungen in der äußeren Natur des Landes wie in dem Charakter seiner Bewohner haben die Herausgeber, Herr H. v. Lankenau und Herr L. v. d. Oelsnitz, auf Grund einer vertrauten Kenntniß, wie sie nur der jahrelange Aufenthalt in den verschiedensten Theilen des unermeßlichen Reiches ermöglichen konnte, wahrheitsgetreu zu skizziren versucht.

Seinen Abschluß wird das Werk demnächst durch einen zweiten Band „Das Russische Reich in Asien" erhalten.

Wir hoffen durch dasselbe einen nicht unzeitgemäßen Beitrag zur richtigen Beurtheilung unseres mächtigen Nachbars im Osten geliefert zu haben.

Cannstatt und Leipzig im September 1875.

Die Redaktion der „Illustrirten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde".
Friedrich v. Hellwald. Richard Oberländer.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort V

Einleitung. Von den Verfassern und der Redaktion IX

I. St. Petersburg. Von H. v. Lankenau. 1

Kronstadt (3). Peterhof (4). Die Newa (8). Gründung von St. Petersburg (9). Der Kai. Wassili-Ostrow (11). Paläste und öffentliche Gebäude (12). Das Marsfeld (14). Newsky-Perspektive (19). Das Kaufhaus (20). Im Winter. Feste und Festlichkeiten (25). Volksleben (31). Pulkowa (39). Zarskoje-Sselo (40). Dampfschiffe (42).

II. Finnland. Von H. v. Lankenau 43

Charakteristik Finnlands (43). Geschichte (44). Wyborg. Monrepos (46). Imatrafall (47). Fahrt über die Wuoxa (49). Ssaimasee. Ssaimakanal (50). Pastorate (51). Charakteristik des Volkes. Volkspoesie (53). Bruchstück aus der Kalawala. Nyßlot. Swinnji-Chrebet (54). Tawasthus. Helsingfors (56). Sweaburg (57). Abo. Ulcaborg. Torneo (59). Frederiksham (60).

III. Das nördliche europäische Rußland und Nowaja-Semlja. Von H. v. Lankenau. 61

Winterreise nach dem Norden (62). Historisches (63). Archangelsk (65). Wälder, Vegetation. Die Tundras (66). Naturerscheinungen (67). Pelzthiere. Das Renthier (68). Die nördlichen Grenzen (69). Flüsse. Städte. Der Onegasee (70). Die arktische Zone (71). Die Sirjänen (72). Renthierzucht (74). Ssamojeden und Lappländer (75). Schamanen (77). Die Karelen (80). Frauen im Norden (81). Reise nach Archangelsk im Winter (82). Schneesturm (84). Archangelsk (87). Erinnerung an Peter den Gr. (87). Kloster Ssolowetzk (89). Nordlicht (93). Das Eismeer (94). Nowaja-Semlja (105).

IV. Von St. Petersburg nach Moskau. Von L. v. d. Oelsnitz . . . 117

Baltische Slaven. Heidnische Russen (118). Alaunische Hochebene (119). Nowgorods Vorzeit (120). Der Wetsche-Platz. Der Deutsche Hof. Ssadko. Nowgorods Fall. Iwan IV. (125). Das Land zwischen Petersburg und Moskau (126). Russisches Dorf. Bauernhof. Badestuben (128). Die Frauen (132). Waldregionen (133). Waldai (134). Wischni-Wolotschok. Kanalsystem (135). Heuernte. Nationaltanz. Twer. Großfürst Michael (138). Frühlingsjagd an der Wolga (141).

Seite

V. Von Moskau nach Nischni-Nowgorod. Von L. v. d. Oelsnitz . . 143

Moskau. Bedeutung. Gründung. Reichswappen. Der Kreml (149). Mariä-Himmelfahrtkirche. Himmelfahrtskloster (153). Glocken (156). Der Rothe Platz (157). Das Kaufhaus (159). Die neueste russische Literatur. Petersburger Literaten. Moskauer Literaten. Die realistische Schule. Journalistik (161). Das Leben in Moskau (166). Architektur. Restauration. Brand des Theaters (173). Zigeuner. Polizeiwesen (177). Stellung der Frauen (178). Das Kloster Troitza (183). Industrie und Fabrikwesen. Iwanowo. Bogorodsk. Cholui (186). Aberglaube (190). Feste u. Zusammenkünfte (191). Die Sektirer (195). Der Patriarch Nikon (196). Die Stadt Wladimir (201). Das Leben der Hausirer (203). Nischni-Nowgorod. Geschichte der Stadt. Ursprung der Messe (204). Die Messe. Der Theehandel (210).

VI. Die Wolga von ihrem Ursprung bis Astrachan. Von L. v. d. Oelsnitz 211

Bedeutung der Wolga für Rußland. Quellen (211). Rybinsk (212). Jaroslawl. Kostroma (213). Die Sfura als ethnographische Grenze. Gouvernement Kasan. Stenko-Rasin. Inseln. Klima (214). Ruinen von Sarai (217). Die Wolga-Steppen. Der Burun. Luftspiegelungen (219). Das Wolga-Delta (221). Kasan (222). Historisches. Prinzessin Sumbeka. Monumente an der Kasanka (223). Ueberschwemmungen. Universität. Moscheen (224). Historisches über die Tataren. Sitten und Gebräuche derselben (226). Die Tschuwaschen (231). Die Tscheremissen (232), Wotjäken und Mordwinen (234). Die Stadt Simbirsk. Karamsin und die russische Literatur (235). Sfamara, Sfaratow (237). Die deutschen Kolonien. Sarepta (239). Schiffahrt und Fischerei auf der Wolga. Fischfang bei Nacht (241). Die Steppenvölker der unteren Wolga. Tataren. Kalmüken. Kirgisen. Kalmükenlager (244). Lamatempel. Buddhismus (248). Festspiele der Kalmüken (251). Astrachan. Fischfang. Kaviar. Pelikane (252).

VII. Kleinrußland. Von L. v. d. Oelsnitz 257

Verschiedener Charakter der großen Ebene des europäischen Rußland (257). Die Polänen (258). Charakter der Kleinrussen. Geschichte des Kosakenthums (259). Poesie der Kleinrussen (262). Von Kursk nach Charkow (263). Die Ukraine. Ukrainische Dörfer (264). Bevölkerung in Charkow. Poltawa (266). Die vier Jahreszeiten in der Steppe. Ein Tag in der Steppe (267). Die Tschumaki. Die Nacht in der Steppe. Kleinrussische Häuser (270). Heuernte (271). Charakter der Kleinrussen im Vergleich mit den Großrussen (273). Volksaberglauben (274). Der Wih. Trappenjagd (280). Die Stromschnellen im Dniepr (283). Die Saporoger (285). Die Sfetscha auf der Insel Chortitza (285). Kiew. Historisches (287). Die Nikolausbrücke. Die Lawra von Petschersk (291). Das alte Kiew (293). Die Sophienkirche. Das Monument Wladimir's. Kloster St. Michael. Wladimir der Heilige und sein Hof. Die Tafelrunde (295). Rogneda und Jsjaslaw (297).

VIII. Südrußland. Von L. v. d. Oelsnitz 299

Das Gebiet der Donischen Kosaken (299). Geschichte und Charakter der Kosaken am Don (300). Kosakendorf und -Haus. Weinbau. Religiosität. Heldenlieder. Steinkohlenbau (304). Kosakenlinie am Kuban (306). Der Kosak im Chutor. Lebensweise. Charakter (307). Die Plastuni. Jagdabenteuer (308). Gefangene Engländer (309). Neurußland (310). Neurussische Steppen. Bevölkerung. Arbeiter und Flüchtlinge. Arbeitermarkt (311). Die Tschumaki. Der Tschaban (314). Kurgane (315). Heuschrecken (316). Salzgewinnung in den Limans (317). Nikolajew (318). Odessa (319). Sommer-Chutors (322). Die deutschen Kolonien in Neurußland. Majak. Akkerman (323). Fischfang im Dniestr-Liman. Bessarabien (326). Beschaffenheit des Landes. Charakter der Moldawanen. Tracht derselben. Wohnhäuser. Lebensweise und Hochzeitsgebräuche der Moldawanen (328). Aberglauben (334). Nationaltanz

Seite

und Gesang (335). Stephan der Große (336). Kischinew. Bendér. Chotin (337). Podolien und Wolhynien. Charakter des Landes und der Bewohner. Dörfer. Balta. Schaf- und Viehzucht. Städte (338). Weißrußland. Geschichtliches. Wohnhäuser. Der Koltun. Volkstracht. Zustände. Juden. Der Krug (344).

IX. Die Krim. Von H. von Lankenau 345

Lage. Bevölkerung (345). Die Belagerung von Sewastopol (351). Die Krim'schen Tataren (354). Natur und Klima (356). Kertsch (358). Jenikale (359). Theodosia (360). Karassu-Basar (361). Puschkin's Zigeuner (362). Sympheropol (365). Tschadir-Dagh. Bachtschi-Sarai (366). Die Judenfestung. Karaiten (369). Sewastopol. Inkerman (373). Chersones. Balaklawa (375). Alupka. Jalta (375). Der nördliche Theil der Krim. Perekop. Eupatoria (376).

X. Das vormalige Königreich Polen und Lithauen. Von H. v. Lankenau 379

Eintheilung (379). Bewohner (380). Landwirthschaft. Handelsstädte (381). Geographisches und Historisches (381). Ssuworow vor Warschau (383). Die Insurrektion von 1830 (384). Der Aufstand von 1846 (385). Die letzte Erhebung Polens. Erlebnisse eines Deutschen (386). Polen eine russische Provinz (388). Der Bialowäscher Urwald, Wisents (389). Lithauer und Samogitier (Schmuden) (391). Einhöfner oder Schliächtitsch. Zigeuner (392). Die polnischen Juden (393). Die Polen. Die Masuren (395). Die Krakowiäken. Die Kujawzen (395). Die Podljächen und Kurpiki. Aberglauben (396). Pan Twardowsky, der polnische Faust (397). Die Osterzeit in Polen. Fürst Sapieha's Swenzone (398). Die Bauern. Die Kleinstädter. Magnaten (399). Charakteristik der Polen (402). Paßwesen. Zolluntersuchung (406). Werschbolowa. Gegend. Volkstrachten (407). Wilna. Grodno. Bjelostok. Brest-Litowsk (408). Fuhrwesen, Wirthshäuser (409). Warschau (413). Merkwürdigkeiten, Kirchen, Gebäude, Umgebungen, öffentliches Leben (414). Einfluß der katholischen Geistlichkeit (414). Lasénka und Belvedère. Pulawy (Nowo-Alexandria). Lipsk (416). Schloßruinen von Kusimirz und Janowice. Eine polnische Hochzeit (419). Der Park von Skernewiece (420). Der Wallfahrtsort Tschenstochow (422).

XI. Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Esthland, Livland und Kurland. Von L. v. d. Oelsnitz 423

Geographische Eintheilung. Die Deutschen (423). Ursprüngliche Bewohner. Historisches (424). Großfürst Jaroslaw I. Erich von Dänemark. Waldemar II. (424). Entdeckung Livlands durch die Deutschen (425). Meinhard. Bischof Albrecht (425). Gründung Riga's (425). Schwertbrüder. Kämpfe mit den Russen (426). Walther von Plettenberg. Sieg bei Pskow (426). Iwan der Schreckliche (427). Herrschaft der Polen. Herrschaft der Schweden (427). Abtretung an Rußland (428). Reval. Dorpat (428). Die Esthen (432). Von Dorpat nach Riga. Die Stadt Wenden (440). Die Letten (442). Riga. Mitau (445). Die Einwohner Kurlands (451).

Die zu diesem Bande gehörigen 4 Tonbilder sind einzuheften:

Denkmal in Nischni-Nowgorod, errichtet zur Feier des 1000jährigen Bestehens des Russ. Reiches . . . . Titelbild.
Mongolengräber in Bachtschi-Sarai . . . . . Seite 352
Erntefest in Polen . . . . . „ 399
Kurländischer Edelhof . . . . . „ 423

Die slavischen Gesandten vor Rurik, dem Gründer des Russischen Reichs.

Einleitung.

Rußland ist ein Stück Orient, wenigstens für den Westeuropäer, der Vieles von Dem, was ihm fremdartig dünkt in dem weiten Reiche, erst verstehen lernt, wenn er das geschichtliche Werden der heutigen Kultur in Rußland sich vor Augen hält. Deshalb müssen wir unserer Wanderung durch das Russische Reich zunächst eine historische Ueberschau seiner Entstehung und wachsenden Entwicklung voransenden. Da drängt sich uns denn in erster Linie die Frage auf: wer waren die ersten und ältesten Bewohner der ausgedehnten Himmelsstriche, welche gegenwärtig das Russische Reich bilden? Bei dem trüben Dämmerlichte, welches aus jenen fernen Zeiten zu uns herüberschimmert, ist die Beantwortung dieser Frage keineswegs so leicht. Skythen heißen bei Herodot die Völker, welche im Norden vom Pontos Euxinos die weiten, von der Rha, dem Tanaïs, Borysthenes und Tyras durchströmten Flächen inne hatten; es war ein wilder, nomadischer Stamm, meist beritten und im Gebrauch von Pfeil und Bogen wohlbewandert. Mehr nach Norden wohnten die Sarmaten,

weniger kriegerischen Sinnes, das Feld bebauend und Herden ziehend; noch weiter im Norden, in dem geographisch nicht bestimmbaren Lande der Federn, die Thyssageten, Jagd treibend und vom Wilde lebend. Diese drei Stämme sind unstreitig die Urbewohner des heutigen Rußland, und der Statistiker A. v. Buschen will in ihnen im Widerspruch mit Schafarik unschwer die Hauptvölker des heutigen Reiches, Türken, Slaven und Finnen, erkennen. Die beiden letzteren dieser Stämme finden wir freilich in ganz anderen Verhältnissen heute wieder; von den Skythen oder Skolothen steht es nach den gelehrten Untersuchungen C. Müllenhoff's fest, daß sie ein arisches Volk waren, und deshalb ist die Meinung Jener, welche in ihnen die Ahnen der heutigen Slaven erblicken wollen, vielleicht doch nicht so völlig von der Hand zu weisen, als dies in den jüngsten Jahren geschehen ist. Wird diese Deutung jedoch nicht beliebt, so erübrigt nur die Annahme, daß die Skythen im Gewühle der Völkerwanderung entweder untergegangen oder in andere Gegenden verdrängt worden sind.

Ueber diese ersten historisch auftauchenden Bewohner Rußlands trug man sich im Alterthume nur mit dunkeln Gerüchten. Herodot, der uns in seinem etwa 445 Jahre v. Chr. geschriebenen Buche die ersten geographischen Nachrichten vom südlichen Rußland überliefert hat, erzählt von den Agrippäern am Ural, Leuten mit platten Nasen, also wahrscheinlich Kalmüken, und von Menschen, die sechs Monate im Jahre schliefen. Herodot selbst glaubte diese Sagen nicht, uns sind sie jedoch recht wohl verständlich; wahrscheinlich veranlaßten die langen Nächte jener kalten Weltgegenden, die während einiger Monate nur spärlich vom Nordlichte erleuchtet werden, die Entstehung jener Gerüchte. Das weitere Schicksal dieser Stämme der vorchristlichen Zeit und während des Gedränges, welches die von Osten aus den kaspischen und aralischen Steppen und aus den noch ferneren Gegenden Hochsibiriens hervorbrechenden Nomaden türkischen und mongolischen Stammes verursachten, und welches die Geschichte mit dem Namen der großen Völkerwanderung bezeichnet, ist uns ziemlich unbekannt. Doch nachdem der Sturm sich verzogen, nachdem die meisten Völker auf Grund und Boden des Römischen Reiches bleibende Stätten gegründet haben, finden wir weitere Nachrichten über die Völker Rußlands. Im Centrum sind es die früheren Slaven, die, dem Andrange weichend, sich mehr nach Norden und Nordosten gezogen haben und im steten Kampfe mit den zurückweichenden Finnen begriffen sind. Von den letzteren, besonders von jener Abtheilung der finnischen Gruppe, welche unter der Benennung Tschuden bekannt ist, wissen wir, daß sie in alten Zeiten tiefer als heutzutage nach Süden gereicht habe. Die Grenze dieser ehemaligen Ausdehnung der Finnen gegen Süden und Westen hin läßt sich dermalen leider nicht mehr bestimmen, so wichtig dies auch wäre, um die Frage nach dem Ursprunge der Preußen, welche vor einigen Jahren soviel Staub aufgewirbelt hat, in dem einen oder dem anderen Sinne entscheiden zu können. Der jetzige Umfang unseres Wissens gestattet uns nur, zu konstatiren, daß die Finnenstämme am Baltischen Meere ihre unwirthlichen Wohnplätze am Nordkranze Europa's allein oder hauptsächlich dem Aufwärtsdrängen durch germanische und slavische Stämme verdanken, und daß sie vor dieser Umwälzungsperiode

allerdings dereinst, schwerlich jedoch westwärts von der Weichsel, auch etwas südlichere Sitze einnahmen. Im sechsten Jahrhunderte nach Chr. saßen die Slaven schon in einem großen Theile Europa's, vom Baltischen Meere bis zu dem Elbstrome, zur Theiß und zum Schwarzen Meere.

Das Zurückdämmen der Finnen hauptsächlich durch einen, den alten Slaven sehr nahe stehenden Volkszweig, nämlich durch die Letten — denn diese waren die eigentlichen Bedränger — ging natürlich nur sehr langsam und ganz allmählich vor sich; manche finnische Stämme blieben im Lande noch zurück und die neuen Ankömmlinge vermischten sich auch mit diesen. Aehnlich verhielt es sich weiter im Osten, wo die Slaven ebenfalls auf finnische Insassen stießen. Hier ging noch in späteren Jahrhunderten der nämliche Prozeß vor sich, indem das russische Volk das zersplitterte schlaffe Element der finnischen Völker in sich absorbirte, sich völlig assimilirte. Das Russenthum slavisirte nach und nach den größten Theil der Völker von den Wolga- und Donquellen bis zum Eismeere, und gestaltete aus ihnen eine uniforme Masse. So entstand durch Kolonisation, Verpflanzung und allmähliche Slavisirung das sogenannte großrussische Volk, in dem das finnische Blut einen wahrscheinlich nicht unbeträchtlichen Prozentantheil bildet. Ueber dieses Finnenthum der Russen sind in neuerer Zeit unter dem Einflusse politischen Nationalhasses polnischer Schriftsteller Uebertreibungen in Umlauf gesetzt worden, welche auch in deutschen wissenschaftlichen Werken Wiederhall gefunden haben. Gottfried Kinkel trifft namentlich der Vorwurf, in Deutschland zur Verbreitung jener sinnlosen Deklamationen gegen das „turanische" Russenvolk beigetragen zu haben, welches auf die Phantasmagorien des durchaus unwissenschaftlichen Duchinski und seiner kritiklosen, von Parteigeist erfüllten Schule zurückzuführen ist. Nach ihnen sind die wenigsten Großrussen echte Slaven, in den meisten fließe finnisches oder tatarisches Blut, weshalb sie auch auf die Benennung „Russen", welche nur einem slavischen, also arischen Volke zukomme, keinen Anspruch hätten, sondern als „Moskowiter" zu bezeichnen seien. Während solche erhitzte Gemüther sich an einer den Schein der Wissenschaftlichkeit tragenden Begründung des „Moskowiterthums" erfolglos abquälen und damit die Zeit verschwenden, läßt sich nur, wenn man alle störende Politik und Leidenschaft aus den Augen setzt, sagen, daß der Slavismus des russischen Volkes von Norden nach Süden zunimmt, in umgekehrter Richtung dagegen sowie in der nach Osten zu liegenden abnimmt und in dem Grade die Mischung mit fremden Bestandtheilen intensiver wird. Trotz mancher angestrengter Versuche Derer, welche in die Ethnologie ihren Haß einfließen lassen, die Unterschiede zwischen den Kleinrussen, den „echten Slaven" und den Großrussen, „den Turaniern und Asiaten" recht grell zu zeichnen, ist der Unterschied zwischen den beiden Stämmen heute nicht größer als etwa der zwischen Schwaben und Preußen. Im Volke von Ostdeutschland rollt manches Tröpfchen Slavenblut, doch hat das germanische Wesen obgesiegt; ebenso hat in Rußland das Slavische alles Fremde des Finnenthums völlig überwunden. Einen Beweis, wie sehr dies in Rußland der Fall, liefern die jüngsten Forschungen auf dem Gebiete der Volksliteratur, wonach die Märchen der Großrussen völlig übereinstimmen mit jenen der west-

lichen Slaven, der Tschechen und Polen, ja sogar manche Züge aufweisen, welche den beiden genannten Zweigen gemeinschaftlich sind, während sie den Kleinrussen fehlen.

Schon einige Jahrhunderte nach Christo waren die slavischen Völker, historischen Berichten zufolge, in zwei große Abtheilungen oder Stämme geschieden und sind es bekanntlich ihrer Sprache nach auch heute noch. Diese Stämme hießen in jener alten Zeit der Stamm der Slaven und jener der Anten; in dem letzteren sind die uns hier besonders beschäftigenden russisch-serbischen Völkerschaften begriffen. Was wir über die bei diesen alten Russen herrschenden Zustände wissen, wollen wir nun kurz zusammenfassen.

Einstimmig wird in allen Geschichtswerken die allgemeine Gastfreundschaft gerühmt, die bei allen slavischen Völkern auch jetzt noch sehr gewöhnlich ist. So erhalten sich die Spuren alter Gewohnheiten oft im Laufe vieler Jahrhunderte und ferne Nachkommen ererben die Sitten ihrer Vorfahren. Für den Slaven war jeder Reisende gleichsam heilig; freundlich ging man ihm entgegen, bewirthete ihn mit Freuden, geleitete ihn mit Segenswünschen und übergab ihn so zu sagen von Hand zu Hand. Für des Fremden Sicherheit war ein jeder Wirth dem ganzen Volke verantwortlich, und wer es nicht verstand, seinen Gast vor Unbilden und Unannehmlichkeiten zu schützen, an dem rächten die Nachbarn jede Kränkung wie eine selbst erlittene. Ging der Slave aus dem Hause, ließ er Thür und Thore offen stehen, und zubereitete Speisen waren stets für den etwa ankommenden Fremden vorräthig. Gern begaben sich daher reisende Kaufleute und Handwerker zu den Slaven, bei welchen es weder Räuber noch Diebe zu fürchten gab. Den Armen aber, welchen es an Mitteln fehlte, den Fremden gehörig zu empfangen, war es erlaubt, alles dazu Nothwendige von einem reichen Nachbar zu entnehmen.

Die Keuschheit der slavischen Frauen und Männer wird von den alten Schriftstellern gleichfalls hoch gerühmt. Nie wollte eine Slavin ihren Gatten überleben, daher sich jede ohne Sträuben auf dem Scheiterhaufen mit dem Leichname ihres Gemahles verbrennen ließ. Eine am Leben gebliebene Wittwe entehrte ihre ganze Familie. Erst mit Einführung des Christenthums ward in Rußland diese Gewohnheit aufgehoben, welche, wie man weiß, bei den Hindu's bis vor Kurzem sehr gewissenhaft beobachtet wurde. Im Uebrigen wurden im alten Rußland die Weiber völlig als Sklavinnen und als unverantwortlich betrachtet. Dabei lagen ihnen, wie bei vielen anderen Völkern, die Arbeiten und Sorgen des Hauses ob. Obwol von allen öffentlichen Volksangelegenheiten ausgeschlossen, zogen die Slavinnen bisweilen mit ihren Vätern und Gatten auch in den Krieg, und fürchteten selbst den Tod nicht. Die Mütter waren die Erzieherinnen der Kinder, flößten ihnen Neigung für die Tapferkeit ein und unversöhnliche Feindschaft wider jeden Beleidiger; denn gleich allen anderen heidnischen Völkern hielten die Slaven es für schimpflich, Beleidigungen ungerächt zu ertragen. Nach den Schilderungen der alten Schriftsteller waren die Slaven im Uebrigen ein friedliebendes, fleißiges, gutmüthiges Volk, ohne Bosheit und Hinterlist, fest an allem Althergebrachten hängend und mit Leidenschaft dem Ackerbau ergeben, welche konstante

Beschäftigung dem Konservatismus ihrer ursprünglichen Anschauungen ungemein förderlich war. Zum Ackerbau, zu welchem der Uebergang vom Jagd- und Nomadenleben auch bei den Slaven die erste Stufe der Kultur für Künste und Wissenschaften bezeichnete, mußten sie schon durch die Natur ihrer hiezu wie eigens geschaffenen ursprünglichen Wohnsitze gelenkt werden, zumal diese Beschäftigung ihrem mild gestimmten Naturell am besten entsprach. Damit harmonirt der ausgesprochene Hang zur Freiheit, der gegenüber sie Alles gering achteten, sowie die Abscheidung des Volkes in kleine unabhängige Sippen mit ausschließlich volksthümlicher Verwaltung. Ja, auch für manche Aeußerlichkeiten ist hier die Wurzel zu suchen, so wenn uns die Schriftsteller berichten, daß dieses Volk die Häuser in weiter Entfernung von einander baute (nebenbei bemerkt eine Eigenheit, die noch heute bei südslavischen Stämmen vorherrschend anzutreffen ist). Trügt nicht Alles, so läßt uns schon die Lage ihrer frühesten Wohnsitze weiter auch darauf schließen, daß sie neben allerlei Gewerben vorzugsweise den Handel betrieben, worauf auch sprachliche Gründe, und zwar einige entlehnte Wörter, hinzudeuten scheinen, die sich nur aus einem Verkehre der Slaven mit einigen asiatischen Völkerschaften nicht arischen Stammes erklären lassen. Sicher ist, daß schon im achten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung die Slaven zum Kauf und Verkauf in fremde Länder reisten; doch bestand ihr Handel im eigenen Lande bis zur Einführung des Christenthums blos in Tausch; Geld brauchten sie noch nicht und das Gold nahmen sie von den Ausländern nur als Waare an.

Für die leichteren technischen Fertigkeiten zeigten alle slavischen Völker von jeher viele Gewandtheit, das Gediegene wurde aber zu jener Zeit noch vermißt. Das Vergnügen suchten sie am liebsten in der Harmonie der Töne, die den Geist erheitern durch das Gehör. Musik, Gesang, Tanz und Dichtkunst gehörten zu ihren Lieblingsbeschäftigungen; Geige und Schalmei waren die üblichsten Instrumente und werden bekanntlich noch jetzt von allen slavischen Stämmen vorzugsweise geliebt. Nicht nur daheim und in Friedenszeiten, sondern auch bei ihren Heereszügen und im Angesichte des Feindes pflegten die Slaven sich froh zu stimmen und zu singen, der Gefahr dabei vergessend. Noch immer sind die meisten jener alterthümlichen Ergötzlichkeiten und Volksbelustigungen in den slavischen Ländern fast dieselben wie vormals. Ringen, Faustkämpfe und Wettrennen blieben unter ihnen als Denkmäler ehemaliger Spiele, als Bild ihrer Kriegslust und Stärke bis auf diesen Tag. Seltener dagegen zeigte sich der philosophische Geist.

Im Einklange mit allen Ueberlieferungen verehrten die Slaven einen deus deorum, einen höchsten Gott, den Urheber des Himmels und der Erde, des Lichtes und des Gewitters. Diesem waren die anderen Götter unterthan. Der Name dieses Gottes ist Svarog, der sich bewegende Himmel, der Wolkenhimmel, in welchem der Donnerer Perun herrscht, für den Svarog gewissermaßen nur ein anderer Name, eine andere Aeußerung ist. Diesem obersten Donnergotte Perun steht als chthonisches Wesen die Erde entgegen; als Söhne Svarog's werden die Sonne und das Feuer angeführt, wobei eine partiell slavische (südslavische) Auffassung an diese als dritten Bruder den Mond und als Schwester den Morgenstern anreiht. Als Theomorphose der reinen, heiteren

Luft ist Svetovit anzusehen, als Gott der Herden Veles, ursprünglich ebenfalls ein Sonnengott. Außerdem sprechen die Quellen von einem Gotte der Winde, des Sturmes und der Ungewitter, Stribog geheißen, und von einigen anderen göttlichen Persönlichkeiten, darunter mehrere Göttinnen. Mit Sicherheit darf hieher gezählt werden Vesna oder Lada, die Repräsentantin der heiteren Jahreszeit, und Devana oder Deva, die Göttin des Frühlings und der Fruchtbarkeit. Unter den bösen Göttern steht, nebst Stribog, obenan Morana, die Repräsentantin des Winters und des Todes. Doch darf man aus dem Gegensatze von guten und bösen Gottheiten keineswegs auf einen konsequent durchgeführten, sozusagen philosophischen Götter-Dualismus bei den alten Slaven schließen. Als mythische Wesen niederen Grades wurden verehrt die Vilen und Russalken, die Herrscherinnen über Flüsse, Wälder und Berge, die Rojenice und Sojenice, die Schicksalsgöttinnen, und die finsteren Mächte: Yaga-baba, Bes und Ved. Ingleichen war auch der Glaube an Truden (Mora) und Vampyre (Vlukodlak) ein allgemein verbreiteter. Jede Sippe sowie der Stamm verehrte noch in den Seelen ihrer abgeschiedenen Häuptlinge besondere Gottheiten, ja jedes Haus besaß sogar seinen eigenen Schutzgeist (Domowoy). Gunst und Schutz der Gottheiten suchten die Slaven durch Gebet und Opfer zu erlangen, letztere in Verbrennung von Thieren oder Darbringung von Feldfrüchten bestehend. Eine eigene Priesterschaft gab es nur bei einzelnen slavischen Stämmen. Von den hervorragenden Festen im Jahre wurzelten die meisten im Wechsel regelmäßig eintretender Naturerscheinungen, im Kampfe des Dunkels mit dem Lichte, des Winters mit dem die Natur wieder belebenden Frühling und Sommer. Auch von dem Leben nach dem Tode hatten die alten Slaven sich eine ziemlich genaue Vorstellung gebildet. Die Seele (Duscha) selbst anlangend, glaubten sie, es könne dieselbe zur Zeit des Schlafes den menschlichen Körper verlassen und verschiedene Gestalten annehmen. Nachdem sie sich vom Körper bleibend getrennt, irrt sie lange umher und kehrt zeitweise wohl wieder heim, woher der Gebrauch, zu gewissen Zeiten im Jahre allerlei Speisen für Dahingeschiedene zwischen die Fenster zu stellen. Uebrigens schrieb man auch den Leichnamen im Grabe, bis sie nicht völlig verwest waren, einen gewissen Grad von Leben zu, und gab man deshalb den Todten Speise und Trank mit ins Grab. Unter den verschiedenen Bestattungsweisen ist sowol das Begraben wie das Verbrennen bei den Slaven in Uebung gewesen.

Bei Besorgung von Gemeinde- und Staatsangelegenheiten hatten alle gleichmäßigen Antheil, die Civil- und Staatsverfassung war also eine demokratische. Man kannte ursprünglich weder eine erbliche Fürstenwürde noch einen Unterschied der Stände. Das Band der Sippen eventuell der Stammeseinheit hielt Alle umschlungen und genoß der Einzelne nur insofern gewisse Rechte, als er sich als Glied dieser Einheit betrachten konnte. Deshalb war der Staroſta (Starschina) nur der Verwalter des Gesammtvermögens der Sippe und jedes Glied nur insoweit Miteigenthümer des Vermögens, als es Mitglied dieser Sippe war. Die Einheit der Sippe und des Stammes schließt die Erbfolge aus; diese Züge scheiden die Slaven von den Germanen wie den Romanen scharf ab und sind ein wichtiges Charakteristikon ihrer Volksindividualität.

Obwol aber Alle ursprünglich frei und gleichberechtigt waren, so ging doch auch bei den Slaven die Demokratie bald in Aristokratie über, denn das reale sowie das ideale Uebergewicht gestatten nirgends völlige Gleichheit, außer vor dem Gesetze als solchem. So bildete sich denn infolge fremden Einflusses bei einzelnen Stämmen schon ziemlich frühzeitig nicht nur ein Ständeunterschied, sondern auch die Erblichkeit der Fürstenmacht, welche Aenderungen auch die Leibeigenschaft und Sklaverei im Gefolge hatten, so sehr auch beide dem Grundwesen des slavischen Volkes zuwider gewesen waren. Ermöglicht wurde die Erblichkeit der Fürstenmacht theilweise durch den Umstand, daß der größere Besitz einzelnen Sippen zu größerem Ansehen verhalf und man aus ihrer Mitte den Stammältesten wählte, welcher Vorgang mehrmals nach einander wiederholt die Sitte aufkommen ließ, den Stammesältesten nur mehr einer bestimmten Familiengenossenschaft zu entnehmen. Dies erzeugte einen Unterschied der Stände, indem diese bevorzugten Familiengenossenschaften die erste Schicht zum nachmaligen slavischen Adel bildeten, neben dem übrigens anfänglich die ganze kompakte Masse des Nichtadels die Freiheit genoß.

Mehr denn tausend Jahre sind verflossen, seitdem diese Slaven das große Reich gründeten, welches fast den ganzen Osten unseres Welttheiles umfaßt. Gleich so mancher anderen ist auch sein Ursprung in den Nebel der Sage verhüllt und nur schwer gelingt es, den Kern von den harten Hüllen zu befreien. Die Gründung des Russischen Reiches fällt in eine Epoche, in welcher alles Alte in Europa neu wurde. Die Trümmer des entgeisterten römischen Kolosses waren eine Beute der Barbaren geworden. Germanen herrschten in England, Gallien, Spanien und Italien. Die Slaven ließen sich in vielen von den Germanen verlassenen Ländern nieder. Karl der Große stiftete ein neues abendländisches Kaiserreich, und die Normannen beherrschten die europäischen Meere. Da stellt sich uns der Anfang der russischen Geschichte, wenn wir den alten Chroniken trauen dürfen, als ein höchst merkwürdiges und vielleicht einziges Ereigniß dieser Art dar. Freiwillig vernichten nämlich die Slaven ihre alte Volksregierung und verlangen Gebieter von den Warägern, die früher ihre Feinde waren. Dies trug sich zu im Jahre 862. Also berichtet die Chronik des alten russischen Mönches Nestor, welcher den Waräger Rurik die russische Monarchie gründen und andere Waräger von dem reizenden Kiew Besitz nehmen läßt. Die dunkle Geschichte dieser Waräger ist lange Gegenstand eines gelehrten Streites gewesen, bis man sich dahin einigte, in den Warägern normannische Einwanderer aus Schweden zu erkennen, die man für die Urheber der nunmehr in Rußland anhebenden Kulturentwicklung hält. Erwägt man aber, daß die heutige Volksmenge Schwedens nur etwas über vier Millionen Köpfe beträgt, so kann dieselbe vor einem Jahrtausend keinesfalls groß genug gewesen sein, um die auswandernden Waräger als ein zahlreiches Volk erscheinen zu lassen. Die an Kopfzahl so große Masse der slavischen Russen dürfte demnach eine politische Verbindung zu einem großen Ganzen wol nicht erst durch das Eindringen des derben, thatkräftigen Elements der Waräger, der sogenannten Ros (Ῥῶς), erlangt haben. Indeß ist der Germanismus der Waräger keineswegs zweifellos; es ist nicht unmöglich, daß sie anstatt aus

Skandinavien aus dem damals slavischen Preußen stammten, nicht von der Küste Roslagen, sondern von den Ufern der Weichsel und des Niemen.

In jüngster Zeit sind gegen die ganze, auf das einzige Zeugniß des Nestor fußende Geschichte der Waräger Bedenken vorgebracht worden, wonach diese keine Nation, sondern eine Klasse gedungener Abenteurer gewesen, unterstützt von den einheimischen Fürsten. Doch sei dem wie ihm wolle, selbst Nestor giebt zu, daß, als die Waräger berufen wurden, sie schon gesittete Zustände vorfanden. Ostrogord, das spätere Nowgorod, war schon ein bedeutender Platz, und das ehrwürdige Kiew am Dnjepr, damals unter chasarischer Herrschaft, glänzte ebenfalls schon vor der Ankunft der angeblichen Normannen, die übrigens binnen Kurzem vollständig slavisirt waren. Hierauf ist ein besonderes Gewicht zu legen. Sind wirklich germanische Fremdlinge nach Rußland gekommen, so waren sie entschieden nur in geringer Anzahl und trotz späterer Zuzüge bald von der den Slaven eigenthümlichen Resorptions- und Assimilirungskraft ethnisch aufgeschlürft. Beweis hierfür, daß uns im Jahre 945 ein Fürst Swjatoslaw, also schon ein slavischer Name, begegnet. Nicht die Waräger haben das russische Volk, sondern das russische Volk hat die Waräger umgewandelt, gerade so, wie es dies noch in späteren Zeiten mit den finnischen Stämmen gethan. Die Ruriks hat man demnach unter allen Umständen, mögen dieselben wirklich Normannen sein oder nicht, doch schon nach kurzer Zeit für völlig slavisirte Russen anzusehen. Ebenso dürfen wir die Kultur jener Epoche in Rußland durchaus als eine einheimische betrachten; denn selbst wenn die Waräger Skandinavier waren, hätten sich die Russen doch von diesem berüchtigten Raubgesindel keines veredelnden Einflusses zu rühmen gehabt. Wie hoch oder wie tief man das damalige Kulturstadium der Russen veranschlagen möge, man hat keinen Grund, es für fremde Importation zu halten. Im Jahre 922 besuchte der Araber Ibn-Fozlan das Land der Wolga-Bulgaren und unter den Handelsleuten vieler Nationen, die er hier traf, fielen ihm die Russen besonders auf; er hat uns eine ausführliche Schilderung ihrer Sitten und Gebräuche hinterlassen, welche dieselben den ersten Kulturstadien schon entrückt zeigt.

Auch eine eigenthümliche städte- und staatengründende Kraft, die sich bis auf die Gegenwart erhalten hat, wohnte dem russischen Volke inne. Gleichwie ein guter Theil der heutigen Städte Norddeutschlands von den Slaven gegründet wurde, so fällt auch in die Zeit, wo es in Mitteleuropa noch traurig aussah und wüst, die Glanzepoche der mächtigen Wolchow-Republik, des altslavischen Nowgorod. Nirgends haben die russischen Slaven in ihrer Bewegung nordwärts die Küste erreichen können; doch gelang es den Nowgorodern, an einem geographisch-historischen Knotenpunkte, an dem Ausflusse des Wolchow aus dem Ilmensee, festen Fuß zu fassen. Schon früh wandte sich der Sinn der slavischen Ilmen-Anwohner kaufmännischen Unternehmungen zu. Lange vor der Festsetzung der Waräger vermittelten sie den Verkehr des Südens mit den finnischen Völkerschaften, während ihnen die Karawanen der Bulgaren von der Wolga her die Schätze des Orients zum Umsatz gegen die nordischen Produkte brachten. Als die moskowitischen Fürsten am Ende des neunten Jahrhunderts hier ihre Herrschaft gründeten, brach aber die Handelsrepublik am

Wolchow mit ihrer eigenartigen Lebensordnung zusammen. Langsam verdichtete und breitete sich die agrikole slavische Bevölkerung aus, mit Beil, Sense und Pflug in harter Arbeit sich den Boden anschaffend; „mein die Erde, soweit Beil, Sense und Pflug gegangen", d. h. mein Besitzthum reicht so weit wie meine Siedlerarbeit, war die alte Rechtsformel für die Besitzergreifung des Bodens. Vom oberen Wolga-Becken (Rostow, Susdalj) breitete sich die russische Kolonisation nach Nordosten aus. Ging der Zug der angeblich **npr**-mannischen Staatsgründung nach Süden den Dnjepr hinab, so sehen wir bald die Nowgoroder Slaven die Dwina hinab bis zum Weißen Meere vordringen, wo früh schon Cholmogory (Holmgard) den Mittel- und Schwerpunkt des slavisch-skandinavischen Seeverkehrs bildet. Wo heute Archangelsk steht, ward bereits im zwölften Jahrhundert das Kloster St. Michael gestiftet, welches jenem des heiligen Georg in Nowgorod zehntete. Sicherlich wäre die mächtige Slavenrepublik im Stande gewesen, eine den Deutschen gefährliche Thätigkeit zur See auf dem Baltischen Meere zu entwickeln, hätte sie nicht ihre ganze Kraft auf die Eroberung und Kolonisirung des finnischen Nordens und der Uralgegenden geworfen. Reißend schnell dehnten sich die Nowgoroder über die Stromlandschaften des nördlichen Eismeeres aus, und schon im eilften Jahrhundert durchzogen ihre Handelskarawanen die Gegenden der Petschora, Permiens und Ugriens nach allen Richtungen, wobei die Befestigung dieser Herrschaft nicht immer ohne Blutvergießen abging. In dem Freibriefe Wsewolod's (zwölftes Jahrhundert) geschieht bereits des Handelsstandes an der Onega, in Karelien, Wologda und Permien Erwähnung. Die eigenartige Entstehung der Nowgoroder Ansiedelungen lernen wir sehr anschaulich aus der Chlynow'schen Chronik kennen, begnügen uns aber hervorzuheben, daß diese Kolonisirung durch die Beweglichkeit und Unstetigkeit der zersplitterten und schlaffen finnischen Bevölkerung ungemein erleichtert und die seßhafte landbauende slavische und slavisirte Einwohnerschaft immer dichter wurde. Unterwerfung, Bekehrung, Slavisirung folgten rasch aufeinander. Nur der Nordwesten blieb von der Slavisirung frei. Ausschließlich im Osten beschäftigt, besiedelten die Nowgoroder das Küstenland des Baltischen Meeres nämlich nicht, daher sich Schweden, Deutsche und Dänen dort festsetzen und dasselbe dem westeuropäischen Kultursysteme unterwerfen konnten. Anders wäre das Baltische Land schon früher völlig slavisirt worden. Mit der Ausbreitung der russisch-slavischen Bevölkerung hielt die des orientalischen Christenthumes gleichen Schritt, welches bei den Russen unter Wladimir schon im Jahre 988 Eingang fand. In diesem Punkte hatten die russischen Slaven selbst ihre westlichen Nachbarn in Lithauen und Preußen überflügelt.

Das Christenthum fand jedoch erst nach reiflicher Ueberlegung Annahme. Die benachbarten mohammedanischen Wolga-Bulgaren waren bestrebt, den Großfürsten Wladimir für den Uebertritt zum Islam zu überreden, als dieser noch schwankte, ob er diesen oder das Evangelium annehmen solle. Doch der Bericht der Gesandten, die er zur Gewinnung näherer Kunde über die verschiedenen Arten von Religion hatte ausgehen lassen, lautete für den Islam nicht günstig. „Wir sind", sagten sie, „zu den Bulgaren gegangen und haben gesehen, wie

sie in ihrem Tempel sich verneigen, nach der Verneigung sich niedersetzen, rechts und links hinsehen wie Besessene. Lustigkeit ist bei ihnen nicht, sondern trauriges Wesen und häßlicher Geruch. Ihre Religion ist nicht gut." In der schwierigen Alternative, ob Annahme der Religion, welche den Wein verbietet, oder der, welche die Vielweiberei untersagt, entschied sich der Russe für den Glauben, welcher dem Weingenusse nicht feind ist. Und sicherlich brachte hierin der Fürst nur die allgemeine Volksneigung zum Ausdruck, wie sich dieselbe in zahlreichen Skazka's, den im Munde des Volkes heute noch lebenden Märchen, beobachten läßt. Ein Hauptgrund jedoch für Annahme des griechischen Glaubens war die Meinung der Bojaren. Sie sagten zu Wladimir: „Deine Großmutter Olga, die weiseste der Frauen, würde sich nicht zum griechischen Glauben bekannt haben, hätte sie ihn nicht für besser als alle übrigen gehalten."

Obwol die Griechische Kirche auf rohe Gemüther weniger veredelnd und kultivirend wirkte als die mehr blendende Römische, so ward doch die Ausbildung der geistigen Anlagen, die mit den Staatseinrichtungen so oft genau zusammenhängen, durch die Einführung des Christenthums sehr befördert. Die heidnischen Priester rühmten sich prophetischer Gaben und waren die ältesten Weisen im Norden. Ihr vorgebliches Wissen gründete sich indeß immer entweder auf Betrug oder aber, und dies mehr noch, auf Selbsttäuschung. Das ungebildete Volk dagegen hielt jeden Schluß der Urtheilskraft, jeden glücklichen Erfolg eines Unternehmens für die Wirkung übernatürlicher Wissenschaften. Nach Einführung des Christenthums war es das Bibelwerk von Cyrillus und Methodius, welches die Russen gebrauchten. Diese beiden Brüder und ihre Gehülfen waren es, welche zuerst die Regeln der slavischen Büchersprache fest begründeten und zwar nach der Analogie des Griechischen. Sie bereicherten das Slavische zugleich mit neuen Wörtern und Redeformen, jedoch mit Beibehaltung der Mundart ihrer Vaterstadt Thessalonica (Salonichi), das ist des illyrischen oder serbischen Dialektes, der auch jetzt noch mit dem Slavischen der Kirchenbücher die größte Aehnlichkeit hat. Es mußten alle slavischen Mundarten damals weniger von einander abweichen als jetzt, weil sie ihrem gemeinschaftlichen Urquell um Vieles näher waren. Die Ureltern der Russen konnten sich also um so leichter die Sprache der Cyrillischen Bibel aneignen. Die Schreibart jener Uebersetzer wurde seit der Zeit als Muster für die neue christliche Bücherwelt in Rußland betrachtet und selbst Nestor suchte sie nachzuahmen. Die eigentliche russische Mundart dagegen erhielt sich neben jener Kirchensprache zugleich fortwährend im Gebrauche, und seit dieser Zeit giebt es in Rußland genau genommen zwei Sprachen: die allgemein bürgerliche und die kirchliche.

Schon Rurik's Nachfolger verlegten die Residenz ihres Reiches von Nowgorod nach Kiew, bedrohten auf der Wasserstraße des Dnjepr das schwache Byzantinische Reich und trotzten den Beherrschern von Konstantinopel Tribut ab. Auch die Chasaren und andere slavische Volksstämme wurden unterworfen, und jene sahen sich gezwungen, den Zins, den sie sonst von den westlichen Stämmen zu erheben pflegten, nun den Russen zu entrichten. Durch Drohungen erlangte der erobernde Wladimir der Große die Hand der griechischen Kaiserstochter Anna, Schwester der Theophania, welche Verbindung zur Be-

gründung des Christenthums in Rußland Veranlassung gab. Die Götzenbilder wurden zerstört, Wladimir ließ sich taufen und seinem Befehle und Beispiele folgte das ganze Volk. Doch schwächten nebst Bürgerkriegen und blutigen Kämpfen mit den kriegerischen Nachbarn, den Petschenegen, Kumanen, Bulgaren und anderen wilden Stämmen, hauptsächlich die Theilungen des Reiches die Macht der Russen unter Wladimir's Nachfolgern. Nach der Sitte jener Zeit erhielt nämlich jeder Sohn eines Großfürsten einen Theil des väterlichen Gebietes als Erbschaftsantheil; noch bei Lebzeiten der Eltern sandte man die jungen Fürsten nach jenem Theil, denselben zu verwalten. Es war dies also keine Stiftung selbständiger Fürstenthümer, sondern nur die Ausübung eines dem Familienoberhaupte zukommenden Rechtes, wonach dieses einen Theil des gemeinschaftlichen Familiengutes — denn als solches betrachtete man auch das Reich — einem Mitgliede der Familie zu Nutz und Gebrauch zuweisen konnte. Es war das System der altslavischen Familienkommune ins Große und auf das ganze Reich übertragen. Hierin wurzelt die für Rußland so unheilvoll gewordene Zerstückelung des Reiches in die sogenannten apanagirten Theilfürstenthümer. Unter Wladimir erstreckte sich das Reich vom Dnjepr bis zum Ladogasee und an die Ufer der Düna. Aber schon nach seinem Tode nahm die Zersplitterung unter seinen vielen Söhnen ihren Anfang. Die Reihe der Theilfürsten von Jaroslaw an während der folgenden drei Jahrhunderte auch nur anzuführen ist eine reine Unmöglichkeit, und der große Geschichtschreiber Karamsin gesteht selber, daß man sich dabei im Chaos verliere. Oft übertrafen diese Theilfürsten den Großfürsten an Macht oder nahmen gar dessen Titel an, die meisten zersplitterten durch innere Kriege die Kräfte der Nation so sehr, daß die streitbaren Lithauer, Polen, Schwertbrüder u. A. im Westen große Länderstrecken an sich rissen, und endlich die Mongolen nach der blutigen Schlacht an der Kalka im Jahre 1224 bis zum Dnjepr vordrangen, die gefangenen Russen treulos erwürgten, die drei Großfürsten Mstislaw, Andreas und Alexander unter Bretern erstickten und auf ihren Leichen ein gräßliches Siegesmahl feierten. Fünfzehn Jahre später setzten sie ihre Eroberungszüge fort. Sie stürmten Kiew, den glänzenden Herrschersitz, mordeten die Einwohner und legten die Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Denkmälern alter Kunst in Asche. Dann eroberten sie alles Land vom Dnjepr bis an die Weichsel und machten zuletzt, nachdem sie Süd- und Westrußland in eine Wüste verwandelt, sodaß die wenigen Menschen, die in den Wäldern und einsamen Orten ein kärgliches Leben fristeten, der Todten Ruhe beneideten, das ganze Reich zinspflichtig. Der Großkhan der Goldenen Horde von Kaptschak, dessen Residenz und Standlager im Osten der Wolga war, erhob zwei Jahrhunderte lang einen drückenden Tribut von den russischen Fürsten und ihren Unterthanen und schaltete als Oberrichter und Gebieter über Land und Leute. Was war gegen ein solches Nationalunglück der glorreiche Sieg, den Alexander Newski an der Newa 1241 über die Schwertritter davontrug? Vergebens bemühte sich der tapfere Großfürst Demetrius Iwanowitsch, das schwere Joch abzuschütteln; die Mongolen verbrannten 1380 seine Hauptstadt Moskau und zwangen ihn zur alten Unterwürfigkeit.

Die Mongolenherrschaft in Rußland hatte für die Kulturentwicklung des Volkes die traurigsten Folgen, denn nur ihr ist das Zurückbleiben der Russen zuzuschreiben, die vor etwa achthundert Jahren in Gesittung hinter den Deutschen nicht zurückstanden. Es ist eine total irrige Parallele, welcher zufolge manche Knaben in der Schule ein ähnliches Schauspiel bieten; Anfangs, wo es sich um die Elemente des Wissens handelt, halten die Fleißigen alle ziemlich gleichen Schritt; erst in den höheren Stadien des Unterrichts, wenn die Ideen hervorbrechen sollen, macht sich der große Unterschied ihrer Begabung geltend. Dieser Vergleich trifft hier nicht zu, weil zweifellos die Slaven zu den begabtesten unter den arischen Stämmen zählen. Allein die Sitten der Mongolen, welche sich nicht scheuten, das Fleisch erschlagener und selbst auch nicht erschlagener Feinde zu essen, waren überaus roh, und es läßt sich leicht ermessen, welche Wirkung den unabänderlichen Gesetzen der Kulturentwicklung zufolge die Herrschaft dieser Barbaren auf das russische Volk ausüben mußte. Eine allgemeine Kulturverwilderung, ein gewaltsames Zurückdrängen der kaum entfalteten Kulturansätze, die durch die Noth erzwungene Ausbildung mancher bösen Eigenschaft, welche einen späteren Aufschwung hintanhalten mußten, waren die unausweichlichen Konsequenzen. Manches Asiatische eigneten sich die Russen auch durch die Blutsverbindungen an, welche sie mit den Beherrschern und Nachbarn schlossen. Manche Mongolin hat als Hausfrau in einem russischen Palast gesessen, und es giebt heute noch in Rußland sehr vornehme Familien, welche sich ihrer Herkunft aus einer Mongolenhorde rühmen, wenngleich die Masse des Volkes sicher nicht mongolisirt wurde. Zweifellos hat aber die mongolische Herrschaft den Russen ihren Stempel aufgedrückt. Die materielle und geistige Kultur war damals in Rußland schwer geschädigt, schwerer vielleicht noch als jene des Alterthums durch den Einbruch der Germanen.

Erst als innere Zwietracht und Timur's Waffenglück die Macht der Goldenen Horde gebrochen, gelang es dem Großfürsten Iwan Wasiljewitsch dem Großen (1462—1505) von Moskau, wohin sein Großvater Iwan nach der Einnahme Kiews durch die Lithauer seine Residenz verlegt hatte, sein Reich von der Zinspflicht zu befreien und durch glückliche Kriege nach allen Seiten hin auszudehnen. Durch die Anlegung fester Städte an der Ostgrenze sollten in Zukunft feindliche Einfälle abgehalten und neue Eroberungen angebahnt werden. Die reiche, dem Hansabunde angehörende Handelsstadt Nowgorod, der es gelungen war, sich der russischen Herrschaft zu entziehen, ein republikanisches Gemeinwesen zu begründen und ihre Freiheit durch eine starke Bürgermacht Jahrhunderte lang zu behaupten, wurde unterworfen, ihrer Rechte beraubt und eine Anzahl ihrer Bürger nach anderen Städten verpflanzt (1478); das tatarische Fürstenthum Kasan mußte an den Großfürsten von Moskau Zins bezahlen; selbst Lithauen fühlte, daß ein neuer Geist über Rußland gekommen. Iwan's Vermählung mit einer Nichte des letzten christlichen Kaisers in Konstantinopel öffnete der byzantinischen Bildung einen Weg in das Russenreich und lenkte die Blicke seiner Herrscher auf das Oströmische Reich, dessen zweiköpfigen Adler Iwan in das russische Wappen aufnahm und dadurch seinen Nachfolgern die Pflicht auferlegte, den Byzantinischen Staat als das recht-

mäßige Erbe der russischen Fürsten anzusehen und darnach zu handeln. Seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken wurde der russische Metropolit (später Patriarch) von den einheimischen Bischöfen gewählt und somit auch die kirchliche Unabhängigkeit errungen. Iwan war nicht blos ein gewaltiger Eroberer, er war auch Gesetzgeber und Staatsordner. Um künftigen Erbfolgekriegen vorzubeugen, traf er Verfügungen über Thronfolge und Einheit und Untheilbarkeit des Reiches; und um unter seinem barbarischen Volke den Keim der Kultur zu pflanzen, ließ er Handwerker und Bauleute aus Deutschland und Italien kommen. Der zum Schutze seiner Hauptstadt Moskau angelegte Kreml zeugt von seinem großartigen Sinn.

Iwan's Enkel, Iwan Wasiljewitsch II., zubenannt der Schreckliche (1533—1584), der sich zuerst den Titel eines Zaren oder „Selbstherrschers aller Reußen" beilegte, schritt auf den blutigen Pfaden des Ahnherrn fort und suchte durch die nämlichen Mittel Rußland zu vergrößern, aber auch zu kultiviren. Er zog deutsche Handwerker, Künstler und Gelehrte in das Land, legte Buchdruckereien an und schloß mit der Königin Elisabeth, nachdem von England aus der Seeweg nach Archangel entdeckt worden, einen Handelsvertrag. Er eroberte Kasan und Astrachan, dehnte sein Reich bis zum Kaukasus aus und traf Anstalten zur Erforschung und gänzlichen Unterwerfung Sibiriens. Im Innern schritt Iwan über die Erde wie ein zermalmender Orkan, um jeden Widerstand im Keime zu ersticken. Vor seinem Geiste und Willen zitterte das ganze Haus und Volk. Durch Errichtung der Schützenschar der Opritschniki (Strelitzen) legte der schreckliche Iwan den Grund zu einer stehenden Kriegsmacht. In seinem ganzen, mitunter furchtbaren, im Allgemeinen jedoch für die Kulturentwicklung in Rußland segensvollen Wirken erinnert er lebhaft an Ludwig XI., der in Frankreich Aehnliches mit ähnlichen Mitteln vollbrachte. Aber noch über ein Jahrhundert verfloß, ehe die Barbarei völlig aus Rußland wich; aller Handel war in den Händen der Hanseaten, besonders der Lübecker; es fehlte jede Spur der Grundstoffe, aus welchen die abendländischen Staaten erwachsen sind. Mit Iwan's Sohne Feodor erlosch der Rurik'sche Mannsstamm, nachdem der Umfang des Russischen Reiches seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von 18,000 auf 100,000 Quadratmeilen gestiegen war.

Es trat nun eine Zeit der Gesetzlosigkeit und Gewaltthat ein. Der von den russischen Bojaren zum Zar erhobene Boris war ein gerechter, auf Hebung des Handels und der Kultur bedachter Fürst; als aber ein entlaufener Mönch Gregorius sich für den längst nicht mehr unter den Lebenden weilenden Bruder Feodor's, Demetrius, ausgab und mit Hülfe der Polen einen Theil von Rußland in seine Gewalt brachte, verlor Boris den Muth und tödtete sich durch Gift. Die Polen besetzten hierauf Moskau nebst dem Kreml und waren ihrem Schützlinge behülflich, die Zarenwürde an sich zu reißen. Mit der Ermordung des Sohnes von Boris begann die Regierung des falschen Demetrius (1605—1606), doch dauerte die Herrschaft des Betrügers nur dreizehn Monate, denn ein Aufruhr kostete ihm bald das Leben. Nunmehr trat eine völlige Anarchie ein, während welcher noch eine Menge falscher Demetrius die Nation äfften, die Großen haderten und die Polen und Schweden ihre Grenzen gegen Rußland

hin erweiterten. Endlich, müde der Verwirrung, ermannten sich die Bojaren und vereinigten sich 1613 zur Wahl des siebzehnjährigen Michael Romanow, eines Sohnes des geachteten Metropoliten von Moskau und mütterlicherseits Abkömmlings des alten Zarenhauses. Ein aus Adel, Klerus und Städteabgeordneten gebildeter Reichstag entwarf ein Staatsgrundgesetz, wonach Michael für sich und alle seine Nachkommen unumschränkte Zarengewalt erhielt. Mit ihm beginnt das Romanow'sche Regentenhaus, dem Rußland seine Größe und Ausbildung zur europäischen Großmacht verdankt. Michael's Mäßigung und Friedensliebe waren sehr geeignet, die inneren Wunden zu heilen. Er ordnete die Grenzen durch Friedensschlüsse mit Polen und Schweden, und mußte damals auch manche Eroberung diesen mächtigen Nachbarn überlassen bleiben, die Russen nahmen später doch Alles zurück. Schon Michael's Sohn, Alexei (1645—1676), erwarb von den Polen Smolensk, Severien und andere Orte, und brachte die streitbaren, wohlberittenen Kosaken zur Anerkennung der russischen Oberhoheit. Zugleich eröffnete er Handelswege nach Persien und China über Sibirien und die Wolga hinauf, hob die innere Betriebsamkeit und begünstigte europäische Kultur. Sein Sohn Feodor that einen großen Schritt zur kaiserlichen Allgewalt durch Vernichtung der Geschlechtsregister, auf denen die Ansprüche der Adelsfamilien beruhten. Nach seinem Tode änderten die Strelitzen durch einen Aufstand die von Feodor getroffene Thronfolgeordnung und übertrugen dem älteren, aber schwachsinnigen Bruder Iwan die Herrschaft und seiner Schwester Sophie die Mitregentschaft. Als aber Peter, Alexei's jüngster Sohn, das siebzehnte Jahr erreicht hatte, riß er die Gewalt wieder an sich und führte mit starker Hand die Alleinherrschaft, die sich durch die gewaltsame Unterdrückung der alten Friedensstörer, der Strelitzen, Raum für eine neue Staatsordnung schuf.

Die Leistungen des jungen Zaren, der als Peter der Große (1689—1725) sich unsterbliche Lorbern auf allen Gebieten sammeln sollte, sind zu allgemein bekannt, um hier näher darauf einzugehen. Sie lassen sich in kurzen Worten dahin zusammenfassen, daß sein Streben dahin ging, das Russische Reich aus einem asiatischen, wie es bisher gewesen, in einen europäischen Staat umzuwandeln. Diesem Ziele widmete er in Krieg und Frieden die ganze Kraft seines Lebens, und wenn es auch unbestritten ist, daß trotz Alledem Peter selbst in Sitte, Denkungsart und Herrscherweise wild und rauh wie seine Zeit blieb, was mitunter zur Herabsetzung seiner geschichtlichen Bedeutung ausgebeutet wird, so läßt sich ihm doch die Anerkennung nicht versagen, daß er für die Kulturentfaltung mehr geleistet hat als mancher hochcivilisirte Staatsmann. Bei seinem Tode hatte der Zar, der den Kaisertitel angenommen, seinem Reiche blühende, kultivirte Länder erworben, seiner neugegründeten Seemacht zwei Meere erschlossen, die wenig bevölkerte Provinz Ingermannland durch erzwungene Uebersiedelung volkreich gemacht, Petersburg, das der europäischen Kultur näher lag als Moskau, zum Sitze der Regierung und zur Hauptstadt des Reiches erhoben und durch großartige Anlagen und Bauwerke in Aufschwung gebracht. Durch Anlegung von Kanälen und Landstraßen erleichterte Peter den inneren Verkehr seines unermeßlichen

Reiches; mit den Seestaaten des Auslandes wurden direkte Handelsverbindungen angeknüpft, zu dem Ende Seehäfen angelegt und die Schiffahrt befördert. Gewerbe und Manufakturen erfreuten sich besonderer Begünstigungen und neu geschaffene Bergwerke förderten den inneren Reichthum des Landes zu Tage, sodaß Rußland trotz der vielen und schweren Kriege sich in blühender Finanzlage befand. Auch die Verwaltung des Reiches gewann durch Peter eine neue Gestalt. Unter seinen Neuerungen war aber keine erfolgreicher als die Aufhebung des Patriarchats und die Ernennung der heiligen Synode zur obersten Kirchenbehörde, welche vom Kaiser, ihrem Präsidenten, Verhaltungsbefehle empfing. Von nun an stand in Rußland die Kirche, ihre unantastbaren Dogmen ausgenommen, unter dem Patronat des Monarchen.

Peter's des Großen Tod führte eine Reihe schwankender Regierungen und stürmischer Thronwechsel herbei, die an die Kaiserzeit von Rom und Byzanz erinnern. Auf Peter's Gemahlin, Kaiserin Katharina I. (1725—1727), folgte Peter II. (1727—1730) und diesem die Kaiserin Anna (1730—1740), unter deren immerhin glorreicher Regierung die am Hofe herrschenden lockeren Sitten die Anfänge einer Favoritenherrschaft begünstigten, die sich zu jener Zeit in Rußland eben so einbürgerte wie in Frankreich das Maitressenwesen. Nach Iwan's kurzer Regierung bemächtigte sich Peter's des Großen jüngste Tochter, Elisabeth (1741—1762), der höchsten Herrschergewalt. Als die Kaiserin starb, bestieg ihr Neffe Peter III. den Thron, aber nur um schon nach sechs Monaten einem Aufstande zum Opfer zu fallen. Seine Gemahlin war es nun, welche die Geschichte nicht mit Unrecht als die große Katharina II. feiert. Huldigte zwar auch sie in ausgedehntem Maße dem Günstlingswesen, wodurch die Staatseinkünfte oft bedeutend litten, so wogen ihre ausgezeichneten Herrschergaben, ihr vorurtheilsloser Sinn und ihr hoher Geist diese Fehler wieder reichlich auf, und nächst Peter dem Großen dankt Rußland unstreitig ihr den meisten Kulturfortschritt. Katharina's Sohn, Kaiser Paul, bestieg nun den Thron und verwickelte alsbald Rußland zu Gunsten der gestörten Legitimität und Wiederherstellung der alten Zustände in einen Krieg mit Frankreich, indem es sich den Gegnern Napoleon Bonaparte's anschloß, eine Stellung, der Rußland auch treu blieb, nachdem 1801 eine Palastrevolution dem Leben Kaiser Paul's ein Ende gemacht und sein Sohn als Alexander I. zum Kaiser ausgerufen worden war. Die erste Hälfte der Regierung dieses edeln und liberalen Monarchen, der in den Ostseeprovinzen die Leibeigenschaft aufhob und dem Königreich Polen eine selbstständige Verwaltung gab, wurde völlig durch die Kämpfe gegen den Franzosenkaiser ausgefüllt. Nach dem Falle Napoleon's bildete Rußland eins der wichtigsten Mitglieder der sogenannten „Heiligen Allianz", und der 1825 zu Taganrog am Asow'schen Meere schnell und unerwartet erfolgte Tod des Kaisers beraubte diesen Bund seiner kräftigsten Stütze. Es ergriff nunmehr sein zweiter Bruder Nikolaus, da der ältere, Konstantin, schon früher dem Throne entsagt hatte, das russische Scepter, nach Unterdrückung einer Militärverschwörung, die angeblich auf Uebertragung der Krone an Konstantin und auf Beschränkung der unumschränkten Zarengewalt durch konstitutionelle Formen gerichtet war,

die aber, da sie keinen Rückhalt im Volke hatte, scheitern mußte. Mit derselben Entschlossenheit, Kraft und Energie, womit er der weitverzweigten Verschwörung Meister geworden, führte Kaiser Nikolaus seitdem die Zügel der Herrschaft nach außen und innen, gleich einem Imperator von altrömischem Schlage. Die liberalen Grundsätze seines Vorgängers fanden wenig Gnade in seinen Augen, vielmehr erhob er den Konservatismus in seiner unmittelbarsten Gestalt zum ausschließlichen Regierungsprinzipe. So streng religiös der Kaiser selbst war, ebenso eifrig war auch sein Bestreben, die bevorrechtete Stellung der orthodoxen Kirche im Orient aufrecht zu erhalten, und so forderte er von der Pforte durch einen Vertrag Bürgschaft für deren gefährdete Rechte. Infolge der Weigerung der Türkei, die sich auf die Westmächte, besonders auf England und Frankreich stützte, entstand denn auch der für Rußland unheilvolle Krimkrieg, welcher mit seinen Unglücksfällen dem stolzen Monarchen nach einer dreißigjährigen Regierung den Todesstoß gab; er starb am 2. März 1855. Sein Sohn und Nachfolger, der jetzt regierende Kaiser Alexander II., ein milder, friedliebender Monarch, bestieg den Kaiserthron zu einer schweren Zeit. Weder er noch sein Volk schrieen um Rache gegen ihre Feinde — „la Russie ne boude pas, mais elle se recueille", wie der Kanzler Fürst Gortschakow treffend sagte — sie suchten aus dem erlittenen Schaden Lehren für die Zukunft zu ziehen und, Dank der russischen Beharrlichkeit, der Phönix hat sich aus seiner Asche erhoben. Dem Kaiser galt es vor Allem, das ererbte Reich zum Boden eines wichtigen Aufstrebens zu machen, wo der Fortschritt in Förderung des Volkswohles und Bildung des Volksgeistes bestehen sollte. Kaiser Alexander riß die Scheidewände nieder, welche Rußland noch von den übrigen Staaten Europa's trennten, und vertauschte das Prohibitivsystem gegen die mildere Form der Schutzzölle. Dampfschiffahrt- und Handelsgesellschaften nahm der Kaiser in seinen besonderen Schutz, und unter seiner Aegide bedeckt sich Rußland mit einem stattlichen Netz von Eisenbahnen. Zugleich wurden in Asien dem Verkehre und Waarenumsatze neue Wege geschaffen. Aber auch auf anderen Gebieten regte sich unter Alexander II. ein neuer Geist; er zeigte sich in der religiösen Toleranz und mehr noch in den wirksamen Maßregeln zur Beförderung der Volksaufklärung. Die eingreifendste Reform aber fand auf sozialem Gebiete statt durch die Aufhebung der Leibeigenschaft und Gründung freier Bauerngemeinden mit Grundeigenthum, eine Maßregel, welche eine vollständige Umwälzung in allen sozialen, finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnissen des Staates herbeizuführen geeignet war. Gegenwärtig wandelt Rußland auf den Bahnen eines ruhigen, aber sicheren Fortschrittes und rechtfertigt in jeder Beziehung das Wort jenes Diplomaten, welcher sagt:

„Rußland ist ein Land der Zukunft."

Im Park von Peterhof.

Verscheucht vom Strahl der Frühlingssonne,
Flieht von der Berge schräger Wand
Der Schnee herab in trüben Strömen
Auf überschwemmtes Wiesenland.
Mit sanftem Lächeln grüßt der Morgen
Des Jahrs die schlummernde Natur;
Es grünt der Wald, die Himmel glänzen
Bereits in dunklerem Azur.
Die Biene eilet aus der Zelle,
Wo sie entrichtet den Tribut;
Die Thäler trocknen ab und färben
Sich bunter in der Sonne Glut,
Die Herde lärmt, die Nachtigall
Entzückt die Nacht mit süßem Schall.

Puschkin.

I.

St. Petersburg.

Kronstadt. Peterhof. Die Newa. Gründung von St. Petersburg. Der Kai. Wassili-Ostrow. Paläste und öffentliche Gebäude. Das Marsfeld. Newsky-Perspektive. Das Kaufhaus. Im Winter. Feste und Festlichkeiten. Volksleben. Pulkowa. Zarskoje-Sselo. Dampfschiffe.

Auf der Fahrt von Stettin oder Lübeck nach Petersburg mit einem jener behaglich eingerichteten großen Dampfer bemerkt der Reisende, nachdem er das zur Rechten liegende alte Reval mit seinem mastenreichen Hafen und den weit hinaus ragenden Leuchtthurm passirt hat, vor Allem den auffälligen Unterschied der beiden Küsten des Finnischen Meerbusens, denen er sich abwechselnd nähert. Selbst von weitem gesehen bewahrt Reval in seinen Kirchen und Häusern noch den Charakter einer alten deutschen Hansestadt. Während die linke, finnländische Seite, an welcher Abo Thorwächter ist, ganz das Gepräge des nordischen Charakters an sich trägt: steile, aus dem Meer emporragende Felsen mit gigantischen Nadelholzwäldern auf ihren Gipfeln, drohend von den schäumenden Wogen umspült und umtost, — liegen die Ufer der entgegengesetzten russischen Seite flach und eben da, bieten dem mit mehr Behagen auf ihnen weilenden Auge ein friedlicheres, anheimelndes Bild in den

zwar ärmlichen, aber doch freundlichen Dörfern und Ansiedelungen, grünen Wiesen und bebauten Feldern. In der Mitte des fast immer stürmischen Busens mit seinem kurzen, unruhigen Wellenschlage ragt die unwirthliche, düstere, schwer zugängliche Felseninsel Hogland aus dem Meere hoch über die Wellen hervor. Ein gefährliches Schmugglernest vor Zeiten, ist es jetzt nur einigen armen Lootsen und Fischern eine traurige Heimat. Schrecklich lauten die offiziellen Berichte über die Kämpfe zwischen den Schmugglern und den Zollwächtern, Strandreutern genannt. Um einige Fäßchen schlechten Branntweins, um wenige Rollen billigen Tabaks floß viel Blut, wurde manches Menschenleben geopfert; denn die Menschen jener wilden Gegenden sind eben so rauh und finster wie ihre düstere Heimat; ihre Hauptnahrung besteht in Fischen, ihr einziger Genuß ist der Branntwein und die Pfeife, oder der widerliche Kautabak.

Weiter, immer weiter hinauf bringt uns der in dem wogenden, jetzt schon engeren Meerbusen arbeitende, schwer keuchende Schraubendampfer, dessen heftigeres Schaukeln bei einigen unserer Damen, trotz des klaren, schönen Wetters, die unangenehme Seekrankheit erneuert. Da erhebt sich zu unserer Rechten der mächtige Tolbuchin-Leuchtthurm, dem kundigen Schiffer ein froher Verkünder der Nähe Peterhofs. Zur Zeit des Krimkrieges hatte die englische Flotte hier einen schweren Stand; das Licht des warnenden Wegweisers war erloschen, Lampen und Wächter entfernt und kein Lootse, weder ein finnischer noch ein russischer, zu finden, welcher der feindlichen Flotte den Weg über die Untiefen zu dem mächtigen Bollwerk des Reichs hätte weisen können. So mußten sie denn hier erst Ankerplätze suchen, ehe sie sich weiter vor, nach Kronstadt, hätten wagen können, welches zum Frühstück einzunehmen und in Petersburg zu Mittag zu verspeisen Lord Napier, der Admiral, sich in London gerühmt haben soll. Der britische Hochmuth wurde jedoch hier gedemüthigt: weder Petersburg noch Kronstadt, noch gar die riesige Felsenfeste Sweaborg, an deren vollkommen erfolgloses Bombardement Alt-England einige Millionen nutzlos vergeudete, wurden genommen. Die traurigen halbfertigen Strandbefestigungen der Alands-Inseln allein wurden von der französischen Flotte durch eine Landung nach kurzem, aber heftigem Kampfe erobert; die Engländer begnügten sich mit kleinen Ueberfällen offener finnischer Städtchen, wie Hangö-Udd u. A., lagen eine Zeit lang drohend vor Reval und — zogen wieder heim.

Jetzt steigt auch, gleichfalls zur Rechten, der sogenannte rothe Hügel — Kraßnaja Gorka, aus dem Wasser empor, bis wohin die Russen ihre Vorposten im erwähnten Kriege vorgeschoben hatten. Links passirten wir soeben Wyborg mit dem herrlichen, romantisch gelegenen Gute Monrepos, welches dem Baron v. Nicolay, einem Nachkommen des bekannten deutschen Dichters gleichen Namens, gehört.

Endlich nähern wir uns dem kleinen Kronstädter Meerbusen, der eigentlich nur das Uebergangsbecken des Newadelta zum offenen Meere bildet. In der Nähe der Kesselinsel stoßen wir auf das mit Gefangenen und Soldaten bemannte Wachtschiff, das uns eine Zollwache an Bord bringt, die bis zur Stadt uns hinabzubegleiten verpflichtet ist. Wohin wir unsere Blicke

wenden, starrt das Meer von steil aus demselben aufsteigenden kolossalen Befestigungen, die nach Napier's letztem unglücklichen Versuche durch den berühmten Helden von Sewastopol, den Ingenieur-General Tottleben, noch durch einige Bollwerke vermehrt sind. Namentlich ist eine neuerbaute Batterie bemerkenswerth, die auf einer Düne oder Sandbank (Kossa) errichtet worden und bei deren Anlegung man auf Spuren früherer, zu Peter's des Großen Zeit bereits unternommener Arbeiten stieß — ein Beweis, daß dieser umsichtige Monarch schon damals die Wichtigkeit dieses Punktes erkannt hatte.

Kronstadt ist der eigentliche Hafen von Petersburg; hier befindet sich die baltische Flotte, deren große Schiffe nicht bis Petersburg hinab können; hier auch liegen die mächtigen Ost- und Westindienfahrer, die ihre Ladungen in Lichterschiffen nach der Hauptstadt hinabsenden; hier ist das Hauptzollamt, an welchem alle von seewärts ankommenden Dampf- und Segelschiffe anlegen müssen. So ist natürlich ein buntes Leben in diesem Hafen und selbst der Leser, der manch anderen großen Hafen besucht hat, dürfte sich doch überrascht finden durch das ihm hier zuerst aufstoßende neue, russische Element. Dasselbe besteht meist in Schiffern, langbärtigen Kaufmannsdienern und Kutschern mit ihren nationalen offenen pritschenartigen Fuhrwerken, den sogenannten Droschken, die aber mit unseren deutschen keine Spur von Aehnlichkeit haben. Der Kutscher begrüßt den Reisenden mit einigen Brocken Französisch, Deutsch oder Englisch: „God damn, mussio", „Wohin Sie wollen?" redet uns ein alter grinsender, bärtiger, ziemlich unsauberer Fuhrmann an, mustert uns vom Kopf bis zum Fuß, um womöglich erst unsere Nationalität festzustellen und uns dann in der benöthigten Sprache seinen Wortreichthum auszukramen, diesem zufolge aber auch eine höhere Fuhrtaxe herauszulocken. Die Stadt und Festung Kronstadt zählte 1873 etwa 50,000 Einwohner, zu welcher Zahl alle die vielen Arbeiter, Matrosen, Soldaten, Kaufleute, Engländer, Deutsche und Russen zu zählen sind, welche die Stadt den Sommer über beleben; im Winter mag die Zahl wol kaum die Hälfte betragen. Es ist erstaunlich, welche mühselige Arbeiten hier ausgeführt wurden, um diese ungeheuren Befestigungen vor den feindlichen Wellen emporzurichten. Hunderte von Millionen Rubeln und viele Tausende von Menschenleben habe diese Werften, Docks, Pulvermagazine und Bastionen im Laufe der Jahrhunderte verschlungen. Der Kaufmannshafen, der mehrere Tausende von Schiffen aufnehmen kann, ist der interessanteste. Das Wasser des Meerbusens ist hier fast vollkommen süß und nur bei Weststürmen etwas gesalzen; die Kais der großen Kanäle aus finnländischen Granitblöcken wurden noch von Kaiser Nikolaus I. gebaut.

Die Straßen der Stadt sind regelmäßig und breit; sie erinnern an den Theil Petersburgs, den man Wassili-Ostrow (Wilhelms-Insel) nennt. Wie in jeder anderen russischen Stadt findet man hier eine Menge griechisch-russischer Kirchen mit ihren bekannten zwiebelförmigen silbernen, goldenen, blauen und rothen Kuppeln, auch eine lutherisch-deutsche, eine katholische und eine englische Kirche, Kaufläden (Gostinnoj-dwor), die an die asiatischen Bazars erinnern, Hospitäler u. s. w. Selbst einen Sommergarten besitzt Kronstadt; derselbe ist aber nicht von Bedeutung.

Der allgemeine Eindruck, den diese Festen, diese Mauern, diese Granitblöcke, dieser kahle Sandboden auf uns machten, ist ein höchst trauriger, entmuthigender — zeigt er uns doch nur, wie der Mensch sich gegen den Menschen waffnet und schützt, ihn als seinen Feind betrachtet, den er durch jedes Mittel der Kriegskunst zu vernichten sich für berechtigt hält. Wir athmen erst wieder frei auf, wenn uns das Dampfboot aufnimmt, das uns nach dem gegenüberliegenden Peterhof bringen soll. Nachdem wir uns bequem auf dem Verdeck eingerichtet haben, lenken sich die Blicke nach dem Ufer, um wahrhaft überrascht zu werden. Es ist, als ob auf den Wink einer wohlthätigen Fee ein Vorhang sich gehoben und wir mitten hinein in ein Zaubermährchen versetzt wären. Rings um uns her eben noch Alles kahl, düster, traurig; jetzt vor uns Alles blühend, lachend, schattig; dort eine Wüste, hier die Oase, aber die Oase der Dichter mit ihren Rosen, Quellen und Wässern, ihren kühlen Lauben und schattigen Hainen. Nichts fehlt, als die Palmen des Orients: doch wir sind ja im Norden und die Gärten tragen, wie wir beim Landen bemerken, den Charakter desselben, also düsteres Nadelholz, Birken und Weiden.

St. Petersburg ist im Sommer wie verödet; es ist dies wol zu begreifen. In einer Stadt, wo der Winter fast acht Monate lang dauert, wo man während dieser langen Zeit zwischen doppelten und dreifachen Thüren und doppelten Fenstern wie eingemauert lebt, da ist es natürlich, daß man mit den ersten milden Tagen aufs Land eilt, reine Luft zu schöpfen und sich im heiteren Sonnenschein zu wärmen. So sind Peterhof, Zarskoje-Sselo, Pawlowsky und die Inseln rings um die Stadt mit den Villen (hier Datschen genannt, nach dem russischen „datscha", das Landhaus) der Städter wie übersäet.

Die Sommerpaläste der kaiserlichen Familie, hier sowol als in der Residenz, tragen alle den Charakter großartiger fürstlicher Pracht wie die Kraft eines Willens an sich, dem sich überall die Natur des rauhen Nordens selbst unterwerfen mußte. Das kaiserliche Lustschloß Peterhof ist etwa 26 Werst oder Kilometer von Petersburg entfernt, mit dem es durch eine Eisenbahn und durch Dampfschiffe in Verbindung steht. Es ist eine der vollendetsten Nachahmungen von Versailles. Obgleich der ursprüngliche Bau Peter's des Großen durch Kaiserin Elisabeth erweitert und unter Katharina II. abermals vergrößert worden, so erreicht es doch nicht ganz die Größe seines Vorbildes. In einer Beziehung jedoch steht es zweifelsohne weit über der Schöpfung Ludwig's XIV., indem es durch seine erhöhte Lage am Strande des Meeres die Anwendung kräftiger Terrassirungen im vollsten Maße gestattete und der unvergleichliche Blick auf die zu seinen Füßen liegende offene See ihm einen Vorzug einräumt, welcher von keinem andern derartigen Schlosse streitig gemacht werden kann.

Prachtvoll sind die Gärten und der Park mit seinen Wasserkünsten, die jene von Versailles an Großartigkeit übertreffen. Man muß die Illumination von Schloß und Park am ersten Juli gesehen haben, wenn man sich die Idee eines verzauberten Schlosses aus „Tausend und einer Nacht" verwirklichen will. Die Simsonfontaine schleudert ihren mächtigen Strahl hoch in die Luft und das Lichtmeer, das sie umgiebt und unter den rauschenden Spielwässern hervorblitzt und funkelt, mit welchen die ganze Terrasse von oben bis unten übersäet ist,

und die alle springen und in Feuergarben herabfallen, verwandelt die dunkeln, hohen Bäume in geisterhafte, wie verzauberte Gestalten eines Feenmärchens.—

Kronstadt.

Der weit in das Hügelland der Duderhof'schen Berge hineinreichende Park ist eine unregelmäßige englische Anlage (nur die Meerseite ist im altfranzösischen Stile), welche im Wagen zu durchfahren man fast zwei Stunden braucht.

An einem traulichen, versteckten Orte des Lustwäldchens liegt ein freundliches Landhaus, „Mon plaisir“ genannt. Hierher liebte die edle Kaiserin Elisabeth sich zurückzuziehen, sich ihren Träumereien zu überlassen; hier verlebte sie mit ihrem leider zu früh in Taganrog verstorbenen Gemahl, dem ritterlichen Alexander I., von dem sie bei seinem Tode nach Petersburg an seine Mutter schrieb: „Notre ange est au ciel“, schöne, friedliche Tage, bis Napoleon ganz Europa durch seinen unersättlichen Ehrgeiz in Aufruhr versetzte, schließlich auch Rußland in den Krieg gegen ihn hineinzog, aber erst im Kreml zu Moskau und dann an den Ufern der Beresina die ernste Warnung und Lehre erhielt: der Mensch versuche die Götter nicht! — Von hier antwortete auch Alexander jenem Eroberer, der an ihn 1812 vom Kreml aus die Aufforderung hatte ergehen lassen, — jetzt, da er und das französische Heer die alte Zarenstadt Moskau eingenommen hätten, doch über den Frieden mit ihm zu unterhandeln, — jene ewig denkwürdigen Worte: „Für mich beginnt erst jetzt der Krieg; mein Wahlspruch ist: Sieg oder Untergang; Napoleon oder ich! Zusammen aber können wir nicht leben!“ —

Doch, an jener anderen Stelle unweit der See liegt versteckt noch ein bescheidenes hölzernes Häuschen, vormals ein Lieblingsaufenthalt Peter's des Großen. Von hier aus ergötzte er sich an dem Anblick seiner jungen, rasch wachsenden Flotte an der gegenüberliegenden Kotlin-Insel, auf welcher er, den Schweden die Einfahrt in die Newa abzusperren, die Festung Kronschlot (Kronstadt) angelegt hatte. Hier muß ihm „das Fenster, das er seinem Reiche nach Europa hin öffnen wolle“, besonders lebhaft vorgeschwebt haben. Dem heutigen, verwöhnten europäischen Auge erscheint die mehr als bescheidene häusliche Einrichtung des Zimmermanns von Saardam, des großen Reformators des europäischen Ostens, charakteristisch und überraschend.

Im Schlosse selbst muß ich eines interessanten Saales erwähnen, der eine Gemäldegallerie von über 300 Porträts junger hübscher russischer Mädchen enthält. Katharina II. legte diese Sammlung an. Die Mädchen sind in Nationalkostüms und man muß den erfinderischen Geist des Malers bewundern, der allen diesen Bildern verschiedene Stellung und verschiedenen Ausdruck zu geben wußte: die eine, über einen Stuhl gelehnt, scheint einem Liebesantrag zu horchen, eine zweite stickt fleißig, eine dritte blickt schelmisch hinter einem Vorhang hervor, wieder eine schlummert sanft hingestreckt, eine andere kämmt ihr langes, reiches Haar, ja eine sogar beißt in einen Apfel — und so giebt es hundertfache, immer neue Variationen. Es ist dies eine Sammlung, die eben so selten als einzig in ihrer Art und für Physiognomen und Ethnographen wahrhaft unschätzbar ist.

Eine schöne Sommernacht am Meeresufer bei Peterhof hat einen ganz eigenartigen Reiz, da die Nächte in jenen nordischen Regionen fast Tageshelle haben; alle Gegenstände erscheinen in einer ganz eigenthümlichen Beleuchtung, welche dem Lichte während einer totalen Sonnenfinsterniß sehr ähnlich sind; kaum ist der letzte Schimmer des fliehenden Lichts im Westen verschwunden, so erscheint bereits die erste Dämmerung wieder im Osten. Für Reisende aus dem Auslande, namentlich aus südlicheren Gegenden, haben diese gar nicht enden

wollenden Tage anfangs etwas Unheimliches; man gewöhnt sich erst langsam daran, sich bei Tage schlafen legen zu müssen.

Die Nikolaus-Brücke.

Neun Werst von Peterhof, gleichfalls am Meeresufer, liegt Oranienbaum, die Sommerwohnung der verstorbenen Großfürstin Helene, jener geistreichen, kunstsinnigen Frau, deren Palast der Sammelplatz aller hervorragenden

Geister, Staatsmänner, Künstler und Gelehrten war. Das kaiserliche Schloß stammt gleichfalls noch aus der Zeit Peter's des Großen und wurde 1715 vom Fürsten Mentschikow gebaut. Die prächtigen Gärten Oranienbaums liegen theils oben auf der Höhe, von wo aus sich dem Auge eine schöne Aussicht auf den Golf bietet, theils unten hart am Meere.

Von diesen Orten, Oranienbaum und Peterhof, zieht sich eine Reihe von Palästen und Villen bis zur Stadt hin. Nach der zwölften Werst gelangen wir bei dem herrlichen Lustschloß Strelna und dem Sergjew'schen Kloster auf die lebhafteste und befahrenste Küstenstraße im ganzen Petersburger Weichbilde. Auf diesem Wege nach der Stadt liegt sieben Werst von derselben entfernt ein großes Gebäude, das mit seiner Umgebung, seinen großen Gärten und Wäldchen, der Villa eines reichen Besitzers gleicht — doch, ist das Aeußere auch freundlich und gefällig, so ist das Innere dafür desto trauriger — es ist das Irrenhaus! „Das Haus auf der siebenten Werst" — unter diesem Namen ist es in ganz Petersburg bekannt. Wenn Jemand ungereimte Sachen spricht, so sagt man: „Der muß auf die siebente Werst geschickt werden."

Ehe wir nun durch die nach altrömischem Muster erbaute Triumphpforte, welche Kaiser Alexander, als er siegreich aus Paris zurückkehrte, errichten ließ, in die prächtige kaiserliche Residenzstadt selbst eintreten, durchschreiten wir die gleichfalls mit Villen bebauten Gartenanlagen des Schlosses Katharinenhof, welches Peter der Große zum Andenken an einen 1711 über die Schweden erfochtenen Sieg erbaut hatte. Hier findet am 1. Mai, freilich etwas früh im Jahre für diese so nördlich liegende Gegend, die berühmte erste Spazierfahrt — eine Art Longchamp-Promenade — statt, an welcher sich sogar die ganze kaiserliche Familie betheiligt. In mehreren Reihen fahren die prächtigsten Equipagen, die reich geputzte vornehme Welt, der Adel und der wohlhabende Kaufmannsstand, „la haute finance", wie der Adel die höhere Kaufmannswelt zu nennen beliebt, langsam hintereinander her, um zu sehen und gesehen zu werden, oft freilich noch tief in Pelze gehüllt. Der Kaiser und sein Gefolge erscheinen meist zu Pferde.

So wären wir denn auf diesem Wege bis an die Stadt selbst gelangt, ziehen es aber vor, unseren Leser zu bitten, mit uns von Peterhof aus die Fahrt dahin auf der Newa, auf einem jener raschen eleganten Dampfböte zu machen, um ihm die nordische Palmyra gleich in ihrer ganzen imponirenden Großartigkeit vorzuführen.

Die Newa ist in der That kein gewöhnlicher Fluß. Breit wie der Bosporus, tief wie ein Meer, klar wie der Ladogasee, dem sie 60 Werst nördlich von Petersburg entspringt, strömt sie reißend und rasch dahin, während sich in der Durchsichtigkeit ihrer Oberfläche eine doppelte Reihe eleganter Paläste, prächtiger Gebäude und Monumente aus Bronze, Gold, Porphyr, Marmor und Granit spiegeln, mit denen ihre Ufer übersäet sind.

So erscheint die Kaiserresidenz von hier aus den Augen des staunenden Reisenden ohne jene gewöhnlichen Uebergänge ärmerer Vorstädte, wie sie großen Städten voranzugehen pflegen. Wenn man sie plötzlich, glänzend und geschmückt, aus den Ufern ihres breiten Stromes hervorsteigen sieht, so sollte

man wirklich glauben, sie sei durch den Zauberstab einer wohlwollenden Fee dahin geschaffen. Das geringste Haus scheint ein Hotel, das geringste Hotel ein Palast, die Paläste Tempel.

Beim Anblick dieses ergreifenden, die Seele überwältigenden Bildes, dieses nach allen Richtungen von rauschenden Dampfern durchfurchten Riesenstromes, mit seinen ihn einengenden riesigen Graniteinfassungen und seinen vielen breiten Armen, dieser langen Bronze- und Granitbrücke, wie jener anderen auf dem Wasser liegenden, die unter der Last der ohne Ende über sie hin- und herrollenden Equipagen und Droschken schwanken und beben — beim Anblick dieses belebten, großartigen Panoramas ist der Reisende weit entfernt daran zu denken, wie vor fast zwei Jahrhunderten an dieser selben Stelle nichts gewesen als eine wüste, sumpfige Ebene. Dieselbe war bedeckt mit Moos, Strauchwerk und Nadelwäldern, in welchen nur wilde Thiere, Wölfe und Bären vornehmlich, hausten, während an den schilfbedeckten Ufern des Stromes und auf den Inseln ärmliche finnische Fischer ihr kärgliches Dasein fristeten.

Diese wüsten Sümpfe aber gehörten noch den Feinden, den Schweden; sie mußten besiegt werden, um ihnen das traurige Land entreißen zu können; auch die Natur mußte besiegt werden, eine noch schwierigere Aufgabe! Man mußte den Boden fest, trocken machen, um eine Stadt darauf bauen zu können, Wälder aushauen und ausroden, Abzugskanäle anlegen, eine Luft schaffen, in der ein Volk athmen könne: ein Wunder war zu Stande zu bringen. Der feste, unbeugsame Wille Eines Menschen bewirkte dieses Wunder — mit welchen Opfern freilich an Geld und Menschenleben, — darüber ein paar Worte. Im Jahre 1703 arbeiteten anfangs 20,000 Mann, meist gefangene Schweden und Finnen, bei Erbauung der neuen Stadt und Festung, die nach dem Schutzpatron derselben, dem Apostel Petrus, den Namen St. Petersburg erhielt; später wurden dann noch Arbeiter aus allen Theilen des Reichs: Russen, Tataren, Kalmüken, Kosaken u. s. w., dahin gesendet. Die Errichtung der Festung allein soll nach den Berichten der Zeitgenossen an 100,000 Menschen das Leben gekostet haben. Die Arbeiter waren so daran gewöhnt, Sterbende und Todte zu sehen, daß sie zuletzt ganz gleichgiltig gegen dieselben wurden. Im Jahre 1714 wurden in den Straßen der Stadt noch Menschen von hungrigen Wölfen überfallen und zerfleischt. In den ersten zwanzig Jahren konnten die neuen Ansiedler, unter denen viele Holländer und Deutsche waren, trotz aller Mühe weder Früchte noch Beeren zum Gedeihen bringen und nur in Menschtschikow's Gärten auf Wassili-Ostrow brachte man die ersten Früchte zur Reife.

Wie Moskau durch Pest und Feuersbrünste, so hatte Petersburg viel durch Wasser zu leiden. Bis zum Jahre 1725 hatte die Stadt sechs schwere Ueberschwemmungen zu erdulden; die des Jahres 1824 richtete ebenfalls, trotz der vielen im Laufe der Jahre getroffenen Vorkehrungen zur Abwehr derselben, große Verheerungen an. Die letzte Ueberschwemmung im Jahre 1873, von welcher die Residenz heimgesucht wurde, hat gleichfalls, wenn sie auch jenen früheren nicht gleichkam, unendlichen Schaden angerichtet und manches Menschenleben gekostet.

Die ersten Bauten der jungen Hauptstadt waren, mit Ausnahme der Festung, alle aus Holz aufgeführt. Indessen machten diese nach und nach

immer mehr den Steinbauten Platz; später kamen Monumente, Fluß- und Hafeneinfassungen aus Granit dazu, auch die dreifach die Stadt durchschlängelnden Kanäle wurden mit Granit eingefriedigt und mit Eisengittern versehen. Die Kuppeln, die Thürme, die griechischen Kreuze erhoben sich glänzend in die Luft und bald trat aus jenen schmuzigen Sümpfen mit ihren schlammigen Ufern und oft übertretenden Wassern die wunderbare Stadt, das Riesenwerk Peter's, hervor und spiegelte sich selbstgefällig in dem jetzt besiegten Strome: „Bei jedem Schritt, wohin du gehst, geh'n die Paläste mit!"

Das Denkmal Peter's des Großen.

Zu unserer Linken erblicken wir im Vorbeifahren das einen Theil der Stadt bildende Wassili-Ostrow — vorzugsweise der Wohnort der deutschen und englischen höheren Kaufmannsschaft, die hier in der Nähe der Börse ihre Comptoire und Niederlagen hat. Am Kai erhebt sich vor uns zuerst das Bergkadettencorps, weiterhin die in rein klassischem Stile erbaute Akademie der schönen Künste, dann der dem Gedächtniß des Marschalls Rumjänzow errichtete Obelisk aus grauem Marmor und das frühere erste Kadettencorps, jetzt

Militärgymnasium genannt, das aus den Zeiten der Kaiserin Katharina stammt. Dann folgen das lange Universitätsgebäude, die Akademie der Wissenschaften und endlich am Ende der Insel, an einem Arm der Newa, der Festung gegenüber, die prachtvolle Börse, eins der schönsten Gebäude der Residenz, das man eher für einen großartigen griechischen Tempel als für ein dem Gott Mammon geweihtes Institut halten sollte. Vierzig dorische Säulen umgeben die Eingangshallen und Schildwachen gleich scheinen zwei rostralsäulenartige Zwillingsthürme am Ufer des Wassers den Eingang zu diesem Heiligthum zu hüten.

Auf der gegenüberliegenden rechten Seite, an welcher auch unser Dampfboot anlegt, zieht sich der englische Kai mit seiner langen Reihe der elegantesten, prachtvollsten Hotels, seiner Graniteinfassung und seinem breiten Trottoir hin.

Die Börse.

Meisterwerke der Baukunst stellen sich uns hier auf jedem Schritte dar und wir haben Zeit, die Granit- und Gußeisen-Nikolaibrücke näher zu bewundern, die über den Meeresarm, die Newa, nach Wassili-Ostrow führt. Wir gehen weiter und stehen jetzt auf dem Senatsplatze. Vor uns erhebt sich dieser große Justizpalast des Landes mit seinen zwölf Unterabtheilungen und der griechisch-katholischen Synode.

Seit der Einführung der öffentlichen Gerichtsverhandlungen durch den Kaiser Alexander II. und des Telegraphen verliert jenes alte russische Sprüchwort: „Gott ist hoch und der Kaiser weit", mehr und mehr seine Bedeutung.

Das Senatsgebäude, dessen strenger Stil mit seiner Größe harmonirt, ist mit der Synode durch einen hohen Bogengang vereinigt und bildet eine Seite des unendlichen Admiralitätsplatzes, auf welchem sich das Reiterbild Peter's I. befindet, das die große Frau dem Andenken des großen Mannes errichtet hat: „Petro primo Catharina secunda (1772)", besagt die in den Granitfelsen, der dem Standbilde als Fußgestell dient, eingegrabene Inschrift. Peter sprengt den Felsen hinan und das Roß zertritt ein giftiges Gewürm, das sich unter seinem Fuße krümmt, und das mit seinen Ringen den wallenden Schweif berührt — ein sinnreicher Einfall, durch den allein es dem Künstler möglich war, das Gleichgewicht der Figur, die in der Luft zu schweben scheint, zu erhalten. Die rechte Hand ausgestreckt, scheint der Zar auf die Wogen des Newastroms zu blicken und ihnen sein imperatorisches „Quos ego!" zuzurufen. „Man weiß nicht, ob er droht oder beschützt", sagte der Graf de Maistre von diesem Standbilde, dem Meisterwerke des französischen Künstlers Falconet.

Bei dieser Gelegenheit sei auch der im Dezember 1873 erfolgten Enthüllung des Denkmals der Kaiserin Katharina auf der Newsky-Perspektive vor dem Alexandertheater erwähnt. Es ist das Werk des Professors Mikeschin. Auf einem hohen Granitsockel, zu dem vier Stufen hinaufführen, erhebt sich eine Säule von dunkelgrauem Granit, auf dieser steht die Kolossalstatue Katharina's im kaiserlichen Ornate. Neun Statuen der Staatsmänner und Feldherren der Zarin umgeben gruppenweise die Säule, unter diesen Suwarow, Potemkin, Rumjänzow, die berühmte Fürstin Daschkow (Präsident der Akademie und Vertraute der Kaiserin, der sie bei ihrer Thronbesteigung die wesentlichsten Dienste leistete) und der durch seine Oden bekannte Dichter Derjawin. Das Denkmal kostet 457,000 Rubel.

Der Senatsplatz ist mit dem des Palastes durch das große Parallelogramm des Admiralitätsplatzes zu einem Ganzen vereinigt. Unweit desselben, bei der blauen Brücke, erhebt sich das vom Kaiser Alexander II. seinem Vater Nikolaus I. errichtete prächtige Reiterstandbild aus dunkler Bronze. Nicht weit von hier befindet sich noch das prachtvolle Schloß des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch.

Folgen wir dem hübschen Boulevard der Admiralität und seiner grünen Lindeneinfassung, welche das Admiralitätsgebäude umgeben, so bleibt zu unserer Rechten die majestätische Isaakskathedrale, mit ihren gigantischen Kuppeln und goldenen Glockenthürmen, ihren Porphyrsäulen mit Bronzekapitälen und den in neuerer Zeit um sie her angelegten, mit Rasen und Baumgruppen versehenen Squares. Wir gehen weiter und treten in die jenseitigen neuen Gartenpartien, die dem, bisher seiner ungeheueren Ausdehnung wegen öde scheinenden Platze einen neuen Reiz verleihen. Spielende Kindergruppen hemmen unsere Schritte; wir lassen sie ungestört sich ihrer Jugend freuen und eilen hinüber, um jenen berühmten riesigen, 80 Fuß hohen Monolith, die Alexandersäule, anzustaunen. Derselbe wurde vom Architekt Monferrand den Granitsteinbrüchen Finnlands entrissen und auf Befehl des verstorbenen Kaisers Nikolaus dem Andenken seines Bruders Alexander I. zu Ehren errichtet. Wenn man jene ungeheure, aus einem Stücke bestehende Granitsäule *sich vor dem Zarenpalaste* erheben sieht, so glaubt man einen Rest aus der

Titanenzeit vor sich zu erblicken, so überwältigend ist dieser Anblick: mit dem Engel auf ihrer Spitze und dem kubischen Blocke, auf dem sie fußt, ist sie 150 Fuß hoch. Sie wurde im August des Jahres 1834 in Gegenwart von 100,000 Soldaten, unter welchen sich die Veteranen der napoleonischen Kriege befanden, feierlichst enthüllt und geweiht. Bis jetzt bezeichnet dieses Monument den Gipfel des russischen Ruhms.

Der Winterpalast, das gewöhnliche Residenzschloß der russischen Herrscher, besteht seit 1754; in Petersburg ist ja nichts alt. Es hat die Gestalt eines ausgedehnten Parallelogramms, zieht sich längs dem Newakai hin und blickt hinüber nach der Peter- und Paulsfestung, die auf einer Newainsel erbaut ist. Hier befinden sich der Reichsschatz und die Münze, sowie auch die Grabgewölbe der russischen Kaiser seit Peter dem Großen und die Staatsgefängnisse.

Eine Fortsetzung oder vielmehr ein Theil des Winterpalastes ist die sogenannte Eremitage — ein Name, den die Kaiserin Katharina II. demselben gegeben hat. Hierher zog sie sich, um von den Regierungssorgen auszuruhen, zurück und schuf diesen Tempel für die Musen und die Muße. Wir besitzen Schilderungen von den schönen Abenden, die sie hier, unter Aufhebung jeden äußeren Zwanges, im Kreise von näheren Freunden, Künstlern und Gelehrten verlebte. Auf dem Dache des Gebäudes hatte die mächtige Semiramis des Nordens einen Garten mit Blumen, Gebüschen und Laubbäumen geschaffen, der im Winter geheizt und im Sommer illuminirt wurde.

Den beträchtlichsten Theil der von jener Zeit an bis zum heutigen Tage aufgehäuften und vermehrten Sammlungen bildet die große Gemäldegallerie, welche weltberühmte Meisterwerke enthält. Besonders stark ist die niederländische Schule vertreten und noch mehr fast die neuere Malerei. Auch die Kronjuwelen und andere Kostbarkeiten und Seltenheiten, die in einem besonderen Kabinete aufgestellt sind, mögen dem Munde der jungen Petersburger Damen gewiß manche staunende „Ah's" und „Oh's" entlocken.

Dieser große und herrliche Palast wurde im Winter des Jahres 1837, während einer Kälte von zwanzig Grad, der Raub einer heftigen Feuersbrunst. Die Flamme griff mit einer ungeheuren Heftigkeit um sich und zerstörte den berühmten „weißen Saal", wie den des „heiligen Georg", den Saal der Feldherren mit allen 400 Portraits — Kostbarkeiten, an denen Tausende von Künstlerhänden Jahre lang mühsame Arbeit verschwendet hatten. Die Zimmerreihen bildeten ein wahres Labyrinth, an 3000 Menschen sollen darin gewohnt haben. Ob Anekdote, ob Faktum, kann ich nicht sagen, doch erinnere ich mich, wie damals erzählt wurde, daß unter dem Dache, bei einem der Schloßwächter, eine ganze Milchwirthschaft, ja selbst ein paar Kühe, gehaust haben sollen.

Gegen 10 Uhr Abends brach das Feuer aus. Durch die ganze Stadt verbreitete sich plötzlich der Schreckensruf: „Das Winterpalais brennt!" In einem Augenblicke war der ganze ungeheuere Platz mit einer unabsehbaren Menschenmenge bedeckt. Obgleich die ausgezeichnete Feuerwehr rasch bei der Hand war, so konnte sie doch nicht der Flammen Herr werden, die bald aus allen Fenstern hervorbrachen. Die Eremitage wurde glücklicherweise gerettet,

während der eigentliche Winterpalast ganz niederbrannte. Das Feuer dauerte fast acht Tage lang.

Kaiser Nikolaus, der überhaupt die schöne Gewohnheit hatte, jeder ausgebrochenen Feuersbrunst persönlich beizuwohnen, leitete die Arbeiten selbst; es ist dies eine Art Verpflichtung, die sich die kaiserliche Familie seit Peter's I. Zeiten auferlegt, überall gegenwärtig zu sein, wo Hülfe nöthig. Eine der Hofdamen lag schwer erkrankt darnieder; die Kaiserin verließ den Palast nicht, bevor diese Dame gerettet und weggebracht war.

Die Decke des Marschallsaals stürzte in dem Augenblick ein, als mehrere Soldaten beschäftigt waren, den prächtigen Kronleuchter abzunehmen; zwei oder drei von ihnen wurden verwundet. Sogleich befahl der Kaiser, Saal und Schloß brennen zu lassen und kein Menschenleben mehr in Gefahr zu bringen.

In diesem Augenblick berichtete man dem Zaren, eine zweite Feuersbrunst sei auf Wassili-Ostrow ausgebrochen. Der Thronfolger bat den Kaiser, ihn statt seiner dahin gehen zu lassen.

„Nein", soll Nikolaus ihm geantwortet haben, „bleibe Du hier; denn siehst Du, Alexander, wenn unser Haus brennt, so haben wir die Mittel, uns ein neues bauen zu lassen; ob das aber die Eigenthümer jenes anderen Hauses zu thun im Stande sein werden, ist noch nicht sicher; man muß da retten, so viel man kann."

So begab er sich denn nach Wassili-Ostrow und ließ seinen Palast brennen, von dem nur die äußeren Mauern stehen blieben.

Wie aber Alles in jenem merkwürdigen Lande auf des Kaisers Gebot mit wunderbarer Schnelligkeit vollbracht wird, so erwuchs, dem Phönix gleich, gewissermaßen aus der Asche selbst, binnen zwei Jahren ein noch reicherer und prächtigerer Palast, diesmal feuerfest gebaut.

Gehen wir jetzt weiter, den Newakai hinauf, so sehen wir vor uns die große breite, 746 Meter lange, auf 33 Brückenschiffen (Pontons) ruhende Troitzky- (Dreieinigkeits-) Brücke, in deren Nähe das Marsfeld liegt, wo man jährlich am 1. Mai — der sogenannten Maiparade — 60,000 Mann der kaiserlichen Garde manövriren sehen kann. Die eine Seite dieses Platzes wird von dem schönen, schattenreichen alten Sommergarten begrenzt, während an der entgegengesetzten Seite sich der Garten und Palast des verstorbenen Großfürsten Michael befindet. An der Newaseite steht, gewissermaßen eine Fortsetzung des Winterpalastes, der sogenannte Marmorpalast des Großfürsten Konstantin und das Standbild des Feldmarschalls Fürsten Suwarow, des Besiegers der Türken und Erstürmers Warschau's zur Zeit der Kaiserin Katharina II. Für seinen Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich in Italien erhielt der Fürst noch den Namen „Italisky" (von Italien), der auch auf seine Nachkommen übergegangen ist.

Sein Rückzug durch die Schweiz und seine heldenmüthigen Kämpfe gegen den französischen General Massena, der im Kanton Glarus mit 60,000 Franzosen den nur 20,000 Mann starken Russen den Weg nicht versperren konnte, ist weltbekannt, gleichwie des alten Feldherrn närrische Eigenthümlichkeiten, lakonische Antworten und Siegesberichte.

Der kaiserliche Winterpalast.

Das nach der Newaseite den Sommergarten abschließende Gitter soll von einer so vorzüglichen Sauberkeit der Arbeit und bedeutenden Länge sein, daß ein englischer Sonderling, wie erzählt wird, nur deshalb nach Petersburg gekommen ist, um es zu betrachten, und nachdem er es angestaunt und sein „wonderful" ausgerufen, nach seinem Old-England zurückkehrte, ohne sonst noch etwas Weiteres von der Residenz zu betrachten. In der einen Ecke des Gartens steht noch das kleine, niedrige Häuschen, das Peter d. Gr. hier bewohnte; es scheint sich seiner Kleinheit inmitten der anderen großen Paläste zu schämen und ist ein Zeuge der Einfachheit seiner Zeit. Ein gewöhnlicher Bürger wohnt heutzutage besser, hat bessere Möbel und hundertmal mehr Bequemlichkeit in seiner Einrichtung, als jener große Monarch damals.

Eine alte Sitte, die sogenannte „Brautschau", die am zweiten Pfingsttag im Sommergarten stattfand, kommt mehr und mehr aus der Mode. Es versammelten sich hier alle jungen Kaufmannstöchter und -Söhne — diese um zu beschauen, jene — an den Blumenbeeten in einer Reihe aufgestellt — um sich beschauen zu lassen; hinter ihnen standen die Mütter, Alle in größtem Putze und mit Brillanten und Geschmeide übersäet. Nun ging die junge russische Kaufmannschaft auf und ab und die Heirathslustigen suchten sich eine Braut aus. Die Verhandlungen wurden durch eine Sswacha, d. h. Heirathsvermittlerin, eingeleitet und geschäftsweise betrieben. Diese Sonderbarkeit hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten und erst in letzter Zeit vermindert, so daß, wenngleich auch jetzt am zweiten Pfingsttage noch viele hübsche geputzte junge Mädchen und junge Männer in den Sommergarten kommen und sich manche Heirath hier anspinnen mag, doch Alles lange nicht mehr so förmlich, steif und altmodisch ist als sonst.

Nichts kann reizender sein als eine Bootfahrt in einer schönen Sommernacht auf der Newa. Die Sonne eilt in milderen Zonen rasch ihrem Untergang zu und läßt nur einen nach und nach verschwindenden röthlichen Saum am Horizont zurück, der auch bald in Dunkel übergeht. Hier bleibt dieser Tagesschimmer lange, lange noch über der Erde schwebend und sie erhellend zurück; nur schwer und ungern scheint er sich von ihr zu trennen. Die von einem rothen Wolkenschleier umflossene Sonnenscheibe steigt wie ein Feuerball über die düsteren Wälder am Horizont hinab, und ihre goldenen Strahlen, die von den Spiegelscheiben der Paläste zurückgestrahlt werden, machen den Zuschauer an eine große Feuersbrunst glauben.

Große Ströme haben gewöhnlich ein tiefes Bette und steile Ufer, die ihnen einen wilden Anblick geben. Die Newa fließt mitten durch die Stadt, ihre klaren Wasser benetzen den Rasen der Inseln, die sie umspülen, während sie in der ganzen Stadt durch die endlos langen Granitkais in ihrem Bette wie eingeschlossen dahinzieht; ähnliche Granitwände rahmen auch die drei großen Kanäle ein, von welchen wir nirgends in der Welt ähnliche gesehen haben.

Tausende von Fahrzeugen jeder Art durchschneiden das Wasser in allen Richtungen. Von weitem sieht man die Schiffe aller Nationen, die mit vollen Segeln sich nähern und Anker werfen. Sie bringen in die Polargegenden die Früchte der heißen Zone und alle sonstigen Erzeugnisse der Erde.

Auf unserer Bootfahrt, die von zwei sonnverbrannten kräftigen Ruderern in russischen rothen Hemden geleitet wird, begegnen wir von Zeit zu Zeit eleganten Nachen und Segelboten, langsam die Wellen durchstreichend. Die Ruderer stimmen bald eines jener klagenden russischen Nationallieder an, das die Seele durch seine Molltöne wehmüthig stimmt, bald jodeln sie eine eigenthümliche, lustig gellende Volksmelodie. In unserer Nähe führt eine buntverzierte lange Barke eine Hochzeit reicher Kaufmannskinder den Fluß hinab. Der mit goldenen Franzen besäumte rothe Baldachin bedeckt das junge Paar und ihre Eltern. Eine Musikbande, zwischen den Ruderern vertheilt, läßt ihre munteren Weisen weit über das Wasser hin ertönen.

Die Isaakskirche.

Diese Musik, bei welcher jeder Musiker nur einen einzigen Ton spielt, mit dem er immer zur rechten Zeit einfällt, ist nur allein in Rußland gebräuchlich, und dürfte vielleicht das einzige Neue im Volke sein; ein Herr von Naryschkin soll sie erdacht haben.

Je weiter wir uns entfernten, desto stiller wurde es um uns her; der Gesang der Ruderer, das Geräusch des Stadtlebens verhallte. Die Sonne war soeben hinter dem Horizont verschwunden; glänzend schimmernde Wolken verbreiteten ein mildes, sanftes Licht rings um uns her, ein trauliches Halbdunkel, welches ich sonst nirgends gefunden und welches man gesehen haben muß. Licht und Finsterniß scheinen sich zu vermischen und ineinander überzugehen, um jenen durchsichtigen Schleier zu bilden, der jetzt die Landschaft umhüllt.

Leider ist die schöne Jahreszeit in Petersburg nur sehr kurz und vergeht rasch. Schon im August bedeckt sich der Himmel mit grauen Wolken, die Sonne zeigt sich seltener, der Wind wird frischer, heftiger; die Dämmerung, welche sonst die ganze Nacht durch dauerte, verschwindet und macht den düsteren, unfreundlichen Nächten Raum; im September schon beginnen dann oft leichte Nachtfröste, die Abende und Morgen sind kühl und feucht, starker Thau und Nebel steigen empor und schweben über der Erde und dem Wasser; die Laternen, welche am ersten Mai verschwunden waren, verkünden wieder die ersten dunkeln Nächte.

Die gemischte Bevölkerung zweier Erdtheile mit ihren hervorragendsten Physiognomien, in ihrer auffallenden, oft sehr malerischen Nationaltracht, in welcher alle Europäer weit den Asiaten, namentlich den kaukasischen Bergvölkern, Lesghiern, Georgiern, Tscherkessen u. s. w. nachstehen, ist hier versammelt; ihre fremdartig an das europäische Ohr klingenden Sprachlaute berühren uns nicht minder eigenthümlich. Auch die riesigen öffentlichen kaiserlichen Bibliotheken, Museen, Akademien und höheren Civil- sowol als Militäranstalten, deren es eine unendliche Menge giebt, bieten ein höchst werthvolles und reiches Ganze von Hülfsmitteln zur Erweckung der Wißbegier und Pflege geistiger Kultur und Wissenschaft dar.

Bei uns werden die Bauplätze in neuester Zeit mehr als je nach dem Zollstabe berechnet. Wenn auch in Petersburg, besonders seit den letzten Jahren, diese — namentlich in der Mitte der Stadt selbst — theurer, die Miethen viel höher geworden als vor 10 Jahren noch, so ist doch die kaiserliche Residenz nicht, wie überhaupt Alles im ganzen Lande, auf so kleine Bienenzellen angewiesen, wie die meisten deutschen Städte in ihren Straßen, Häusern und Gärten neben denselben. Die 80 Quadratwerst, die Petersburg für sich einnahm, erlaubten ihm, sich weniger im Raume zu beschränken. Die Straßen sind breit, regelmäßig und geradlinig angelegt, die Plätze groß, das Terrain eben, sodaß sich nirgends ein Gebäude über das andere erhebt; das Auge findet keinen Anhaltspunkt in dieser Unzahl von Palästen.

Wenn man auf der Mitte des Isaaksplatzes steht und seinen Blick dem eigentlichen großen Theile der Stadt zuwendet, im Rücken also die Admiralität und die hinter derselben dem Meere zuströmende Newa hat, so sieht man drei, vom Admiralitätsthurme aus in unabsehbarer Länge strahlenförmig, wie ein Fächer immer weiter auseinander gehende sogenannte Perspektive (im Russischen „Prospekte" genannt): die große oder Newa-Perspektive (Newsky-Prospekt), die Erbsenstraße und die Auferstehungs-Perspektive (Wosnessensky-Prospekt), die wieder in ihrer Länge vielfach von anderen Straßen und drei breiten Kanälen durchschnitten werden. Jene, unter denen die Newsky-Perspektive die bedeutendste ist, enthalten Alles, was der Stadt das Wichtigste ist: Magazine, Bazare, Märkte, schöne Paläste, Theater, Kirchen und sonstige öffentliche Gebäude. An der Newsky-Perspektive, auf der die vielen seltsamen Fuhrwerke achtlos hin- und herfliegen, daneben die schweren Omnibusse der Pferdeeisenbahn mit Leichtigkeit überholend, befindet sich der in großartigen Verhältnissen in einem Halbkreise erbaute Palast des Generalstabes;

demselben gegenüber erhebt sich die Alexandersäule. Die Perspektive weiter verfolgend gelangt man an die Kasan'sche Kirche. Vor derselben erblickt man rechts und links die stehenden Standbilder der aus den Kriegen gegen Napoleon I. berühmt gewordenen beiden russischen Heerführer Kutusow und Barclay de Tolly. Als eine Kopie der Peterskirche zu Rom hat sie wie diese einen Säulenportikus, der auf beiden Seiten in einem Halbzirkel zu den Eingängen des Gotteshauses führt. Die Kuppel ist eng, nach byzantinischen Verhältnissen ausgeführt, und befriedigt den ästhetischen Geschmack im Ganzen wenig. Desto reicher ist das Innere dieses immerhin großartigen Monuments. Das Silber des Ikonostases (Bilderwand) blendet das Auge, alle Balustraden, Thüren und Thorwege sind aus gediegenem Silber, wie auch die an 7 m. hohen Bogen, von welchen der Altar überwölbt wird; sie spiegeln mit wundervollem Scheine den Glanz der tausend Kerzen, die vor ihnen angezündet sind. Die vielen mit Gold, Perlen und Edelsteinen geschmückten Heiligenbilder, vor Allem das der heiligen Mutter von Kasan, haben einen unschätzbaren Werth und genießen einer besonderen Verehrung des überaus gottesfürchtigen Volks. An den Säulen sieht man die Kriegstrophäen aus den Kämpfen mit den Persern, Türken, Franzosen, Fahnen und Schlüssel, selbst von deutschen Städten (z. B. von Hamburg, Leipzig, Dresden u. s. w.). Mit Recht könnte man übrigens die Newsky-Perspektive die Toleranzstraße nennen; man sieht hier armenische, griechische, protestantische, römische, sunnitische und schiitische Bethäuser in vertraulicher Nachbarschaft neben einander. Im Vergleich mit Moskau, in welcher Stadt die Zahl der Kirchen über vierhundert betragen soll, hat Petersburg nur wenig Gotteshäuser, im Ganzen etwa vierzig griechisch-katholische und siebenzehn nicht griechische, von denen sieben protestantische sind. Diese Kirchen sind jedoch lichter, heller, einfacher und geschmackvoller als die Moskauer, die meist bunt, überladen, dunkel und barock erscheinen.

Am Ende der Perspektive befindet sich noch das Mönchskloster des heiligen Alexander Newsky, in dessen Seitenkapelle das Monument des berühmten Kriegers und Heiligen steht und das mehrere gute Gemälde von italienischen und deutschen Meistern besitzt (Guido Reni, Rubens, Mengs u. A.). Die Klöster haben in Rußland den Vortheil, das edelste Blut des Landes nach dem Tode in ihren Mauern aufzunehmen. Das Newsky-Kloster ist der vornehmste Gottesacker der Stadt; früher war es sogar Sitte, daß man sich auf dem Todtenbette noch als Mönch oder als Nonne einkleiden ließ, was aber jetzt aufgehört hat. Die große kaiserliche Bibliothek, das russische Alexander-Theater, das neue Standbild der Kaiserin Katharina, der Anitschkow-Palast des Großfürsten und Thronfolgers liegen alle an dieser Perspektive. In unmittelbarer Nähe derselben steht das alte Michailow'sche Schloß, jetzt eine Militärerziehungsanstalt (die Ingenieurakademie), seiner Zeit der Aufenthaltsort des Kaisers Paul, der auch hier sein Leben endete. Das Schloß hat ein finsteres, festungsartiges Aeußere, wenngleich dessen Gräben ausgefüllt und in Gartenanlagen verwandelt sind.

Die prächtigsten und vornehmsten Straßen in Petersburg sind die große und kleine „Morskaja", die große „Million" und der englische Kai. Die ersteren

kreuzen die Newsky-Perspektive. An der Gartenstraße liegt ein großes Riesenviereck, dessen eine Reihe auf die Newsky-Perspektive hinausgeht, der Kaufhof oder Bazar, Gostinnoi-dwor genannt, wo Magazin an Magazin, eins schöner als das andere, das Auge des Westeuropäers blendet und ihn leicht zu Einkäufen, besonders der Erzeugnisse Persiens, Buchara's oder Kaukasiens verlockt. Weder in Paris noch in London sind dergleichen in so reicher Auswahl zu finden, so z. B. nicht die persischen und asiatischen rohen Seidenstoffe (Kanaoust) mit ihren grellen Farben, die unverwüstlichen Teppiche, Kissen und Polster Centralasiens und Kaukasiens, das prachtvolle, kostbare Seidenzeug „Tarmalama", die aufs Kunstvollste gestickten orientalischen Tischdecken, deren eine oft bis 450 Mark kostet, die aus Filigran oder blauschwarz angelaufenen Silberstücken verfertigten kaukasischen Gürtel und Zierrathen, die orientalischen, mit Silber, Gold und Edelsteinen verzierten Waffen aller Art, die auf rothem oder anderem Saffianleder gestickten Pantoffeln u. s. w. Und dabei die Kaufleute in diesen Magazinen, meist in Nationaltracht, ernst und mit Würde wie die Morgenländer, gewöhnlich mit feurigen schwarzen Augen und schönen, langen, kohlschwarzen Bärten, sodaß man sich hier schon tief ins Innere Asiens hinein versetzt glauben könnte!

Eigenthümlich ist, daß Alle, welche mit gleicher Waare handeln, neben einander in derselben Reihe ihre Buden, Läden und Magazine haben, was unendlich bequem für den Käufer ist. Alle Seiden-, Leder-, Stiefel-, Kleider-, Papier-, ja sogar alle Wechsler- und Fruchtbuden befinden sich an bestimmten Plätzen neben einander. Auch der Kleinhandel ist in der Gartenstraße in dem sogenannten Apraxin-dwor und Tschukin-dwor vertreten. Dieselben sind nach der ungeheuern Feuersbrunst, die 1862 in Petersburg diesen Theil der Stadt heimsuchte und in einen Aschenhaufen verwandelte und in welchem Waaren im Werthe von Hunderten von Millionen verbrannt sein sollen, schöner und größer als vordem wieder erstanden.

Die bereits erwähnte Gartenstraße, welche durchgängig Kaufläden von jeder Art enthält und in welcher auch das einen großen Raum einnehmende Gebäude des kaiserlichen Pagencorps sich befindet, mündet in dem „Ssennaja Ploschtschad" (Heuplatz) aus, dem großen Viktualienmarkt der Petersburger.

Eigenthümlich sind schon die Fragen, die man beim Kaufen stellt. Statt der bei uns üblichen Erkundigung nach diesem oder jenem Kaufmanne fragt man hier: „Väterchen, wo ist die Pelzbudenreihe, wo die Silberreihe?" Belustigend Anfangs, später jedoch lästig fällt das Anpreisen der Waare, das Heranrufen der Käufer des kleineren Kaufmanns, Krämers und Trödlers — das in den letzten Jahren schon vielfach abgenommen und nur noch im Gostinnoidwor in Moskau in Blüte steht. — Die gewandten Kaufmannslehrlinge und Diener stehen, mit ihrem ewigen stereotypen Lächeln auf den Lippen, ihren flachshaarigen oder hellbraunen feinen Spitzbärtchen, ihren langen, kaftanartigen Röcken und um den Hinterkopf und vorn glatt geschnittenen langen Haaren und laden die Vorübergehenden mit übertriebenster Höflichkeit ein, doch von ihren Waaren zu kaufen. Sie hängen allen ihren Einladungen den Buchstaben s als besondere Höflichkeitsformel an — eine Abkürzung von ssudar, Herr,

oder ssudarina, Madame, sodaß diese Zischlaute in ihrer Rede auffallend das Ohr beleidigen: „Was gefällig, mein Herr 's? Hier sind Kleider, die schönsten 's, vom neuesten Schnitt 's; Stiefeln, deutscher Arbeit 's (eine Bemerkung, die da beweisen soll, wie gut sie sind); belieben Sie 's, treten Sie nur herein 's!" hört man auf Schritt und Tritt. —

Eine andere Eigenthümlichkeit der russischen Sprache besteht darin, daß man dem Taufnamen der Person, die man anredet, den Taufnamen seines Vaters mit der Zugabe „itsch" hinzugefügt. Ist z. B. der Vorname des Sohnes Iwan und der seines Vaters Wassili (Basile, Wilhelm), so müßte man den Sohn im Gespräch „Iwan Wassilitsch" nennen.

Volksleben in Petersburg.

Einem Bekannten „Guten Tag, Herr X." (Zunamen) zuzurufen ist nicht gebräuchlich, sogar nicht höflich; selbst der Bauer nennt seinen Gutsherrn „Väterchen, Peter Gregoritsch oder Andrej Michailitsch" u. s. w. Dem Deutschen fällt es meist schwer, alle diese Vornamen zu behalten, der Russe hingegen besitzt darin Gedächtniß und große Gewandtheit.

Einmal im Gostinnoi-dwor, lasse auch ich mich verleiten, mit meinem Begleiter, einem Petersburger, in das Magazin eines Schlafrockhändlers einzutreten, und bitte ihn, den unter einem ganzen Berge von bucharischen Schlafröcken von mir ausgesuchten von roher persischer Seide mit seltsam wunderlichem Muster erstehen zu wollen.

„Was kostet dieser Schlafrock?“ fragt mein Freund den Bucharen, der mit seinem sorgfältig gestutzten Barte, seinem geschorenen Kopfe und dem tatarischen Käppchen uns aufmerksam mustert.

Statt direkt zu antworten fängt dieser nun an, seine feine Waare zu loben und heraus zu streichen und uns auf ihre Güte aufmerksam zu machen.

„Oh“, sagt er, „man sieht, Sie sind Kenner; unter allen den Schlafröcken haben Sie den schönsten und feinsten gewählt; gestern noch hat mir ein General einen ganz ähnlichen, doch nicht so fein als dieser, abgekauft.“

„Das ist möglich, doch frage ich nicht darnach; ich will wissen, was er kostet?“

„Ja, sehen Sie sich ihn nur einmal näher an und Sie werden sich überzeugen, wie stark und dauerhaft die Seide ist und dabei so weich....“

„Schon gut, aber wollen Sie nun nicht endlich auch einmal sagen, was er kostet?“

„Sie werden es mir vielleicht nicht glauben, doch aber ist es wahr, daß der Gouverneur von Tambow ein halbes Dutzend solcher Schlafröcke bei mir bestellt hat....“

„Und wenn Sie nun nicht gleich den Preis nennen,“ unterbrach ihn mein Freund ungeduldig, „so werden wir zu Ihrem Nachbar gehen, dessen Bursche schon draußen darauf lauert, ob und was wir kaufen; vielleicht finden wir bei ihm Etwas, was uns noch besser gefällt.“

„Besser? Bei ihm? Nun, das möcht' ich sehen; doch gewähren Sie mir nur noch einen Augenblick, Ihnen zu sagen, daß diese Waare direkt mit der Karavane von Taschkend kommt....“

„Kommen Sie“, sagte nun mein Freund, „dieser Mann scheint nichts verkaufen zu wollen und uns für Neulinge aus der Provinz zu halten.“

Der Kaufmann ließ meinen Freund nicht ausreden: „Ihre Hochwohlgeboren“, hub er an, „belieben Sie doch nur noch einen kurzen Augenblick Geduld zu haben; wenn dies Moskauer Fabrikat wäre, könnte ich Ihnen den Rock für 80 Rubel lassen, ja noch billiger, so aber kann ich eigentlich nicht weniger als 200 Rubel nehmen; ich will aber ein Opfer bringen, damit Sie ein anderes Mal auch wieder zu mir kommen und so sollen Sie den Schlafrock für 150 Rubel haben.“

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, Sie scheinen nichts verkaufen zu wollen, oder uns für Neulinge zu halten; Sie sind närrisch, solch einen Preis zu verlangen“, antwortete mein Freund und nahm mich beim Arme, um das Magazin zu verlassen.

Der Buchare vertrat uns den Weg. „Excellenz!“ rief er, „gehen Sie so nicht weg; wohlan, nennen Sie mir Ihren Preis, was ist Ihnen der Schlafrock werth?“

„Ich habe keinen Preis bei einer so unverschämten Forderung.“

„Erlaucht, und wenn ich nun das Unmögliche thäte und 75 Rubel nähme?“

„Zu viel noch, viel zu viel.“

„Nun wohlan! so seien es 50 Rubel, das ist aber mein letztes Wort“, sagte der Buchare wie ärgerlich und fing an die Schlafröcke zusammenzulegen.

Ich blickte meinen Freund an, der aber ganz gleichgiltig blieb und endlich sagte:

„Sie haben sich wol versprochen, Sie wollten 25 Rubel sagen."

„Wie!" rief nun der Kaufmann, „25 Rubel? Sie belieben sich über mich lustig zu machen. Beim Barte des Propheten, das Futter allein ist ja mehr werth .... Sie haben 30 Rubel gesagt, nun wohlan! geben Sie 40 und der Schlafrock ist der Ihrige."

„Ich habe 25 Rubel gesagt, wollen Sie, oder wollen Sie nicht, zum letzten Mal und halten Sie uns nicht länger auf." Diesmal standen wir bereits vor dem Laden, vor welchem schon mehrere junge Burschen unserer warteten und uns aufforderten, in ihre Magazine zu kommen: sie hätten, versicherten sie, noch viel schönere und billigere Schlafröcke.

Der Buchare kam uns eiligst nach und sagte mit kläglicher Miene: „Excellenz, es geschieht der ferneren Kundschaft wegen, nehmen Sie ihn; — noch mehr solcher Opfer und ich werde zu Grunde gerichtet sein!"

„Ich habe noch fünf Rubel mehr gegeben als nöthig war", meinte mein Freund, dem ich meine Verwunderung über ein Feilschen dieser Art ausdrückte.

Eine wichtige Person, die mit Schweigen zu übergehen bei Beschreibung des Gostinnoi-dwor unmöglich, sind die Rasnoschtschiks (vom russischen Zeitworte rasnossit, d. h. umhertragen). Jeder mit seinen Waaren umhergehende Hausirer oder Verkäufer von Waaren aller nur denkbaren Art, sogar von Thee, Getränken, Kuchen und Brot, wird von den Russen Rasnoschtschik — und deren sind Legion — genannt.

Diese Leute treiben sich, omnia sua secum portantes, im ganzen Reiche weit und breit umher und sind die mit Eßwaaren handelnden besonders stark in den Gostinnoi-dwor's von Petersburg und Moskau vertreten.

Da die Kaufleute ihre Speisen nicht im Innern des Kaufhofes bereiten lassen können, wo es verboten ist, Feuer anzumachen, so speisen sie gewöhnlich zu Hause erst Abends, nachdem sie ihre Läden geschlossen; im Laufe des Tages jedoch trinken sie Thee ohne Ende, oftmals zehn bis zwanzig Glas, und kaufen von den vielen Rasnoschtschiks an Eßwaaren, was ihrem Geschmacke zusagt.

In einem Schafspelz (tulup), den ein Lederriemen zusammenhält, Sommers auch im bunten oder rothen Hemde, geht der Rasnoschtschik, gewöhnlich ein noch junger Bursche, oft noch im Knabenalter, mit seinem Bret, auf welchem seine Waare ausgebreitet, oder einem Korbe, den er vor sich hält, durch die Ladenreihen. Harte Eier, gesalzene Gurken, Essig- und Salzpilze, gesalzene oder geräucherte Fische, von welchen die Sfigi (Schnäpel) ganz vortrefflich schmecken, Piroggen oder Pasteten, mit gehacktem Kohl, Rüben, Fleisch und Fisch gefüllt, die, warm gegessen, durchaus nicht zu verachten und den Russen eine Lieblingsspeise sind, schöne weiße Semmel und lockeres Weißbrot, von welchem die sogenannten Sfaiki und Kalatschi die beliebtesten, Sbiten (ein warmes Getränk aus Meth mit Ingwer), Quaß, Beerenlimonaden u. s. w. sind die Haupthandelsartikel dieser Art Handeltreibender. Die warmen und heißen Getränke werden in mit dicken Handtüchern umwickelten Sfamowaren und Glaskrügen umhergetragen; die Eisverkäufer im Sommer tragen ebenfalls

ihre Kübel mit Gefrorenem verschiedener Art auf dem Kopfe; die beliebtesten Sorten sind Citronen-, Himbeer- und Vanilleeis.

Wer Petersburg nur im Sommer besucht, wird kein vollständiges Bild von dem Leben und Treiben dieser Stadt erhalten; es ist nöthig, sie in ihrer Saisonzeit, im Winter, kennen zu lernen. Während die Bewohner der gemäßigten Zonen vom Winter im Ganzen mehr unangenehm als freundlich berührt werden, beginnt der Petersburger mit Eintritt der Schnee- und Eiszeit sich in den Zustand des Behagens zu versetzen; sein ganzes Fühlen und Denken steht mit dem Winter in innigem Zusammenhange. Selbst die Poesie ergeht sich mit Vorliebe in Schilderungen des Winters, — wie stimmungsvoll ist das Gedicht von Puschkin:

. . . . . vom Fenster aus
Sah sie den weißen Hof, die Dächer,
Die Beete, Zäune, Haus um Haus;
Die Scheiben waren voller Blumen,
Die Bäume zuckerig kandirt,
Die Elstern selbst in Weiß gekleidet,
Und Alles ringsumher drapirt
Mit Winters schmuckem Bärenfell,
Und Alles weiß und weiß und Alles hell!
S'ist Winter! Und der Bauer frierend
Zieht mit dem Schlitten eine Bahn;
Sein Pferdchen riecht den Schnee und munter
Trabt es bergunter und bergan.
Die flüchtige Kibitke wühlet
Sich Furchen in den Flockengrund;
Der Fämschtschik (Fuhrmann) sitzet auf dem Bocke
Im Pelz mit rothem Gürtelbund.
Dort jagt der Knab' mit seinem Schlitten,
Er hat den Hund hineinplacirt
Und bildet selbst das muntre Rößlein,
Wenn auch der Finger ihm gefriert.
Halb lächelnd und halb ängstlich droht
Vom Fenster mütterlich Verbot.

Dem flüchtigen Sommer folgt in Petersburg der lange und strenge Winter mit seinem grauen Regenmantel, dann mit seinen Schneeflocken, Eiszapfen und das Blut erstarrenden Luftströmungen auf dem Fuße nach, sodaß Herbst und Frühling gar nicht als bestimmte Jahreszeiten hervortreten oder doch nur wenige Wochen dauern. Im sumpfigen Newa-Delta hat das Klima nicht die Unveränderlichkeit des mittleren Rußlands. Die mildernden Einflüsse der Ostsee widersetzen sich hier häufig den eisigen Winden, welche Sibirien schickt. Dichte Nebel und heitere Frosttage, regnichte Westwinde und kalte Nordstürme wechseln fortwährend; das Klima schwankt beständig zwischen Extremen. Im Sommer steigt die Hitze bis auf 30 Grad und im Winter der Frost oft noch über diese Zahl. Die Differenzen von einem Tage zum anderen betragen oft 12—18 Grad. Demgemäß hüllt man sich schon im Anfang Oktober in leichtere Pelze, denen später schwerere, wärmere folgen. Die Zimmer werden stark geheizt, damit das Haus nie auskühle; die russischen Stein- oder Kachelöfen sind in ihrer Art das Vollkommenste, was Nordländer erdacht; alle Häuser haben Doppelfenster und zwei bis drei doppelte Eingangsthüren. Die Heizung geschieht meist mit Birkenholz, welches dauerhafte Kohlen giebt. Der Zutritt der äußeren Luft wird durch Ventilation mittelst sogenannter kleiner Fortotschka's, d. s. Guck- oder Klappfenster in den großen Fenstern, bewerkstelligt.

Bei heiterem, stillem Wetter fallen gewöhnlich die höchsten Kältegrade, dicke Rauchsäulen wirbeln aus jedem Hause in die reine Luft, als ob in jedem Gebäude eine Dampfmaschine arbeitete. Schnee und Eis auf dem Newastrom, welches letztere oft bis zwei Meter dick wird, sind weiß und reinlich, als wäre es aus Zucker gebacken. Alles erscheint mit den phantastischsten Eisüberzügen und Eiszapfen bedeckt, selbst Bart und Haare der Menschen. — Gesichter bekommt man dann nicht mehr auf der Straße zu sehen, denn Alles zieht die

Pelze über Kopf und Mütze. „Väterchen, deine Nase, deine Wange", erinnern einander die sich Begegnenden, wenn sie die verdächtigen runden, kreideweißen Flecken im Gesichte des Vorübergehenden sehen; denn der, dem ein Theil des Gesichts erfriert, merkt es nicht. Da hilft nur unmittelbares heftiges Einreiben mit Schnee, bis das Gefühl sich in dem erfrorenen Theile wieder einstellt; eine Frostwunde ist eine übele Sache. Auf öffentlichen Plätzen, vor den Theatern des Abends z. B., werden für die Fuhrleute und das Volk große Scheiterhaufen zum Wärmen angezündet. Bei solchen Verhältnissen ist es begreiflich, wie selbst der ärmste Bauer, ja sogar der Bettler, seinen Schafspelz hat, ohne welchen er umkommen müßte.

Ich fragte einst einen Bauer, welchen ein Gutsbesitzer mit einem Auftrage zu mir in die Stadt gesendet hatte und der ganz erstarrt war, sodaß er eine Zeitlang brauchte, ehe ihm die Eiszapfen in Bart und Haar aufthauten, ob es denn wirklich heute draußen so kalt sei. „Freilich, Herr", antwortete er mir, „auf dem Felde draußen war es eine «zweipelzige» Kälte." Und wirklich trug der Bote einen anschließenden Leibpelz und noch einen großen anderen Schafspelz als Ueberwurf. Bei solcher Kälte habe ich wirklich oft todte, erfrorene Vögel auf den Straßen liegen sehen. Ich erinnere mich eines freilich seltenen Schneesturmes in den sechziger Jahren in Moskau, der drei Tage und drei Nächte lang anhielt, dann in Unterbrechungen noch drei Tage wüthete, und nach welchem der Schnee in den äußeren Straßen der Stadt höher als die Laternenpfähle lag, sodaß diese nur mit ihren Spitzen aus demselben hervorragten, während längs der Häuser sich lange, ausgeschaufelte Hohlgänge hinzogen und die Schlitten in der Mitte der Straße in gleicher Höhe mit den Köpfen der an den Seiten gehenden Menschen dahinflogen, denn rasch fährt in Rußland Alles, zumal bei solcher Kälte.

Zur Winterszeit nun wird Petersburg der Punkt, wohin, oft aus den entferntesten Theilen des Reichs, eine Menge Landvolk und kleine Kaufleute zusammenströmen, die Märkte der Hauptstadt mit Vorräthen zu versehen. Die Einen bringen Fische, die Anderen Geflügel und Wild, welche der Winter steif gefroren und frisch erhält.

Der Heumarkt (Ssenaja Ploschtschad) bietet in dieser Hinsicht, besonders vor Weihnachten, ein ebenso originelles als merkwürdiges Bild.

Die gefrorene Fleischmuskel läßt sich Monate lang aufbewahren. Die Tausende von Vögeln und Wild werden, nachdem ihr warmes Blut entflossen und durch die Kälte in Eis verwandelt, in große Kisten verpackt und auf Schlitten verladen. So kommen die gefrorenen Hasen, Schweine, Ferkel, Auer- und Birkhühner, Gänse, Enten, Hühner, Störe, Welse, Hechte u. s. w. hier an. Der Kaufmann kramt sie aus und stellt in seiner Bude die steifen Ochsen, Schweine und Hasen kerzengerade auf oder stapelt sie, z. B. die Fische, auf einer großen Matte zu einem ungeheuern Haufen auf. Um das Fleisch zu zertheilen, wird kein Messer, sondern eine Säge oder ein scharfes Beil gebraucht, wobei die Eisstücke mit Fleischfetzen wie Splitter beim Holzhacken umherfliegen, die sich dann die kleinen Bettler im Schnee zusammensuchen. Auch Bären- und Elenfleisch ist hier nicht selten zu haben.

Das Gedränge auf diesem Markte ist außerordentlich, alle Volksklassen sind hier vertreten, besonders aber der Bauernstand. Die kostbarsten Fische sind die Störe, von denen es verschiedene Arten giebt und die von der Wolga und dem Kaspischen Meere kommen; auch der schöne Newa-Lachs ist sehr geschätzt.

Der Heumarkt ist im Jahre 1831 der Schauplatz eines beginnenden Aufruhrs gewesen, der, ohne den Muth des verstorbenen Kaisers, leicht die traurigsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Es war zur Zeit des polnischen Aufstandes, die Cholera grassirte in Petersburg und das Volk, welches von dieser schrecklichen Seuche, die es für eine Strafe Gottes ansah, schwer heimgesucht wurde, gerieth in Verzweiflung. Es hieß: Die Aerzte, die Deutschen und Polen vergiften die Brunnen; die Aufregung war bis aufs Höchste gestiegen. (Bei einer Bevölkerung von 400,000 Seelen starben täglich etwa 1500, meistens der niederen Volksklasse Angehörende.) Bereits sah man auf dem Heumarkte Aexte schwingen, diese in den Händen des russischen Bauern so furchtbare Waffe; die Luft erbebte von wüstem Gebrüll und Angst und Schrecken bemächtigten sich der friedlichen Bürger.

Dem Kaiser Nikolaus berichtet man von dieser wachsenden Gährung im Volke; er steigt sogleich in die Kalesche und eilt in gestrecktem Galopp mitten unter das Volk. Hier läßt er halten und verläßt den Wagen vor der am Ende des Heumarktes stehenden Kirche. Er steigt die Stufen zu derselben hinan und von hier in seiner mächtigen kaiserlichen Gestalt die Volksmasse hoch überragend, redet er sie mit seiner vollen, lauten Stimme streng an:

„Was muß ich sehen?!" ruft er; „seid ihr nicht mehr die Söhne des alten heiligen Rußlands, daß ihr euch gegen den Himmel auflehnt?! Wollt ihr es den Aufrührern anderer Länder gleichthun? Kommt zu euch; Gott sucht uns heim! Statt gegen seine heiligen Beschlüsse zu murren, solltet ihr euch vor ihm beugen und beten. Nieder auf die Knice! Laßt uns zum Herrn beten und ihn bitten, der Seuche, welche unsere Stadt verheert, Einhalt zu gebieten! ...."

Und sein Wort mit der That vereinigend kniet er nieder, mit ihm das ganze versammelte, plötzlich beruhigte Volk.

Am sechsten Januar, dem Dreikönigsfeste, findet auf der Newa das Fest der Wasserweihe statt.

Auf dem Eise wird, in der Nähe des Winterpalastes, eine reiche, prächtig verzierte, allen Winden offene Kapelle errichtet. Ein mit Teppichen belegter Breterweg führt vom Schloß aus zu derselben hin. Um zehn Uhr erscheint die ganze hohe Geistlichkeit; der Kaiser, von seinen Würdenträgern umgeben, die Kaiserin, von ihren Hofdamen begleitet, das diplomatische Corps, wohnen der fast zwei Stunden dauernden religiösen Ceremonie, der Etikette gemäß, ohne Pelze bei. Das nun von den Priestern geweihte Wasser wird von Jung und Alt eifrig geschöpft und jedes Haus sucht sein Theil davon zu bekommen. Diese Ceremonie findet überall im Lande an den Flüssen desselben statt.

Erst im April pflegt das Wasser den drückenden Eismantel zu sprengen und kaum schieben sich die schweren Schollen langsam fort dem Meere zu, was oft mehrere Tage lang dauert; kaum ist den Böten eine Ueberfahrt geöffnet,

so donnern die Kanonen der Festung und verkünden den Einwohnern den ersehnten Augenblick. Einer alten Sitte gemäß schöpft dann der Kommandant der Festung einen schönen Becher des klaren Newawassers, welchen der Zar in früheren Jahren ihm mit Goldstücken gefüllt zurückgab. Jetzt erhält er für diesen kaiserlichen Trunk immer noch ein hübsches Geldgeschenk.

Dem Osterfeste, das in der Mitte der Nacht vom heiligen Sonnabend auf den Ostersonntag beginnt, geht die sogenannte Butterwoche voran, auf welche ein siebenwöchentliches Fasten folgt, das in besagter Osternacht, präcis um Mitternacht, sein Ende nimmt.

Fest der Wasserweihe auf der Newa.

Statt des Oels, mit welchem in der Fastenzeit alle Speisen bereitet werden, darf in der Butterwoche, wie der Name schon andeutet, noch Butter genommen werden. Es ist die Woche, besonders die drei letzten Tage derselben, wo das Volk sich auf alle mögliche Weise zu belustigen sucht, bevor es sich die höchsten Entbehrungen auferlegt. Die Hauptrolle bei den Speisen in jedem Hause spielen Fische und die sogenannten Blinni's, eine Art Fladen oder Pfannkuchen, die mit geschmolzener Butter übergossen und mit Caviar verspeist werden; dieselben bäckt man nur zu dieser Zeit des Jahres.

Eine allgemeine Idee von den Volksbelustigungen der Butterwoche haben gewiß sehr viele unserer Leser, darum sei hier eine etwas ausführlichere Schilderung der diesjährigen (1874) gegeben.

Der kolossale Isaaksplatz stand in diesem Jahre zum ersten Male verödet da; der neuen Anlagen und Squares auf demselben wegen waren die Volksbelustigungen nach dem ungeheuern Marsfelde neben dem Sommergarten hin verlegt, das auch wol ein geeigneterer Ort für dergleichen Schauspiele sein mag, als der Platz vor dem alten Zarenpalaste.

Das Marsfeld war nun mit vielleicht noch mehr Buden überfüllt als sonst sein alter Vorgänger. Und darin Schauherrlichkeiten aller Art. Hurrah, war das ein Leben! Das Theater des Herrn Berg „faßte kaum die Zahl der Gäste" und bot täglich seine französischen, russischen und deutschen Vorstellungen, Musik und Tanz im bunten Kranz. Direktor Hinné ließ seine Exerzitien auf drei übereinander gespannten Seilen von drei Japanesen ausführen, einer seiner berühmten Clowns trat als Affe, Frosch und Bär auf und zeigte seine dressirten Pudel, während daneben Kreuzberg sein weltbekanntes anatomisches Theater eröffnet hatte und Heidenreich eine Menge Schaulustiger zu den wilden Bestien seiner großartigen Menagerie zog. Dazu denke man sich ein Allerlei von Eisbergen, russischen und anderen Schaukeln, die unvermeidlichen Riesen und Zwerge, die vielen dicken Wunderdamen, z. B.: „Die schöne Französin! Das größte Wunder des neunzehnten Jahrhunderts, sechzehn Jahre alt, 150 Kg. schwer, ohne Konkurrenz in Europa"; „Tamara, die schönste Dame des Kaukasus, die feurigste Tscherkessin; daneben Ingeborg, die prächtige Lappländerin mit dem Flachshaar, neben Wally, der zierlichen Rheinländerin"; — weiter die nationalen Theebuden mit ihren riesigen Samowars, die ewig, wie Dampfmaschinen en miniature kochen, und in welchen für drei Kopeken ein erwärmendes Glas Theewasser zu haben ist; das unaufhörliche Geklingel von einem Dutzend Carroussels; die Drehorgeln mit ihrer „letzten Rose", die noch nicht verblühen will und den „Jungfernkranz" verdrängt hat; die vierhändigen Waldmenschen, wie Voigt sie schildert, in natura; hier gar Eisverkäufer, die ihre Waare auf dem Kopfe balanciren und am Ende das beste Geschäft von Allen machen. Was, wird man fragen: Eis? Gefrorenes? im Winter, in Petersburg, wo die ganze Newa jetzt mit einer ellendicken Eiskruste bedeckt ist! Kaum glaublich, aber doch wahr. Unser Russe ist hierin eigen und denkt wie die Homöopathen: similia similibus. Gemüthlich läßt er sich von einem Gefrorenes feilbietenden Verkäufer sein Gläschen Eis kredenzen, löffelt es gemüthlich bei 10—15 Grad Frost aus und — trinkt hinterdrein ein Schnäpschen oder ein Glas Thee mit oder ohne Ingwer darauf. Das wärmt ihn und hat er Hunger, so kauft er sich vielleicht eine Salzgurke und eine Ssaika (lockeres Weißbrot).

Ganz interessant sind die seit einigen Jahren aufgekommenen Guckkasten, in welchen Bilder und Scenen aus der russischen Geschichte zu sehen sind, die der Eigenthümer derselben, in Versen improvisirend, dem Volke erklärt. Auch Volksmärchen mit Gesang werden auf diese Weise vorgetragen, denen der pelzbedeckte Bauer mit offenem Munde oft stundenlang lauscht. Und nun vollends die berühmten Wettrennen auf der spiegelglatten Newa! Freilich — wer beschreibt es, dies Schauspiel so reich an Originalität, Farbe, Lebensfülle — wer hält auch nur eines dieser Bilder fest — vorübereilend, immer

vorübereilend, als ob kein Ende wäre.— Drei- und Zweigespanne, wie schnelltrabende Einspänner vor federleichten Schlitten, sausen in rasender Eile um die Wette dahin. Vom Vollblutrenner herab bis zum unansehnlichen Steppen-Pferdchen sieht man hier in Trab, Galopp und Carrière vorüberfliegen — ein tolles Treiben, das sich schwer beschreiben läßt, das man selbst sehen muß. Glänzende Offiziere, reiche Kaufleute in Pelzen, die oft Tausende von Rubeln kosten, neben sich ihre herausgeputzten Frauen wie chinesische Pagodenbilder, sittsam und ernsthaft, geschminkt und mit Brillanten übersäet, Beamte, Bauern und — leicht zu erkennende staunende Ausländer, Fremde, in knappen, billigen Pelzen oder gar Mänteln und Paletots — das Alles giebt ein gar buntes, eigenthümliches Bild.

Dort auf der Newa sieht man auch Samojeden in ihrer schweren Nationaltracht, die ihre mit Renthieren bespannten Schlitten dem Volke zur Belustigung anbieten. Schwerfällige, gelbhaarige Finnen halten ebenfalls mit ihren leichten, eigenthümlich gebauten Schlitten stets am unrichtigen Orte und müssen von den wachthabenden Kosaken fortwährend zurechtgewiesen werden.

Dem Sommergarten entlang bis zum Schloßkai ist ein weiter Raum für die vornehme Welt abgesperrt, wo dieselbe, während sich die große Menge in den Budenreihen umhertummelt, oder sich auf Schaukeln und Eisbergen belustigt, in ihren brillanten, auf Schlittenkufen oder Rädern befindlichen Equipagen die Nachmittagsstunden verbringt. Ein glänzendes, farbenreiches Bild rollt sich vor den Augen des staunenden Zuschauers ab. Vier-, drei-, zwei- und einspännig fährt Eins hinter dem Andern in vier Reihen im Schritt herum, zu sehen und gesehen zu werden, ein winterliches Longchamp. Da sind Vierspänner mit Isabellschimmeln, schwere Kaleschen, russische Proleotkis (phaëtonartige Wagen), national-russische Droschken, Liniendroschken, Landaus, hochrädrige und breite Char-à-banc's und alterthümliche Mieth- und Familienkutschen, mit Kindern und King-Charleshündchen vollgepackt wie die Arche Noäh. In den Equipagen manch schönes Damengesicht mit feurigen dunkeln Augen, fast alle aber elegant und mit jenem gewissen eleganten Chic, durch welchen die russischen Damen sich so auffallend, vor den deutschen namentlich, auszeichnen. Nur Nase, Wange, die breiteren Züge und die länglich geschlitzten mandelförmigen Augen verrathen die slavische Abkunft, sonst könnte man sie vielleicht für Französinnen halten. Doch ist Petersburg ja nicht Rußland, alle Völker des Landes, alle Nationen sind hier vertreten und zu Hause: die kraftvollen, gedrungenen Russen, die gigantischen Finnen und Esthen, die derben deutschen und schwedischen Arbeiter, die schwächeren, geschmeidigen Letten, die Polen, Litthauer, Ingern und Lappen, die schlanken Kaukasier, die majestätischen Perser und all' die schmuzigen Orientalen mit dem stolzen Wesen. Wer da in Petersburg gewesen ist, glaube übrigens nur ja nicht, nun auch Rußland zu kennen. Dazu muß man nicht allein in Moskau, sondern vielfach herum im weiten Lande gewesen sein.

Auch die jungen Damen der kaiserlichen adeligen Fräuleinsinstitute — Smolna-, Katharinen- und patriotisches Stift — die sich sonst auf den öffentlichen Promenaden nicht zeigen, werden heute in Hofequipagen, mit Dienern

und Kutschern in kaiserlicher Livree hier spazieren gefahren. Die junge Herrenwelt, meist aus Offizieren bestehend, in glänzenden Uniformen und auf prächtigen Pferden, hin und wieder unter ihnen ein schlanker Kaukasier in seiner kleidsamen Tracht, reitet durch die bunten Reihen, die Damen aufmerksam musternd und lorgnettirend.

In Tivoli ist eine bedeckte Eisbahn hergestellt, auf welcher Schlittschuhläufer, wenn draußen eine Kälte von 15 bis 20 Grad und mehr herrscht, in einem fast unabsehbar langen Saale lustig dahingleiten. Der Thermometer zeigt hier nur wenige Grad unter dem Gefrierpunkt, und der Fußboden ist mit dicken, durch Begießen glattgehaltenen, Eisblöcken belegt. Mehr Bequemlichkeit kann kaum geschafft werden.

Wenn man mit dem Schlage Zwölf seinen letzten Theaterbesuch, seine letzte Maskerade in der Butterwoche beendigt hat, welch letztere aus Mangel an Humor kalt und langweilig wie das Landesklima ist und oft mit einem wüsten Gelage abschließt, so fängt die lange Fastenzeit an. Alle Theater sind dann sieben Wochen lang geschlossen; alle rechtgläubigen griechischen Katholiken fasten und beten, um sich würdig auf den kommenden Ostertag vorzubereiten. Die Petersburger aber sind ein vergnügungslustiges Volk; sie verstehen es, besonders durch Musik, geistliche — und auch weltliche — wie durch manche andere Unterhaltungen diese lange Pause ganz erträglich zu machen. In der ersten Woche noch verhält man sich stiller, ruht gewissermaßen aus, in der vierten desgleichen und kommt in der siebenten seinen religiösen Pflichten nach. Zwischendurch aber werden Konzerte, und deren giebt es täglich, des Morgens, oft sogar mehrere an einem Tage, besucht. Die berühmtesten Künstler Europa's kommen zu dieser Zeit dorthin und man übersättigt sich so an Gesang, lebenden Bildern, Oratorien und Anderem, daß man froh ist, zu Ostern wieder eine Abwechselung zu erfahren, wieder ins Theater gehen zu können. Man zählt deren vier kaiserliche, 1) das große Theater für die italienische Oper und das Ballet, 2) das Marientheater für die russische Oper und Schauspiel, 3) das Alexandertheater, gleichfalls für das russische Drama, 4) das Michaeltheater, in welchem Franzosen und Deutsche abwechselnd ihre Vorstellung geben. Außerdem ist noch ein théâtre bouffes und das Theater des Herrn Berg für Posse, Offenbachiaden u. s. w. vorhanden.

Der Sonntag vor Ostern, der Palmensonntag, bringt den Kindern Geschenke; man schmückt Haus und Gottesbild mit sogenannten Palmen (oder eigentlich Weidenruthen mit den daran hängenden Blütenkätzchen). Statt der natürlichen werden oft künstliche geschaffen und der Palmenmarkt im Gostinnoidwor ist gedrängt voll von Spaziergängern, besonders Kindern jedes Alters. Jeder kauft an diesem Tage Sträußchen und Blumen; die Reicheren aus den Treibhäusern die prachtvollsten Centifolien, Hyacinthen, Veilchen u. s. w. Die Hausgenossen wecken einander durch sanfte Ruthenschläge mit den frischen Weiden; die Mutter schleicht sich vor das Bett des Kindes und weckt es unter Scherzen und Singen des Verses: „Die Ruthe schlägt, schlägt zu Thränen. Nicht ich schlag', die Ruthe schlägt!" — Die Palmenruthen sollen eigentlich Die bestrafen, welche die Frühmesse verschlafen.

Obgleich jetzt fast überall in Petersburg das Weihnachtsfest nach deutscher Weise durch Geschenke und Weihnachtsbaum für die Kinder gefeiert wird, so ist und bleibt dem Russen doch das Osterfest das erste und höchste. Auch in Deutschland sieht man in katholischen Ländern, in den Rheinprovinzen z. B., die bunten und rothen Ostereier. Nur für den Osterverbrauch der Stadt Petersburg lassen sich etwa zehn Millionen dieses zerbrechlichen Produkts nachweisen. Ist das nicht eine hübsche Zahl? Auch die Zahl der an diesem Tage verzehrten Orangen geht ins Unglaubliche, auf allen Plätzen und Straßen sieht man Eier- und Orangenschalen. Man küßt sich am Ostersonntage oder in der Osternacht nach der Messe dreimal und sagt: „Christoss woskress!“ (Christ ist erstanden) worauf man die Antwort erhält: „Wo istinno woskress!“ (Er ist in Wahrheit auferstanden). Der Kaiser empfängt in seinem Palaste alle Würdenträger, Generale, ja herab bis zum Unteroffizier der Gardetruppen, und wechselt mit ihnen Gruß und Kuß. Bei dieser Gelegenheit erzählt man sich, wie ein General einem auf Schildwache stehenden Posten, an dem er vorbeigeht, sein „Christoss woskress!“ zuruft. Dieser präsentirt sein Gewehr und antwortet mit langem Gesicht: „Nein, Ihre Excellenz!“ Der General stutzt und bleibt stehen. „Ich bin ein Jude“, fügt der Soldat ängstlich hinzu. — „Ah so!“ antwortet der Chef; „nun, schon gut.“ — Alles macht am Ostersonntag Vorgesetzten, Bekannten und Verwandten, gleich wie am ersten Jahrestage, förmliche Besuche, um seine Glückwünsche abzustatten. Alle Equipagen in der Stadt sind in Bewegung, wohin man nur sieht, Civil- und Militäruniformen, Orden und Sterne. An keinem Tage sieht man so viele Betrunkene als an diesem; glücklicher Weise ist der Russe, wenn er berauscht ist, sehr gutmüthig, nicht zanksüchtig; oft wird er zärtlich und wehmüthig gestimmt, nie vergißt er sich gegen einen Höhergestellten und bleibt stets höflich, zutraulich. Daß nach den langen Fasten heute Mancher des Guten zu viel thut, namentlich im Volke, ist begreiflich; nie giebt es so viele Kranke als zu dieser Zeit. Jeder Russe sucht in der Osternacht die Kirche zu besuchen und dem feierlichen Mitternachtsgottesdienste beizuwohnen, um, eine brennende Wachskerze in der Hand, vom Geistlichen das „Christoss woskress“ verkünden zu hören, Worte, die ohne Zweifel vor 2000 Jahren die vor Christi leerem Grabe stehenden Jünger sprachen.

Bei einem so religiös gesinnten Volke, wie das russische, liegt auch in der Art und Weise, wie sie für ihre Todten sorgen, etwas Patriarchalisches und Rührendes.

Sie eilen nicht, wie oft bei uns geschieht, sich von den geliebten Todten rasch zu trennen, was freilich in hygienischer Hinsicht viel Tadelnswerthes, wenngleich Natürliches und zu Entschuldigendes an sich hat; sie errichten demselben in ihrem reichsten Gemache, das sie so in eine Leichenkapelle verwandeln, ein hohes Trauergerüste. Den Tag über, ja selbst während der Nacht, lesen Kirchensänger und Diakonen Gebete am Sarge des Verstorbenen, der, in seine besten Kleider gehüllt, von Kandelabern mit dicken, brennenden Wachskerzen und Blumen umgeben, auf einem Paradebette ausgestellt da liegt. Die Thür zu dem Gemache steht nun Jedem offen und oft kommen ganz Fremde, den Verstorbenen zu sehen, besonders wenn es eine reiche, vornehme Person war,

auch ein Gebet an seinem Sarge zu sprechen. Die Kinder liegen allemal in einem hübschen rosenrothen, die jungen Mädchen in einem himmelblauen Sarge, ältere verheirathete Frauen erhalten einen solchen von violetter Farbe. Zum Ueberzug desselben werden Seide und Sammtstoffe genommen; nur bei den Aermeren sind sie blos angestrichen, was immer noch etwas Freundlicheres hat als unsere so oft schreckhaften schwarzen letzten Behausungen. Alle einem Leichenzuge Begegnenden nehmen den Hut ab und schicken, sich bekreuzigend, ein Gebet für den Verstorbenen gen Himmel. Die kirchlichen Ceremonien, wie die am Sarge, sind lang und höchst feierlich. Ein eigenthümlicher Gebrauch ist der, neben den Sarg einen Teller mit Reisbrei und Rosinen, die Leichenspeise, (Kutja) hinzustellen. Die Todtenmessen wiederholen sich von Zeit zu Zeit während langer Zeit. Fackelträger begleiten, neben und hinter dem Sarge gehend, den Zug, auch die Geistlichkeit folgt zu Fuß, und dieser die oft endlose Reihe der Trauerkutschen.

Nach der Beerdigung begiebt sich oft das ganze Gefolge in das Haus des Leidtragenden und versammelt sich — besonders bei den reichen russischen Kaufleuten — zu einem feierlichen Trauermahle, bei dem jedoch kein Champagner, wol aber jeder andere kostbare Wein gereicht wird. Selbst die Dienerschaft und Kutscher der Gäste werden in einem besonderen Gemache gespeist und mit Bier, Meth und Branntwein bewirthet. Oftmals nehmen viele Hunderte von Personen an dem Trauermahle Theil, zu welchem der Kaufmann seine vornehmsten Bekannten einzuladen sucht. Eine solche Aufforderung wird ebenso selten, wie die zum Gevatterstehen, aus religiösen Gründen, abgelehnt. Die beiden Hauptkirchhöfe, Wolkow und Smolensk, sind voll der reichsten, kostbarsten und prächtigsten Denkmäler, leider nur auf sehr feuchtem Boden, aus welchem im Frühling oft das Wasser hervortritt. Das Kloster Alexander-Newsky ist der Gottesacker der Vornehmen und Reichen.

Bei unserer Wanderung durch die Stadt kommen wir an dem Fontankakanal zu einem Gebäude, das an Größe, Geräumigkeit und Pracht und seinen vielen Nebengebäuden dem Palaste eines vornehmen Herrn gleicht. Wir erkundigen uns und erfahren, daß es das St. Petersburger Findelhaus ist, zu dem eine noch größere Abtheilung in Moskau gehöre.

Jeder in das Haus gebrachte Säugling wird ohne weitere Fragen als nur die, ob das Kind getauft und ob es einen Namen habe, aufgenommen. Die Thür dieser Anstalt ist das ganze Jahr hindurch zu jeder Nacht- und Tageszeit geöffnet, und kommen täglich etwa zehn bis zwanzig Kinder, oft von weither, an. Sechs- bis siebenhundert Ammen sind hier angestellt, außerdem eine Menge Aufseherinnen, Lehrerinnen und Erzieherinnen. Die Zahl der das Findelhaus Bewohnenden beträgt bis 6000 Menschen. Von den Knaben kommt eine bedeutende Anzahl in die kaiserlichen Fabriken, ein anderer Theil wird bei Kaufleuten untergebracht, die Fähigsten werden Künstler, ja selbst Gelehrte, andere auch Landleute und Handwerker. Die Mädchen werden Dienstmädchen, Kinderwärterinnen, Lehrerinnen und Erzieherinnen, je nach Befähigung. Die Unterhaltung der Anstalt kostet jährlich etwa sechs Millionen Rubel; sie wurde von der Kaiserin Katharina II. begründet und

durch bedeutende kaiserliche Dotationen unterhalten; die Einkünfte des vormaligen Lombards und der Spielkartenfabrik wurden vom Kaiser Alexander I. dem Findelhause zugewendet, sodaß dieses, trotz seiner bedeutenden Ausgaben, doch in glänzenden Verhältnissen ist und ein großes Reservekapital besitzt. Mit demselben ist noch eine höchst liberal eingerichtete Entbindungsanstalt verbunden; zwölf Ordinatoren und ein Oberarzt sind beim Findelhause thätig.

Den kaiserlichen Palästen gegenüber, in der Festung, liegt das von Peter dem Großen eigenhändig gebaute erste Schiff, der sogenannte „Großvater der russischen Flotte", ein etwa 10 m. langes und fast 3 m. breites Segelboot, mit einer am Spiegel in Holz geschnitzten, einen bärtigen Priester darstellenden Figur. Nebenan steht das ebenfalls von Peter erbaute hölzerne Häuschen, in welchem er wohnte, bis er sich eine bessere Wohnung am Sommergarten errichtet hatte.

Noch eine Eigenthümlichkeit, wie sie keine andere Stadt des westlichen Europa in dieser Art und Ausdehnung besitzt, sind die überhaupt durch ganz Rußland verbreiteten, in keinem Dorfe, ja fast bei keinem wohlhabenderen Bauernhause fehlenden Badestuben für Dampfbäder. Am Sonnabend Nachmittag bis spät in die Nacht hinein besuchen Männer und Weiber, die ganze arbeitende Klasse, die Soldaten sogar compagnieweise, das wohlthuende, angenehme Dampfbad; zu den Kassen desselben eilt Jung und Alt, als gälte es ein Billet ins Theater zu erstehen. In jedem Badehause sind allgemeine Bäder: eine Abtheilung für Frauen, die andere für Männer, außerdem Privatkabinete, aus je zwei bis drei Räumen bestehend. Das erste Zimmer ist mäßig warm und dient zum An- und Auskleiden; aus diesem tritt man in das kleinere Vorzimmer und von dort in den eigentlichen Baderaum, welcher mit langen Holzbänken zum Liegen, die eine immer höher und heißer als die andere, in 4 bis 6 Reihen bis unter die Decke hinauf, amphitheatralisch eingerichtet ist. Diesen gegenüber befindet sich der eine glühende Hitze ausströmende hohe und breite Steinofen mit seinen heißen, großen Feldsteinen, auf die man, um die Hitze im Bade zu erhöhen, nur Wasser zu gießen braucht. Nun tritt der Banschtschik, gewöhnlich ein junger Bursche, nackend ins Zimmer und die Arbeit beginnt. Nachdem er seinen Patienten erst mit lauwarmen Wasser übergossen, das er in die vielen kleinen vorhandenen Kübel aus den Krähnen in verschiedener Wärme, vom lauwarmen bis fast zum heißen, hat einströmen lassen, heißt er ihn sich niederlegen. Jetzt nimmt er einen aus belaubten Birkenzweigen bestehenden Besen, taucht diesen in heißes Wasser und besprengt den Daliegenden, läßt ihn sich höher und höher in immer heißere Dämpfe begeben, schwitzen, daß das Wasser aus allen Poren strömt, dann knetet, bürstet, reibt, besprengt und übergießt er ihn, läßt ihn ruhen, bringt ihn nach und nach wieder bis nach unten und übergießt ihn zu guter Letzt noch mit fast kaltem Wasser, so daß er, ohne eine Erkältung befürchten zu müssen, in das Ankleidezimmer zurückgehen kann. Es giebt Badeliebhaber, namentlich unter der jungen russischen Kaufmannswelt, die viele Stunden in einer Badestube schwelgen können; sie trinken dort sogar ihren Kißlischtschi, eine Art Brauselimonade, führen lebhafte Unterhaltung und machen aus dem Badezimmer

oft noch eine Art Serail, was so ziemlich überall, die feineren Badeanstalten ausgenommen, erlaubt ist.

Es verursacht dies Baden ein höchst wohlthätiges Gefühl, benimmt Gliederreißen, Rheuma und sonstiges Mißbehagen, ja gefällt selbst dem Westeuropäer zuletzt so gut, daß er es später in Deutschland nur ungern vermißt. Man kommt sich nach dem Bade gereinigt bis ins Innerste des Körpers vor und es giebt schwerlich für das Volk einen angenehmeren Sinnengenuß.

In und um Petersburg findet man eine Menge großartiger Fabriken, die theils der Krone, theils ausländischen Privatleuten gehören und von denen viele höchst kostbare und ungewöhnliche Artikel produziren. Besonders erwähnenswerth sind die Edelsteinschleifereien, Baumwollenspinnereien, Spiegel- und Glasfabriken, die Gobelinstapetenfabrik, die Kanonenbohrereien u. A. In den offiziellen Berichten wird die stetig wachsende Zahl der Fabriken in St. Petersburg auf 340 angegeben.

In der Nähe der Hauptstadt, bei Alexandrowsk, befindet sich die kaiserliche Porzellanfabrik, außerdem noch eine Anzahl bedeutender Eisengießereien und Baumwollenmanufakturen, deren Entwickelung überraschend schnell vor sich geht. Unter den unendlich vielen Magazinen, an denen die Stadt überreich ist, nimmt seit vielen vielen Jahren noch immer das sogenannte „englische Magazin", eine Art Börse der vornehmen und reichen Welt, den ersten Platz ein und wird von keinem der neueren Konkurrenten überflügelt. Was man auch nur in demselben kaufen mag, Alles ist echt, solid und gut; Alles findet man hier: Diademe, Perlenschnüre und Brillantencolliers, die als Fürstengeschenke dienen könnten, Gold- und Silbersachen, die edelsten Weine bis hinab zu Strohkörben, Zahnstochern, ja selbst englische Stiefelwichse.

Wie in keiner andern Stadt Europa's kommt ein Fremder in Petersburg überall durch, ohne die Landessprache zu kennen. Jeder gebildete Russe kennt nicht allein die Hauptfremdsprachen, Französisch, Deutsch und Englisch, er spricht sie auch und meist geläufig, vor Allem aber seine Lieblingssprache, das Französische. Indeß ist es in den letzten Jahren sehr Mode geworden, russisch zu sprechen, was in der That ein verdienstvoller Fortschritt zu nennen, da ein Jeder füglich zuerst seine Muttersprache rein sprechen und gründlich kennen soll, ehe er sich an die anderen wagt. So werden statt der deutschen und französischen Bonnen jetzt auch mehr russische gesucht; die Amme, die Niänuschka, war von jeher eine gesunde, kräftige russische Bäuerin in ihrer altrussischen Nationaltracht, dem Sfarafan und der Kopfbekleidung, dem Kokoschnik, ein Kostüm, welches bei gewissen Hoffesten sogar von allen Damen getragen werden muß. Nichtsdestoweniger behauptet sich die französische Sprache doch noch, wenn auch meistens nur bruchstücksweise, in der Rede, die ohne Ende mit französischen Brocken untermischt wird, gerade als ob man zeigen wolle, daß man auch diese vortrefflich spricht.

In früheren Zeiten war es mit dieser Mode so weit gekommen, daß Vater und Sohn, Mann und Frau sich nur französisch unterhielten und sogar die Mutter dem Kinde auf Französisch schmeichelte. Die Folge davon war, daß manche Dame zwar keinen russischen Brief korrekt zu schreiben verstand,

ein französisches Billet hingegen desto besser, ein Unwesen, das heutzutage gottlob aufgehört hat.

Der Dichter Puschkin sagt in seinem „Onegin" von jener Zeit:

„....Sie kannte nämlich Russisch wenig,
Las unsere Journale nicht,
Und drückte in der Muttersprache
Sich mühsam aus und nur wenn's Pflicht.
So schreibt sie Alles auf Französisch.
Was thun? frag' ich aufs Neue mich.
Bis heute offenbart die Liebe
Der Damen nicht auf Russisch sich;
Bis heut war für den Mund der Post
Die Russensprache keine Kost...."

So kommt ein Fremder wie gesagt in Petersburg überall mit Französisch und Deutsch durch; sind doch unter den 700,000 Einwohnern der Residenz etwa 90,000 Deutsche und 15,000 sonstige Ausländer. (Im Petersburger Gouvernement waren 1872: 977,637 griech.-katholische Einwohner, 6000 Altgläubige, 352 armenische Christen, 22,800 römische Katholiken, 161,770 Protestanten, 3600 Juden und 1940 Mohammedaner.) Diese Fremden sind meistens Kaufleute, Magazinbesitzer, Handwerker, Gelehrte, Aerzte und Apotheker. Auch ist das Kontingent, welches die Deutschen, namentlich der Ostseeprovinzen, an die Garde und Armee stellen, bedeutend; kein Regiment, in dem nicht eine Menge Offiziere deutscher Abkunft wären. Auch anderwärts, wie in Südfinnland (Wyborg), wird vielfach Deutsch verstanden und gesprochen. Selbst auf den Straßen wird man nicht selten finden, daß die russischen Fuhrleute (Iswoschtschiki) einige verstümmelte Brocken Deutsch zu sprechen verstehen und ihre Preise deutsch anzugeben wissen.

Wir haben uns nun genügend umgesehen, und es wird Zeit, nach einem letzten Blick auf die Umgebung von St. Petersburg, uns vom „Haupt des Reichs" zu trennen. Im Volksmunde nennt man Nowgorod — den Vater, Kiew — die Mutter, Moskau — das Herz, Petersburg — das Haupt. Da die Sprüchwörter überhaupt eine gewisse Rolle in der Volkssprache spielen, so seien von den vielen Hunderten hier einige originelle angeführt: Piter kormila — Moskwa korm, d. h. Piter (Petersburg) — das Steuer, Moskau — das Futter. — Jahrhunderte haben Moskau gegründet, Petersburg Millionen. — Das Mütterchen Moskau, die weißsteinerne, goldkuppelige, Brot und Salz spendende (gastfreundliche), rechtgläubige und geschwätzige. — Moskau, berühmt durch seine Bräute, Glockenthürme und Kalatschi (lockeres Weißbrot). — Was dem Russen gesund, ist des Deutschen Tod. — Russische Knochen lieben Wärme. — Der Russe liebt awoss (wer weiß, vielleicht geht die Sache glücklich durch), neboss (bange machen gilt nicht) und kak ni bud (flüchtig leichthin, auf irgend welche Art). — Behaupte hartnäckig bis zu Thränen, aber wette nur nicht. — Auf dem Leibe Seide, im Leibe kaum Kleie. — Geh' nicht ins Wasser, ohne nach der Furt zu fragen. — Wer den Wolf fürchtet, soll nicht in den Wald gehen. — Wenn der Donner nicht grollt, bekreuzigt sich der Bauer nicht. — Das haftet bei ihm so wenig, wie das Wasser bei der Gans. — Muthwillig wie eine Katze, furchtsam wie ein Hase. — Wie der Abt, so die Mönche. — Mit dem ist nicht gut Grütze kochen. — Das paßt, wie der Kuh der Sattel. — Das Hühnchen pickt kornweise auf und wird doch satt. — Jeder Fuchs lobt seinen Schwanz. — Ein trockener

Löffel zerreißt den Mund (umsonst ist der Tod). — Auf der Zunge Honig, unter der Zunge Eis. — In einer stillen Pfütze hausen Teufel. — Die Mühle mahlt Alles zu Mehl (Alles giebt sich mit der Zeit). — Ohne Gott kommst du nicht über den Wasserfall, mit Gott aber über's Meer. — Zwar ein kleines Vögelchen, hat aber einen spitzen Schnabel (ein Naseweis). — Man kann siebenmal sterben, aber dem einen Tod nicht aus dem Wege gehen. — Was hilft der Ruhm, kann man doch keinen Pelz daraus nähen. — Iß deinen mit Pilzen gefüllten Kuchen und halte die Zunge hinter den Zähnen (schwatze nicht). — Keine Familie ohne Mißgeburt.

Die Inseln mit dem Stadttheile Wassili-Ostrow gehören gewissermaßen ebenso zur Residenz, wie die Petersburger und Wyborger Seite. Das ganze Newa-Delta zählt zwar etwa 40 größere und kleinere Inseln, doch wird uns nur ein kleiner Theil davon, der unmittelbare Hauptkern dieser Inselstadt, beschäftigen.

Droschke in St. Petersburg.

Wir haben gesehen, wie an der Spitze von Wassili-Ostrow, bei dem Börsenkai, die Newa sich theilt: höher hinauf, etwa tausend Klafter weiter als die Troitzky-Brücke am Sommergarten, entwindet sich dem Strome ein erst nach Norden, dann nach Westen strömender Arm. In seinem Laufe theilt er sich wieder dreimal und bildet durch einen Kanal, welcher zwei seiner neuen Arme vereinigt, drei Inseln: Kamennoj-Ostrow, Yelagin und Krestowsky.

Ich erlaube mir den Leser aufzufordern, mit mir eine jener leichten, eleganten, mit rasch laufenden munteren Pferden bespannten Kaleschen zu besteigen und eine Spazierfahrt auf den Inseln zu machen; wir fahren ja hier unendlich viel rascher als in Deutschland. Zuerst passiren wir die Troitzky-

Brücke und kommen, nachdem wir einen raschen Blick auf die Festung und die in derselben sich erhebende Peter-Pauls-Kirche geworfen, welche die Begräbnißstätte der russischen Zarenfamilie aus dem Hause Romanow ist, auch die Staatsgefängnisse in seinen Wällen und Mauern einschließt, sonst aber mit seinen Bastionen und Kasematten nichts Einladendes bietet, nach dem von Peter I. gegründeten großartigen und prachtvollen botanischen Garten mit seinem unendlichen Blumenflor, auf der sogenannten Apothekerinsel. Bald zeigen sich nun reizende Landhäuser und venetianische Villen mit in Blumen gehüllten Galerien und Verandas, das Haupt in den Zweigen von Trauerweiden und Birken versteckt, wie eine Dekoration der Großen Oper. Unaufhörlich fliegen an uns schöne Equipagen mit geputzten Damen und Herren vorbei.

Der Narwa-Triumphbogen. (Errichtet 1816.)

Hier die elegante Kalesche eines fremden Gesandten, den Jäger auf dem Bock, dort die muthigen schwarzen Rosse eines vornehmen Russen, die bequemen Coupés, die verschiedenen Droschken, Britschken, bis hinab zur bestaubten Posttelega des Couriers, der seinem Minister die letzten Befehle des Kaisers aufs Land hinausbringt. Es ist dies eine beständige Ausstellung aller nur möglichen Gefährte des Landes; ja man sieht sogar die einfachen ländlichen Milchwagen und Gemüsekarren, mit einziger Ausnahme etwa des Reisetarantaß, jener unförmlichen, auf langen Baumstämmen sich wiegenden ungeheuren Maschine mit Kutschkasten oder Korb, in welcher man eine ganze Wirthschaft, selbst Betten und Kissen, mit auf die Reise nehmen, in welcher man sich sogar ausstrecken und schlafen kann.

Auf Kamennoj-Ostrow zog in früheren Jahren das wunderschöne Landhaus des Grafen Nesselrode die Aufmerksamkeit aller diese Insel Besuchenden durch seine überreichen Dahlien- und Kamelliensammlungen auf sich. Das linke Ufer der kleinen Newka ist mit grünen Lustwäldchen, balsamduftenden Gärten, malerisch gelegenen Villen und koketten Landhäusern besäet. Hier erhebt sich eine chinesische Pagode aus einem Parterre von Rosen, dort ein griechischer Tempel inmitten einer Fichtengruppe, weiterhin eine launenhaft italienische Façade, der nur ein Rebengeschlinge fehlt, welches jedoch durch Geißblatt und Epheu ersetzt wird. Was nur die erfinderische Kunst an Mannichfaltigkeit hat ausdenken können, bietet sich hier überall in verschwenderischer Pracht dem Auge dar; man vergißt, daß man sich im hohen Norden befindet, wo noch vor nicht gar langer Zeit nichts als Sumpf und Schilf vorherrschend war. Die Inseln haben auch ein hübsches kaiserliches Theater, in welchem zur Sommerzeit deutsche, französische und russische Vorstellungen stattfinden, selbst das Ballet vertreten ist.

Das Palais der verstorbenen Großfürstin Helene am Ufer der kleinen Newka trägt gleichfalls nicht wenig dazu bei, die Schönheit dieses idyllischen Landschaftsbildes zu erhöhen: der türkische Kiosk, die gothischen Bogen, das griechische Fronton, die italienische Terrasse verbinden sich hier zu einem so reizenden Durcheinander unter dem dichten Grün und der unendlichen Menge der prächtigsten Blumen und Schlingpflanzen, zwischen welchen die riesigen Tannen, Palmen gleich, ihre breiten Arme ausbreiten, daß man unwillkürlich über die Intelligenz der Garten- und Baukünstler staunen muß, die aus einer flachen, traurigen Wüste ein Eden zu schaffen wußten.

Die Villen der reichen Kaufleute Gromow, Utin, wie der altadeligen Familie Beloselsky-Beloserskh sind Wunder von Schönheit und Pracht. Der so vielfach bewunderte und angestaunte, im ganzen Rheingau berühmte Frankfurter Palmengarten ist nur ein Miniaturabklasch der Gromow'schen Palmenhäuser auf der Apothekerinsel.

Wir fahren jetzt über die Insel der Kaiserin, Jelagin, mit ihrem am Ufer des Golfs belegenen prachtvollen Schlosse und kommen über eine zweite Brücke nach Krestowsky, dem Eldorado des deutschen Arbeiters und des russischen Kaufmanns zweiter und dritter Gilde, d. h. des Kleinkrämers. Endlose Alleen durchkreuzen diese Insel und eröffnen durch die dichten Birken und Tannen Aussichten auf den Finnischen Meerbusen. Unter diesen Fichten- und Tannengruppen dampfen überall Sonntags riesige Ssamoware; Schaukeln und Rutschberge sind aller Orten errichtet; Soldatenbanden spielen und singen ihre eintönigen, oft weithin hörbaren, gellenden Nationallieder, wobei sie zuweilen sich hin und her drehen, herumhüpfen, tanzen und springen; — Alles trinkt, lärmt und ist lustig.

Bei Nowaja Derewnja (das neue Dorf), welches ebenfalls überall reihenweise mit kleineren und größeren Landhäusern bedeckt ist, befindet sich die Isler'sche Mineralwasseranstalt, Nachmittags und Abends eine Art Vauxhall, in welchem bei Beleuchtung des Gartens Vorstellungen aller Art stattfinden; hier ist das beliebteste café chantant der Petersburger jungen Welt.

Jeder Petersburger, selbst der kleinste Beamte, muß im Sommer aufs Land; kann der Hausherr nicht selbst mit, so schickt er wenigstens seine Familie hinaus ins Grüne, wo er sich, und wären es auch nur ein oder zwei kleine Zimmer mit der Aussicht auf einen Garten oder Wald, einmiethet. „Ich ziehe auf die Datsche", sagt ein Jeder gar zu gern, wenn ihm seine Mittel nicht erlauben ins Ausland zu reisen. Und unter „Ausland" wird irgendein Badeort und jedenfalls nach demselben Paris verstanden. Paris sehen und — nicht sterben, sondern leben, und wenn möglich es noch öfter besuchen, ist ein Lieblingswunsch der leichtlebigen Petersburger jungen Welt.

Der Duderhof'sche „Berg" ist ein unansehnlicher Hügel, außer Pulkowa der einzige in der Nähe der Residenz; er liegt unweit Krasnoje-Sselo, wo im Sommer die Truppen der ganzen Garnison Petersburgs im Lager stehen und wo die großen Manöver stattfinden, die sich oft weit über die Gegend hin ausbreiten. Selten nur versäumt der Kaiser, diese in Person zu leiten.

Sternwarte von Pulkowa.

Um nach Zarskoje-Sselo und Pawlowsky zu gelangen, kann man sich zweier Eisenbahnen bedienen: der sogenannten kleinen Zarskoßel'schen und der weiter über Gatschina, Dünaburg und Wilna nach Eydkuhnen und Königsberg ins Ausland führenden großen, von einer französischen Gesellschaft erbauten Bahn.

Nehmen wir jedoch ein russisches Dreigespann und wählen wir den zwar längeren, aber angenehmeren alten Weg auf der schönen kaiserlichen Chaussee, die eine Doppelreihe alter Linden beschattet. Auch hier finden wir wieder hübsche Landhäuser, jedoch nicht so häufig wie an der Straße nach Peterhof. Wir hatten ungefähr sieben Werst zurückgelegt, da bemerkten wir die gothischen

Thürme von Tscheßma, einem in wunderlich mittelalterlichem Stil erbauten Schlosse, das als Invalidenhospital für alte verwundete Krieger benutzt wird. Weiterhin kommen wir durch die reiche deutsche Kolonie mit ihren sauberen Häusern und Gärten und erreichen den höchsten Punkt der Petersburger Umgegend, den Pulkowa-Berg. Auf demselben befindet sich die kaiserliche Sternwarte, welche der bekannte Astronom Professor Friedrich Wilhelm Struve gründete und als Direktor verwaltete. Am Fuße der Anhöhe liegt das wohlhabende russische Dorf Pulkowa und bald darauf blitzen vor uns die hohen Kuppeln von Kirchen und Palästen; es ist das kaiserliche Lustschloß Zarskoje-Sselo mit der 10,000 Einwohner zählenden, regelmäßig in breiten Straßen erbauten Stadt gleichen Namens. Beschauen wir uns vor Allem den prachtvollen Zarenpalast Katharina's II. mit seinem herrlichen Park. Das stilvolle dreistöckige Schloß, welches an Versailles erinnert, ist besonders durch seine gewaltige Größe bemerkenswerth; an dem 245 m. langen Mittelgebäude lehnen sich nach der Gartenseite zu zwei große Flügel an, von welchen der eine uns eine prachtvolle Kolonnade zeigt. Der andere Flügel, welcher früher das kaiserliche Lyceum enthielt, wurde nebst der nahen Hofkirche im Jahre 1860 durch ein Feuer stark beschädigt, doch vor der gänzlichen Vernichtung noch bewahrt. Der Kaiser bewohnt dieses Schloß selbst; ein neuer, von Alexander I. im modernen Stil erbauter Palast dient dem Thronfolger zum Sommeraufenthalt. Die inneren Räume des alten Schlosses sind mit feenhafter Pracht ausgeschmückt. Das Auge weiß nicht, was es von diesen Schätzen und Kostbarkeiten am meisten bewundern soll. Man sieht Zimmer, welche ganz mit Bernstein, Malachit oder Perlmutter ausgelegt sind, Säulen aus Jaspis, Porphyr und Achat, Malachitvasen, Bronze- und Marmor-Statuen, Mosaiken, Gobelins und kostbare Gemälde, chinesische, persische und türkische Säle wechseln ab mit Kolonnaden, Marmorbädern und Gallerien mit entzückenden Aussichten, — alle diese Herrlichkeiten unter einem Dache, welches seiner Zeit echt vergoldet war, jetzt mit einem minder kostbaren, aber dauerhafteren Ueberzug versehen ist. Das Auge weiß nicht, was es von diesen Schätzen und Kostbarkeiten am meisten bewundern soll. Nach Vollendung dieses Feenschlosses soll die Kaiserin Katharina den französischen Gesandten eingeladen haben, dasselbe mit ihr zu durchwandern; genau betrachtete er jedes einzelne Wunderwerk und blieb dann, wieder herausgetreten, plötzlich vor dem Palaste stehen und sah sich forschend nach allen Seiten um. Auf die Frage der Monarchin, „was er suche", antwortete der feine Hofmann: „Kaiserliche Majestät, ich suche nur nach der Glasglocke, dies kostbare Kleinod zu bedecken." Der auf Sumpfboden angelegte Park ist einer der schönsten bei Petersburg geworden und seine Unterhaltung erfordert jährlich bedeutende Summen. Er ist überreich an den verschiedensten Scenerien. Dunkle Eichenwälder wechseln ab mit reizenden Wiesenflächen, mit lichten Birkenanlagen, Seen und breiten Gräben. Man findet hier einen türkischen Kiosk, ein chinesisches Dörfchen, eine Pagode, Tempelruinen, kolossale Treibhäuser, Meiereien u. dgl.; ferner eine gothische Schloßburg mit der herrlichen marmornen Christusstatue von Dannecker, eine berühmte Najade mit zerbrochenem Wasserkrug, woraus Quellwasser strömt,

Monumente, Denksäulen aller Art. Erwähnt sei hier noch eine Verpflegungs-Anstalt für die ausrangirten Pferde des Kaisers, sodann die Begräbnißplätze der Lieblingshunde der Kaiserin Katharina, mit Inschriften aus der Feder des geistreichen Grafen Ségur. Vorzüglich bemerkenswerth ist außerdem der herrliche, von Alexander I. an der Straße nach Pawlowsky errichtete gußeiserne Triumphbogen, mit der russischen und französischen Aufschrift: „Meinen theuren Waffengefährten." Das Merkwürdigste im Park ist aber unstreitig das in Form einer Ritterburg gebaute Arsenal. Namentlich sind die Säle, welche die orientalischen Kostbarkeiten, Geschenke, Beutestücke u. s. w. enthalten, von unschätzbarem Werthe. Mit Tausenden von Brillanten, Millionen von Perlen sind die Sättel, Pferdegeschirre und Waffen, die Kronen und Gewänder der persischen und krim'schen Khans wie der türkischen Trophäen übersäet.

Palast zu Zarskoje-Sselo.

Der am Park belegene Stadttheil Sophia birgt einige Nachahmungen türkischer und griechischer Gebäude und ist ein beliebter Sommer-Aufenthalt für die reiche und vornehme Welt der russischen Hauptstadt.

Drei Werst von Zarskoje-Sselo liegt das malerische Pawlowsky mit dem schönen großfürstlichen Schlosse und einem reizenden Parke, welcher gleich reich durch Natur und Kunst ausgestattet ist. Am Ende des Parks, hart an der Eisenbahn, sieht man das weit und breit berühmte Vauxhall, ein Hauptvergnügungsort der Residenzbewohner.

Reich an historischen Erinnerungen ist das zwanzig Werst von Zarskoje-Sselo an der Eisenbahn gelegene Gatschina. Hier verbrachte Kaiser Paul I. die erste und glücklichste Zeit seiner Jugend, in Gemeinschaft mit seiner jungen,

liebenswürdigen Gemahlin, Maria Feodorowna (einer Prinzessin von Württemberg). Das Andenken dieser Glück und Segen verbreitenden Fürstin, einer wahren Mutter ihres Volkes, steht noch heute dort in hohen Ehren. Unter ihrer Leitung gediehen die Erziehungshäuser, wie das Findelhaus, von dem eine Filiale sich in Gatschina befand, zu einer hohen Blüte. Paul, welcher nicht die Liebe und Zuneigung seiner Mutter genoß, lebte halb verbannt mit seinen Freunden und Anhängern, fern von der Residenz, im Schlosse zu Gatschina, bis ihn der Tod der Kaiserin Katharina auf den Thron berief. Das sehr schöne, in einfachem, edlem Stile gehaltene Schloß ist von Kaiser Nikolaus restaurirt und fast ganz umgebaut worden, enthält 600 Zimmer und Säle und ist von einem romantischen Parke umgeben, welcher zu den anmuthigsten Europa's zählt. In unmittelbarer Nähe hinter dem Schweizer Viehhof beginnen mächtige Wälder, in denen der Kaiser Alexander II. gern das edle Weidwerk übt. Diese kaiserlichen Vergnügungen sind jedoch keineswegs gefahrlos; mehr als einmal ist der allzukühne Monarch auf Bärenjagden, die er vor allen zu lieben scheint, in der größten Lebensgefahr gewesen und hatte nur seiner eigenen Kaltblütigkeit wie der kühnen Entschlossenheit des Gefolges seine Rettung zu verdanken. —

In vorstehenden Schilderungen haben wir uns bemüht, ein möglichst vollständiges Bild von Petersburg, seinem Leben und Treiben zu entrollen; wir wollen nur noch, ehe wir unsere Weiterreise antreten, die Dampfschifflinien und die Eisenbahnen angeben, welche Petersburg mit dem In- und Auslande verbinden. Durch Dampfschiffe steht die Hauptstadt in regelmäßiger Verbindung mit Kronstadt, Peterhof, Schlüsselburg, Petrosawodsk, mit dem Ladogasee, mit Riga, Reval, Finnland (Wyborg, Helsingfors), ferner mit Stockholm, Lübeck, Stettin, Rostock, endlich mit England und Frankreich. Die Eisenbahnen, welche heute den Verkehr Petersburgs mit den Umgegenden vermitteln, sind folgende: 1) nach Zarskoje-Sselo und Pawlowsk; 2) nach Peterhof, Oranienbaum und Krasnoje-Sselo; 3) die Bahn nach Wyborg, Helsingfors, Tawasthus. Das Ausland und die wichtigsten Centren des Inlandes stehen mit Petersburg durch folgende große Eisenbahnlinien in Verbindung: 1) über Gatschina nach Warschau nebst Abzweigungen nach Riga, Witepsk und von Wilna aus nach Eydkuhnen, der Grenzstation Preußens und Deutschlands; 2) die Bahn über Narwa nach Reval und Baltischport; 3) die Bahn, bei Nowgorod vorbei, über Twer nach Moskau und weiter nach dem Süden, Osten und Westen.

Schloß Wyborg.

II.

Finnland.

Charakteristik Finnlands. Geschichte. Wyborg. Monrepos. Imatrafall. Fahrt über die Wuoxa. Saimasee. Saimakanal. Pastorate. Charakteristik des Volkes. Volkspoesie. Bruchstück aus der Kalawala. Nyßlot. Swinnji-Chrebet. Tawasthus. Helsingfors. Sweaburg. Abo. Uleaborg. Torneo. Frederikshamn.

Das Großfürstenthum Finnland kann die Schweiz Rußlands genannt werden. In der That ist es ein Land, reich an silberhellen Seen, großartigen Katarakten, riesenhaften Felsenkolossen, auch hat es düstere Urwälder und weite Einöden. Der Städte giebt es dort nur wenige und diese sind nur von geringer Bedeutung, sie dienen den Reisenden nur als Ausruhepunkte. Man besucht jene wilden und rauhen nordischen Gegenden, um ein eigenthümliches wie in seiner Art schauerliches und großartiges Bild anzustaunen, in sich aufzunehmen, welches so ganz von den Landschaften anderer Länder abweicht.

Das Wort „Finne" ist deutschen Ursprungs und kommt her vom gothischen „fani", d. h. Sumpf. Von den Russen Tschuden (d. h. Fremdlinge) genannt, führen die Finnen in ihrer eigenen Sprache den Namen „Suomalainen", d. h. Sumpfmänner (von suoma, Sumpf). — Die finnischen Völker, ein Zweig der turanischen oder uraltäischen Familie, hatten einst einen großen Theil Europa's inne, bis sie von den einbrechenden Ariern, erst den Kelten, dann den Germanen, zuletzt den Slaven, zurückgedrängt wurden, sodaß ihnen nur noch der Norden blieb, welcher von dem Volksstamme der Lappen bewohnt wurde. Die Schilderungen, welche Tacitus, der älteste Schriftsteller,

bei welchem der Name der Finnen vorkommt, von denselben giebt, beziehen sich ohne Zweifel nicht auf den später als Finnen bekannten tschudischen Volksstamm — den heutigen Bewohnern Finnlands, — sondern auf Niemand anders, als auf die Lappen. Diese sind es, welche als vollkommene Wilde nur von der Jagd lebten. Die Finnen dagegen verbreiteten die erste Kultur, indem sie aus ihrer früheren, südlicheren Heimat den Ackerbau einführten. Diese ersten Bebauer des heutigen Finnlands waren Götzenanbeter. Eine Sage berichtet, daß ein Mann aus Nowgorod zu einem finnischen Zauberer kam, als dieser gerade seine Teufel und Geister beschwor, dabei aber plötzlich zu Boden stürzte und ausrief: „Die Götter wagen es nicht zu erscheinen; du hast Etwas an dir, was sie fürchten." Der Fremde erinnerte sich, daß er, als Christ, ein Kreuz am Halse trage; er nahm es ab und trug es zur Hütte hinaus. Nun fuhren die Geister in den Zauberer, schüttelten und drehten ihn und er weissagte dem Nowgoroder: „Unsere Götter lieben die eurigen nicht; sie wohnen in Abgründen, sind schwarz, geflügelt und geschwänzt. Wenn Jemand von uns stirbt, so fährt er hinab zu ihnen in die Tiefe, eure Götter aber heben euch hinauf in den Himmel."

Die finnischen Volksstämme waren nie kriegerischer Natur; sie verloren ihre Unabhängigkeit an die Schweden und Russen, welche sie zum Christenthum bekehrten. Während einerseits das sogenannte Tavastland und Karelien durch die Siege Birger Jarl's 1249 und Thorkel Knutson's 1293 in die Hände der Schweden kamen, gelangte andererseits auch das ganze übrige Land der Finnen, von der Wolga bis nach Sibirien, seit 1517 in die Gewalt der Russen, denen bald alle 13 Hauptstämme der Finnen huldigten. Nach den späteren Siegen der Schweden über den Kern des finnischen Volks, welche die Eroberung des ganzen Finnland zur Folge hatten, begannen seit den Zeiten Peter's des Großen die Russen ihre Eroberungen. Schon 1703 nahm Peter Ingermanland, 1711 Estland und Livland, 1714 das heutige Ostfinnland (Karelien), welche Eroberungen ihm durch den Nystädter Frieden 1721 für immer zugesichert blieben. Kaum 100 Jahre später ging auch Westfinnland sowie das eigentliche Lappland für Schweden verloren, indem der Friede zu Frederiksham die Abtretung des gesammten Finnlands an Rußland festsetzte. Unter einem russischen General-Gouverneur behielt Finnland seine Verfassung, Verwaltung und Gerichtsbarkeit, ebenso wie die unter der schwedischen Herrschaft angenommene protestantische Religion. Der seit 1809 nicht zusammenberufen gewesene Landtag ist 1863 vom jetzigen Kaiser in eigener Person zu Helsingfors wieder eröffnet worden. —

Aus dem Flachlande von Petersburg kommend, glaubt der Reisende sich in Finnland, besonders aber in der Gegend von Wyborg, unter die gigantischen Trümmer und Ruinen einer vorsintflutlichen Urwelt versetzt; es ist als ob ungeheure Granitbauten dort zusammengestürzt seien. Steile Felsen, mit Moos und Flechten überwachsen, tragen auf ihren Gipfeln mächtige Tannen, hohe Fichten und dünne, schlanke Birken; andere Felsen sind wieder ganz kahl und erheben sich aus öden Steinfeldern, weite Flächen, mit zusammengehäuften, kolossalen Trümmermassen bedeckt.

Der vollkommene Mangel des finnischen Festlandes an neptunischen Gebilden, wie letztere das Schwemmland des benachbarten Petersburger Gouvernements zeigt, läßt schließen, daß jenes einst Meeresboden gewesen sein muß, aus welchem die jetzigen Granitfelsen als Inseln hoch über den Wasserspiegel sich erhoben.

Die Geologie hat ferner bewiesen, daß das finnische Festland, noch vor dem Auftreten der Thierwelt, sich aus dem Meere emporgehoben haben muß, als dieses noch das ganze umgebende Land bedeckte. So ist also Finnland — ein Urahne unter den Ländern Europa's, die es alle an Alter überragt.

Stadt Wyborg.

Viele Jahrtausende, viele Umwälzungen hat es erlebt. Stürmisch und gährend ist seine Jugend gewesen; die Alles ausgleichende Zeit hat unaufhaltsam gearbeitet. Jetzt ist es ein halbgebrochener Greis, düster und schweigsam, wie seine Kinder, die Finnen, ja wie die ganze Natur ringsumher.

Die Granitfelsen, die jetzt kaum hundert Meter hoch sind, waren vormals bedeutend größer, ihre Gipfel spitzer und auch die Schluchten und Thäler zwischen den Bergen müssen tiefer gewesen sein; jetzt sind sie durch Steinmassen, Schutt und Sand vielfach ausgefüllt. Diese Veränderungen sind durch Wassermassen, welche meist von Nordwesten nach Südosten sich ergossen haben, bewirkt worden, wie sich noch jetzt aus der Form der Thäler, den Wasserrinnen der früheren Ströme, den Steinwällen, den glattpolirten Felsen,

den Ritzen und Rissen, den Steinbrunnen und der ungeheuren Masse Sand und glatten Kiesel erkennen läßt.

An Metallen ist Finnland nicht reich; Kupfer und Eisen wird noch am häufigsten gefunden und bergmännisch gewonnen; auch sind hier und da Marmorbrüche anzutreffen. Der Haupterwerb des Landes ist Ackerbau.

Die Eisenbahn führt von Petersburg über Pargolowa, dem bekannten schönen Gute der reichen Grafenfamilie Schuwalow und Sommersitz vieler Petersburger, nach Wyborg und Helsingfors und ist 403 Werst oder 59 deutsche Meilen lang.

Ueber Wyborg, welches etwa 16 Meilen von Petersburg entfernt ist, läßt sich nur wenig berichten. Es liegt an einer tiefen Bucht des Finnischen Meerbusens, war früher Festung und ist noch jetzt mit Mauern umgeben. Bemerkenswerth ist das alte gothische Schloß, aus Granit erbaut. Die Anzahl der Einwohner beträgt etwas mehr als 5000. Alles spricht hier noch deutsch, obgleich das Landvolk finnisch ist und die höheren Klassen, wie durchgängig im Lande, als Unterhaltungssprache die schwedische lieben. Stadt und Festung sind auf kahlem Granitfels erbaut und datirt erstere seit 1229.

Nahe der Stadt auf einer Insel liegt Monrepos, der herrliche Landsitz des Barons Paul v. Nicolay. Hier hat die nordische Natur, was sie Schönes und Großartiges zu geben vermochte, in verschwenderischer Weise ausgestreut und auf einen kleinen Raum zusammengedrängt. Im Jahre 1811 erhielt der bekannte Dichter und Staatsmann Ludwig Heinrich v. Nicolay dieses reizende Besitzthum geschenkt. Mit großem Geschmacke wußte er die Winke der Natur zu benutzen, ohne ihr zu nahe zu treten, und schuf so ein nordisches Paradies auf dieser Insel.

Paul v. Nicolay, der Urenkel des Dichters, fährt ganz im Sinne seiner Voreltern fort, das Gut zu verschönern, und gestattet dem Publikum gegen Erlegung von 10 Kopeken, die dem Armenhause zu Gute kommen, den Eintritt in die herrlichen Parkanlagen. Eine schöne Lindenallee führt uns vom Eingange aus gerade auf das freundliche, einfache Hauptgebäude des Schlosses. Eine Meeresbucht tritt hier tief in den Park herein und geht bis dicht an das Schloß heran. Folgen wir dem sich rechts an der Bucht hinziehenden Wege, so stehen wir plötzlich auf einem steil abfallenden Felsplateau hoch über dem Meere und werden durch eine reizende Aussicht über die acht Werst lange Meeresbucht überrascht. Ueber eine Brücke gelangen wir nun in den schönsten Theil des Gartens. Schöne Kieswege führen uns in ein romantisches Felsenthal, das sich nur an einzelnen Stellen nach dem Meere öffnet. Fast senkrecht erheben sich die Felsenwände zu nicht unbedeutender Höhe, malerisch mit Moos bewachsen, von Schlingpflanzen, Gebüsch, Tannen und Birken überhangen. Herrliche Baumgruppen umstehen schwellende Rasenplätze. Vor einer Einsiedelei in einer natürlichen Felsennische steht in Marmor ausgeführt Wäjnämöjnen, der alten Finnen höchster Gott. Nicht weit von dieser Einsiedelei ist eine herrliche Quelle, genannt Sylmia's Brunnen, an der ein Narzissus aus weißem Marmor dem Besucher seinen krystallenen Trank darzubieten scheint. Weiterhin kommen wir an einer kleinen gothischen Burg,

der Ludwigsburg, vorbei, die hart am Rande eines steil in das Meer abfallenden Felsen steht und dem Andenken des Schöpfers dieser herrlichen Anlagen gewidmet ist. Noch viele andere Punkte wären der Erwähnung werth, doch wollen wir mit der Beschreibung abbrechen und uns zu dem Imatrafalle begeben.

Von Wyborg bis zum Imatrafalle sind sechzig Werst. Ich nahm eine Tarataika (Bauerwagen) mit einem Pferde und rollte bald auf dem Wege nach Ssitola dahin. In ganz Finnland sind die Wege vortrefflich, und man kommt auf ihnen mit den kleinen, kräftigen Pferden schnell vorwärts. Der finnische Bauer hat die Gewohnheit, bergab, so rasch das Thier nur laufen kann, zu fahren, während er es bergauf nur im Schritt gehen läßt, was in Rußland gerade umgekehrt der Fall ist. Anfangs fürchtet man bei solchem Jagen bergab den Hals zu brechen, da aber nichts dergleichen geschieht, so gewöhnt man sich bald daran. — Es war acht Uhr Abends; die Beleuchtung war so wunderbar, daß die Gegenstände ringsumher in einem gewissen weichen Reflex erglänzten.

Monrepos.

Die Wirkung der Luftspiegelung ließ vor mir am Horizont eine große Stadt mit Thürmen, Kirchen, Spitzen erscheinen, irgend eine alte karelische Stadt, deren Vorhandensein mir unbekannt. Bald glaubte ich, ich müßte dieselbe im raschen Trabe durchschreiten. In der That, während ich weiter fuhr, schien auch die Stadt sich zu nähern; schon unterschied ich deren Wälle, vor Allem die Spitzen ihrer Dome, noch einige Werst und ich mußte vor ihren Thoren sein.

Alles war plötzlich verschwunden: ein düsterer Wald war an die Stelle der Stadt getreten und erhob sich vor mir. Derartige phantastische Erscheinungen wiederholten sich viele Male.

Bald fesselte ein neues Schauspiel meine Blicke. Auf einem Felde, hart an einem Tannenwalde, erhob sich ein ungeheurer, hellloderner Holzstoß, ein Johannisfeuer, wie mein Fuhrmann sagte. Von weitem sah man dunkle Silhouetten sich wie Dämone um die einen dicken, wirbelnden Dampf ausathmende rothglänzende Flamme bewegen, tanzen und springen.

Plötzlich erhob sich ein heftiger Wind und richtete die Flammen dem Walde zu, den sie knisternd ergriff. In diesem wurde es jetzt auch lebendig, ein verzweifeltes Krächzen erhob sich und eine Unzahl schwarzer Vögel zogen mit schwerem Flügelschlage flüchtend an uns vorüber, weiterhin Schutz suchend.

Die Feuersbrunst schien zuzunehmen und setzte leckend und züngelnd ihr Zerstörungswerk fort. Ich eilte jedoch vorwärts, mich mehr als einmal umsehend nach dem Feuerscheine, der sich am Himmel mit erschreckender Schnelligkeit vergrößerte.

Etwa vier Werst vor der Station Ssitola hielt mein Finne unerwartet vor einer Pforte, die auf den Hof eines dahinterliegenden Hauses führte, und rief mit einem gewissen Stolze „Imatra"! — Nun erst hörte ich das dumpfe Brüllen des Wasserfalles, welches bisher durch das Poltern der Tarataika auf dem felsenharten Boden übertönt wurde. Ich eilte sogleich über den Hof nach dem Belvedère, von wo aus der Weg zum Imatrafall hinabführt. Einen Augenblick später stand ich vor demselben.

Der Mond war unterdeß aufgegangen und beleuchtete das tosende, aufschäumende Wasser, welches sich wie flüssiges Silber von den schwarzen Ufern hell glänzend abhob. Ringsum herrschte jetzt Todtenstille, der Sturm hatte sich beim Aufgehen des Mondes gelegt; — die hundertjährigen Fichten und Birken regten sich nicht, während das Brausen und Toben des Wassers keinen Augenblick schwieg. Ich begab mich auf den Rath meines Führers nach der unteren Laube hinab, um von dort den Fall zu betrachten. Es war ein bezaubernder Anblick, diese Unmasse kleiner weißer, schäumender Wasserhügel, wachsend und zu einem Riesenstrauß weißer dicker Perlen anschwellend, sich in Silberstaub verwandeln zu sehen .... und diese unendliche Zahl drehender, wälzender, aufsteigender und fallender, tosender und brausender Wellenberge .... meine Feder versagt den Dienst, dieses phantastische Geisterspiel zu beschreiben. Als mein erstes Erstaunen sich gelegt hatte, erinnerte ich mich, daß es bereits spät in der Nacht sei, und so begab ich mich in das Wirthshaus des Herrn Erikson. Das ewige Rauschen aber des Falles, die hellen Reflexe in den düstern Schluchten, die bald weiß, bald regenbogenfarbig an meinem aufgeregten Geiste vorübergingen, ließen mich nur unruhig schlafen und früh am Morgen war ich wieder auf, um den Imatra jetzt bei Tageslicht zu betrachten.

Ich muß gestehen, ich fühlte mich Anfangs enttäuscht. Ist denn das ein Wasserfall? Was ist denn so Besonderes an ihm? Das ist der erste Eindruck, den er am Tage macht — aber auch nur der erste.

In der That. Wenn wir an einen Katarakt, den Niagara, den Rheinfall bei Schaffhausen, oder den Gießbach in der Schweiz denken, so stellen wir uns gewöhnlich eine mehr oder minder große, hoch herabstürzende Wassermasse vor. Der Imatra überrascht uns nicht durch die Höhe, aus welcher er herabstürzt und die kaum bemerkenswerth ist, sondern durch seine Länge, seine reißende Schnelligkeit, durch die ungeheure Masse sprudelnden und aufwallenden Wassers, die sich eine halbe Meile weit hinzieht; er ist eigentlich nur eine Stromschnelle.

Die Wuoxa, von Sſitola her strömend, wird hier plötzlich in ihrem Laufe durch felsige Ufer zusammengedrängt und befindet sich mit einem Male vor einem schnell abfallenden engen Thalgrunde, in welchen nun die ganze Wassermasse hinabstürzt.

Man muß sich vorstellen, daß, als der Fluß einst sein Bett in seinem oberen Laufe aushöhlte, er sich plötzlich durch eine riesige Granitwehr in seiner Strömung gehindert sah und daß er, nicht im Stande, die steilen Seitenufer zu bewältigen, alle seine Kräfte aufbot, sie zu durchbrechen. Dies gelang ihm dadurch, daß er sich eine lange, tiefe, sich senkende Oeffnung wühlte, die an ihrem Fuße mit einer Unmasse gigantischer Felsblöcke übersäet war; durch diese Oeffnung nun wälzt und stürzt sich der ganze Fluß und löst sich in hochspritzenden, stäubenden Wellen auf. Das ist der Imatrafall.

Imatrafall.

Der Boden des Imatra ist mit ungeheuern Granitfelsen gepflastert, mit tiefen Abgründen durchfurcht, welche zwar von den großen, ewig kochenden und brodelnden Wassermassen verdeckt werden, die aber ihr Vorhandensein durch den schäumenden und brausenden Gischt verrathen.

Herr Erikson hatte mir auf meinen Wunsch das Mittagsessen auf dem Belvédère anrichten lassen, hauptsächlich aus frischen Forellen, so eben aus der Wuoxa gefangen, und aus duftigen Walderdbeeren mit fetter Sahne bestehend. Nachdem ich mich hieran gelabt hatte, machte ich mich auf den Weg, um den großartigen Saima-Kanal, der den See gleichen Namens mit dem Finnischen Meerbusen verbindet, zu besuchen, wie auch die herrlichen großen

Seen Nujama-, Retti-, Satki- und Juftela-Jarwi, welche unter einander in Verbindung ſtehen, in Augenſchein zu nehmen. Zwiſchen Imatra und dem oberen Falle ſetzte ich über die Wuoxa. Der Fährmann war ein Greis, ſeine Tochter, eine kräftige junge Dirne, ſeine Gehülfin. Das ziemlich primitive, gebrechliche Schiffchen, in welchem ich über den reißenden Strom ſetzen ſollte, flößte mir nur wenig Vertrauen ein; vielleicht hätte ich auch dieſes geäußert, wenn ich mich nicht vor dem ruhig auf ihrem Ruder lehnenden Mädchen, das mich forſchend betrachtete, geſchämt hätte. So ſtießen wir denn vom Ufer ab, ich nicht ohne Herzklopfen. Anfangs nahe dem Lande ſtromaufwärts fahrend, trieb der Schiffer, als wir faſt die Höhe des Falles erreicht hatten, das leichte Boot mit kräftigen Ruderſchlägen in die Mitte des Stromes, wo es, von den wirbelnden Wogen ergriffen, mehrere Male im Kreiſe gedreht wurde. Es war ein ängſtlicher Augenblick! Der Alte und das junge Mädchen arbeiteten jedoch ruhig weiter, — pfeilſchnell durchſchnitt das Boot die Fluten und legte dem Abfahrtspunkte gegenüber am anderen Ufer an. Ein Bär, ſo erzählte mir mein Fährmann, verſuchte einſt hier den Fluß zu durchſchwimmen; die Wirbel des Waſſers aber hatten ihn ergriffen und ſeine zu Brei zerſchmetterten Gebeine wurden einige Tage darauf weiter unten ans Ufer getrieben. Die Wuoxa ſtromaufwärts fahrend, gelangten wir in den Saima-See, an deſſen Ufer entlang wir in weſtlicher Richtung unſere Fahrt fortſetzten. Selten nur ſtießen wir auf einzelne finniſche Bauernhäuſer. Wirthshäuſer giebt es hier nirgends. Jeder brennt ſich ſeinen Branntwein ſelbſt. Der Bauer baut ſeine Hütte da auf, wo ſeine Felder ſind; deswegen findet man in keinem Lande ſo weitgedehnte Dörfer wie in Finnland.

In der Nähe von Lauritſala zeigen ſich viele Inſeln, welche ebenſo wie die hohen, ſteilen Granitufer des Sees mit Tannen- und Fichtenwäldern bedeckt ſind, zwiſchen welchen hie und da hohe, kahle Felſenkoloſſe hervorragen. Es fehlen nur die Ritterburgen, Ruinen und Schweizerhäuschen und man würde ſich in die Schweiz verſetzt glauben.

Sieben Werſt von dem ſauberen Städtchen Wilmanſtrand (1260 Einw.) entfernt zweigt ſich der Saima-Kanal aus dem See ab. Ich legte an, um das berühmte Werk näher zu betrachten, das ſchon im 16. Jahrhundert begonnen, dann wieder aufgegeben, und zuletzt von 1845—56 vom ſchwediſchen Ingenieur Erikſon beendigt worden. Auf dem Kanal kommen jetzt die Schiffe von Nordfinnland nach Wyborg und St. Petersburg, hauptſächlich mit Schiffsbauholz, Eiſen und Butter beladen. Als Rückfracht nehmen ſie meiſt Korn und Salz ein. Die ganze Länge des mit Granitblöcken eingefaßten Kanals beträgt bis Wyborg 54 Werſt, bei einer Breite von 31 und einer Tiefe von gegen 3 m., ſodaß auch Dampfſchiffe denſelben befahren können. Das Waſſer iſt hell und vollkommen durchſichtig.

Die Geſtalt des Sees anzugeben iſt ein Ding der Unmöglichkeit; er hat zu viele Arme, die ſich lang und ſchmal in die Urwälder erſtrecken, zu viele Inſeln und Halbinſeln; ſeiner Verbindungen mit den anderen großen Seen des Oſtens und Nordoſtens ſind ſo zahlreiche und mannichfaltige, daß ſie ſchwer zu beſchreiben ſind.

Meine Reise nach Norden zu Lande fortsetzend führte mich der Weg durch einen langen, düstern Wald, der mir an seinem Ende, von einer Anhöhe aus, wiederum eine Aussicht über eine große Zahl silberglänzender Seen eröffnete. Einen derselben mußte ich in einem flachen, schmalen Boot sogleich überschreiten und meine Tarataika am Ufer zurücklassen.

Ich befand mich im Kirchspiel Pumala. Der folgende Tag war ein Sonntag und so hatte ich die Ueberraschung, drei Taufen, vier Beerdigungen und einer Hochzeit beizuwohnen. Da die Dörfer in diesen Gegenden weit von einander entfernt liegen, so werden alle religiösen Ceremonien nur an Sonn- und Feiertagen vorgenommen.

Der Pastor steht bei den Finnländern in hohem Ansehen und ist im Ganzen gut besoldet. Es giebt Pastorate, die bis 4000 Rubel jährlich einbringen; freilich giebt es auch andere, namentlich in den nördlicheren Gegenden, wo der Seelenhirt nur tausend Rubel und selbst weniger bezieht. Jeder Pfarrer hat sein von der Gemeinde errichtetes Haus, das Pastorat (schwed. prestgard, finnisch pappilu), welches zwar nicht luxuriös, aber bequem und anständig eingerichtet und auch geräumig genug ist.

Unter den finnländischen Pastoren herrscht von Alters her eine große Gastfreiheit, die gewissermaßen von Amtswegen eine Pflicht ist. Wie tief man auch ins Land hinein komme, stets findet man im Pfarrhause eine freundliche Aufnahme. Langt man am Abend an, so wird ein reiches Mahl, aus Fisch, Fleisch, Milch, Chokolade und Backwerk bestehend, aufgetischt; kommt man früh Morgens, so bringt eine sauber gekleidete Magd Thee oder Kaffee; letzterer wird auf dem Lande meist im Bette noch getrunken. Auf dem Büffet oder auf einem Nebentische befindet sich zum Mittagsmahle die Branntweinflasche. Der Hausherr fordert den Gast zum Trinken auf und schenkt ihm selbst ein Gläschen vor Tisch ein; oft findet man, nach alter Sitte, auch bittere Magentropfen neben der Branntweinflasche, den Appetit zu erhöhen. Nun faltet Alles die Hände, betet und man setzt sich. Wenn der Pastor erwachsene Töchter hat, so stehen diese während der Mahlzeit oft auf, um den Gast zu bedienen. Nach Tische nimmt man den Kaffee, meist zwei oder drei Tassen. Starke Getränke werden sehr geliebt; zwischen dem Mittag- und Abendessen trinkt man sogar Wein, Punsch oder Toddy, wobei der Wirth stets die Gesundheit seines Gastes ausbringt.

So sind die patriarchalischen Sitten, die besonders in Nordfinnland sich noch überall aufrecht erhalten haben. Als ich einst ein paar angenehme Tage im Kreise der liebenswürdigen Familie eines finnländischen Pastors verlebte, dem man den vormaligen Helsingforser Studenten zu Hause noch recht oft anmerkte, während er seinen Bauern der ernste und geliebte, aber auch gefürchtete „Herr Pastor" war, wurde ich lebhaft an Puschkins Worte erinnert, in welchen er ungefähr sagt:

„Indeß, es ändern sich die Zeiten,
Die Kühnheit schwindet wie der Traum
Der Liebe mit der schönen Jugend.
Der Pastor, unterm Lindenbaum
Und in der Birken sanftem Schatten
Vor Jugendstürmen wohl beschützt,
Lebt' nun als wahrer Weiser, pflanzte,
Wie einst Horaz, den Kohl, der nützt,
Zog Gänse, Enten auf im Klee
Und lehrte auch das A B C."

Die Finnen in den bei Petersburg gelegenen Dörfern Pargolowa, Toxowa u. A. sind ein wesentlich anderer, ausgearteter Schlag Menschen, als ihre Landsleute durchweg in ganz Finnland. Wenn man jene, besonders an Feiertagen, oft betrunken dahinjagen und ihre jämmerlichen kleinen Pferde unbarmherzig schlagen sieht, wenn man in ihren Dörfern von einem Haufen zerlumpter Buben angebettelt wird, so erblickt man Derartiges nirgends wieder im ganzen übrigen Lande. Im Gegentheil: weder einen Betrunkenen noch einen Bettler, noch einen Krüppel, noch ein abgehetztes Pferd, habe ich höher hinauf je gesehen. Ihre Ehrlichkeit ist sprüchwörtlich geworden; man hat kein Beispiel, daß aufgefundene Sachen dem Verlierer nicht zurückgegeben worden wären. Große Gastfreundschaft herrscht überall, das finnische Haus steht jedem Fremden offen und nur ungern nimmt man nach langem Nöthigen eine Kleinigkeit an. Eine alte Frau, die mir auf meine Bitte ein Frühstück bereitet hatte, welches aus süßer und saurer Milch, einem halben Dutzend Eiern, Butter und Brot und einem Gläschen Rum bestand, verlangte mit einem gewissen ängstlichen Tone und der Frage: „ob es auch nicht zu viel sei", 15 Kopeken (4—5 Silbergroschen etwa), und dies war noch dazu in der Nähe von Wyborg.

Der Finne ist ungemein arbeitsam, zuverlässig und gottesfürchtig; eine hohe Achtung hegt er gegen seinen Pastor, den er in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zieht. Dieser ist oft nicht allein Prediger, sondern auch Arzt, Advokat, Richter und Lehrer seiner Gemeinde. Jeder Finne kann lesen und schreiben, selbst der Aermste. Von nationalen Untugenden sind zu erwähnen: Eigensinn, Hartnäckigkeit und Mißtrauen gegen Fremde. Der Finne läßt sich todtschlagen, aber er weicht nicht, giebt nicht nach, gesteht nicht. Hieraus erklären sich auch die vielen Prozesse im Lande, die oft um Kleinigkeiten bis aufs Aeußerste geführt werden. Dem Fremden antwortet er am liebsten: „Än muista", — „ich verstehe nicht", und dabei bleibt er, wodurch er oft den Kaltblütigsten in Harnisch bringt. Der Adel im Lande ist meist schwedischer Herkunft und spricht vorzugsweise schwedisch, der Bauer aber ist ein echter Finne; in den Städten von Südfinnland ist vielfach das deutsche Element vorherrschend. Der Bauer ist meist hager, aber muskulös und von kräftiger Leibesbeschaffenheit, hat ein weißgelbliches, ausgetrocknetes Gesicht, kleine Augen, weißliche, flachsgelbe Haare und einen spärlichen Bart, den er jedoch gewöhnlich rasirt. Die Tracht ist der des schwedischen Bauern ähnlich: eine graue Jacke mit Messingknöpfen oder ein langer Kittel. Die Weiber haben ihre Nationaltracht, die sich durch viele Metallknöpfchen, Ringe und andere Zierrathen auszeichnet, besonders durch einen Lederriemen mit gelben Knöpfen, der um die Stirn getragen wird. Der Rock ist stets grell gestreift oder roth, wie überhaupt Roth die Lieblingsfarbe in Finnland ist; man sieht sie überall: die Brücken, Meilenzeiger und Geländer, die Dächer, Kleider der Weiber und Westen der Männer — Alles ist roth.

Auffällig ist in Finnland die allgemeine Verbreitung des Rauchens; vom zehnjährigen Knaben an bis zum schwächsten Greise, Jedermann hat eine schwarze, durchgebrannte Maserpfeife im Munde. Den Weibern ist der Kaffee ein nothwendiges Lebensbedürfniß, den Männern der Branntwein und Tabak;

sonst sind sie im Ganzen mäßig. Die Hauptnahrung der im Allgemeinen armen Bevölkerung besteht in Butter, Milch, Kartoffeln und gesalzenen Fischen; weiches Brot ist eine Seltenheit. Man bäckt nur einigemal im Jahre eine Art harter Schiffszwiebacke, die, durchbohrt und an einer Schnur angereiht, an der Decke des Zimmers aufgehängt werden.

Die Volkspoesie der Finnen ist sehr reich. Ein gelehrter Finnländer, Namens Lenroth, durchwanderte das ganze Land, sammelte alle Volkslieder und Legenden, die er nur finden konnte, und gab sie unter dem Namen „Kalewala" (Land des Kalew, eines Riesengottes, Urvaters aller finnischen Helden) heraus.

Finnische Trachten.

Der berühmte deutsche Philolog J. Grimm sagt über diese Sammlung epischer Gedichte, daß in Bezug auf Treue der Naturschilderungen und reiche Phantasieschöpfungen sehr viele dieser Epen den Homerischen Gesängen würdig an die Seite gestellt werden können. Hier ein Bruchstück aus der „Kalewala":

„Lemmenkeinen, einer der schönen, tapferen Jünglinge, begab sich einst nach dem weiten Norden, nach Pogiola (Lappland), um dort die allberühmte schöne Maid, die Tochter der Laaucha, zu freien. Seine Mutter wollte ihn zurückhalten, er jedoch blieb unbewegt gegen ihr Flehen und beschloß zu gehen, koste es ihm auch das Leben. Vor der Abreise nahm er von der Wand eine Bürste, glättete sein Haar und sagte, indem er sie wieder aufhing, zur Mutter: „Wenn man mich tödten sollte, so wird mein Blut aus der Bürste fließen."

Bald darauf betrachtete die Mutter in ihrer Einsamkeit die Bürste, und siehe: des Sohnes Blut träufelte schwer aus derselben herab.... Bitter weinte sie und flog auf den Schwingen der Lerche nach Pogiola. „Wo ist Limmenkeinen, mein armer Sohn, geblieben?" fragt sie die Laaucha, und diese antwortet: „Ich habe ihm zu essen gegeben und auf einem Schlitten weiter geschickt; sollte er erfroren sein? oder wol gar im Flusse ertrunken?"....

Die Mutter hat ein Vorgefühl von dem Unglück des Sohnes und diese Ahnung treibt sie durch viele Länder, des Sommers im Nachen, des Winters auf Schneeschuhen .... Sie wirft das Heu der Schober auseinander, untergräbt die Wurzeln der Bäume.... Der Welle, die ihr entgegenrollt, winkt sie grüßend zu und fragt: „Welle Gottes, hast du nicht meinen Sohn gesehen, meinen Goldapfel, meinen Silberstab?" Die Welle antwortet: „Gesehen habe ich deinen Sohn nicht, wol aber gehört von ihm."

Und weiter sucht die Mutter, und kommt zum Mond .... auch ihn fragt sie nach dem Sohne; der Mond schickt sie zur Sonne, die zu ihr spricht: „Dein armer Sohn ist jenseit von neun Meeren, jenseit der Hälfte des zehnten Meeres."

Dort endlich findet die trauernde Mutter die Gebeine ihres Sohnes und sammelt sie, die in alle Winde zerstreut. Vergebens sucht sie aus ihnen den theuren Liebling Limmenkeinen zusammenzusetzen." —

Von dieser Abschweifung kehre ich zur Beschreibung meiner Reise zurück.

Mein Weg führte mich nach Nyßlott oder Neischlott, einer kleinen Stadt, welche an dem reißenden Verbindungsstrome des oberen und unteren Saimasees gelegen ist. Ein altes Fort, mit konischen Thürmen und spitzen Dächern einen Felsen malerisch krönend, beherrscht Stadt und Fluß. — Von hieraus besuchte ich den Swinnji-Chrebet (im Finnischen Poungan harje — deutsch: Schweinerücken). — Es ist dies eine schmale Granitinsel, die sich zu einem etwa 50 m. hohen, neun Werst langen steilen Grat erhebt, auf welchem sich der Weg wie ein Band, längs zweier Abgründe, dahin zieht. Ich hatte, um dahin zu gelangen, etwa zwanzig Werst in einer Tarataika zwischen den Seen hindurch zurückzulegen. Bald rollte ich auf einem Deich, der sich kaum über die Wellen erhob, dahin, bald mußte ich einen Arm des Sees auf einer schwankenden Floßbrücke überschreiten, bald wieder über einen Kanal setzen und so fort, bis ich endlich an Ort und Stelle war. Eine Fährmannsbarke brachte mich auf die Insel hinüber. Eine Stunde fast hatte ich zu steigen, ehe der Felsenrücken erreicht war, der, wie erwähnt, nur Raum für einen schmalen Weg läßt, von dem aus man eine hübsche Aussicht über den inselreichen, waldgeschmückten See genießt. Auf dem Wege hin wandernd, erzählte mein Führer folgende wunderbare Begebenheit, die sich einst auf demselben ereignet haben soll: Sieben oder acht Jäger verfolgten einen großen Bären, der sich auf diese Insel geflüchtet hatte. Der eine von ihnen war von seinem Sohne Erich, einem vierzehnjährigen gewandten Burschen, begleitet. Während die Jäger spähend weiter gingen, blieb dieser, ein Eichhörnchen von Fichte zu Fichte verfolgend, zurück, was ihn jedoch wenig kümmerte, da er wußte, er werde die Jäger schon am andern Ende der Insel wieder auffinden. So war er denn an die Stelle gekommen, auf welcher wir uns gerade befanden, wo der Abgrund senkrecht in den See abfällt.

Da hört er drei oder vier Schüsse rasch auf einander fallen; er stutzt. Ein furchtbares Brüllen folgt hierauf und ein riesiger Bär kommt in schweren Sprüngen gerade auf ihn zu. Der Bursche zieht sich bis an den Abgrund zurück, dessen schwaches Geländer er übersteigt: hier bleibt er stehen und richtet seine Flinte gerade auf das heranstürzende Unthier, zielt und schießt. Der Bär aber bricht nicht zusammen; die Kugel ist ihm nur in die Schulter gedrungen. Hinkend und blutend kommt er grimmig auf Erich zu. Jede Aussicht auf Rettung schien verloren; ein Kampf mit dem Ungeheuer war ebenso unmöglich als ein Entrinnen, da hinter ihm nur der Abgrund und der tiefe See. Sein Entschluß war rasch gefaßt. Gerade als der Bär sich auf ihn stürzen will, wendet er sich behende um, mißt mit den Augen die Tiefe und springt hinab. Verdutzt bleibt das Unthier am Rande des Abgrundes stehen; da erscheinen die Jäger, jeder nimmt den Bären aufs Korn, die Schüsse donnern wiederhallend durch die Luft und lautlos bricht das Thier zusammen. —

Angstvoll sucht der Vater seinen Sohn, dessen Schuß er vernommen, er glaubt ihn zerrissen; da hört er unten, vom See herauf, dessen Ruf. Erich lebte! Aus dem See wieder aufgetaucht, erreichte der gewandte Schwimmer die Zweige einer Birke, welche nahe dem Wasser in einer Felsenspalte wurzelte, hielt sich an denselben fest und harrte zähneklappernd im kalten Wasser, bis ihm sein Vater in einem Boote Rettung brachte. Als der brave Knabe in den Kahn gehoben wurde, waren seine ersten Worte: „Vater, sag' nur ja der Mutter nichts von meinem Sprunge!" —

Mein Aufenthalt am Saima-See währte nicht lange. Der Himmel bedeckte sich mit schweren, bleigrauen Wolken, und ein eisiger Nordostwind fegte über den See. Wäre das Grün der Wiesen nicht gewesen, ich hätte mich im November glauben können. Dieses Wetter entmuthigte mich und da ich eine genügende Idee vom Charakter des Landes zu haben glaubte, auch die malerischsten Punkte desselben ja gesehen hatte, so beschloß ich, vor der Hand nicht weiter nach Norden bis nach Kuopia, einem kleinen Landstädtchen, vorzudringen, sondern über St. Michel, Hainola und Tawasthus nach Helsingfors zu gehen.

Die Reise brachte wenig Neues. Das Wetter blieb kalt und unfreundlich, die Natur wie in einen düstern, grauen Schleier gehüllt. Die wenigen Menschen, denen ich begegnete, zwar in Pelzen wie im Winter, schienen an solche Witterung gewöhnt und sich wenig daraus zu machen.

Hainola ist eine kleine, freundliche Stadt, die mit ihren weißen Häusern und rothen Dächern im klaren Paijane-See sich spiegelt. Die Frauen der Gegend erschienen mir durchgängig auffallend hübsch und schlank, mit gelbblondem Haar und schönen blauen Augen. Von hier aus eilte ich, um in einer größeren Stadt mich etwas von den Strapazen der Reise zu erholen, nach Tawasthus, um dort die 100 Werst lange Eisenbahn nach Helsingfors, die demnächst in nördlicher Richtung bis nach dem durch seine Pfeifenfabrikation geschätzten Tammersfors verlängert werden soll, zu benutzen. Sechs und vierzig Werst nordwestlich von Tammersfors befindet sich der nach dem Imatra am meisten berühmte Wasserfall, der Küro-Koßki; derselbe ist die Ergießung eines Sees in einen anderen, ca. 20 Meter tiefer liegenden.

Tawasthus ist die fruchtbarste Provinz des Großfürstenthums, man nennt sie die Kornkammer Finnlands. Sie ist weniger reich an malerischen Gegenden als die von mir bereits durchreisten Theile des Landes. Die Stadt selbst (3000 Einw.) scheint in ihrem einsamen Thalgrunde unter dem Schutz eines mittelalterlichen Schlosses zu schlummern.

In Finnland zählt man nach Mark und Pfennigen (Penny); ein preuß. Thaler ist etwa 4 Mark Finnisch. Mein Eisenbahnbillet zweiter Klasse kostete bis Helsingfors 9 Mark finnisch, was mir für fast 13 Meilen ungemein billig schien. Ich muß bei dieser Gelegenheit bemerken, daß überhaupt das Leben in ganz Finnland vielleicht noch das billigste in Europa ist.

So war ich denn in Helsingfors angekommen, das ich bereits vor zwei Jahren von Reval aus auf ein paar Wochen besucht hatte.

Selten wol sind zwei Städte in ihrem Charakter so von einander verschieden, als die auf den beiden Küsten des Finnischen Meerbusens einander fast gegenüberliegenden Städte Reval und Helsingfors. Reval ist umgeben von grünen Laubwäldern und Gärten; Helsingfors erhebt sich auf kahlen Granitfelsen, auf welchen nur bleiches Moos und kümmerliches Strauchwerk sichtbar ist. Dort spiegelt das Meer eine lachende friedliche Landschaft, hier rauscht es einförmig und traurig um die grauen Massen. Reval lebt in seinen Erinnerungen, träumt von seiner vergangenen Größe, als es noch im Mittelalter zum großen Hansabunde gehörte; seine Geschichte ist reich an abenteuerlichen Erzählungen, Legenden und Sagen. Helsingfors hat keine Vergangenheit: es scheint durch einen Zauberwink plötzlich ohne Erinnerung an eine Vergangenheit, ohne Sagen oder Monumente der Vorzeit hervorgerufen zu sein. (Sieben Werst von Helsingfors befindet sich ein kleiner Ort, die Ueberreste des alten Helsingfors, das Gustav Wasa 1150 gründete; die Finnländer nennen ihn Gammelstad, die alte Stadt. Die Königin Christine befahl 1642, Helsingfors nach dem Platze, den es heute einnimmt, zu verlegen. Helsingfors war eine schwedische Provinz (fors heißt Wasserfall). Breite, gerade Straßen, regelmäßige viereckige Plätze, prächtige neue Gebäude, das ganze Leben neu — Petersburg im Kleinen. In Reval hingegen ist Alles alt, seine engen, düstern und krummen Gassen, seine Kirchen, selbst der Frack des Spießbürgers und Stammgastes im Bierhause hat etwas Altgothisches. Kleinstädtisch, nur auf seine Kränzchen und Klubs beschränkt, wird Reval von Fremden wenig und nur etwa in Handelsgeschäften besucht; Touristen sind dort eine Seltenheit, Alles kennt sich unter einander und man betrachtet jedes fremde Gesicht mit einem gewissen Unbehagen, als wollte man sagen: „Was hast Du hier zu thun!“ Helsingfors dagegen lebt nur von den Fremden; es erwacht mit dem ersten Frühlingsdampfer und schläft mit dem letzten Krug Mineralwasser, den der Kurgast im Vauxhall leert, wieder ein. Die Universität bringt nur wenig Leben in die Stadt; der finnländische Student ist im Allgemeinen gesetzt und ernst.

Die Unionsperspektive (Uniongatan) durchschneidet ganz Helsingfors der Länge nach, während andere, parallel und perpendikulär laufende Straßen dasselbe in lauter Rechtecke theilen. Der bedeutendste Platz ist der Senatsplatz,

zu welchem eine breite, ganz in den Granitfelsen gehauene Treppe hinaufführt, die wol einzig in ihrer Art ist. Auf genanntem Platze erhebt sich die prächtige lutherische Kirche, mit ihrer Säulenhalle und den fünf hellblauen Kuppeln hoch über die Stadt emporragend.

Rechts von derselben ist das Senatsgebäude, ganz in der Nähe das Theater, dann das Gesellschaftshaus (Societets-huset), das Universitätsgebäude, bei welchem sich ein reicher botanischer Garten befindet, und endlich, auf einer Granitlandspitze, das freiliegende Observatorium, von welchem aus man einen weiten Blick über das Meer hat.

Die Stadt hat 23,500 Einwohner, welche Zahl sich natürlich zur Kurzeit bedeutend vermehrt. Vom Innern des Landes her kommen nur wenig Reisende, hingegen bringen die vielen täglich einlaufenden Dampfer Fremde aus St. Petersburg, Reval, Riga u. s. w., ja selbst eine Menge Engländer, seltener nur Touristen anderer Nationen.

Helsingfors.

Die Mineralwasseranstalt liegt auf dem Granithügel Ulrikasborg und dient als Versammlungsort der Bade- und Trinkgäste. Hier sucht man sich zu unterhalten so gut es geht; die Einen durch Springen auf den überall im Saale vorhandenen liegenden schwedischen Schaukeln, die Anderen durch ein lustiges Morgentänzchen, bei welchem die Damen weder Burnus noch Hüte ablegen, zuweilen sogar das Gebetbuch in der Hand behalten. Die Schwedinnen gehen Sonntag Morgens geradewegs vom Tanze in die Kirche.

Den Kursalon umgeben eine Menge Sommervillen, welche an jene der Petersburger Inseln erinnern. Die eine derselben heißt Kalliolina (Bergschloß). Man sollte glauben, es sei dies italienisch, so weich klingt es; nicht umsonst vergleicht man die finnische Sprache in Bezug auf Wohlklang mit der italienischen.

Wenn man am Kai von Helsingfors oder im Park von Ulrikasborg pazieren geht, so sieht man auf dem Meere, in einer Entfernung von etwa zwei Werst, die Felsenfeste Sweaborg, den Schild Südfinnlands.

Dieselbe erhebt sich auf sieben sanft gewölbten, nicht hoch über dem Wasser emporragenden Felseninseln, Skären genannt, mit denen überhaupt die ganze finnische Küste umgürtet ist.

Wir fuhren in großer Gesellschaft auf einem Räderboote, das von vier kräftigen Finnen gehandhabt wurde, in etwa einer Viertelstunde nach der Festung hinüber.

Am Ufer standen abgetakelte Blockschiffe ohne Masten, die Kasernen der Festungsgefangenen. Diese düstern schwimmenden Gefängnisse sind von außen mit einer Doppelgalerie umgeben, auf welcher Schildwachen auf und ab schritten. Wir traten, von einem jungen Offizier als Führer begleitet, in die Festung ein.

Die größte Insel, auf welcher sich die Hauptbefestigungen, Kasernen, Arsenale, Magazine und das Haus des Kommandanten befinden, heißt Wargö (Wolfsinsel). Der Anblick dieses granitenen Riesenbollwerks macht einen beängstigenden, niederdrückenden Eindruck. Finster erheben sich die düstern Mauern aus dem Meere, überall drohen die unzähligen Geschütze mit ihren schwarzen, Zerstörung und Tod verkündenden Schlünden. Die klirrenden Ketten der Sträflinge sind, Gott sei Dank, in neuerer Zeit verschwunden.

Ueber tiefe Gräben gelangten wir auf den Hauptplatz der Festung. Dem Kommandantenhause gegenüber steht das Denkmal des Erbauers der Festungswerke, des schwedischen Generals Ehrenswerd. Auf einem Granitfelsen, mit der Bronzearmatur eines Schiffes, erhebt sich eine Trophäe aus Ritterwaffen. Ehrenswerd war Ingenieur und nebenbei auch Idyllendichter: sein Werk „Sweaborg" hat jedoch durchaus nichts Pastorales! Während des Krimkrieges wurde Sweaborg von der englischen Flotte sehr heftig, aber resultatlos beschossen. Trotz der günstigen Lage und der natürlichen Stärke der Festung wurde doch dieselbe im Jahre 1808 von einer Hand voll Russen zur Kapitulation gezwungen. Die Russen begannen während des andauernden harten Winters das mit einer starken schwedischen Besatzung versehene Sweaborg mit 4 Bataillonen und 200 Reitern zu cerniren. General Suchtelen, der die Belagerung leitete, verstand die Schweden in Alarm zu halten. Ein Gerücht wurde verbreitet, daß Finnland, ja ganz Schweden verloren sei, und Suchtelen soll die schwedischen Zeitungen aufgefangen und statt derselben andere mit dergleichen Unglücksnachrichten haben drucken und in die Festung befördern lassen. Sweaborg ergab sich am 3. Mai mit großen Kriegsvorräthen und 6000 Mann Besatzung.

Obgleich der Aufenthalt in diesen kahlen Felsenwerken einsam und wenig heiter ist, so giebt es doch immerhin Menschen, die sich so an dieses einförmige Leben gewöhnt haben, daß sie sich nicht allein wohl und behaglich dabei befinden, sondern daß sie es selbst mit keinem anderen vertauschen möchten. Der alte würdige Kommandant, General Alopäus, und der junge Offizier, unser Führer, konnten nicht genug erzählen, wie angenehm und gesellig Sweaborg im Winter sei, wo im Klub alle Zeitungen und ein Kartenpartiechen stets zu finden seien, zuweilen sogar ein Ball stattfinde, zu welchem alle hübschen Damen von Helsingfors herüberkämen.

Nachdem ich acht Tage recht angenehm in Helsingfors verlebt hatte, machte ich mich wieder auf den Weg nach Norden und zwar zunächst nach Abo. Diese vormalige Haupt- und zweitgrößte Stadt des Landes, mit 18,000

Einwohnern, liegt am Bottnischen Meerbusen, den Alands-Inseln gegenüber; ihr Hafen gilt für einen der besten des Busens. Die Stadt treibt gleich den anderen Seestädten des Landes einen ziemlich ausgedehnten Handel, führt Holz, Pottasche, Theer, Pech, Holzgeschirre, Butter, Häute, Wildpret, Fische u. s. w. aus und erhält dagegen Salz, Farbestoffe, Wein, Früchte, Zucker, Kaffee, Seiden- und Baumwollenwaren, Eisen, Glas, Apothekerwaren u. s. w. Die Fabrikthätigkeit ist in Finnland im Ganzen wenig entwickelt, der Bergbau hingegen und die Steinbrüche bringen den Bewohnern reichlichen Gewinn; die Hauptbeschäftigungen sind jedoch Landbau, Viehzucht und Fischfang.

Nach einer höchst beschwerlichen Reise gelangte ich nach Uleaborg, einer Stadt mit 7800 Einwohnern. Dieselbe ist, wie die meisten Städte des Landes, aus Holz gebaut; eine Feuersbrunst hatte sie 1822 fast ganz eingeäschert. An der Mündung der Ulea in den Bottnischen Meerbusen recht malerisch gelegen, war Uleaborg früher die bedeutendste Seestadt Finnlands, welchen Rang es jedoch an Wyborg, wegen dessen vortheilhafter Lage nahe bei Petersburg, abgeben mußte; indeß kommen eine Menge Barken mit Holz, Theer u. s. w. aus dem Innern des Landes an, trotz der schwierigen Schiffahrt auf der sich vielfach schlängelnden, mit Felsen und Sandbänken durchspickten Ulea.

Ich glaubte bereits der Wälder, Seen, Ströme, Wasserfälle und nordischen Landschaften überdrüßig zu sein, Torneo indeß mit seinen 767 Einwohnern hatte meine ganze Neugier wieder rege gemacht. So war ich denn am Ende der civilisirten Welt, in der letzten europäischen Stadt des Nordens, denn weiter hinauf nach Norden beginnen die Gebiete der Lappländer und dann kommt man an das Eismeer, in die Nordpolregion.

Der Fluß Torneo, dem gleichnamigen See in Schweden entspringend, bildet in einer Länge von fast 400 Werst die russisch-schwedische Grenze. Die Stadt mit ihren rothen Holzhäusern liegt auf einer Insel und ist durch den Flußarm vom schwedischen Ufer geschieden, auf welchem sich einige schwedische Familien, die sich vom alten Vaterlande nicht trennen wollten, niedergelassen und das Städtchen Haparanda gegründet haben, das jetzt durch eine Brücke mit der russischen Stadt Torneo in Verbindung steht. Ein eigenthümliches Gefühl, so an der Grenze der Civilisation zu stehen, in einer Gegend, wo im Hochsommer, wie man vom Berge Luppiaroi aus sehen kann, die Sonne nicht untergeht, im Winter aber eine fortwährende Finsterniß herrscht.

Butter, Holz, gesalzener Lachs, spitzschnabelige Bauernstiefel aus weichem, wasserdichtem Kuhleder, feine gegerbte Felle von jungen Renthieren zur Fabrikation der sogenannten schwedischen Handschuhe, geräucherte Renthierzungen und -Schinken — das sind die Hauptgegenstände des Handels dieser nördlichsten Stadt. Ackerbau ist zwar bis zum 69. Grade nördlicher Breite möglich, doch aber gelingt es den Küstenbewohnern von Uleaborg bis Torneo nur selten einmal, im Laufe mehrerer Jahre eine erträgliche Ernte zu erzielen. In diesem Theile Finnlands wachsen nur Gerste, Kartoffeln und Rüben; die guten Wiesen dagegen erlauben Hornvieh zu halten.

Ich hoffte hier Lappen zu sehen; sie zeigen sich in Torneo aber nur im Winter. Dann kommen sie auf ihren leichten, renthierbespannten Schlitten

pfeilschnell daher geflogen, um Felle und geräucherte Renthierzungen zu verkaufen oder gegen Waaren einzutauschen.

Auf der Rückreise, welche nichts Neues bot, kam ich nach der kleinen Stadt Borgo am Finnischen Meerbusen; sie ist eine der ältesten Städte Südfinnlands und aus Holz gebaut. Sie ist häufig vom Feuer und vom Feinde heimgesucht worden. Die Einwohner vertheidigten sich im Jahre 1708 tapfer und nachdrücklich gegen die Russen, mußten sich aber endlich doch ergeben, worauf die Stadt geplündert und eingeäschert wurde. 1809 wurde hier ein Landtag gehalten, auf welchem Kaiser Alexander selbst den Vorsitz führte und mit der Landesvertretung die Stellung Finnlands zur russischen Monarchie vereinbarte. Gegenwärtig enthält die Stadt etwa 3000 Einwohner. Weiterhin nach Osten liegt am hinteren Ende eines tiefen Meereseinschnitts amphitheatralisch am Abhange eines Hügels die reizende Seestadt Lowisa, ehemals eine Grenzfestung Schwedens gegen Rußland, von deren Werken nur noch wenige Reste vorhanden sind. Erwähnt sei auch, daß in der Umgegend von Lowisa zahlreiche erratische Felsblöcke angetroffen werden. — Wir eilen nun an dem romantischen Abborfors-Busen vorüber, der Mündung des Kymenefluſſes zu, wo sich bei Ruotsinsalmi die 1791 angelegte Festung Kymene befindet, welche mit Kasernen für 14,000 Mann versehen ist und einen großen, schönen Kriegshafen hat, der einer Abtheilung der finnischen Scheerenflotte Schutz verleiht. Die Kymenefestung und das Kymenegård-Gebiet waren während des Krieges von 1788 ein steter Tummelplatz der Armeen. Auf einer Halbinsel, unfern davon, steht die unbedeutende Festung Friederiksham, in deren Nähe sich die berühmten Steinbrüche von Pitterlax befinden, denen alle Granitmonumente in Petersburg entnommen sind. Es ist dies ein rosenrother Granit von etwas starkem Korn, der aber wie Porphyr aussieht. Auch Napoleon's Grabmal im Invalidendom zu Paris haben diese Brüche geliefert. Die werthvollsten Steinbrüche aber sind die von Serdobol am Ladogasee, welche den schönen weißen und grünen Marmor liefern, wie er zur Bekleidung der äußeren Wände der Isaakskirche in Petersburg verwendet worden ist. Eine andere Merkwürdigkeit hier ist der Serdobolit, ein steinkohlenähnliches Mineral, aus welchem man Broschen, Ohrgehänge u. dergl. herstellt.

Bei Gelegenheit der Erwähnung des Ladogasees will ich eine dort heimische Sage über Peter den Großen erzählen: „Als Zar Peter einst bei stürmischem Wetter auf dem Ladogasee fuhr und seinem Segelboot von den Wogen arg mitgespielt wurde, ergriff er, des russischen Sprüchworts eingedenk, daß die Sache den Meister fürchte, selbst das Ruder und führte das Boot sicher durch den aufgeregten See. Am Ufer angekommen, nahm Peter eine Ruthe und gab dem See drei heftige Schläge, welche noch heute in demselben, sobald er unruhig wird, bei der Stadt Ladoga, zu sehen sind."

Renthierschlitten.

III.

Das nördliche europäische Rußland und Nowaja-Semlja.

Winterreise nach dem Norden. Historisches. Archangelsk. Wälder, Vegetation. Die Tundras. Naturerscheinungen. Pelzthiere. Das Renthier. Die nördlichen Grenzen. Flüsse. Städte. Der Onegasee. Die arktische Zone. Die Sirjänen. Renthierzucht. Samojeden und Lappländer. Schamanen. Die Karelen. Frauen im Norden. Reise nach Archangelsk im Winter. Schneesturm. Archangelsk. Erinnerung an Peter d. Gr. Kloster Solowetzk. Nordlicht. Das Eismeer. Nowaja-Semlja.

In Westeuropa, wo man im Winter gern zu Hause bleibt, die Reisen aber am besten in der warmen Jahreszeit unternimmt, mag es befremdend erscheinen, daß man das nördliche Rußland am bequemsten im Winter bereist. In einem Lande, wo dem Volke die Eisenbahn eine Fabel ist, wo der Bauer beim ersten Anblicke einer Dampfmaschine sich furchtsam bekreuzigt, ist man für sein Fortkommen vor Allem von den Naturverhältnissen abhängig. Bei der lästigen Hitze — im Schatten oft 30 Grad — wie sie der kurze nordische Sommer mit sich bringt, bei der Unmasse von stechenden Fliegen und Mücken, welche Mensch und Thier aufs Aeußerste peinigen, und bei den großen Umwegen, die man der Sümpfe halber machen muß, ist das Reisen im höchsten Grade mühselig und anstrengend. Im Winter dagegen, wenn man gut in Pelzwerk eingepackt, mit drei oder vier Pferden vor dem leichten, geräumigen, halbverdeckten Schlitten (Wasok) über die gefrorenen Sümpfe und Seen pfeilschnell dahinfliegen kann, ist eine solche Reise keineswegs so langweilig und schrecklich,

als man anfänglich glauben möchte. Manche Gegenden sind im Sommer wegen der undurchdringlichen Moräste, der reißenden Ströme und der tiefen Sandwege geradezu unerreichbar. Die Einbuße, welche man durch den Mangel der Sommerlandschaft erfährt, ist nicht so bedeutend, da die Natur in der kurzen Sommerzeit nur eine kümmerliche Vegetation hervorzurufen im Stande ist. Reichlich wird aber dieser Verlust aufgewogen durch die große Zeitersparniß. Es giebt Gutsbesitzer, welche im Sommer 20 und im Winter nur 10 Meilen Wegeslänge von einander entfernt wohnen. Die Reise von Petersburg nach Archangelks verkürzt sich im Winter gewiß um einige hundert Werst von den 1000, die man im Sommer zurücklegen muß.

Um eine solche Reise ungehindert und ohne Aufenthalt machen zu können, bedarf es eines eigenthümlichen Dokuments, Padoroschnaja genannt. Es benennt die Anzahl der Pferde, die man auf jeder kaiserlichen Poststation verlangen darf; man entrichtet hierfür je nach der Zahl der Werste eine gewisse Summe. Außerdem zahlt man von Station zu Station $1\frac{1}{2}$—3 Kopeken (5—10 Pfennige) per Pferd und Werst. Fährt man nicht in eigenem Wagen oder Schlitten, so stellt die Post gegen Vergütung das nöthige, sehr primitive Gefährt: Schlitten oder Telēga (Postkarren ohne Federn). In Entfernungen von 15—30 Werst trifft man auf Stationen, woselbst man die Pferde wechselt. Auf diese Weise kommt man rasch vorwärts, wenn überall Pferde in genügender Anzahl vorhanden; auf vielbesuchten Straßen ist dies nicht immer der Fall und es kommt dann wol vor, daß Reisende stunden-, in den Steppen sogar tagelang warten müssen, bis sie weiterbefördert werden können. Da ist es denn gut, seinen eigenen Mundvorrath mit sich zu führen, denn in wenig besuchten Gegenden wird man selten Etwas finden; der Postmeister ist nur verpflichtet, Ssamowar und Wasser zu liefern. Mit der Vermehrung der Eisenbahnen fallen diese Mängel natürlich fort; bei einer Reise nach Norden bestehen sie jedoch noch in ihrer ganzen Ausdehnung. Eine Reise von Petersburg nach Archangelsk mit einem Dreigespann (Troika) kostet Alles in Allem 150 bis 180 Mark. Der Kutscher, meist ein junger Bursche, oft selbst nur ein Knabe, treibt seine Pferde fortwährend durch Schmeichel- oder Schimpfworte, Schnalzen oder Pfeifen, fast nie aber durch Schläge, zum schnellsten Laufe an; hin und wieder stimmt er dazwischen eines seiner wehmüthigen Lieder an, von denen Bodenstedt das bekannte Troika-Lied, zwar nicht ganz wörtlich, aber doch dem Sinne nach, treu wiedergegeben hat und das hier als Probe beigefügt sei.

Die Troika oder das Dreigespann.

Das Licht war flackernd im Verglimmen,
Das Feuer im Kamin verglüht —
Da klang's in mir wie fremde Stimmen,
Ein Traum bezaubert mein Gemüth.

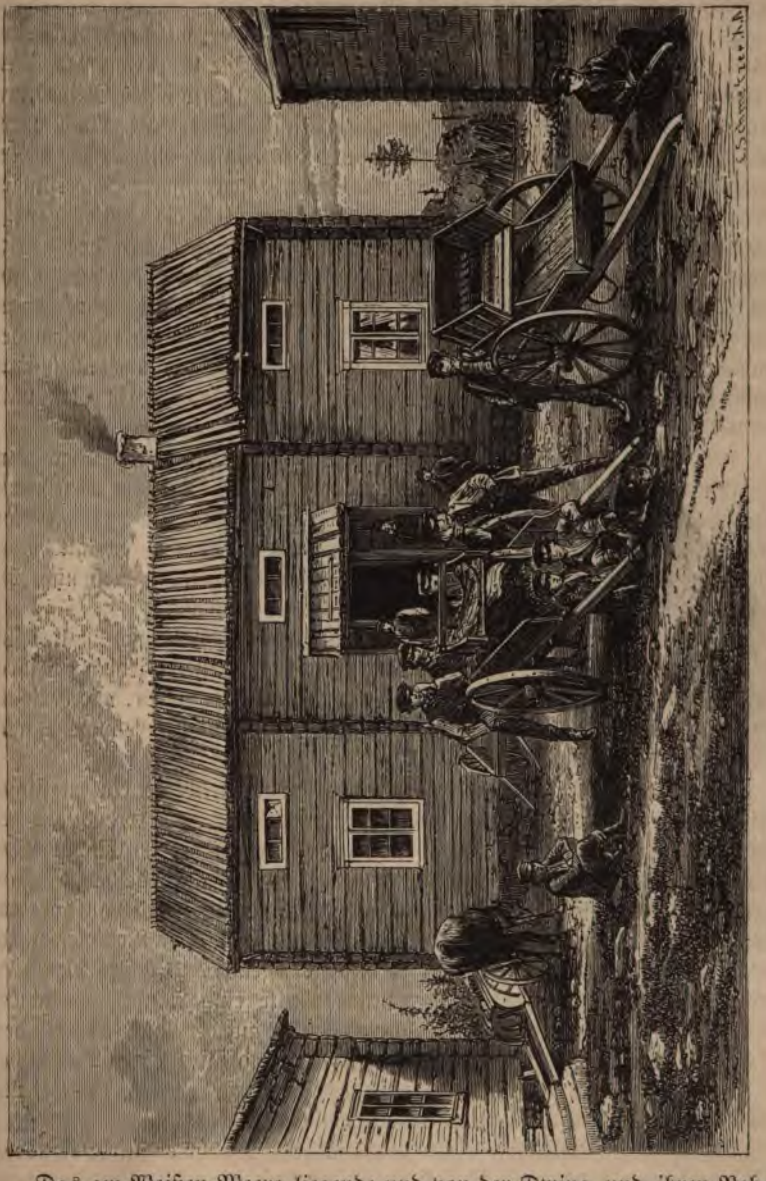
Fern kommt ein Dreigespann gezogen,
Rollt laut vom Knüppeldamm herbei,
Doch trüb und klagend unterm Bogen
Erklingt das Glöckchen von Waldai.

Früh hat's den Fuhrmann fortgetrieben,
So schwül ward's ihm um Mitternacht —
Er sang ein Lied von seiner Lieben,
Von ihrer blauen Augen Pracht.

Ach, blaue Augen, warum brennt ihr
So tief in meine Seele mir!
Ach böse Menschen, warum trennt ihr
Zwei Herzen, die so Eins wie wir!

Leb' Moskau wohl, so lieb, so theuer!
Leb' wohl, leb' wohl, du süße Maid!
Ich sterbe wie ein rauchend Feuer,
Vergessen in der Einsamkeit.

Ehe wir jedoch in solch einer Troika uns auf den Weg nach Norden begeben, sei uns vorher ein kurzer historischer Ueberblick auf dieselben und eine allgemeine Schilderung von Land und Leuten daselbst gestattet.



Finnische Poststation.

Das am Weißen Meere liegende und von der Dwina und ihren Nebenflüssen durchströmte Gebiet war in den ältesten Zeiten von finnischen Stämmen, hauptsächlich Lappen, bewohnt, die jedoch schon im 11. Jahrhundert von den

Nowgorodern bekriegt und unterworfen wurden. Im Jahre 1079 wurde hier der nowgorodische Fürst Gleb im Kampfe mit den heidnischen Finnen getödtet. Skandinavische Reisende nannten in jenen Zeiten diese unwirthliche Gegend Biarmia — eine Verdrehung des Wortes Perm.

Die Permer und Sirjänen sind alte finnische Völker, welche, damals noch Heiden, von einheimischen Fürsten regiert wurden. Sie verehrten vor Allem ein Götzenbild: das „goldene Weib"; es war dies das Bild eines Weibes, mit ihrem Sohn und Enkel, neben derselben einige Musik-Instrumente. Auch waren ihnen Steine, Ochsen, Bäume, die Sonne und das Wasser heilig. Sie hatten ihre Schamanen, die ihnen die Zukunft vorhersagten, ihnen Anweisungen gaben, wie sie sich im Unglück zu verhalten hätten, sich die Götter geneigt machen könnten u. s. w. Erst im 14. Jahrh. predigte ihnen der heilige Stephan das Christenthum. Als Nowgorods Macht durch die moskowitischen Großfürsten gebrochen wurde, kamen auch diese nördlichen Länder unter die Gewalt Großrußlands. Im Jahre 1449 drangen die Wojewoden Iwan's III. bis an die Petschora vor, und nach Ueberwindung unzähliger Schwierigkeiten sogar bis an das Uralgebirge. Ueber letzteres wurden viele fabelhafte Sagen verbreitet.

Den Russen, die nur ihre Ebenen und sumpfigen Gegenden bisher kannten, und nie so hohe Berge gesehen hatten, erschien der Ural von ungeheurer Höhe; v. Herberstein, welcher 1526 Gesandter des Deutschen Kaisers in Moskau war, berichtet z. B. vom Fürsten Kurbsky, daß dieser ihm erzählt habe: „Siebzehn Tage lang habe ich diese Berge erstiegen und bin doch nicht bis auf den Gipfel, den man Stolp (die Säule) nennt, gelangt."

Die einheimischen Fürsten kamen mit ihren Renthieren und wollten sich den erobernden Russen freiwillig unterwerfen, welch' letztere jedoch bei ihrer Beutegier ein gewaltsames Verfahren vorzogen, und so sollen, wie berichtet wird, an 40 Städte zerstört und 50 kleinere Fürsten als Gefangene nach Moskau gebracht worden sein.

Im August des Jahres 1553 erschien zum ersten Male ein englisches Schiff an der Mündung der Dwina. Dasselbe gehörte einer Expedition an, welche zur Auffindung einer Nordostdurchfahrt ausgesendet, im Eise aber bis auf das eine Schiff zu Grunde gegangen war. Der Kapitän desselben, Richard Chanceller, begab sich sogleich nach der Stadt Cholmogori und von dort auf Schlitten nach Moskau zum Großfürsten Iwan Wassiljewitsch. Von diesem sehr freundlich aufgenommen, überreichte er demselben sein von König Eduard VI. mitgegebenes Beglaubigungsschreiben und knüpfte eine Handelsverbindung zwischen England und Rußland an. Chanceller litt auf der Rückreise nach dem Vaterlande an der schottischen Küste Schiffbruch und fand seinen Tod in den Wellen, sein Gefährte aber, der Gesandte des Großfürsten, wurde gerettet und in London mit großen Ehrenbezeigungen empfangen.

Von dieser Zeit an kamen jedes Jahr mehr und mehr englische Handelsschiffe nach dem nördlichen Rußland; sie machten die Reise um Norwegen herum, bis an die Dwina nach Cholmogori, welches damals die Haupthandelsstadt am Weißen Meere war.

Weiter hin, nach der Mündung der Dwina zu, stand damals, einsam und allein, das Kloster Archangelsk; in der Nähe desselben erhob sich der englische Kaufhof, der sich im Jahre 1584 schon zu einem Städtchen vergrößert hatte, das Archangelsk genannt wurde. Im 17. Jahrhundert bereits hatte Cholmogori seine Bedeutung als Handelsstadt fast ganz verloren und es kamen schon alljährlich dreißig bis vierzig englische Schiffe nach Archangelsk, welches einen Hafen und eine Zollstätte erhalten hatte. Englische und deutsche Häuser hatten hier ihre Kommanditen und Lager und so entwickelte sich die Stadt mit jedem Jahre mehr. Als aber Peter der Große, der Archangelsk bisher nur gefördert hatte, diesem, um seine neue Residenz Petersburg zu heben, mehrere Begünstigungen entzog — namentlich den Einfuhrzoll gegen den für Fracht nach Petersburg bedeutend erhöhete — sank die Handelsbedeutung von Archangelsk so sehr, daß im Jahre 1724 nur neunundzwanzig Schiffe in seinen Hafen einliefen. Die umsichtige Kaiserin Katharina II. hob die auf der Stadt lastenden Uebelstände wieder auf und Archangelsk wurde wieder, was es gewesen, das wichtigste Emporium des Nordens.

Die Hauptflüsse der nördlichen Gouvernements sind die Dwina, der Mesen und die Petschora; letztere dürfte über kurz oder lang mit dem Ob verbunden werden, ein Lieblingsplan des berühmten russischen Thee- und Goldhändlers Michael Sſidorow. Dieser Rothschild des Nordens, der als Leibeigener geboren, Gold gesucht und gefunden hat, ist jetzt Besitzer großer Gold- und Graphitminen in Sibirien und unendlicher Lärchenwälder an der Petschoramündung. Derselbe hat den Norden nach allen Richtungen hin bereist und war bestrebt, in England und Norwegen Verbindungen anzuknüpfen, um die Reichthümer seiner nordischen Heimat zu verwerthen, so namentlich die Lärchenstämme, deren Holz so harzreich und eisenfest ist, daß kein Wurmfraß noch Nagelrost dasselbe verdirbt oder angreift. Nicht allein zu Masten, sondern besonders zu Panzerschiffen und submarinen Ingenieurbauten ist dieses steinharte Holz das beste und billigste, und bewährter als das amerikanische Teakholz. Auch nehmen die Schiffe in jenen Gegenden als gewinnreiche Fracht Renthierknochen, Renthiergeweihe (in den Petschoragegenden werden jährlich an 70,000 Renthiere getödtet), Muschelkalk, Phosphorit, Fische (namentlich Häringe), Robben, Walfische u. s. w. ein. Ob die von Sſidorow an der Petschora entdeckten Petroleumquellen sich als ergiebig erweisen werden, bleibt zu erwarten. Neuerdings bereist er Nowaja-Semlja, auf welches er jetzt sein Hauptaugenmerk gerichtet hat. Dem Staatsrath v. Lankenau gegenüber sprach dieser höchst intelligente Forscher des Nordens seine Ueberzeugung aus, daß gebildete, strebsame und energische junge Leute, namentlich wenn sie über ein kleines Betriebskapital verfügten, ein höchst bedeutendes und lohnendes Feld im hohen, noch so wenig bekannten Norden finden könnten.

Bis zum 61. Grade etwa ist der Boden für die meisten Getreidearten günstig; die nächsten zwei bis drei Grade lassen dieselben nur stellenweise gedeihen; nördlicher jedoch erstrecken sich endlose Moräste oder Tundras und die Vegetation stirbt nach und nach ab. Der Boden bleibt selbst im Sommer in geringer Tiefe noch gefroren.

Die unermeßlichen Urwälder jener nördlichen Gegenden, die aus Lärchen- und anderen Nadelhölzern bestehen, zwischen welchen der eigentliche Baum des Nordens, die so zart scheinende, aber doch zähe Birke, hier und da auch die Weide vielfach vorkommt, verschwinden nach Norden hin mehr und mehr, bis sie zuletzt in ganz krüppelhaften Formen enden. Ausgedehnte magere Grasflächen mit vielen Moosen und Beerenarten bilden den Uebergang zu den eisigen Polarmorästen der Tundras. Dieselben erstrecken sich nördlich von der Stadt Mesen, welche an dem noch an seinen Ufern mit Sträuchern bewachsenen Mesenflusse liegt, als eine ununterbrochene Wüste von 150 Meilen Länge bis an die Petschora hin.

Im Norden als kahler Granit auftretend, verläuft das Land nach Süden zu nach und nach in jene ungeheuern Moraststrecken. Diese Tundras bestehen aus einer fast kompakten, schwankenden Masse, die stellenweise durch reichlich beigemengte Erztheile braunröthlich gefärbt ist und wie verrostet erscheint, stellenweise wieder mit weißem Renthiermoose überzogen ist. Hier und da brechen aus dem weichen Grunde Quellen hervor, welche in ihrer nächsten Umgebung eine kümmerliche Vegetation, aus Strauch und Busch bestehend, hervorbringen. Diese Wässer, Bäche oder Tümpel bilden sich nur an solchen Stellen der Tundras, wo der mit Sand und faulenden Pflanzenresten durchsetzte schwarze Torf- oder Moorboden nicht mehr fähig ist das Wasser aufzusaugen. Hier und da bemerkt man festere Stellen, welche wie Maulwurfshügel aus dem Moraste hervorragen, auf denen die saftigen Sumpfbrombeeren (Moltebeeren, Rubus chamaemorus), die säuerlichen Sandbeeren (Bärentrauben, Empetrum nigrum), der Wachholderbeerstrauch und in dem südlichen Theile der Tundras selbst die wilden Himbeeren wachsen. Diese Hügel sind fast die einzigen Stellen, auf welchen der Fuß des Menschen und — des Wolfes noch haften kann. Die ausschließliche Herrschaft über diese unermeßlichen Ebenen gehört dem Wolf, dem Renthier und einigen kleineren Thieren; der Mensch ist hier nur ein zeitweiliger Gast und das auch nur im Winter. Im Sommer, wenn unter dem Einfluß der brennenden Sonnenstrahlen die Tundras weich werden, indem sie etwa einen Viertelmeter tief aufthauen, erscheinen hier ganze

Krautweide, Salix herbacea (natürl. Größe).

Schwärme von Mücken und Wespen, besonders in solchen Gegenden, wo sich der Sumpf mit einem matten Grün überzogen hat und wo nicht die von den tiefen Seen und durchsichtigen Bächen ausströmende Kühle die Luft erfrischt. Beim Herannahen des feuchten, trüben Herbstes mit seinen dichten Nebeln verschwindet dies Alles; die obere Schicht der Tundras fängt an zu gefrieren und wird im Winter zu einer harten Eiskruste, die sich mit einer blendend weißen, dichten Schneemasse bedeckt. Nur einige der tiefsten und lockersten Moräste frieren auch im Winter nicht fest zu, weil ihnen Schwefelwasserstoff haltende Gase in dichten Dämpfen entströmen.

In diesen menschenleeren Einöden treten die verschiedensten Naturerscheinungen auf, für welche die Bewohner des Nordens alle eigene Benennungen haben. Pad heißt z. B. der dichte, den ganzen Himmel verdunkelnde schwere Schneefall.

Renthier.

Die Ponossucha ist ein heftiger Wind, der die zusammengewehten Schneemassen hügelweise über die Fläche vertheilt, Berge häuft und Höhlen wühlt, sodaß kein Mensch die frühere Gegend wiedererkennt. Der Chiwus ist ein Schneesturm, der nur in den Polargegenden und an den Meeresküsten vorkommt.

Wenn dann bei Windstille die furchtbaren Fröste eintreten, Alles knistert und kracht, erscheinen am nördlichen klaren Horizonte herrliche, großartige Nordlichter, Spolochi genannt, die oft eine Woche und länger dauern. Bei ihrem Scheine und dem Lichte des Mondes, der fast einen halben Monat lang am sternbedeckten Himmel sichtbar ist, kommt ein eigenthümliches Leben in jene sonst so todte Gegend. Es beginnen die periodischen Wanderungen der Pelzthiere aus den transuralischen Gegenden in die Tundras.

In langen, dichten Reihen, unter Anführung eines Leitthieres, huschen die Hermeline, jene kostbaren weißen Wiesel mit den seidenweichen vollen Schwänzen, Nahrung suchend durch die Tundras. Gierig und immer hungerig greifen sie nach jedem Stücke Fisch oder Fleisch, und wäre es auch der für sie bereitete Köder, welchen der schlaue Ssamojede oder russische Ansiedler ihm gelegt hat. Marder, Füchse der verschiedensten Art, Hasen in Unzahl, Renthiere u. s. w. beleben dann diese Gegenden. Vor Allem der Wolf, dieses ewig hungerige Raubthier, mit seinem kläglichen Geheul, der unerbittliche Feind der schutz- und harmlosen Thierwelt, streift nun in den Tundras umher und ist die gefürchtetste Schreckgestalt für das Renthier, welches von dem nahrhaften weißen Moose dahin gelockt wird.

Das Renthier ist das geduldigste Thier der Welt, es erträgt die entsetzlichste Kälte der Polargegenden und steht im Sommer in den Tundras die fürchterlichsten Qualen aus. Wenn es Lasten ziehen, sich als Saumthier oder zum Reiten benutzen lassen, irgendwo an die Thür einer Dorfschenke gebunden oft Tagelang ohne Nahrung seinen Herrn erwarten, oder im schrecklichsten Schneesturm (Purga), der ihm Augen und Ohren zustopft, seinen Weg finden muß, so sind alle diese Leiden nichts gegen die Pein, die es den Sommer über erduldet. Unzählige Mücken, die in Myriaden zu jener Zeit die Tundras bedecken, Bremsen und Wespen, setzen sich ihm ins Fell, stechen es blutig und legen dann ihre Eier in die Wunden, die sich zu noch schlimmeren Peinigern entwickeln. Stöhnend vor Schmerz rennt dann das arme Thier bis zur Erschöpfung halbtoll umher, nirgends Ruhe findend, bis es sich in den nächsten Fluß oder See stürzt. Hier steht es oft tagelang und das ist seine einzige Rettung. Den Menschen, seinen Herrn, kümmert hier so Etwas gar nicht: mögen dem Renthiere nach dem Glatteise die Hufe faulen, möge dasselbe an einer Kopfkrankheit fallen, wenn sein vom Regen durchnäßtes Fell bei schnell eintretender Kälte gefriert, mögen es Mücken oder Bremsen zerstechen oder gierige Wölfe verfolgen, — was macht sich der sorglose Wächter viel daraus! Theils kann er aus Unwissenheit, theils mag er aus angeborener Trägheit ihm nicht helfen. Da hierzu noch Seuchen vielfach auftreten, so vermindert sich die Zahl der Herden zusehends. Ein vordem reicher Ssamojede fand seine früher 6000 Renthiere zählende Herde um die Hälfte vermindert. Der ärmste Besitzer hatte früher wenigstens achtzig, jetzt vielleicht nur noch zehn Stück.

Das Eismeer bespült die nördliche Grenze des Gouvernements Archangelsk, welche am Waranger Fjord (Busen) beginnt und am Flusse Kara endigt. Als eine trostlose, düstere Einöde stellt sich diese nördliche Küste dar, welche in ihrem westlichen Theile, — an der Murmanskischen Granitküste — nur ein einziges Städtchen, Kola, das nördlichste im europäischen Rußland, aufzuweisen hat. Im Frühling kommt einiges Leben in diese Ufergegenden, indem an 1500 Menschen zum Fischfang (Kabljau, Steinbutte und vor Allem Häring) sich hier einfinden. Das Weiße Meer, das zwischen den Vorgebirgen Swiätoi, Noß und Kanin sich tief ins Land hineingewühlt hat und vier Busen bildet, verdient seines Handels und Fischfanges wegen besonders erwähnt zu werden. Einhundertundfünfzig Millionen Häringe und 20,000 Pud (à 20 Kg.) Lachs

werden allein hier alljährlich gefangen und versendet. Außerdem liefert das Meer noch große Mengen von Walrossen, Robben, Hausen, Dorschen, Schollen u. s. w. In den letzten Jahren belief sich die Ausfuhrsumme in Archangelsk auf circa sechs Millionen, die der Einfuhr auf vier Millionen Rubel. Die beiden Buchten Mesensk und Tscheskaja begrenzen die öde, sumpfige Halbinsel Kanin, an deren Küste von Ssamojeden und Russen aus Mesen die Jagd auf Robben, Walrosse und Seekühe ausgiebig betrieben wird. Jenseit der Tscheskaja-Bai, der die unbewohnte Insel Kalgujew gegenüberliegt, erstrecken sich nach Osten, bis zur Petschoramündung und weiter darüber hinaus, die bereits beschriebenen Tundras.

Auf der Dwina.

Die nördliche Uralkette trennt in der Länge von 150 Meilen die Gouvernements Wologda und Archangelsk von Sibirien. Das Gebirge erreicht hier eine Höhe von etwa 13—1700 m.; es ist waldarm, stellenweise ganz kahl, felsig, zerklüftet und von tiefen Schluchten durchzogen. Auf dem Ural entspringen auf der sibirischen Seite der Ob, die Kara und die Petschora an der europäischen. Die Flüsse des Nordens besitzen alle einen und denselben Charakter: sie haben ihren Ursprung in Sümpfen, schleichen anfangs träge in seichten, schmalen Betten dahin, erkräftigen dann durch Bergströme, die sie in sich aufnehmen, höhlen ihr Bett aus, werden reißend und bilden an ihren Mündungen Untiefen und Sandbänke, oder sie verlaufen in Sümpfen. Der Petschora ist der bedeutendste

Strom des Gouvernements. Trotz seiner Länge von etwa 300 Meilen liegt an demselben nicht ein einziges einigermaßen nennenswerthes Städtchen. Der Hauptreichthum des Landes sind seine Wälder. Welche Verheerungen hier zuweilen Waldbrände anrichten, ist unglaublich; entsteht durch Blitz oder Unvorsichtigkeit eines Jägers ein solcher, so brennt es — ohne daß Jemand es hinderte oder hindern könnte — oft viele Meilen weit, wobei zwar selten Menschen, wol aber Thiere in Menge umkommen. Doch das verursacht hier keine Sorgen! Und wenn es jahrelang brennen würde, man würde wol kaum eine besondere Verminderung der Urwälder bemerken!

Die Dwina, welche in Rußland die nördliche Dwina genannt wird, im Gegensatz zu der anderen westlichen Dwina (deutsch: Düna), welche bei Riga sich ins Baltische Meer ergießt, zeigt — wie merkwürdiger Weise die meisten russischen Flüsse — zwei verschiedenartige Ufer; das eine ist hier steil und bergig, das andere ein flacher Wiesengrund.

Was die Städte anlangt, so haben dieselben im Ganzen geringe Bedeutung und nur wenige verdienen hervorgehoben zu werden. Wologda, Handelsstadt, an den Ufern des Flusses gleichen Namens, wird schon im 12. Jahrhundert erwähnt. Totma, an der Suchana, mit großer Saline. Ustjug-Welikoi, die reichste und hübscheste Stadt des Nordens, an der Mündung der Suchana in den Jug gelegen, ist bekannt durch ihre Fabrikation von geschwärzten Gold- und Silberwaren. An der Dwina finden wir die Stadt Cholmogori. Hier wurde der Dichter Lomonossow geboren und hierher verbannte 1741 die Kaiserin Elisabeth die von ihr abgesetzte Regentin Anna Karlowna, nebst deren Gemahl Anton Ulrich von Braunschweig. Der Sohn Beider, der unglückliche Thronfolger Iwan Antonowitsch, wurde in Schlüsselburg eingekerkert und daselbst 1764 ermordet. — Die Hauptstadt des Gouvernements Archangelsk, durch ihre Lage an der Mündung der Dwina in das Weiße Meer der bedeutendste Handelsplatz des ganzen Nordens, zählte 1870 mit der Vorstadt Solombala 19,900 Einwohner, hat 13 Kirchen, ein Gymnasium, ein Seminar, Schiffswerfte u. s. w. Sie ist Sitz des Civil-Gouverneurs, eines Bischofs und einer Admiralität. Doch hierüber später ein Mehreres.

Im Gouvernement Olonetzk umschließen die sogenannten Olonetzkischen Berge eine Menge hübscher Seen, deren man nahe an zweitausend zählt. Die Flüsse sind wegen der vielen Stromschnellen und Wasserfälle für die Schifffahrt ungeeignet. Am bekanntesten ist der Wasserfall von Kiwatsch, 60 Werst von Petrosawodsk, der von Derschawin besungen worden ist. Diese Wasserstürze geben der Gegend einen pittoresken, gebirgsartigen Charakter, den man sonst nirgends im Norden wiederfindet. — Die Berge, Seen und Sümpfe von Olonetzk sind reich an Mineralquellen, unter denen die eisenhaltige von Marziall, welche Peter der Große mit Erfolg anwandte, die bekannteste ist. Erwähnenswerth sind auch die Marmorbrüche bei Petrosawodsk und die Geschützfabrik daselbst. Der Onega-See ist nach dem Ladoga-See der größte in Europa; er ist 70 Meilen lang und etwa 7 Meilen breit. Die Fahrt auf demselben ist zu Zeiten wegen der vielen Untiefen und Sandbänke höchst gefährlich, doch *verkehren im Sommer* nichtsdestoweniger viele Dampfboote, welche ein früher

dort unbekanntes reges Leben hervorbringen. Der in die Onega-Bucht des Weißen Meeres sich ergießende Fluß Onega ist einer der bedeutendsten des Landes, er durchströmt die zwei Gouvernements Olonetzk und Archangelsk.

Zur arktischen Zone gehören Lappland, Kanin, die Tundras, Kalgujew, Nowaja-Semlja und Waigatsch. Der Winter dauert hier volle acht Monate, sodaß das Meer von Ende September bis Mitte Juni mit Eis bedeckt ist. Im Winter steigt die Kälte oft bis zu 32°. Die wärmsten Tage sind im Juli, mit einer mittleren Temperatur von + 2°. Obgleich die Sonne im Sommer hier nur auf kurze Zeit verschwindet oder fast gar nicht untergeht, so ist die Vegetation doch nur eine kümmerliche, hauptsächlich aus Flechten und Moosen bestehend.

Archangelsk.

Das Renthier- und das isländische Moos verdienen eine besondere Erwähnung, da ersteres die Hauptnahrung der Renthiere bildet und letzteres sogar als Speise dient, namentlich bei den Lappländern, die es eingeweicht und zerrieben in Brot verbacken, wodurch es vor dem Verderben bewahrt wird; man kocht es auch in Milch und erhält so einen nahrhaften, gallertartigen Kuchen. — Der weiße Bär kommt in diesen arktischen Regionen schon öfters vor, wo Robben, Walrosse, Polarfüchse, Möven und Eidergänse ihre Heimat haben.

Das Gouvernement Archangelsk zählt auf 15,519 Quadratmeilen 275,000 Einwohner, das Gouvernement Wologda 6967 Quadratmeilen und 950,000 Einwohner, und Olonetzk bei 2783 Quadratmeilen 280,000 Einwohner.

Es leben sonach auf 1 □M. in Archangelsk nur 17, in Wologda 136 und in Olonetzk 100 Menschen. In diesen nördlichen Gegenden, welche, fern von der Civilisation, noch von keiner Eisenbahn durchschnitten werden, haben die Russen noch ihre alten Gebräuche, Glauben, Kleidung und den patriarchalischen Charakter ihrer Voreltern rein erhalten. Eine gewisse selbstbewußte Würde, Ehrenhaftigkeit und Nationalstolz, wie Verachtung der Unterwürfigkeit und Sklaverei, drückt sich in jedem ihrer Worte und Handlungen vortheilhaft aus.

Beispiele von hohem Lebensalter sind im Norden durchaus nichts Ungewöhnliches, besonders in den Petschoragegenden, wo z. B. in Pustosersk 60- bis 70jährige Männer, noch vollkommen rüstig, die See befahren und den Fischfang betreiben. Achtzig bis neunzig Jahre alte Leute erfreuen sich noch des Besitzes ihrer vollen Geisteskraft und besorgen die Geschäfte des Hauses ganz so wie in jüngeren Jahren.

Zu den Völkern nicht national-russischen Ursprungs gehören im Norden: die Sirjänen, Karelen, Lappländer, Ssamojeden und die nur in geringer Zahl noch vorhandenen Tschuden; sie alle sind finnische Stämme.

Die Sirjänen in den Gouvernements Wologda und Archangelsk mögen 70,000 Seelen stark sein; ihre Stammgenossen, die Permjäken und Wotjäken, leben in Perm und Wiätka. Nach den Russen sind die Sirjänen das unternehmendste, intelligenteste Volk; sie haben feste Wohnsitze und leben im Wohlstand. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd auf Pelzthiere, Fischfang und Renthierzucht. Mit Ackerbau und Handel beschäftigen sie sich im Ganzen gerade nur so viel, als eben nöthig und die örtlichen Verhältnisse es gestatten. Da sie oft im Verkehr mit den gewitzigten russischen Händlern übervortheilt wurden, so sind sie mißtrauisch und schlau in ihren Beziehungen zu diesen geworden und, als Folge davon, ungerecht und gewissenlos gegen die leichtgläubigen Ssamojeden, die sie übervortheilen, wo sie nur können, und die sie in eine gewisse Abhängigkeit von sich gebracht haben. Als Beweis ihrer früheren Ehrlichkeit dient die Thatsache, daß sie unlängst erst angefangen haben, Riegel und Schlösser an ihren Thüren anzubringen; Alles stand und lag in jedem Hause offen. Noch nie hat man gehört, daß jemals eine der offenen Herbergshütten beraubt worden wäre, oder daß für die aus denselben entnommenen Eßwaaren der Geldbetrag nicht zurückgelassen worden. Mit diesen Herbergshütten, Simowoja genannt, hat es folgende Bewandtniß: Wegen den großen Entfernungen der Ortschaften von einander hat man Stationshütten errichtet, welche dem Wanderer und Verirrten Schutz und Obdach gewähren. Neben einer solchen Hütte ist stets ein Aufbewahrungsraum, meist ein großer Korb, in welchen Jäger und Dorfbewohner Wild aller Art: Rebhühner, Schnee- und Haselhühner u. s. w., legen und die dann der Obdachsuchende sich in der Hütte bereiten und verspeisen darf, dafür aber verpflichtet ist, den üblichen Preis dem Eigenthümer im Korbe zurückzulassen. Wie schon erwähnt, ist die Jagd eine Hauptbeschäftigung der Sirjänen. Im Kreise Ustisuissolsk werden jährlich 5- bis 600,000 Eichhörnchen (welche das hübsche Grauwerk — petit gris — liefern) und bis 80,000 Paar Haselhühner geschossen. Beim Erlegen der weniger häufigen Thiere, wie der Zobel und Silberfüchse, kommt es darauf an, das kostbare Fell nicht zu verletzen.

Herbergshütte (Simowoja).

Man schießt sie mit Armbrüsten und stumpfen Bolzen, oder man wendet Fallen bez. mit Quecksilber vergifteten Köder an. Eine solche Beute macht den Jäger mit einem Male zum wohlhabenden Manne. Ein Damenkragen aus Silberfuchs kostet in Moskau 500 bis 1000, ein ganzer Damenpelz aber 3- bis 5000 Rubel.

Wenn die sirjänischen Fischer im Frühling sich auf den Fang begeben, so nehmen sie Grütze, Salz, Mehl, ihre Netze und sonstige Bedürfnisse und Geräthe mit sich, auch Küchengeschirr und Tischlerwerkzeug, natürlich Alles in sehr primitivem Zustande. Das Haus bleibt der Aufsicht der Frau überlassen. Wo sie auf einen guten Fang hoffen, bauen sie sich Breterhütten, die dann der Mittelpunkt ihrer Thätigkeit werden. In der vom Fischfang freien Zeit verfertigen sie an Ort und Stelle Versandt-Fäßchen aus Fichten und Tannenbretchen, die sie mit Weidenreifen umschlingen. Zu Anfang des Frühlings werden meist Hechte gefangen, die sie zerspalten und in der Sonne reihenweise trocknen. Diesen folgen die schmackhaften fetten Schnäpel (Coregonus), Störe und Sterletarten (Acipenser ruthenus), Lachse, Stinte, Quappen, Kaulbarsche u. A. Mehrere dieser Fische, zusammen gekocht, geben eine ausgezeichnete Suppe, die besonders gern in der Fastenzeit gegessen wird. Neben der stürmischen See ist der gefährlichste Feind des Fischers aber — der Bär, der zuweilen sogar in die Hütte eindringt und mit dem er dann oft schwere Kämpfe zu bestehen hat. Der Sirjäne, mit seinem muskulösen Körper und seinem feisten Stiernacken, fürchtet jedoch diesen Gesellen nicht sehr. Mannhaft stellt er sich ihm entgegen, hüllt sich selbst oder umwickelt vielleicht, wenn es ihm an Zeit gebricht, nur den Arm mit seinem dicken Schafspelz und stößt dem grimmen Unthier sein breites, langes Messer tief in den offenen Rachen. Selten nur ruft er seine Gefährten zu Hülfe; mit einem Bären wird er schon allein fertig. Zum Herbst erst kehrt der Fischer mit dem Erlös seiner Beute heim. Der ganze Verdienst, den er so im Sommer durch den Fischfang zusammenbringt, beträgt auf den Mann vielleicht nur 60 bis 80 Rubel und nicht mehr.

Eine andere Einnahmequelle bilden für den Bewohner jener Gegenden die Cedernnüsse (Pinus cembra), von denen ein fleißiger Mann in einem ergiebigen Jahre oft 8 bis 10 Pud (à 20 Kg.) sammelt.

Besondere Aufmerksamkeit haben die Sirjänen in neuester Zeit auch auf die Renthierzucht gerichtet. Bei heiterem Wetter vertraut der Sirjäne die Aufsicht über die Herden seinen Samojeden-Hirten an, bei Nebel, Regen oder Schneegestöber dagegen kämpft er selbst Tag und Nacht gegen die Gewalt der Elemente, indem er auf seinem kleinen sibirischen Schlitten (Narta) mit seinen Hunden die Herden umkreist und sie gegen die Wölfe schützt. Wie weit auch ein Thier sich verirrt haben möge, er findet es sicher wieder. Da er seine Herde sorgfältig pflegt, so vermehrt sie sich rasch. Selten nur schlachtet er ein Renthier vor der Zeit, — dazu ist ihm das Fell zu kostbar, welches erst im Herbst zum Verarbeiten tauglich ist. Es ist nicht selten, daß Sirjänen Herden von 6- bis 7000 Stück besitzen; davon werden im Jahre bis 1500 geschlachtet und der reine Ertrag aus der Herde beläuft sich auf etwa 6000 Rubel. So giebt es denn dort in jenen abgelegenen Gegenden kleine sirjänische Rothschilde, die *ein Kapital* von 30- bis 50,000 Rubel aufweisen können. Unter den zahlreichen

Fremdvölkern des Russischen Reiches werden die Sirjänen gewiß noch einmal eine bedeutende Stellung einnehmen, da keine Unternehmung ihnen zu kühn, kein Hinderniß für sie unüberwindlich ist, kein Unglück sie beugt, sondern nur zu neuen Anstrengungen sie anspornt.

Ein ganz anderer Menschenschlag sind die Nachbaren der Sirjänen, die Ssamojeden, welche, wie die Lappländer, Nomadenvölker sind. Erstere, etwa 4000 Köpfe stark, leben im westlichen, letztere, ihrer Zahl nach wol 8000, im östlichen Theil des Gouvernements Archangelsk. Diese sowol als jene sind geradezu Diener der Russen und in Allem von denselben abhängig, die Ssamojeden überdies noch von den Sirjänen. Sie versehen die Russen wie die Sirjänen mit Fischen und Pelzthieren. Beide Stämme werden im europäischen Rußland bald ausgestorben sein: ihre Zahl vermindert sich von Jahr zu Jahr. Handel, Land und Arbeitskraft gehen mehr und mehr in die Hände ihrer betriebsameren, mächtigen Nachbarn, der Sirjänen, über.

Hier nur kurz noch Einiges über diese Völker, welche durch die vielen deutschen Beschreibungen schon hinlänglich bekannt sein dürften.

Die Wohnung der Ssamojeden ist ein kegelförmiges, aus langen Stangen gebildetes, im Sommer mit Birkenbast, im Winter mit Renthierfellen überzogenes Zelt, das oben eine Oeffnung zum Abzug des Rauches hat. Der Platz der Thür gegenüber (der Sinikui) ist der heiligste und dient zum Aufbewahren der besten Sachen, wol auch der Leckerbissen. Da nach den Begriffen der Ssamojeden das Weib unrein ist, so darf sie diesen Ort nicht berühren noch betreten, er würde dadurch entweiht werden. Nur eine auf den Sinikui geworfene Kohle würde denselben wieder reinigen, da ja „das Feuer Alles reinigt." In welche Hütte (Mjä oder Mjädiko, russisch Tschum) man auch treten möge, überall sieht man dasselbe Bild: in der Mitte glimmt ein Feuer, durch das Zelt zieht der schwere Rauch, die Männer hocken mit gekreuzten Füßen rings im Kreise und glotzen dumm, ihre Pfeifen rauchend, in das Feuer; daneben wärmen sich Hunde und nackte, schmuzige Kinder. Die Ssamojedin (Inka) sitzt schweigend abseits und flickt das Gewand (Malitza) des Mannes, oder sie dreht Bindfaden aus Renthiersehnen. Das Haar trägt sie meist in zwei Flechten oder Zöpfen, in welche bunte Läppchen oder Bänder eingeflochten sind; Ohr und Hals zieren Glasperlen, Stahl- und wol auch Silberketten. Die Kleider der Männer wie der Weiber bestehen, dem Klima gemäß, im Winter aus doppelten Pelzen von Renthierfell, welche den Körper vollkommen einhüllen. Brot, Renthierfett, frischgesalzene Fische, Vögel und Beeren sind die gewöhnlichen Speisen. Besonders liebt man aber rohes, noch dampfendes Renthierfleisch und das warme Blut des eben getödteten Thieres. Es ist das Schlachten desselben ein besonderes Fest für den Stamm und man muß die Gier sehen, mit welcher diese Menschen eine Rippe oder ein Lendenstück in das rauchende Blut tauchen und dann verschlingen, um an die Möglichkeit eines solchen Genusses zu glauben. Noch gehört zur Nahrung des Ssamojeden — der Tabak! Derselbe wird zerrieben oder in ganzen Blättern von Männern sowol als Weibern und Kindern gekaut oder geschnupft. Auch haben sie einen unüberwindlichen Hang zum Branntweintrinken und dieses Laster wird von den schlauen Sirjänen benutzt,

ihnen das Letzte für den Gifttrank abzunehmen, und sie so immer mehr und mehr in Abhängigkeit zu bringen.

Mit groben Schmeichelreden, tiefen Verbeugungen und Wünschen für das Wohlsein des Herrn tritt der Sirjäne in das Zelt des Ssamojeden, vor Allem in das des reichen. Der durch die schlaue Rede geschmeichelte Ssamojede fühlt sich für seinen Gast eingenommen und bittet um dessen Erlaubniß, ihm zu Ehren ein Renthier schlachten und ihn mit der noch warmen, dampfenden Leber bewirthen zu dürfen. Der Sirjäne dankt und kommt dem Hausherrn dadurch zuvor, daß er ohne Weiteres aus seinem weiten Aermel einen halben Stoov (viereckige Viertelflasche) stark mit Wasser gemischten Branntweins hervorholt. Der Ssamojede ist längst schon mit diesem Getränk bekannt und würde, da er es für unumgänglich nothwendig und dem Wohlbehagen zuträglich hält, demselben häufiger sich ergeben, wenn er eben nur wüßte, wie er es immer bekommen könnte. Die Schenken (Kabaki) sind weit von seiner Weidestätte, oder er kann nicht fort, denn die Jagdzeit ist vor der Thür und die darf nicht versäumt werden; seine Schlingen und Fallen sind gestellt und er muß aufpassen. Nun möchte der Ssamojede gern selbst von seinem Gaste den ersehnten Trank kaufen, der Sirjäne aber giebt es noch nicht zu, erst soll der Ssamojede ihn kosten, erst will er ihn selbst bewirthen; über den Preis, meint er, lasse sich ja später reden. Man trinkt; dem Ssamojeden wird wohl ums Herz, er thaut auf; nun bewirthet der Sirjäne auch die Inka und die Kinder alle, groß und klein. Gierig schlürfen auch diese den Branntwein, kennen sie ihn doch und wissen, wie gut er schmeckt und wie er erheitert. Der Ssamojede ist ganz zufrieden, daß der Sirjäne selbst so wenig trinkt; so bleibt ihm doch mehr. Er verwendet kein Auge von seinem Gast, in der Erwartung, daß dieser noch einen Stoov aus seinem Aermel schüttele. Aber kein Stoov erscheint mehr und der erste geht schon zur Neige. Der Sirjäne lächelt nur, er wartet seine Zeit ab; dieselbe läßt nicht auf sich warten. Der Ssamojede äußert den Wunsch nach mehr. „Meinetwegen!" antwortete der Sirjäne, „aber der zweite kostet Geld, wie ich Dir gesagt." Dabei tritt er vor die Thür und bringt aus seinem Vorrath einen zweiten Stoov. Der Ssamojede hat jedoch kein Geld, dafür aber einen gestern erst erwürgten Fuchs. Der Sirjäne spielt den Gutmüthigen, er will auch solche Zahlung nehmen. Er besieht sich den Fuchs: der Fuß desselben war gebrochen, er ist zu Hause aufgefüttert; Fell und Schwanz weich und voll, wenigstens seine zehn ganze Stoov werth. — „Einen halben Stoov könne man dafür geben", meint er. Der Ssamojede sieht nicht auf den Preis, es giebt ja viele Füchse in den Tundras; wer weiß, vielleicht geht ihm schon morgen ein anderer in die Falle, der Branntwein aber kann in andere Zelte gelangen und dann — auf Nimmerwiedersehen! Auch der zweite Stoov wird geleert; der Ssamojede bewirthet jetzt schon selbst seine Frau und die Kinder, ja selbst den Sirjänen. Beim dritten Stoov ist der Ssamojede ganz überselig, verlangt, die Kinder sollen mehr trinken, und schimpft den Sirjänen, daß er nicht besser Bescheid thue. Dann verlangt er noch mehr Branntwein, doch erklärt jetzt der Sirjäne, sein Vorrath sei zu Ende. Der Ssamojede glaubt ihm nicht, sagt, es komme ihm

nicht auf ein paar Pelzthiere mehr an, — nur solle er noch Branntwein schaffen, und nun verlangt der Sirjäne einen Silberfuchs, drei Eisfüchse, ein paar lebendige Renthiere und um die Rechnung voll zu machen — ein Bärenfell und als Zugabe einen Schlitten, das Ganze fortzuschleppen.

Dem Sſamojeden, dem jetzt Alles gleichgiltig ist, kommt es natürlich heute nicht darauf an und, da keine Einrede weder vom Weibe noch von den Söhnen erfolgt, erhält der Sirjäne, was er verlangt. Die ältesten Söhne packen ihm, daß ja Nichts unterwegs verloren gehe, noch Alles fest zusammen, spannen ihm die Renthiere in seinen neuerworbenen Schlitten und der Sirjäne fliegt rasch fort nach einem anderen Dorfe. Am nächsten Morgen erwacht der betrogene Sſamojede, erinnert sich des gestrigen Tages und bedauert nur am meisten, daß er nicht noch einen halben Stoov mehr, für den Katzenjammer des heutigen Tages, gekauft habe. Bei den anderen Sſamojeden macht der Sirjäne eben so gute Geschäfte und so geht es fort.

Nach einer Woche kommt er heim mit leerem Fasse, aber statt der acht Renthiere, mit denen er ausgefahren, bringt er deren zwanzig, dreißig zurück. Der reiche Sſamojede aber endet damit, daß er sich zuletzt als Hirte bei denselben Herden vermiethet, die früher sein Eigenthum waren.

Die unsauberen Geschäfte der Nachbarn erwecken indeß zuweilen die Betrogenen zum Selbstbewußtsein und treiben sie sogar oft zur Rache, wie folgendes Beispiel darthut.

Ein Sſamojede hatte einem Sirjänen mehrere Füchse verkauft und das erhaltene Handgeld mit dem Käufer zusammen vertrunken. Der Sirjäne ward früher betrunken und schlief ein; dem Sſamojeden aber blieb gerade noch Besinnung genug, sich mit dem noch übrigen Gelde und seinen Füchsen davon zu machen. Die Sache hatte dermaßen gefallen, daß er noch zwei andere Händler auf dieselbe Weise anführte und dann in den Tundras verschwand, wohin ihm Niemand folgen mochte.

Obgleich unter den Sſamojeden mehr Getaufte als Heiden sind, so bleiben sowol diese als jene doch stets Anhänger ihrer Lügenpropheten, der Schamanen, die über den ganzen Norden hin verbreitet sind und dort die Rolle der Priester spielen. Der Sſamojede glaubt an einen höchsten Richter — Numa, der seine Herden beschützt, über den Wolken thront und Donner, Blitz, Regen und Sonnenschein sendet. Die Sterne sind die Glieder dieses Wesens und der Regenbogen der bunte Saum seines Gewandes. Da aber der Gott zu weit wohnt, so wendet sich der Gläubige an seine Götzenbilder, „Chagé" genannt, bei denen er Rath sucht, während die Geister sich nur den Schamanen offenbaren. Die meisten Götzenbilder befinden sich auf der Insel Waigatsch und sind meist kolossale, unförmliche Steinfiguren, bekleidet mit Renthierfellen und mit verschiedenen glänzenden Metallstücken geschmückt. Die Tracht des Schamanen oder Tadib ist höchst wunderlich: ein Hemd aus weichem Leder, mit Fransen von rothem Tuch benäht, auf den Schultern eine Art rother Epauletten. Die Augen des Tadib sind mit einem ebenfalls rothen Tuchlappen bedeckt, damit sie ungestört sich nach innen, in die Geisterwelt, kehren können. — Sein Kopf bleibt unbedeckt und ist nur von einer rothen Schnur umschlungen.

Auf der Brust trägt er eine eiserne Tafel und in der Hand hält er eine mit kupfernen Ringen, Blechstücken und Thierschwänzen verzierte Trommel, welche den Zweck hat, die Geister aus dem Schlafe zu erwecken, wenn dieselben unter Absingen einiger Lieder citirt werden. Gewöhnlich hat ein solcher Priester noch einen Schüler bei sich, welcher beim Erscheinen der Geister, wenn der Schamane die Trommel bearbeitet und unter lautem Geschrei in Raserei verfällt, bald die Lieder leise weiter singt, bald in das Geheul des Tadib mit einstimmt. Dann wird der Spruch des Orakels den Zuhörern mitgetheilt.

Die Tadibs sind zu gleicher Zeit auch die Aerzte des Volkes. Ihre erste Frage an den Kranken ist gewöhnlich, ob er nicht wisse, wer die Ursache seiner Krankheit sei, ob er nicht mit Jemandem in Streit oder von einem Feinde geschlagen sei. Findet sich nichts der Art, so hat ihm Numa selbst das Leiden geschickt und es läßt sich nichts dagegen thun. Von Heiltränken oder sonstigen Medizinen ist nie die Rede, die gewöhnlichste Heilmethode ist folgende: ein Stück Birkenrinde wird getrocknet, verbrannt und die Asche auf den kranken Theil des Menschen gelegt.

Der Schamane muß eine gute Gesundheit und eine kräftige Natur haben, dabei alle Kunstgriffe seines Handwerks genau kennen; die künstliche Aufregung, bei welcher sich alle Muskeln des Mannes verzerren, oft sogar Schaum vor den Mund tritt, greift die Nerven sehr an, und nur selten erreicht daher ein Schamane ein höheres Alter.

Alle sibirischen Völker, vom Ssamojeden bis zum Kamtschadalen, betrachten den Bären als den mächtigsten Gott und reden nur mit einer gewissen Scheu und Furcht von ihm.

Auf eigenthümliche Weise ehren die Ssamojeden das Andenken ihrer Todten. Es ist Gebrauch, noch Jahre lang nach dem Hinscheiden den Angehörigen Opfer an Renthieren zu bringen, auch Schlitten, Beile, Feuerzeug und Hausgeräth auf deren Gräber zu stellen. Zuweilen fertigt man aus Holz oder Stein ein Bild des Verstorbenen, legt dieses in das Bett desselben, kleidet es an und aus und fährt so drei Jahre fort, wonach das Bild in die Erde vergraben wird.

Was die Heirathen anlangt, so werden dieselben zunächst durch Vermittelung eines Fürsprechers eingeleitet. Nachdem hiernach der Freier mit seinen zukünftigen Verwandten über den Preis einig geworden und sie gehörig bewirthet hat, holt er seine Braut in einem mit vier Renthieren bespannten, bunt verzierten Schlitten ab, fährt dreimal um ihr Zelt herum und bringt sie nach seiner Wohnung, worauf in Essen und Trinken ein Unglaubliches geleistet wird.

Ein Reisender erzählt: „Als wir in das Zelt des Brautpaars traten, lagen schon einige Gäste besinnungslos auf dem Boden, theils in, theils vor dem Zelte, oft mit bloßen Köpfen tief im Schnee. Da kam uns ein halbbetrunkener Ehemann entgegen, der seine Frau aus einer Menge wie todt da liegender Betrunkenen an den Haaren hervorzuziehen suchte, endlich aber, nach vergeblichem Bemühen, selbst neben ihr niedersank. Ein Anderer flößte seiner Schönen aus einem Kaffeetopfe etwas Branntwein in die Kehle, um sie wieder munter zu machen. Im Zelte selbst tobten noch Einige wie besessen, die Meisten aber, und *unter* diesen der Bräutigam, lagen schon entsetzlich berauscht in tiefem Schlafe.

Ruſſiſche Lappen.

Das Aeußere des Ssamojeden ist eben so wild und abschreckend wie die Tundras, in welchen er haust. Er ist von kleinem Wuchse, gedrungenem Körperbau, hat breite Wangen, kleine Augen, eine flache Nase und niedrige Stirn; schwarzes, struppiges Haar und ein dürftiger, dünner Bart vollenden das wenig anmuthige Bild. Seinem Charakter nach ist er finster und apathisch, denn das Leben bietet ihm gar wenig Genuß; erfüllt mit Mißtrauen, ist er stets auf der Hut vor seinem überlegenen Nachbar.

Die Lappländer zerfallen in finnische und russische und sind in vielen Beziehungen den Ssamojeden sehr ähnlich. Sie wohnen zwar in Dörfern, doch sind ihre Wohnungen meist nur unsaubere, jämmerliche Hütten aus Holz, selten aus Stein, von ovaler oder konischer Gestalt. Sie haben Sommer- und Winterhütten, welche letztere sie beim Beginn des Herbstes beziehen. Sie sind meist alle Lutheraner und stehen an Bildung höher als ihre Nachbarn, die Ssamojeden; ihre früheren Götter haben sie fast ganz vergessen. Ruhig, friedlich und nachgiebig, verlieren sie durch den häufigen Verkehr mit den Russen und Karelen nach und nach ihre Nationalität. Dasselbe läßt sich auch von den russischen Loparen sagen. Dieselben sind von Natur schweigsam und finster, und haben die Sitten, Gebräuche, ja selbst die Sprache der Russen angenommen, sodaß sie nun bald nicht mehr von diesen zu unterscheiden sein werden. Die größere Gesittung der Loparen giebt sich auch in der Liebe zu ihren Frauen kund. So erzählte ein alter Mann dieses Stammes, daß er seit dreißig Jahren schon mit seiner Frau zusammenlebe und nie ein böses Wort mit ihr gewechselt, sie auch nie anders als „mein Vögelchen" genannt habe. Und dieses Beispiel ist kein seltenes unter diesem Volke.

Die Karelen, etwa 30,000 Köpfe, bewohnen das Gouvernement Olonetzk und den südlichen Theil von Archangelsk. Ihre Erdhütten sind noch in verschiedenen Dörfern der Gouvernements St. Petersburg, Nowgorod und selbst Twer zu finden. Sie haben fast ganz ihre Nationalität verloren und ihre Sprache wimmelt von russischen Wörtern; ihre Beschäftigungen sind dieselben, wie die der nördlichen Russen und Sirjänen, auch bekennen sie sich zur griechisch-katholischen Kirche.

Die alten patriarchalischen Sitten der Vorzeit haben sich unter der russischen Landbevölkerung des Gouvernements Olonetzk, wohin weder Telegraphen noch Eisenbahnen gedrungen, bis auf den heutigen Tag erhalten. Ihre Kleidung, der Perlenkopfputz der Frauen, die hohen Pelzmützen, die alten Schloßflinten u. s. w. unterscheiden sich in Nichts von denen, welche in alten Zeiten gebräuchlich waren, und wie sie in unseren Sammlungen als Denkmäler der Vergangenheit aufbewahrt werden. Die Bauern haben hier noch jene stolzhöfliche Art der Begrüßung und die alte Gastfreundschaft, die keine Grenze kennt. Sie leben meist in kleinen Dörfern, oft in tiefer Wildniß, zwei oder drei Familien zusammen, am Ufer eines fischreichen Sees oder Flusses, oder an einer fruchtbaren Stelle, die ihnen ein Stück Ackerland zu werden verspricht. Ihr Leben ist in dieser nördlichen Gegend natürlich ein höchst einförmiges.

Der südliche Theil der Provinz Olonetzk zeigt größere, wohlhabendere *Dörfer, mit* sauberen, oft großen Bauernhäusern. Die leichtere Verbindung

mit St. Petersburg übt einen bedeutenden Einfluß auf den Wohlstand dieser Bauern aus. Hier giebt es ganze Dörfer, in denen Tischler, Steinhauer, Glaser und Zimmerleute ihren Handwerken obliegen. Im Kargopol findet man bedeutende Gerbereien; im Kreise Pudoschk ist die Lein- und Flachsindustrie zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß deren Fabrikate selbst auf der Londoner Weltausstellung allgemeines Aufsehen erregten. Obgleich am Ladogasee auch Dreimaster erbaut werden, die nach Amerika segeln, so kann man doch auch auf den Flüssen, bei den karelischen Dörfern im Norden, noch Boote finden, die, statt mit Nägeln, mit hölzernen Wurzelpflöcken so fest verbunden sind, daß man sich über ihre Dauerhaftigkeit wundern muß.

Wohnungen russischer Lappen.

Hervorgehoben sei auch die außerordentliche Sicherheit, welche der Bauer des Gouvernements Olonetzk im Schießen mit der Kugelbüchse sich angeeignet hat. Kein Schuß darf verloren gehen, er kostet ja Pulver und Blei, Dinge, die hier einen bedeutend größeren Werth haben, als zuweilen das Wild, das er erlegt. Er ist höchst unzufrieden mit sich, wenn seine kleine Kugel den Balg des Eichhörnchens verletzt hat, das auf der höchsten Spitze einer Lärche oder Fichte saß. Er zielt nur auf die Schnauze des winzigen Thierchens und fehlt höchst selten.

Was die Frauen des hohen Nordens anlangt, so muß man gestehen, daß sie wol das einförmigste und einsamste Leben führen, das man sich denken kann.

Väter, Gatten und Brüder werden durch ihre Beschäftigungen weit weg an die Küsten Lapplands oder des Weißen Meeres, in die Wälder und Tundras, oft auch zur See bis nach Norwegen hin getrieben. Ein langes halbes Jahr befinden sie sich im beständigen Kampfe gegen die Elemente, denselben ihren Unterhalt abringend. Unterdessen verleben die Frauen die Zeit in vollkommener Einsamkeit und mühen sich ab, nicht weniger als die abwesenden Männer: sie gehen auf den Fischfang, mähen Gras und sorgen für das Vieh. Wenn dann zum Winter die Männer heimkehren, so muß die Frau das Hauswesen besorgen, den Mann pflegen, der jetzt ausruhen will, und alles dieses thut sie ohne zu murren oder zu klagen. Doch sie ist hier ja auch nicht die Sklavin des Mannes, sondern ihm gleich, seine Freundin und Vertraute. Die Vergnügungen der Frauen sind selten und sehr bescheidener Art. Sie dauern von Weihnachten bis zu der Fastenzeit. Zu dieser Zeit versammeln sich die jungen Mädchen, der Reihe nach, in dem einen oder dem andern Hause, mit ihrem Nähzeug oder dem Spinnrocken. Ist der Hausherr arm, so bringt Jede ihr eigenes Licht mit. Die Mädchen stimmen einen Gesang an, der meist religiöser Art ist, man scherzt, lacht und treibt allerhand Kurzweil. Junge Dorfburschen kommen und suchen die Mädchen durch Späße und Märchenerzählen zu unterhalten. Am Weihnachtsfeste erscheinen eine Menge „Chucholniki", d. h. Verkleidete in den abenteuerlichsten Kostümen, jedoch ohne Masken (außer in die Nähe von Archangelsk), tanzen und springen und gehen so von Haus zu Haus. Eigentliche Tänze kennt man nicht: es ist nur ein phlegmatisch ausgeführtes Durcheinanderbewegen der Tänzer, etwa ähnlich einer Quadrille. Musik ist hier unbekannt, die Tänze werden nur durch Gesang begleitet.

Eine andere Art der Belustigung gewährt sich die Bevölkerung durch die Eisrutschberge, die allgemein beliebt und bei jedem Dorfe zu finden sind. Eigenthümlich ist hier jedoch, daß bei den Rutschfahrten nicht die Weiber auf dem Schoße der Männer sitzen, wie in Rußland, sondern umgekehrt. Ländlich, sittlich! — Am letzten Tage der Butterwoche hört jede Lustbarkeit auf; die „Belomorzi" (Bewohner des Weißen Meeres) sind sehr gottesfürchtig, aber auch außerordentlich abergläubisch. —

An einem schönen Dezember-Morgen, bei klarem Himmel, stiller Luft und kaum zehn Grad Kälte, fliegt unser rasches Dreigespann munter über die glatte Schneefläche dahin. Wie sind wohl eingehüllt in einen warmen, leichten Leibpelz und über diesen einen weiten Schuppenpelz, einer Pelzmütze mit Ohrenklappen, anschließenden hohen weichen Filzstiefeln, über welche ein paar pelzgefütterte hohe Galoschen gezogen, den halbverdeckten Schlittenwasok überdies noch mit einem Bärenfell ausgestattet. Unser Kutscher, ein junger, keck dreinschauender Bursche hat sich vor seinem Sitz aufrecht hingestellt, seinen Kopf bedeckt eine oben viereckige, gefütterte hohe Mütze, an welche er gefallsüchtig ein paar unvermeidliche Pfauenfedern befestigt hat, vermuthlich ein Geschenk irgend einer Dorfschönen. Er läßt seinen munteren kleinen Thierchen die Zügel, schnalzt mit der Zunge, ruft ihnen ein paar liebkosende Worte: „Vorwärts, Täubchen" oder dem Aehnliches zu, vergißt auch nicht (wahrscheinlich zu meiner *näheren Kenntnißnahme*), ihnen seinen Spruch einzuprägen: „Lauft nur

von Berg zu Berg, giebt doch der Herr ein Trinkgeld — ob er's giebt oder nicht, werden wir doch rascher zu Hause sein!" Pfeilschnell eilen wir dahin und erreichen um 6 Uhr Abends bei völliger Nacht den Schlagbaum von Schlüsselburg. Von dieser unbedeutenden Festung wissen wir weiter nichts zu berichten, als daß sie am Ladoga-See liegt und etwa 7000 Einw. hat. In historischer Hinsicht ist sie, wie schon erwähnt, durch den Tod des dort umgekommenen jungen Thronerben Iwan Antonowitsch bekannt geworden. — Fünf Stunden später wechseln wir die Pferde in Nowaja-Ladoga, einer kleinen Stadt am Wolchow, die meist von Schiffern und Bootführern bewohnt ist, welche dort bei dem großen Verkehre, der durch einen Kanal zwischen dem Wolchow und der Newa vermittelt wird, den Barken als Lootsen dienen. — Am folgenden Abend sind wir bereits in Wytegra, einer kleinen, wie eingefroren am Ufer des gleichnamigen Flusses liegenden Stadt; fünfzehn Werst von dieser strömt die Wytegra in den Onegasee. Wir setzen unsere Reise immer in östlicher Richtung fort, denn nach Norden würde uns der Weg in undurchdringliche, nicht zufrierende Sümpfe führen. Indessen ist auch hier Alles nur ein welliges Schnee- und Eismeer, auf dessen Hügeln, bei unserer Vorbeifahrt, sich schreiende Krähen in großen Scharen erheben; es giebt dieses Krächzen der ohnehin düsteren Landschaft noch etwas Unheimlicheres. Bald dringen wir nun in einen dichten, tiefen Wald. Es ist Mittag; die Sonne durchbricht so eben den eisigen Nebel, der sie verhüllte, und glitzert über den Reif der Bäume und Felder, wie über eine mit Diamantenstaub bestreuete Landschaft.

Da werde ich plötzlich aus meinen Betrachtungen durch ein unheilverkündendes Geheul erweckt; der Kutscher faßt die Zügel fester und treibt die Pferde an. Ich wollte wissen, was vorgehe, und sehe zum Schlitten hinaus: zwei ungeheure Wölfe begleiteten uns, rasch hinterdrein laufend.

„Ich habe da ein paar gute Revolver", sagte ich zu meinem Reisegefährten, „wenn wir den Bestien ein kleines Andenken in den Pelz jagten. . . ."

„Hüten Sie sich", antwortete mir dieser, der das Land wohl kannte, „wenn wir Einen tödten, werden wir bald das ganze Rudel hinter uns haben, und Gott weiß, wie groß das sein mag."

„Werden denn diese hier uns den ganzen Weg über begleiten?"

„Das wäre wol möglich. . . ."

„Aber ist denn keine Gefahr?"

„Durchaus nicht, denn der Wolf ist ein feiger Geselle, greift nicht leicht selbst an, wenn er nicht sehr hungrig ist; wenn wir nicht umwerfen oder uns ein Pferd stürzt, können wir unbesorgt sein."

In diesem Augenblick kam einer der Unholde so nahe an unseren Schlitten, daß ich seinen halben Körper von meinem Sitze aus sehen konnte. Ich widerstand der Versuchung nicht, spannte meinen Revolver und drückte los. Der Wolf stieß ein jämmerliches Geheul aus und blieb zurück. — „Er ist verwundet", sagte mein Nachbar, „passen Sie jetzt auf, was da vor sich gehen wird." Ich steckte den Kopf zum Schlitten hinaus und sah den Verwundeten auf der Erde, von einem Dutzend anderer Wölfe umringt, die ihm die Zähne zeigten.

„Sie werden ihn zerreißen und fressen", sagte mein Gefährte.

Wir hatten bald die Wölfe aus den Augen verloren und flogen weiter und weiter. Ueberall dieselbe Einöde, dieselben Urwälder, dieselbe starre, rauhe Natur. Mein Kutscher erzählte, daß sich in diesen Wäldern viele Raskolniki (Abtrünnige) eine Heimat fern vom Leben und Treiben der Welt gegründet haben sollen. Diese Sektirer nennen sich selbst Starowerzy (Altgläubige). Ihre Zahl wird für ganz Rußland nach offiziellen Berichten, auf 926,631 angegeben, während sie in Wirklichkeit sich auf 8—12 Millionen belaufen soll. Das Wesenlichste dieser Sekte besteht darin, daß sie die Neuerungen der aus dem 17. Jahrhunderte stammenden Nikon'schen Kirchenverfassung, durch welche die heutige orthodoxe Kirche begründet wurde, nicht anerkennt und in vielen Beziehungen die religiösen Anschauungen mit den Sympathien des niederen Volkes verbindet.

Wir sind an der Station Kargopol, unweit von den Quellen der Onega, die aus dem kleinen See Latscha hervorströmt, und werden nun, dem Laufe der Onega bis ins Gouvernement Archangelsk folgend, die Richtung nach Norden einschlagen.

Wir hatten kaum die Grenze dieses Landes überschritten, als sich ein schwerer Schneesturm erhob. Der heftige Nordostwind wirbelte solche Unmassen von Schnee in die Luft, daß es fast unmöglich wurde, weiter zu kommen und den Weg zu behalten. Wer solch ein Unwetter nicht selbst durchgemacht, kann sich schwerlich einen rechten Begriff von demselben machen. Heulend rast der Orkan mit unwiderstehlicher Gewalt, die stärksten Bäume entwurzelnd, über die Flächen, es kracht und donnert, als ob das wilde Heer losgelassen, ein Höllensabbath gefeiert würde. Alle unsere Pelze erwiesen sich als unzulänglich, uns klapperten die Zähne vor Kälte und wir waren bald selbst mit dickem Schnee bedeckt. Glücklicherweise waren wir bereits in unmittelbarer Nähe der Station Denislawskaja, und unser Jämschtschik (Kutscher), ein erfahrener Bursche, der die Gegend genau kannte, ließ seine kräftigen Thiere scharf ausgreifen. Bald umfuhr er einen sich fortbewegenden Schneehügel, bald stürmte er mit Gewalt durch eine tiefe Schneemasse, die sich vor uns aufthürmte, und brachte uns endlich wohlbehalten an die Station. „Ein Glück, Herr", meinte er, „daß uns der „Buran" nicht ein paar Werst weiter zurück, auf der offenen Fläche getroffen; wir hätten schwerlich heute noch die Station gefunden und erreicht.

„Und was hätten wir denn wol gemacht, wenn uns das passirt wäre?" fragte ich ihn.

„Je nun", sagte er achselzuckend und ein von uns angebotenes Glas Cognac schnalzend auf einen Zug hinunterstürzend, und dann pustend und sich räuspernd, „Je nun, Gott ist gnädig, wir hätten wol irgend einen Schutzort in der Nähe suchen — ein paar dicke Bäume vielleicht — und warten müssen, bis der Buran vorüber gehe. Möglicherweise wären wir eingeschneit worden, hätten die Deichsel des umgestürzten Schlittens etwa so stellen müssen, daß sie den Schnee überragte, vielleicht auch wäre ich reitend bis zur Station durchgekommen, *hätte Beistand bringen können.* — Wozu aber sich damit den Kopf zerbrechen,

was ja Gott sei Dank (und dabei bekreuzigte er sich andächtig) nicht nöthig geworden ist. Ihr rother Branntwein ist gut, Herr, wärmt Leib und Seele, solchen bekommen wir hier nicht. Bei dem kann man's schon aushalten!"

Wir verstanden seine Anspielung und schenkten ihm willig noch ein Glas ein, das ebenso rasch hinter der Kehle verschwand wie das erste.

Im Schneesturm.

Nach den von mir gemachten Erfahrungen wußte ich, daß ihm der starke Cognac nicht zu viel sein, sondern ihn wahrscheinlich nur reizen würde, im Kabak noch eine Flasche schlechten Fuselbranntweins draufzusetzen, denn was ein russischer Bauern- oder Soldatenmagen zu verdauen im Stande ist, grenzt ans Unglaubliche. Ich hatte einst, während meiner Dienstzeit in Rußland, eine neue Wohnung bezogen und fing an die Anwesenheit eines gewissen ekelhaften Ungeziefers, das man ja so oft in den Wohnungen dort antrifft, zu spüren.

Auf den Rath eines Bekannten hatte ich, da gerade kein persisches Pulver zur Hand war, in einer großen, etwa vier Weinflaschen haltenden Flasche eine Mischung von spanischem Schotenpfeffer, Kampherspiritus und einigen zerriebenen Kanthariden angesetzt und in einen Winkel des Zimmers zum Ziehen beiseite gestellt. Einige Tage darauf bemerkte ich, wie die vordem volle Flasche halb geleert war. Ich rief meinen Burschen und erfuhr durch eindringliches Befragen zu meinem Entsetzen, daß vor Kurzem ein Landsmann ihn besucht habe, und da er diesen gern habe bewirthen wollen und er in der von mir sorgfältig weggestellten Flasche etwas besonders Gutes vermuthet, habe er sich einen Theil — vielleicht 1½ Weinflasche — davon abgegossen und mit seinem Gaste ausgetrunken! „Ein Bischen stark war es wol", meinte er; „geschadet hat's uns aber nicht!" Und wirklich habe ich später bei ihm keine üblen Folgen dieser gräßlichen Mixtur bemerkt.

Der geneigte Leser wird hoffentlich diese kleine Abschweifung entschuldigen, ich kehre zu meiner Reise zurück.

Wir saßen fast einen halben Tag auf der jämmerlichen Station und unterhielten uns, so gut es gehen wollte, beim dampfenden Ssamowar mit dem Postschreiber. Derselbe, durch den guten heißen Trank und den mit ihm getheilten Papieros angeregt, erzählte uns Manches von den Leiden eines Menschen, der eine gute Schulbildung genossen, einer Jugendverirrung wegen aus dem Dienst entlassen und nun, ohne Bücher, ohne Umgang, nur auf sich selbst angewiesen, sein Leben in dieser traurigen Einöde verbringen muß.

Je weiter wir nach Norden kamen, desto trostloser wurde der Weg, die Urwälder wurden dichter, undurchdringlicher, die Einsamkeit drohender. In der Nacht erreichten wir endlich bei der Station Ssiskoi die Ufer der Dwina, vier Stationen vor Cholmogori. Letzteres, auf einer Insel des Flusses erbaut, ist nur noch zehn Meilen von Archangelsk entfernt. In Schnee vergraben bieten diese kahlen Ufer nichts Bemerkenswerthes und wir waren überglücklich, endlich das Ziel unserer langen, mühsamen Reise vor uns zu sehen.

Langsam stieg Archangelsk am fernen Horizont empor. Zuerst erschienen einige Kuppeln, dann mehrere Kirchen mit den bekannten Glockenthürmchen, nun die Dächer und Giebel einiger öffentlichen Gebäude und endlich die ganze Stadt selbst. Wohlgemuth langten wir vor unserem Gasthof an.

Das Erste, was sogar in der unbedeutendsten Stadt Rußlands vor Allem in die Augen fällt, sind die Kirchen. Die Macht des Reiches giebt sich in seiner Kirche, in der Religion kund. Nach der Meinung des dortigen Volkes ist Religion gleichbedeutend mit Nationalität. Wie ja fast alle Russen griechisch-katholisch sind, so glaubt der gemeine Mann, daß auch jeder Protestant ein Deutscher, jeder römische Katholik ein Pole sei. Archangelsk (nebst Vorstadt Ssolombala) zählt bei einer Bevölkerung von etwa 20,000 Einw. zwanzig Kirchen. Wie schon früher erwähnt, hat die Stadt ein altes Kloster, das Archangelsche genannt, einen bischöflichen Palast, ein geistliches Seminar, ein Gymnasium, eine Marineschule und einen großen öffentlichen Markt. Längs dem Dwinakai zieht sich durch die Stadt wol eine halbe Meile lang die einzige große Straße, nach dem Hafen Ssolombala führend. Diese Straße, mit großen *Steinhäusern bebaut*, zwischen welchen hier und da sich auch hölzerne finden,

enthält die Magazine, Läden und Niederlagen der Kaufmannschaft. Alle großen Geschäfte führen meist deutsche, hin und wieder auch englische Namen. Die Stadt hat den Charakter einer See- und Handelsstadt, in welcher, wie sich ein russischer Autor richtig ausdrückt, die Deutschen verrusst und die Russen verdeutscht sind.

Das bedeutendste Handelshaus des Nordens ist wol das der Herren Brandt u. Comp. Es existirt bereits über 60 bis 70 Jahre und wurde von Konsul Brandt, einem geborenen Hamburger, gegründet. Derselbe war einer der unternehmendsten und seinem neuen Vaterlande, namentlich jener Gegend, der nützlichste Bürger. Seine Söhne setzen seine großartigen Unternehmungen mit gleichem Eifer und Erfolg fort. Sie sind die Wohlthäter und Versorger vieler tausend Arbeiter und Gehülfen. Ihre Expeditionen verbreiten sich über den ganzen Norden, nach Nowaja-Semlja und weiter; mit dem Akademiker Hoffmann machte sich z. B. Herr Brandt auf den Weg, die Wildnisse der Petschora zu erforschen. Das Hauptgeschäft des berühmten Hauses, das seine Kontore auch in St. Petersburg und Riga hat, erstreckt sich jetzt auf Flachs und Holz. Die Zuckersiedereien der Firma liefern den besten Zucker, ihre Sägemühlen (kasernenartige Gebäude) nehmen einen bedeutenden Flächenraum ein und beschäftigen eine große Anzahl Arbeiter.

Die Stadt endigt an der Einmündung des Flußes Kusnetschicho in die Dwina, in deren weiterem Verlaufe die Insel Ssolombala liegt. Hier steht das Admiralitätsgebäude, in welchem der verabschiedete alte, ewig unrasirte Matrose mit seinem Weibe lebt, das stets schwatzend und schimpfend ihre kleine Krämerei betreibt. Seeleute aller Länder, in ihren roth- und blauwollenen Hemden, schlendern und drängen sich in den Reihen der Marktbuden, um irgend ein Kleidungsstück, Tabak, einen gesalzenen Häring, eine trockene Fisch- oder Fleischpirogge oder einen steinharten Pfefferkuchen zu kaufen. Die Häuser hier gehören den Matrosen selbst und sind von Handwerkern aller Art bewohnt. — Ganz eigenthümlich ist der Erdboden von Ssolombala, der von verschiedenen Ufern der Nordsee herrührt. Ausländische Schiffe brachten Erde als Ballast hierher, wo dieselbe zur Auffüllung der sumpfigen Ufer der Dwina benutzt wurde. Beim Eisgang im Frühling, wo sehr oft Hochflut, sind die Häuser hier in großer Gefahr und man ist genöthigt, stets ein Boot zu seiner Rettung im Hause in Bereitschaft zu halten.

Unwillkürlich tritt Einem hier überall die Gestalt Peters des Großen, des ersten Gründers eines ausländischen Handels, vor die Augen und man erinnert sich der Erzählungen von seinem dortigen Aufenthalt. Wir wollen mit einigen derselben die Beschreibung der Stadt schließen:

Als der Zar einst dort spazierte, wo jetzt die Vorstadt Ssolombala sich erhebt, sah er die Bauern und Bäuerinnen der Gegend mit dem Schneiden und Einsammeln des Korns beschäftigt. Er beschloß, ihnen gleich im freien Felde ein kleines Fest zu geben, und da weder Stühle noch Tische vorhanden, so ließ Fürst Mentschikow, sein Begleiter, die Garben zu größeren und kleineren Haufen zusammenlegen und Tischtücher und Decken darüber ausbreiten, um sie als Tische und Bänke zu benutzen.

„Ist das nicht ein echter Strohball (ssolomenni-bal)?“ sagte er lachend zu seinem Begleiter. Und so behielt denn der Ort den Namen, aus dem nach und nach Ssolombala geworden ist.

Ein anderes Mal begab sich Peter mit dem Erzbischof Athanasius und einem großen Gefolge in seiner Jacht nach dem Ssolowetzky-Kloster. Ein schwerer Sturm überraschte die Gesellschaft. Alles gerieth in Verzweiflung, man jammerte, betete um Rettung und nahm Abschied von einander. Peter allein verlor die Geistesgegenwart nicht, tröstete und ermuthigte die Verzagten und als ihm Jemand sagte, es befinde sich unter den Seeleuten der ausgezeichnetste Lootse des Landes, Antip Timoféjtsch, so übergab er ihm das Kommando des Schiffes und befahl ihm, sie in den ersten besten Hafen zu bringen. Antip steuerte dann auf die Bucht Unski-rog zu. Da mischte sich Peter in dessen Anordnungen.

Archangelsk.

„Wenn Du mir das Kommando einmal übergeben hast“, schrie ihn der rauhe Seemann heftig an, „so mach' daß Du vom Steuer wegkommst; hier ist mein Platz und nicht der Deinige, und ich weiß, was ich thue!“

Der Zar gehorchte ruhig, und erst als Antip die Jacht glücklich durch die Riffe gebracht hatte und sie am Ufer ausgestiegen waren, sagte ihm der Zar lachend: „Nun Bruder, das muß wahr sein, Du hast mich gehörig herunter gemacht!“

Der Lootse warf sich ihm zu Füßen und wollte ihn seiner Rauhheit wegen um Verzeihung bitten, Peter aber umarmte ihn und sagte:

„Ei was, Du hattest ganz Recht und ich Unrecht; wer, zum Kukuk, hieß mich auch, mich in Deine Sache mischen!“ Er schenkte dann dem Lootsen sein eigenes ganz durchnäßtes Kleid zum Andenken, außerdem fünf Rubel zu

einem neuen Anzug, fünfundzwanzig Rubel als Belohnung und befreite ihn von den Frohnarbeiten für das Kloster.

Da das berühmte Kloster Ssolowetzk, auf einer im Weißen Meere liegenden, 25 Werst langen und 15 Werst breiten Insel, nur von Mitte Mai bis Mitte September zugänglich ist, so konnte ich es jetzt im Winter leider selbst nicht besuchen; ich lasse dafür in der Hauptsache den Bericht eines anderen Reisenden folgen. Derselbe erzählt:

In Archangelsk strömen in jedem Jahre Tausende von Pilgern zusammen, um das Ssolowetzkische Kloster zu besuchen. Zur Ueberführung derselben hat das Kloster einen eigenen Dampfer, der von seekundigen Mönchen bedient wird. Die Fahrpreise für die drei Klassen sind niedrig gestellt, sechs, vier und drei Silberrubel für Hin- und Rückfahrt; ganz armen Pilgern gewährt man freie Reise.

Kloster Ssolowetzk.

Nun sind Alle an Bord; als das Schiff sich bewegt, verneigen und bekreuzen sie sich und das geschieht auch jedes Mal, wenn irgendwo eine Kirche in Sicht kommt; namentlich die Männer bethätigen eine große Inbrunst. Die drei Ssolowetzkischen Eilande liegen unter dem 65. Grade nördlicher Breite; die „heilige Insel" ist die größte. Auf jeder Anhöhe derselben erhebt sich eine weißgetünchte Kirche mit grüner Kuppel und auf der höchsten Düne steht ein Leuchtthurm. Hinter einer, dem Ufer sich entlang ziehenden Mauer, welche mit alten Kanonen besetzt ist, liegen die Klostergebäude, die solid aufgeführt sind und in ihrer Masse wie in ihren Einzelheiten etwas (für den Europäer wenigstens) Ueberraschendes haben. Manche Gebäude verdanken ihr Entstehen einem Wunder. Ein armer Pilger aß einst ein Stück Weißbrot, das ein mitleidiger Seemann ihm geschenkt hatte, und ließ einige Krumen davon auf den Boden fallen.

Da kam ein Hund, der ein seltsames Ansehen hatte, herbeigerannt, um die Krumen aufzulecken; aber diese bewegten sich auf der Zunge und in der Kehle, sie wollten nicht in den Magen hinein. Sehr begreiflich, denn jener Hund war Niemand anders als der Teufel selbst. Mehrere Leute hatten mit angesehen, wie das geweihte Brot über Satan den Sieg davon trug, und zum Andenken führten die Mönche auf der Stelle, wo das Wunder geschah, ein Heiligthum auf. Wir wollen nicht spezieller auf die Unzahl von Heiligenlegenden und Wundern eingehen, sondern nur einige Nachrichten über die Gründer des Klosters geben: Sabatius war Mönch in Groß-Nowgorod; um recht abgeschieden leben zu können, zog er mit einem anderen Mönch weit nach Norden hin bis an das Eismeer. Unterwegs traf er den Mönch Germanus, und alle Drei kamen an den Onegabusen, in welchem die nun heiligen Inseln liegen. Auf der größten derselben baute Sabatius 1429 eine Kapelle aus Bretern, in welchem er ein Marienbild aufhing, und neben derselben einige Hütten, in welchen die Drei in stetem Kampfe mit den Elementen sechs Jahre verlebten. Germanus zog dann fort, Sabatius einige Zeit nachher gleichfalls; er starb 1435 unterwegs in Soroka, wo man ihn im Sande begrub. Der andere heilige Gründer Ssosimus, traf zufällig mit Germanus zusammen, der ihn mit nach der Insel nahm. Dort hatte jener eine Vision, in Folge derselben er beschloß, ein Mönchskloster anzulegen; sofort wurde ein Kreuz aufgepflanzt und 1436 die Insel, welche von Lappen bewohnt war, für die Mönche, welche bald in Menge herbeikamen, in Besitz genommen. Dann wurden Kirchen gebaut; an die Spitze des Klosters trat ein Prior; Ssosimus leitete Alles und ließ die Leiche des Sabatius holen, welche nach Jahren noch ganz frisch war — ohne Zweifel ein Wunder mehr. Die wilden Lappen, in der Furcht, die Ausbeute des Fischfangs und der Jagd verringert zu sehen, bedrückten die armen Mönche vielfach. Endlich erwirkte der Abt Jonas in Nowgorod die Abtretung der ganzen Insel an die Mönche und nun erst gewann ihre Arbeit freie Hand. Sie fällten selbst Holz, kochten Salz — zum Theil auch für den Verkauf — betrieben Fischfang und erwarben sich ihren Unterhalt im Schweiße ihres Angesichts. Einst war der ehrwürdige Ssosimus in Geschäften seines Klosters in Nowgorod, und Martha, die stolze Gemahlin des Possadnik (etwa Oberbürgermeister), die von ihm gehört hatte, lud ihn zu Tische ein. Während des Mittagsmahles vergoß Ssosimus, so berichtet die Chronik, plötzlich reichliche Thränen. Um die Ursache befragt, sagte der Greis: „er sähe, wie die zu Tische sitzenden Bojaren ohne Köpfe dasäßen." Als der Großfürst Iwan III. das durch die stolze Martha aufgewiegelte Nowgorod durch Waffengewalt bändigte, ließ er wirklich den Vertheidigern des Aufruhrs die Köpfe abschlagen. Ssosimus starb im Jahre 1478.

Nachdem unter Vorsitz des Zaren 1654 der Metropolit Nikon eine Verbesserung der Bücher und Kirchengebräuche vorgenommen hatte, fand diese selbst unter der Geistlichkeit Rußlands viele Gegner und es entstand in der Kirche ein gefährliches Schisma. Man schickte deshalb im Jahre 1667 viele widerspenstige Priester nach dem Kloster Ssolowetzk; die Folge davon aber war, daß auch dieses sich dem Schisma zuneigte und die Neuerungen verwarf.

Bald stand das ganze Kloster in hellem Aufruhr, da die fanatischen Aufwiegler alle Gewalt an sich gerissen hatten und jede Vermittelung ablehnten. Als nun der Zar alle Dörfer und Ländereien des Klosters in Besitz nahm, erklärten 1669 die Aufrührer, daß jedes Band zwischen ihnen und dem Zaren zerrissen sei und daß sie Jeden, der noch für denselben beten würde, als ihren Feind betrachten müßten.

Hinter den festen Mauern des Klosters mit seinen 90 Kanonen, einem hinlänglichen Vorrath an Pulver und Lebensmitteln, über eine Schar von 5- bis 600 Mann gebietend, hofften sie den Zaren zu zwingen, nach ihrem Willen zu thun. Sie zerrissen die ihnen gesandten neuen Bücher und eröffneten das Feuer gegen die Truppen des Zaren. Lange mochte sich dieser nicht entschließen, gegen die aufrührerischen Mönche gewaltsam vorzugehen, und entsendete mehrere Male Vermittler an dieselben. Als aber alles dies nicht fruchtete, selbst nicht das Versprechen voller Verzeihung, entschied man sich ernsthaft, die Auflehnung zu unterdrücken. Der Stolnik und Woiwode Meschtscherinow begann mit 1300 Strelitzen die Belagerung mit Eifer, stellte Batterien auf, ließ Minengänge legen und drang endlich am 22. Januar 1676 auf einem geheimen, von einem Mönche verrathenen Wege ins Kloster ein. Die Empörer leisteten zwar verzweifelten Widerstand, wurden aber doch zuletzt überwältigt und fanden ihre gerechte Strafe.

Im Kloster befinden sich jetzt 135 Mönche und Klostergeistliche unter einem Archimandriten, 50 Invaliden als Wache bei den Gefangenen — denn auch deren giebt es dort — und 120 freie Arbeiter. Die Zahl der Inselbewohner mag sich auf 500 Personen belaufen, unter diesen aber nicht ein einziges Weib.

Die Sakristei mit den Meßgewändern und der metallenen Bekleidung der Heiligenbilder ist eine der reichsten in Rußland; sie sind mit vielen kostbaren Edelsteinen und echten Perlen über und über verziert. Im Klosterarsenal befindet sich ein großer Reichthum an Waffen aus den ältesten Zeiten, leider halbverrostet und nicht geordnet.

Das Kloster besitzt bei den Gläubigen einen hohen Ruf; jährlich treffen ungefähr 30,000 Pilger (Bohomoltzi) daselbst ein. Nach alter Sitte wird in einem besonderen Gasthause jeder Wallfahrer drei Tage lang umsonst gespeist; die Klosterküchen sind zu diesem Zwecke in großartigem Maßstabe angelegt. Ein Vorrath von Stockfisch und Häringen, für das ganze Jahr reichend, wird stets zur Fischzeit aufgespeichert. Ende September hört die Schifffahrt auf, die Nordwinde stürmen heran und treiben Eismassen herbei, welche die Mönche bis zum nächsten Mai von der übrigen Welt abschließen.

Die Mönche beschäftigen sich in ihrer freien Zeit mit Künsten und verschiedenen Handwerken. Namentlich verfertigen sie Kapuzen und Gürtel aus Seehundfell, malen Heiligenbilder, liefern kunstvolle Holzschnitzereien, stricken wollene Strümpfe, verspinnen Hanf und Flachs, gerben Leder, fertigen Stiefeln an, formen aus Zinn Schüssel und Teller, gießen Eisen, flechten Körbe, bauen Schlitten und Schiffe u. s. w. Alles, was aus den Werkstätten dieser Mönche hervorgeht, ist gut und solid gearbeitet. Auch das Brot, das auf der Insel gebacken wird, und der Kwaß, den man dort braut, erfreuen sich einer

großen Nachfrage Seiten der Küstenbewohner. Der Kwaß ist das Nationalgetränk der Russen, er ersetzt ihnen Bier und Wein. Eine Hauptrolle unter den Fabrikaten des Klosters spielen die Holzlöffel. Gabel und Messer werden von den Bauern fast gar nicht benutzt, dagegen der Löffel, da man die meisten Speisen in der Gestalt von Brei aus tiefen Schüsseln ißt. — Sehr zierlich und dauerhaft sind die Körbe, welche ebenfalls im Kloster verfertigt werden; manche sind so dicht geflochten, daß sie auch nicht einen Tropfen Wasser durchlassen. Auch eine photographische Werkstatt fehlt nicht; neben derselben arbeiten die Maler und Emailkünstler. — Sobald ein junger Mönch Anlage für irgend ein Gewerbe, eine Kunst verräth, muntert man ihn auf und er darf seiner Neigung folgen; nicht Wenige sind Schulmeister. Manche Eltern auf dem Festlande schicken ihre Söhne in die Klosterschulen. Dort wird der Knabe ein Jahr lang in den Elementarkenntnissen unterrichtet und für den Bauer im hohen Norden reichen dieselben aus. Junge Leute, welche im Kloster zu dienen wünschen, erhalten dieselbe Nahrung wie die Mönche: Brot, Fisch, Kwaß und im Winter gesalzenes Hammelfleisch, welches dagegen den Mönchen verboten ist.

Wie in Moskau, Kiew und anderen Städten, wo viele Kirchen und Klöster sind, findet man auch hier zuweilen jene religiösen Schwärmer, die sich durch Selbstpeinigung in den Geruch der Heiligkeit zu bringen suchen. Es sind Wahnwitzige, von denen die Kirche nur soweit Kenntniß nimmt, als sie sich ihrer erbarmt, sie versorgt, kleidet u. s. w., womit aber jenen Fanatikern oft wenig gedient ist, da sie es vorziehen, in größter Erbärmlichkeit zu leben. Sie heißen im Volke „Jurodiwnje" und werden von dem abergläubischen Volke für gottgeweiht angesehen. Der Gebildete betrachtet sie nur mitleidsvoll.

Als zur Zeit des Krimkrieges zwei englische Fregatten vor der Insel erschienen und die Gebäude mit Kugeln bewarfen, zogen unter Glockengeläute und dem Donner der Klostergeschütze, welche eine wirkungslose Kanonade gegen die Schiffe unterhielten, die Mönche in großer Prozession, singend und betend um das Kloster und schrieben den baldigen Abzug der Engländer der Erhörung ihrer Gebete zu. Seitdem ist der Ruf des Klosters noch gestiegen und nicht blos Großfürst Konstantin mit zweien seiner Söhne hat eine Wallfahrt dorthin gemacht, sondern Kaiser Alexander selbst hat es besucht. —

Ich hatte mir nun Archangelsk genugsam angesehen, war von deutschen und russischen Freunden höchst gastfreundlich, wie man solches in dem Maße nur in Rußland, vor Allem im hohen Norden und Sibirien kennt, aufgenommen worden und stand im Begriff, den folgenden Tag meine Rückreise anzutreten, als ich bei der Rückkehr von einem Abendbesuche durch eine höchst eigenthümliche atmosphärische Erscheinung überrascht ward. Der Himmel, der noch einen Augenblick zuvor in tiefe Finsterniß gehüllt war, stand plötzlich wie in vollen Flammen. Ich glaubte, es müsse irgendwo eine große Feuersbrunst ausgebrochen sein. Da jedoch das Licht immer glänzender und strahlender wurde, so überzeugte ich mich bald, daß dies von keiner gewöhnlichen Ursache herrühre. Und wenn ganz Archangelsk in Brand standen hätte, solch ein bewegliches, purpurfarbenes und goldiges Licht hätte ht der Wiederschein desselben sein können. Es war ein sehr schönes Nordlicht.

Ich eilte rasch dem nahen Flußufer zu, um den Horizont etwas besser überblicken zu können. Ringsum erglänzte der ganze Himmel in leuchtenden Farben, die Strahlen schossen vertikal empor und erschienen zeitweilig wie ein Feuerregen. Länger als eine Stunde stand ich in stummer Betrachtung jenes geheimnißvollen, zauberhaften Phänomens des nördlichen Himmels, das dem Herzen nicht allein Bewunderung, sondern auch eine gewisse abergläubische Furcht, ein ängstliches Beben und Fröstelu mittheilt, namentlich wenn der Schein geisterhaft über die unendliche Schneefläche hingleitet, die er in eine matte rosenfarbene Decke verwandelt. Nach und nach verlosch die Lichterscheinung und bald umgab mich wieder die vorige Dunkelheit. —

Nordlicht.

Die Schilderung des nördlichen europäischen Rußlands ergänzend, lassen wir schließlich die Beschreibung einer Reise nach Nowaja-Semlja folgen, der wir einige allgemeine Worte über den Charakter und die natürliche Beschaffenheit dieser Insel vorausschicken.

Der Karische Meerbusen, im Westen von Nowaja-Semlja, im Osten von Tajmurland begrenzt, ist einer der ungastlichsten Theile des ungastlichen Polarmeeres. Alles Eis, welches die ostwestliche Strömung während des Sommers längs der sibirischen Küste mit sich führt, häuft sich dort wie in einer Sackgasse

zusammen und verschließt fast immer die zwischen Nowaja-Semlja und der Insel Waigatsch liegende Karische Pforte dem Schiffer, der von Westen her eindringen möchte. Auch die mächtigen Flüsse Jenissei und Ob, die bis Juni ihre Eisdecke tragen, münden in das Karische Meer und überfüllen es im Sommer mit unabsehbaren Schollen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die von ewigem Eis umlagerte Ostküste Nowaja-Semlja's bis 1833 fast noch ganz unbekannt geblieben war, während die Hauptumrisse der Westküste schon längst auf den Landkarten sich abzeichneten. Letztere genießt den Vortheil der milderen, im Sommer wenigstens über ein eisfreies Meer hinstreichenden West- und Südwestwinde, und sogar der Golfstrom läßt ihr noch die letzten schwachen Spuren seiner wohlthätigen Wärme zukommen.

Nur von einem einzigen Menschen, dem Walroßfänger Loschkin, geht die Sage, daß er im vorigen Jahrhundert die ganze Ostküste befahren habe; nach diesem gelang es Roßmyßlow, der durch die Mathewsstraße oder den Matotschkinschar von Westen vordrang, nur einen ganz kleinen Theil jenes unbekannten Gestades aufzunehmen. — Von 1819 bis 1824 schickte die russische Regierung fünf verschiedene Expeditionen in das Karische Meer; der berühmte Weltumsegler Graf Lütke versuchte nicht weniger als vier Mal längs der Ostküste Nowaja-Semlja's vorzudringen, jedoch vergebens; alle Bemühungen scheiterten an Sturm und Eisgang. Gleichwol sind in neuerer Zeit mit mehr oder weniger Erfolg Reisen in jene Gebiete unternommen worden, so z. B. 1832 die vom Archangelsk'schen Kaufmann Brandt ausgerüstete Expedition unter Pachtussow und Krotow; ferner 1837 die des Petersburgers Akademikers C. v. Baer; 1871 die Reisen von A. Rosenthal und v. Heuglin einerseits, und Payer und Weyprecht andererseits; 1872 Graf Wilczek's und neuerdings die Ssiderow'sche Expedition.

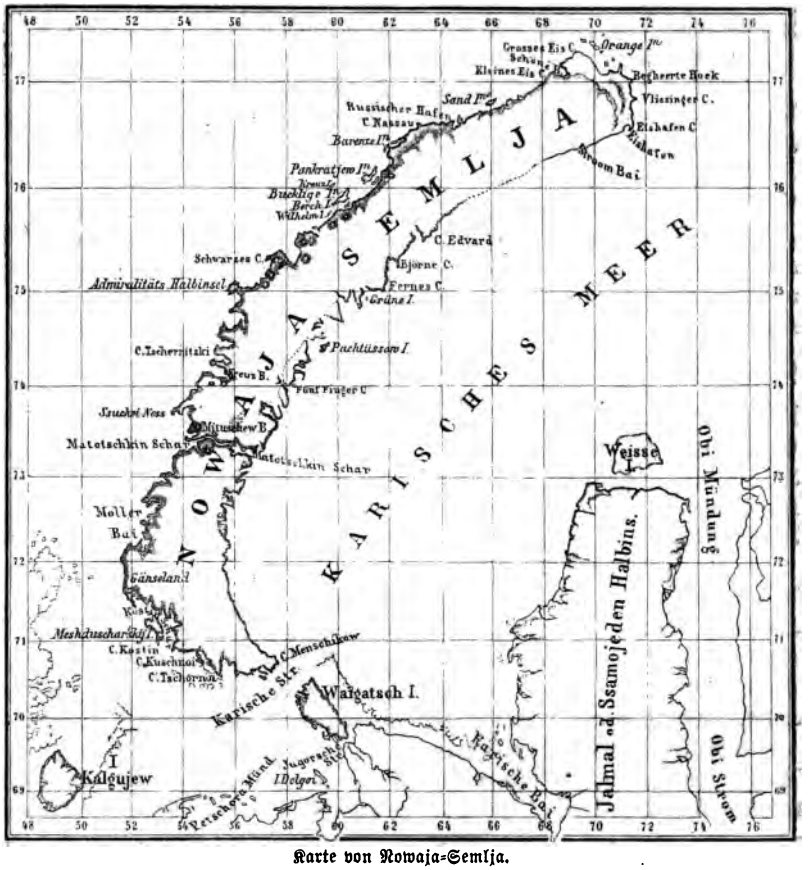
Nowaja-Semlja ist mit Felsbergen bedeckt, die gegen die Mitte des Eilandes an Menge und Größe zunehmen. Um die Meerenge Matotschkin drängen sie sich so zusammen, daß man keine vorherrschende Ebene erkennt, sondern mit Ausnahme eines Küstensaumes nur Berge und Thäler unterscheidet. Die höchsten dieser Berge erheben sich über 1000, ja bis 1300 m. Der großartige Anblick dieser meist schroffen Felsen wird noch erhöht durch die blendend weißen Schneemassen, welche theils ganze Bergflächen bedecken, theils in breiten Streifen vom Gipfel bis zum Fuß sich herabziehen und das dunkle Gestein (Thonschiefer) daneben ganz schwarz erscheinen lassen. Weiter nach Norden, wo die Berge in abnehmender Höhe fortsetzen und die Thäler nach der Küste hin sich öffnen, sind diese letzteren mit Gletschern angefüllt. Die Ost- und Südküste sind im Allgemeinen flach. Nowaja-Semlja erscheint als ein Kammgebirge, welches große Aehnlichkeit mit dem Ural hat. —

Am 15. Juli 1854 verließen zwei große Fahrzeuge, von der Art wie die hiesigen Seefahrer sie gewöhnlich für ihre Fahrten nach den nördlichen Eisregionen ausrüsten, den Hafen Ssolombala bei Archangelsk. Das eine trug den Namen „Nadjeschda", das andere hieß „Sapaßnaja." Beide waren stark und solid gebaut, wie es ja zu einer solchen Fahrt unumgänglich *nothwendig ist, und hatten* das zum Zusammensetzen von Winterblockhütten

bereits fertig gemachte nöthige Bauholz mit an Bord, wie auch mehrere Ruder- und Segelböte. Die Equipage des ersten Schiffes bestand aus etwa 15, die des zweiten aus nur 10 Mann.

Da es meist Seeleute waren, die der Zufall aus den verschiedensten Theilen des Landes hierher verschlagen hatte, so fand, als sie die Anker hoben und die Segel lichteten, sich auch Niemand am Ufer ein, um Abschied von ihnen zu nehmen und ihnen eine glückliche Fahrt zu wünschen.

Die Nadjeschda segelte voran, ihr folgte die Sapaßnaja unmittelbar.



Karte von Nowaja-Semlja.

Ein junger Seemann an Bord des ersten Schiffes stand lange, das bunte Leben und Treiben des Hafens, den sie so eben verließen, betrachtend, dann wendete er sich zu seinem Gefährten, einem bärtigen Manne von etwa fünfzig Jahren, und sagte:

„Ein interessantes Bild, nicht wahr?“ Und in der That, das Bild war interessant, wie das eines jeden Hafens einer bedeutenden Handelsstadt überhaupt: Tausende von Kauffahrteischiffen und anderen mit hohen Masten und

im Winde flatternden Flaggen und Wimpeln, die da ein- und ausluden; — kleine Ruder- und Segelböte, die wie Vögel zwischen ihnen hin und her flogen; Bugsirdampfer, mit schwerbeladenen Barken hinter sich; .... weiter unten am Ufer der Dwina eine fast zwei Werst lange Reihe Kaufmanns- und anderer Häuser, Speicher, Fabriken, Niederlagen und Magazine für Schiffsbedarf aller Art; nach oben hin die Stadt selbst voll hoher Gebäude und den zwiebelförmigen, buntfarbigen Kuppeln der russischen Kirchen.

Und dies bunte Leben und Menschengewühl, so wunderbar vom hellen, freundlichen Sonnenlichte beleuchtet, dabei die erfrischende Seeluft, die den gewöhnlichen Theergeruch und Kohlendampf rasch vertrieb.

„Ein interessantes Bild, nicht wahr?"

„Gewiß", antwortete der ältere Seemann gelassen; „doch werden wir hier, so Gott will, im Frühling wol noch ein viel interessanteres sehen, den Eisgang.... das nenn' ich ein Bild!"

„Den Eisgang, sagst Du?"

„Ja, wenn im Frühling das Eis losgeht und sich in der Mündung anstaut, steigt das Wasser zuweilen so hoch, daß es den Hafen von Sfolombala unter Wasser setzt. Da siedeln dann die Bewohner in die höheren Stockwerke über, das Vieh aber kommt aufs Dach, das dazu auch besonders eingerichtet ist."

„Das mag aber die Leute wol nicht wenig in Angst versetzen?"

„Ei, ganz und gar nicht. Daran sind sie von Jugend auf gewöhnt, freuen sich sogar über einen solchen Eisgang, gerade als ob es ein Fest wäre. Sie setzen sich in ihre Nachen und Bote und fahren mit Spiel und Gesang durch die Straßen und um die überschwemmten Häuser, freuen sich über die Dächer, auf welchen Pferde und Kühe umhergehen, daß Gott erbarm' — das nenn' ich ein Bild!...."

Ohne besondere Abenteuer passirten unsere Nowaja-Semljafahrer die Festung Nowodwinsk, die Berefowoi-Sandbank, die Winterberge, die Insel Sosnowz, und gelangten am vierten Tage ihrer Fahrt durch das Weiße Meer endlich in das nördliche Eismeer.

In den ersten Tagen hatten sie hier fast stets einen warmen, feuchten Wind, Nebel und feinen Regen; der Himmel war beständig trübe.

Anfangs stießen sie, wenn auch nur selten, auf einzelne Schiffe. So sahen sie an einem der ersten Tage ihrer Seefahrt mitten im Nebel vom Hintertheil des Schiffes aus ein Segelboot, in welchem sich nur zwei Menschen befanden. Kajutin, so hieß der junge Schiffseigenthümer, der die Reise nach Nowaja-Semlja zum ersten Mal unternahm, war ganz außer sich vor Verwunderung über eine solche Verwegenheit.

„Sind diese Menschen wahnsinnig", sagte er zu seinem älteren Freunde, dem eigentlichen Führer der ganzen Expedition, „daß sie sich in einer solchen Nußschale hinaus ins offene Meer wagen?"

„Darin ist noch nichts Wunderbares", antwortete ihm sein Freund Chrebtow; „sie sind wahrscheinlich auf einer Fahrt nach der entgegengesetzten *Küste des Weißen* Meeres begriffen. Diese Leute leben am Meere, das sie

nährt und erhält; wie sollten sie es fürchten? Da solltest Du nur einmal unsere Frühlingsfischer sehen, wie die oft bei ihrem Fange von einer Scholle auf die andere zu springen genöthigt sind, zuweilen sogar ins offene Meer hinein getrieben werden — das ist noch viel schauerlicher!"

Bald jedoch sahen unsere Seefahrer keine wirklichen Schiffe mehr, dafür aber erschienen ihnen in den hoch über dem Meere schwebenden Nebelstreifen Fahrzeuge, die umgekehrt, die Segel nach unten, zu schwimmen schienen und die denselben Kurs wie unsere Abenteurer hielten. Solche Luftspiegelungen (Fata Morgana) dauerten oft ununterbrochen mehrere Stunden.

Zuweilen zogen unzählbare Scharen wilder Gänse gerade über den Köpfen der Schiffer dahin. Alles stieß ein Freudengeschrei aus und griff zu den Büchsen. Die auf den Fang dressirten Hunde bellten laut und waren bereit, sich ins Wasser zu stürzen. In einem Augenblick erhob sich der ganze Schwarm mit lautem Geschrei höher und höher und entschwand den Blicken nach jenen fernen und unbewohnten Inseln des Eismeeres hin, wo sie sicher waren, einen ungestörten Zufluchtsort zu finden.

Zuweilen wurde plötzlich in der Ferne ein heftiges Wogen des Meeres bemerkt, das von einem wilden Gebrüll begleitet war.

„Schau hin, schau hin!" rief ein alter Matrose dem Schiffsherrn zu, der nicht wußte, was dieses sonderbare Getöse zu bedeuten habe.

Kajutin sah hin und erblickte eine ungeheure Menge Delphine (Delphinus leucas), die sich langsam auf den Wellen dahin bewegten. Die Weibchen, mit ihren schwarzblauen Jungen auf dem Rücken, bildeten die Spitze des Zuges.

„Die werden wir alle bekommen!" sagte Chrebtow, indem er auf die sich entfernende Schar zeigte. „So groß sie sind, so plump und unbeholfen sind sie auch. Gelingt es uns nur, sie in eine Bucht hinein zu treiben und den Eingang ins Meer durch ein paar Boote zu versperren, so lassen sie sich ohne Widerstand niedermetzeln."

Sobald nur der grünliche Nebel sich zuweilen zerstreute und die Sonne, wenngleich selten, die Oberfläche des Meeres beleuchtete, so erschien auch eine unendliche Menge seiner Bewohner auf derselben: Delphine, Seehunde, Walrosse, Seekälber und Seehasen (eine Art Seekalb, im Weißen Meere heimisch — phoca barbata albigena) spielten um die Schiffe herum.

Diese Thiere verschafften den Schiffern vielfach Zerstreuung und brachten einige Abwechselung in die Einförmigkeit ihres Lebens; von Zeit zu Zeit schossen sie auch in die Massen der spielenden Kolosse. Einer nur war ihnen ein höchst unangenehmer Gast: es war dies eine Art Delphin, der, wenn er auf die Oberfläche kam, um Luft zu schnappen, einen so widerlichen Geruch durch seinen Athem ringsumher verbreitete, daß man das Schiff rasch aus seinem Bereich zu bringen suchte.

Der junge Schiffsherr zeigte sich besonders empfindlich dagegen und äußerte seinen Ekel gegen seinen Gefährten.

„Du wirst Dich noch an so Manches gewöhnen müssen", antwortete ihm Chrebtow; „wir können möglicherweise mit Völkerschaften in Berührung kommen, die, wie z. B. die Loparen, fast noch widerlicher sind als solch ein Seethier.

So weit ich mich entsinnen kann, habe ich nirgends noch eine so unbeschreibliche Unreinlichkeit getroffen als bei ihnen, selbst bei den Ostjaken und Samojeden in der Nähe von Obdorsk nicht." —

„Bist Du in Obdorsk gewesen?"

„Ei, sicher."

„Sag' mir doch, was ist eigentlich Obdorsk; ein trauriges Nest wahrscheinlich?" fragte Kajutin neugierig.

„Das traurigste, was man sich denken kann. Im Gouvernement Tobolsk, am abschüssigen rechten Ufer des Ob, liegt es inmitten undurchdringlicher, düsterer Urwälder und bodenloser Sümpfe — hier Tundras genannt. — Acht Monate lang bedeckt das weiße Schneeleichentuch dort die ewig gefrorene Erde, die nur im Sommer während 4 bis 6 Wochen ein bis anderthalb Arschin (1 Arschin=71 cm.) tief aufthaut. Es hat eine hölzerne Kirche, vielleicht 50 Speicher, etwa 30 Häuser und nahe an hundert Einwohner — das ist Alles. Nur vier Häuser haben Fensterrahmen und kleine Glasfenster, bei den anderen sind an deren Stelle Quappenfelle ausgespannt. Als ich in dem Neste war, das noch etwa 2000 Werst nördlicher als Tobolsk liegt und von wo uns jene gigantischen Lärchenholzstämme kommen, die wir zu unseren Schiffsmasten brauchen, waren im ganzen Städtchen nur sechs Pferde und dreißig Hühner. Dahingegen war Ueberfluß an Hunden — die dort zur Arbeit gebraucht werden und dafür den Winter über hungern müssen. Außer Renthierfleisch und Fischen kennt man dort keine Speise. Die in dem Flusse Poluja zeitweise in Zügen ankommenden Häringe dürfen nur von den Kirchenbeamten und Popen gefangen werden."

„Nun und was für ein Volk sind denn eigentlich die Ostjaken?"

„Von welchen sprichst Du, von den getauften oder ungetauften?"

„Nun, von den nicht getauften."

„Ja, viel Gutes ist von denen just nicht zu sagen. Eigenthümlich ist, daß ihre Kinder bei der Geburt weiß sind, später aber schwarz wie Zigeuner werden. Dies kommt einzig und allein von dem Rauch in ihren Wohnungen. — Fragt man einen solchen Ostjaken, wie alt er sei, so weiß er darauf nicht zu antworten. Er führt kein Register über sein Alter. Noch eine Eigenthümlichkeit ist die, daß die Weiber keine Namen haben, sie werden kanm als Menschen betrachtet, obgleich sie weit arbeitsamer, anstelliger und gewandter sind als die Männer. Solch ein Faullenzer würde ohne das Weib geradezu zu Grunde gehen und doch sieht er dasselbe nur als Arbeitskraft an und behandelt es kaum besser als ein Vieh. Hochzeitsfeierlichkeiten und dergleichen kennt er nicht, hat oft drei bis vier Weiber und kann, wenn's ihm einfällt, seine leibliche Mutter heirathen, sie aber auch nach Gefallen wegjagen. Stirbt ein Weib, so macht sich oft der Mann eine Puppe, die er zu sich an den Tisch setzt, mit zu Bett nimmt und als sein Weib betrachtet, bis er sich vielleicht eine andere Frau genommen hat.

„Dies sind die ungetauften Ostjaken, die getauften sind aber auch nicht besser. Faulheit, Trunksucht und andere Laster haben auch diese in tiefe *uth und* Verkommenheit sinken lassen!"

Walrosse.

Auf diese Weise unterhielten sich Chrebtow und Kajutin, als plötzlich das Schiff eine so starke Erschütterung erhielt, daß es in allen Fugen krachte; man hätte glauben sollen, es berste aus einander.

„Hilf Himmel, wir sind auf eine Sandbank gerathen!" rief Chrebtow und stürzte nach oben. Kajutin eilte ihm nach.

Chrebtow hatte richtig gerathen. Beide Schiffe saßen auf einer großen Sandbank fest und die Nadjeschda, was das Schlimmste war, lag fast auf einer Seite.

„Nur keine Angst, meine Burschen!" rief Chrebtow der ängstlich hin und her eilenden Mannschaft zu; „es giebt noch Schlimmeres auf der Welt. — Rasch, die Loglekne ins Wasser. Wie tief sitzen wir? — Sind wir auf einen Felsen gerathen? ...."

„Leider, Herr", antwortete der Bootsmann der Nadjeschda, ein breitschulteriger, stämmiger Matrose von etwa dreißig Jahren.

„So, hm!" sagte Chrebtow und machte ein bedenklich langes Gesicht, nahm sich aber gleich wieder zusammen, als er die ängstlich auf ihn gerichteten Blicke der Leute bemerkte. „So?!.... Na, da muß man eben sehen, wie wir unsere starke Nadjeschda wieder flott machen .... wollen schon was finden. ..."

„O weh, da fängt die Ebbe an", rief ein Matrose; „die Wellen treten zurück, man sieht's an der Brandung."

„Ei Du Schlaukopf", rief Chrebtow lachend; „wir sind lange genug auf dem Wasser gewesen, nun wollen wir auch einmal im Trockenen wandern!"

In der That trat die Sandbank, auf der die Schiffe saßen, nach und nach aus dem Wasser hervor und bildete bald ein immer größeres Sandfeld, in dessen Mitte die Schiffe unserer Abenteurer fest im feuchten Sande saßen.

„Hurrah, ihr Jungen! Herunter vom Deck!" kommandirte jetzt Chrebtow und sprang mit Katzengewandtheit vom Bord des Schiffes gerade in den feuchten Sand; ihm folgte bald die ganze Mannschaft und selbst die fünfzehn sich in den Schiffen befindlichen Hunde.

Es erwies sich, daß die Nadjeschda vollkommen unversehrt war; nur ein ungeheurer Stein lehnte sich an deren rechte Seite, wodurch sie in Gefahr war, bei einer stärkeren Bewegung zu kentern.

Lange betrachteten und beriethen Herr und Leute, was hier zu thun sei, und fanden keinen Rath. Trat die Flut ein, so war ihr Verderben unvermeidlich. Immer länger und länger wurden die Gesichter; selbst Chrebtow, der sonst nie die Geistesgegenwart verlor, ließ den Kopf hängen und fand keinen Ausweg. Und immer näher rückte die Zeit, wo die Flut eintreten mußte und immer kleinmüthiger und verzagter wurden die Seefahrer..... da rief auf einmal Chrebtow, der lange tief in Gedanken auf dem Sande gesessen und Schiff und Stein betrachtet hatte, plötzlich aufspringend aus:

„Auf Burschen, grabt rasch ein Loch rings um den Stein!"

Ein lautes fröhliches Hurrah antwortete aus allen Kehlen; ein Jeder begriff augenblicklich, um was es sich handelte.

„*Nur Acht gegeben*", fügte Chrebtow hinzu, „daß der Stein nicht fällt,

ehe die Flut beginnt; sie wird ihn schon unterwühlen und durch den Wellenschlag das Ihrige thun."

Die Arbeit ging rasch vorwärts und eine Stunde später war sie beendigt.

Alles kam so, wie Chrebtow es vorausgesagt; kaum fingen die Wellen an den Stein zu umspülen, als er in das ihm gegrabene Loch fiel und das Schiff ohne jede Beschädigung wieder gerade auf der Sandbank saß.

Noch eine Stunde und beide Schiffe hoben sich wieder, sodaß sie ihren Weg fortsetzen konnten.

Und wieder begann das einförmige Leben, keine lebende Seele begegnete ihnen auf ihrer gefahrvollen Fahrt.

„Wo sind denn aber die Eisberge?" fragte Kajutin, der vor Begierde brannte, dieses letzte, aber gefährlichste Hinderniß, das sich ihnen auf dem Wege nach den Küsten von Nowaja-Semlja entgegenstellen mußte, zu überwinden.

„O, Du wirst Dich noch zum Ueberdruß an ihnen satt sehen und zwar bald, glaube ich", antwortete Chrebtow und rollte seine von ihm selbst auf früheren Reisen angefertigte Karte aus einander, die auf jeder neuen Reise vollständiger wurde. Die Entfernung bis zur nächsten Küste von Nowaja-Semlja betrug nach Chrebtow's Versicherung etwa noch 200 Werst (29 Meilen), Nebel und Wolken aber nehmen so oft die Gestalt des Landes an, daß selbst erfahrene Seeleute sich zuweilen darin täuschen.

„Chrebtow, sieh doch", rief plötzlich Kajutin, der sich auf dem Verdeck befand, seinem die Karte studirenden Freunde fröhlich zu, „sieh doch das Schiff, das uns da entgegenkommt.

Kaum hatte er jedoch ausgeredet, als bereits nicht blos ein einzelnes Schiff, sondern eine ganze Flotte vor ihnen stand. Es war das ein majestätisches, überraschendes Bild: die Aehnlichkeit mit Schiffen unter vollen Segeln war so groß, daß Kajutin sich erst durch das Fernrohr von seinem Irrthum überzeugen konnte.

Bei hellem Wetter und günstigem Winde näherten sich unsere Schiffer erst am Abend der vermeinten Flotte. Die vorderen Schiffe waren einzelne im offenen Wasser schwimmende Eisberge, dann wurde das Eis dichter und endlich begrenzte den Horizont eine aufgethürmte, riesige Bergmasse, hinter welcher weder mit dem bloßen Auge noch mit dem Fernrohr irgend etwas Anderes zu sehen war.

Von diesem Tage an begann für unsere Seefahrer ein beständiger Kampf mit dem Eise. Heftige, gefahrdrohende Stöße und Reibungen drohten nicht selten das eine oder das andere der Schiffe zu zertrümmern; oft schien der Ausweg durch die auf und ab wogenden kolossalen Eisberge und Schollen eine Unmöglichkeit, bis sich ihnen dann wieder plötzlich ein Strich freien Wassers eröffnete. Besonders gefahrdrohend waren jetzt die Nächte; oft wollte der Anker kaum halten, dessen Taue bei irgend einem heftigen Stoße abgerissen oder vom Eise durchschnitten zu werden drohten.

Während einer solchen Nacht geschah es, daß die schwer gegen die Eisschollen kämpfende Nadjeschda von ihrer Begleiterin, der Sapaßnaja, getrennt wurde. Es war dies zwar ein betrübender Umstand, doch wurde er von den

Schiffern mit Standhaftigkeit und Ergebenheit ertragen, da sie wußten, daß das Schiff sich in zuverlässigen Händen befinde.

Die Gestalten der ihnen begegnenden Eisberge und Schollen änderten sich beständig, auch war die Färbung derselben nicht immer dieselbe. Einige waren, als ob sie eben nur vom Lande abgerissen seien, mit Erde und Vogeleiern bedeckt; auf ihnen spielten oft Seekälber und Hasen; die größeren waren meist dunkelblau, die kleineren hatten von ferne die Farbe des Meerschaumes. Viele Schollen waren mit Herden schlafender Walrosse und Robben bevölkert. Die Schiffer versuchten auf diese zu schießen, was die Thiere aber wenig zu bekümmern schien. Die Menge der gigantischen Eisblöcke und Berge nahm zu, oft zeigten sie sich in drei bis vier Reihen hinter und über einander. Chrebtow blickte oft in die Höhe, weil er hoffte, in einer Luftspiegelung die Sapaßnaja zu erspähen, jedoch vergebens. Dagegen erschien das Bild ihres eigenen Schiffes zuweilen in einer beträchtlichen Höhe über dem Meere, gleichen Kurs mit ihnen haltend.

So rückten sie langsam vorwärts bis zu dem Augenblick jenes verderblichen Ereignisses, das ihnen selbst fast das Leben gekostet hätte. Eine Art wilder Enten (turpani) fingen an sich in der Nähe des Schiffes zu zeigen, und Chrebtow, welcher wußte, daß diese nie weit das feste Land verlassen, wünschte Kajutin bereits zu ihrer nahe bevorstehenden Landung Glück. Obgleich ihnen in jener Gegend kein guter Landungsplatz bekannt war, so freuten sie sich doch und hofften sich von den Anstrengungen der letzten Zeit bald ausruhen zu können. Bald erblickten sie einige Inseln, welche Chrebtow die Gorbowoi-Inseln nannte. Die Meerengen zwischen ihnen waren durch das Eis gesperrt.

„Halte nach dem Ufer zu!“ schrie plötzlich Chrebtow dem Steuermann zu und legte selbst Hand an. „Wir müssen suchen den Schollen da zu entgehen, sonst zerquetschen sie uns zu Brei; sie kommen uns von allen Seiten auf den Hals.“

Ans Ufer zu gelangen war jedoch geradezu unmöglich. Die Nadjeschda war gezwungen sich hinter großen Eisblöcken zu bergen und hielt sich hier eine Stunde ruhig vor Anker; plötzlich wurde aber der Andrang des Eises stärker und die Ankertaue rissen. Vergebens stellte sich Chrebtow selbst ans Steuerruder und suchte sich bald hinter dieser, bald hinter jener Scholle zu halten. Andere Massen kamen von allen Seiten, preßten und drängten das Schiff und trieben es mit rasender Gewalt und Schnelligkeit an das Ufereis; ein furchtbarer Krach erschallte — das Schiff barst der Länge nach entzwei. Die Seefahrer, welche das Unheil hatten kommen sehen, waren auf das Schlimmste gefaßt, und als dasselbe nun über sie hereinbrach, waren Provision, Waffen, Schlingen, Thierfallen und sonst das Wichtigste und Nothwendigste bereits auf das Verdeck gebracht worden. In höchster Eile wurde Alles auf jene ungeheure Eisscholle geschafft, an welcher ihr Schiff zerschellt war. Bald auch folgten Menschen und Hunde — das Schiff fing an sich mit Wasser zu füllen. Zu gleicher Zeit wurde der Wind frischer und das Eis gerieth in Bewegung.

„Jetzt heißt's sich beeilen!“ rief Chrebtow, der überall voran war. „An die Arbeit, alle Mann!“

Der größte Theil der geretteten Güter wurde auf sein Geheiß in die Boote untergebracht und diese über das Eis zum Wasser hin gezogen, da die große Scholle, auf welcher sie sich befanden, sich bedenklich zu bewegen anfing.

„Chrebtow, setz' Dich", rief Kajutin, der jetzt mit der Mannschaft und dem geborgenen Gute sich auf dem Wasser befand, seinem Freunde zu.

„Fahrt nur zu! ich will nur noch meinen Waletka rufen", erwiederte Chrebtow; „weiß der Kukuk, wo die Bestie geblieben ist. Er wird doch nicht am Ende unter's Schiff gerathen sein? Waletka! Waletka!" schrie er zornig seinen Hund an, der bei den zurückgebliebenen Speisevorräthen herum wirthschaftete, und lief zu ihm hin.

Zwei Matrosen, die noch keinen Platz in den Booten gefunden hatten, eilten ihm nach.

Eisberge.

Da gerieth die Eisscholle mit einem Male in Bewegung. Die beiden Schiffer stießen einen Schrei des Entsetzens aus.

„Was habt Ihr, Bursche?" fragte sie Chrebtow, indem er sich ruhig umwendete.

„Die Scholle schwimmt!" entgegneten ihm Beide. „Was soll aus uns werden, wenn die mit den Booten nicht herankommen können."

„Lootsmann, ein Boot!" rief Chrebtow, ohne daß man seiner Stimme besondere Unruhe angehört hätte.

„Ein Boot, ein Boot!" schrieen seine beiden Unglücksgefährten laut.

Das Rufen war sogleich gehört worden. Kajutin und die Matrosen, die soeben die geretteten Gegenstände ans Land schleppten, wendeten sich rasch um.

Ein entsetzliches Schauspiel stellte sich ihren Blicken dar: ein Theil der Eisscholle hatte sich von der anderen Hälfte, mit der sie noch kurz vorher eine unbewegliche Masse gebildet hatte, getrennt und trieb mit riesiger Schnelligkeit inmitten einer Menge kleinerer Schollen ins Meer hinein.

Eine Minute später waren die erschrockenen Seeleute bereits in den Booten und ruderten mit verzweifelter Anstrengung der sich entfernenden Scholle nach; umsonst, sie konnten sie nicht erreichen! Sie wurde so rasch fortgerissen, daß man fünf Minuten später kaum noch die auf derselben befindlichen Männer erkennen konnte. Verzweiflungsvoll schaute Kajutin durchs Fernrohr und beobachtete die Bewegung der Scholle und die von derselben unbarmherzig fortgerissenen Opfer.

Das Bild war herzzerreißend. Dem unvermeidlichen Untergang geweiht, standen alle Drei hart am Rande der Scholle, das Gesicht dem Ufer zugewendet, als ob sie mit einem letzten verzweifelten Sprunge es wagen wollten, das Boot zu erreichen. Alle Drei waren leichenblaß, aber doch lag in ihren Zügen eine unendliche Verschiedenheit: Chrebtow stand da wie aus Stein gehauen, kein Nerv zitterte in seinem Gesicht; sein Entsetzen war das des denkenden, vernünftigen Menschen, der sich in das Unabänderliche fügt, während sich alle Gemüthserregungen seiner beiden Unglücksgefährten in jeder Geberde bis zum Kleinmuth und zur Verzagtheit abspiegelten.

Als endlich Chrebtow sich überzeugt hatte, daß keine menschliche Macht die schwimmende Scholle anhalten noch die Boote näher heranbringen könne, machte er den Ruderern ein letztes abwehrendes Zeichen, nicht unnütz ihre Kräfte zu vergeuden, und umzukehren, dann bekreuzigte er sich und ging, ohne sich noch einmal umzusehen, zu den zurückgebliebenen Sachen, während seine bleichen, zitternden und bebenden Gefährten immer noch am Rand der Scholle standen und mit verzweifelten Blicken den sich langsam entfernenden Booten folgten.

Chrebtow setzte sich auf ein Faß mit Theer, das auf der Scholle zurückgeblieben war und streichelte seinen Waletka, als plötzlich ein riesenhafter Block neben der Scholle erschien, welche Chrebtow und seine Gefährten den Blicken der Bootfahrer entzog.

Kajutin schrie laut auf, das Fernrohr entsank seiner Hand....

Auffällig muß es erscheinen, daß trotz der vielen Gefahren, welche dem Reisenden in diesen nördlichen Regionen fortwährend drohen, es immer Menschen giebt, welche aus Lust an Abenteuern dieses Reich der Schreckniſse aufsuchen.

Jeder Westeuropäer wird staunen, wenn wir ihm sagen, daß das archangelskische Gouvernement allein etwa die Größe von ganz Frankreich nebst den britischen Inseln einnimmt. Und in diesem ungeheuern Landstrich leben nur etwa 275,000 Einwohner! Wunderbar ist jedoch dies eben nicht: man braucht nur an die undurchdringlichen Moräste (Tundras), an die riesigen Urwälder, an das rauhe Klima und die Nähe des Eismeeres zu denken, um die geringe Vermehrung der Bevölkerung zu begreifen. Unendlich sind die Beschwerden und Gefahren, mit denen die Existenz hier verknüpft ist. Dieser ewige Kampf mit der Natur hat aber einen im höchsten Grade verwegenen Unternehmungsgeist entwickelt, der jeder Gefahr trotzt. Der Bauer dieser Gegenden steht an

Schlauheit, Scharfblick und Entschlossenheit höher als irgend ein Bauer eines anderen Gouvernements; er weiß sich in jede Lage zu finden, verzweifelt nie und weiß überall Rath. Viele Ueberlieferungen von wunderbaren Abenteuern, kühnen Unternehmungen und tragischem Untergang gehen von Vater auf Sohn. Ihr Schauplatz ist — das nördliche Eismeer, die öden, traurigen schneebedeckten Ebenen Lapplands, die endlosen Tundras, die Urwälder und die einsamen, menschenleeren Inseln des Meeres.

Vor Allem aber ist jene geheimnißvolle große Insel, welche die Gestalt eines großen Säbels hat, der Schauplatz schauerlicher Erzählungen, die meist alle nur allzuwahr und keine Bilder der Erfindung sind. Diese Insel nennt sich „das neue Land", russisch „Nowaja-Semlja."

Möven.

Lange schon kannten die Russen sie und besuchten sie in ihren kleinen Fahrzeugen — Barkassen. — Nicht nur die armen Schiffer, auch keine noch so gut ausgerüstete Expedition kehrte ohne große und schwere Verluste heim von einer Reise nach jener schauerlichen Insel. Rührend sind die Erzählungen von den Leiden und dem Tode des Erfrierens des Engländers Willoughby und seiner 70 Unglücksgefährten. Noch fürchterlicher ist der Tod des Barentz und Anderer. Der schon erwähnte Leutnant Pachtussow unternahm mehrere Reisen dahin und kam glücklich, wenngleich nach vielen überstandenen Gefahren, mit großer Beute an Robben und Walrossen wieder heim. Seit jener Zeit vergeht kein Jahr, wo nicht verschiedene Expeditionen von Privatleuten dahin gehen, oft selbst überwintern. Einige unglückliche Fahrten in den letzten Jahren haben jedoch den Eifer der Seefahrer bedeutend abgekühlt.

Kehren wir jetzt zu unserem Schiffsherrn Kajutin zurück, der sich nach dem Verluste seines besten Schiffes jetzt auch noch seines besten Seemanns und Freundes und zweier Matrosen beraubt sah, und sich in der traurigsten Lage auf der öden Küste befand.

Nur wenig erhob sich das flache Land über das Meer. So weit der Blick reichte, sah man einzelne mit ewigem Schnee bedeckte Hügel. Auf einem derselben erhob sich eine wie von Menschenhand errichtete Säule. Und nicht nur die Hügel, auch die Ebene war bereits mit Schnee bedeckt und wo man diesen nicht sah, breitete sich ein gefährlicher Sumpf aus. Niedrige, verkrüppelte, zwerghafte Bäume, nicht höher als ein erwachsener Mensch, gelbe Blumen und — in den Sümpfen eine unzählige Menge Vergißmeinnicht: — das war die ganze Vegetation dieser Insel!

Die Nacht über unterhielten die Schiffbrüchigen ein Feuer, um, wenn ja die Sapaßnaja in der Nähe sein sollte, derselben ein Signal zu geben.

Taucher.

Bei Aufgang der Sonne erschienen plötzlich eine Menge weißer und schwarzer Möven, Taucher und Eidergänse. Sie erhoben ein wildes, durchdringendes Geschrei, wie wenn sie sich über die Eindringlinge wunderten und deren augenblickliche Entfernung forderten. In einer Stunde wurden eine große Masse dieser Eidergänse erbeutet, deren Fleisch zur Noth als Speise dienen konnte. Stellenweise stießen die Seefahrer auf die von früheren hierher Verschlagenen aufgehäuften Steinpyramiden. Weiterhin bemerkten sie eine halbverfallene leere Hütte. Am Ufer fanden sie noch an verschiedenen Stellen eine Menge Treibholz, Reste gescheiterter Schiffe. Es ist dies ein Gegenstand, wonach Schiffbrüchige am eifrigsten ausschauen, weil sie hoffen, aus solchem Strandgut sich vielleicht wieder ein Fahrzeug zusammensetzen zu können, das einigermaßen seetüchtig ist. Leider war jedoch Alles, was ihnen auffstieß, schon morsch und faul und höchstens als Brennmaterial zu benutzen. Als sie weiter vordrangen, stießen ihnen noch mehrere, früher bewohnt gewesene Hütten auf, in einigen fanden sie zurückgelassene Thierfallen, alte Kleider, Thierfelle und Knochen. Auch befanden sich daselbst mehrere Grabhügel und Kreuze. Kajutin las seinen Matrosen die Inschriften; bei dem einen oder dem anderen Namen traf es sich, daß ein Seemann plötzlich aufschrie, erbleichte, die Mütze abnahm und, sich bekreuzigend, ein Gebet flüsterte: er *stand* an der Ruhestätte eines alten Bekannten, dem er die letzte Ehre erwies.

Endlich kamen sie, wie es ihnen Chrebtow gesagt hatte, zu einer kleinen Meerenge, jenseits welcher die Insel Stodolnie lag, und fanden am Ufer derselben ein kleines einmastiges Fahrzeug. Ihre Freude war groß, als sie sahen, daß es nach gehöriger Ausbesserung noch gute Dienste leisten könne. Mast und Bug wie Steuer und Bugspriet waren ganz, sogar die Taue und Segel, die auf der Sandbank lagen, noch in brauchbarem Zustande. Unweit des Fahrzeugs stand auf einem Hügel eine kleine Hütte und als sie näher zu derselben hinan traten, stellte sich ihren Augen ein trauriges Bild dar. Neben der Hütte lagen Wurfspieße, Renthiergeweihe, ein menschlicher Schädel und Knochen; in der Hütte selbst befand sich ein umgestürzter Kessel, ein gemauerter Herd und einige Renthierfelle. Zum großen Entsetzen fand man noch zwei weibliche Leichname, und neben diesen ein angenagtes, halbaufgegessenes Bärenfell.

Eidergänse.

Einer von Kajutin's Leuten, der Ssamojede Woepta, welcher die Reise aus dem Grunde mitmachte, um irgend etwas Näheres über das Schicksal seiner Verwandten zu erfahren, die schon vor einem Jahre auf Nowaja-Semlja verschollen waren, schrie, als er mit den Anderen eintrat, verzweifelt auf, und von ihm erfuhr Kajutin die sonderbare Geschichte der Leichname.

Ein nicht getaufter Verwandter Woepta's war in seiner Jugend beim Fischfange oft ungewöhnlich glücklich gewesen. Zum Dank hatte er seinen Götzen, denen er seine Erfolge zuschrieb, das Gelübde gethan, ein Jahr auf Nowaja-Semlja zuzubringen, und auch dieses Vornehmen ausgeführt. Bei ihm befand sich damals auch sein Sohn Mawei. Als nun der Vater starb und Mawei's Geschäfte schlecht gingen, that der Sohn, nach seines Vaters

Beispiel, dasselbe Gelübde. So war er denn vor anderthalb Jahren mit seiner ganzen Familie nach Nowaja-Semlja gegangen und hatte seit jener Zeit nichts weiter von sich hören lassen, bis ihn Woepta jetzt nebst den Seinigen, jämmerlich umgekommen, wiederfand. Er erkannte die Leichname bis auf den von Mawei, der nicht zu finden war, und schloß, daß dieser auf der Renthierjagd umgekommen sein müsse, da sich auch sein Gewehr nicht vorfand. Woepta übergab die Ueberreste seiner unglücklichen Verwandten der Erde.

Froh über den Fund des Schiffes machten sich die Seefahrer sogleich an die Arbeit und schon in einigen Tagen war das Fahrzeug wieder in ziemlich gutem Zustande, sodaß sie glaubten die Rückreise auf demselben wagen zu dürfen. Diese wurde denn auch sogleich beschlossen, um noch vor Anbruch des strengen Winters heim sein zu können. Doch sollte sich ihre Lage in anderer Weise ändern: eines Morgens entdeckte der Wachthabende durch sein Fernrohr ein Schiff und theilte dies auf der Stelle seinen Gefährten mit.

Eine Stunde darauf war das Schiff schon dem bloßen Auge sichtbar und die Schiffbrüchigen erkannten zu ihrer großen Freude und Ueberraschung die Sapaßnaja. Sie warfen sich in die Boote, um ihren Kameraden entgegen zu eilen, die lange noch suchen mußten, ehe sie für das größere Schiff einen sicheren Ankerplatz an der Küste finden konnten.

Das Schiff war wieder gefunden — was aber war aus den Dreien auf der Eisscholle geworden? — Unter den auf dem Eise gebliebenen Vorräthen befand sich auch ein Faß Schiffszwieback, ein anderes mit Wasser, etwas Branntwein und eine Menge Renthierfelle; der Tod durch Hunger oder Kälte drohte ihnen nicht sogleich. Worauf aber konnten sie wol hoffen? War Rettung für sie auch nur denkbar?

Bald erschöpften sich ihre Vorräthe; sie suchten Vögel zu schießen, was ihnen auch ab und zu gelang. Doch auch das hörte auf, denn die Enten und Gänse fingen bald an, gerade diese Scholle, wo sie beständig beunruhigt wurden, zu meiden.

Erschöpft von Hunger und Aufregung, sahen sie einem unvermeidlichen, qualvollen Tode entgegen.

Und nicht der allein war es, der sie zu verderben drohte, denn schon hatten sich mehrere fadenhohe Berge an ihre Scholle geheftet, welche diesen ihren letzten Zufluchtsort zu vernichten droheten. Endlich stieß die Scholle während einer Nacht auf einen Eisberg, der auf einer Sandbank festsaß, und blieb nun, von diesem festgehalten, unbeweglich stehen.

Neuer Schrecken bemächtigte sich der Dulder: in einigen Tagen schon konnte die Scholle so von Bergen umgeben sein, daß sie lebendig in diesem Eisgewölbe begraben werden konnten.

Ihre Lage wurde mit jedem Augenblick gefährlicher. Selbst Chrebtow, dem es bisher noch immer gelungen war, den Muth seiner Gefährten aufrecht zu halten, mußte sich endlich gestehen, daß keine Hoffnung mehr bleibe, daß ihr Verderben unvermeidlich sei.

Besonders überließ sich der eine der Unglücklichen, ein Ssamojede Namens *Trifon*, der bisher in einem russischen Fischerdorfe gelebt hatte, der Verzweiflung.

Mit unaussprechlichem Kummer und großer Anhänglichkeit gedachte er seiner trostlos öden Tundren, mit ihren Granitbergen, auf welchen selten nur ein spärlicher Graswuchs sich zeigt, und jener kümmerlichen Birke, die fast ohne alles Grün der Zweige ihm dennoch Freude gewährt hatte; tief aufseufzend gedachte er jener ungeheuern Seen, der ewig tosenden Ströme mit den unübersteiglichen Stromschnellen, über welche sich wild tobend und schäumend die Wassermasse hinabstürzt, sowie der unüberschbaren Ebenen mit ihrem am Boden kriechenden flechtenartigen Moose. Vor seinem geistigen Auge gingen noch die bedeutenden Renthierherden, die das Erscheinen des Menschen oder des Wolfs, ihrer ewigen Feinde, oft in ihren einsamen Weideplätzen aufscheucht, vorüber. Er sah, wie sie, dem Sturmwinde gleich, scheu, ohne auf ein Hinderniß zu achten, über die Ebene dahin eilten, durch Bäche und Flüsse schwammen. Alles dies und noch mehr sah der arme Halbwilde und stöhnte verzweiflungsvoll bei dem Gedanken, daß er seine raucherfüllte Jurte, seine traurige Heimat nie wiedersehen solle.

Bilder ganz anderer Art schwebten Chrebtow's zweitem Leidensgefährten vor. Es war dies ein kräftiger Bursche von etwa 30 Jahren, Namens Dorofé, aus einem russischen Fischerdorfe. Er hatte zu Hause eine junge Frau und drei Kinder zurückgelassen: um sie trauerte sein bekümmertes Herz. Früh schon im Herbst würde ihn sein junges Weib erwarten. Sobald nur der „moränka" (Wind vom Meere her wehend) zu wehen anfinge, würde sie gewiß die Kinder auf den Glockenthurm der Kirche hinaufschicken, um auszulugen, ob sich kein Segel am Horizonte zeige. Manches Schiff würde einlaufen, keines aber den Mann, den Vater bringen, wol aber bald die traurige Kunde: der Dorofé ist spurlos verschollen! Und er schluchzte und rang verzweiflungsvoll die Hände und rief vergebens die Namen Derer, welche ihm theurer waren als sein Leben. —

Schwer war es zu sagen, welche Gedanken Chrebtow beschäftigten. Die Klagen seiner Gefährten zerrissen sein Herz, doch blieb er äußerlich kalt und finster: kein Wort des Trostes fand er mehr für die Verzweifelnden. Endlich zog er sein Taschenbuch hervor und blätterte es lange und aufmerksam durch; dann löste er aus demselben ein Blatt und schrieb eine kurze Schilderung ihrer Lage auf dasselbe nieder, bat Den, dem etwa dieses Papier zu Händen kommen sollte, durch die Archangeler Zeitungen den Nachgebliebenen ihr Schicksal mitzutheilen, auch Todtenmessen für die Seelen der Umgekommenen lesen zu lassen. Dann legte er dieses Papier und eine Geldnote, die er bei sich fand, in eine Flasche, verschloß und verpichte sie sorgfältig, um sie im letzten verzweifelten Augenblick der See anzuvertrauen. Hierauf trat er auf seine Gefährten zu, umarmte und küßte sie und sagte fest und entschlossen:

„Nun, Brüder, laßt uns noch zu Gott beten, er verzeihe uns unsere Sünden und sei uns ein gnädiger Richter!"

„Ich versteh' nicht zu beten", jammerte klagend der Ssamojede; „Gott wird mir nicht verzeihen."

„Gott wird Dich auch ohne Gebet erhören", sagte Chrebtow, durch den kläglichen Ton des Wilden gerührt. „Deine Unwissenheit wird er

Dir nicht als Sünde anrechnen, auch Dir ein barmherziger Vater sein, wie uns Allen!"

Ihr Gespräch verstummte, Jeder überließ sich wieder seinen trüben Gedanken.

Eine todtenstille Nacht brach nun an, nur hin und wieder unterbrochen durch das Krachen der sie umgebenden Eisberge und die Erdbeben gleiche Erschütterung ihrer Eisscholle. Jeden Augenblick erwarteten sie die endliche Zerstörung ihres schwankenden Zufluchtsorts.

Plötzlich blitzte es hell auf, ein Schuß, vom Echo der Eisberge vielfach wiederholt, donnerte durch die Luft; Waletka, Chrebtow's Hund, stieß einen lauten, durchdringenden Schrei aus, dann winselte er leise.

„Trifon! Unglücksmensch!" schrie Chrebtow, „was hast Du gethan?!" Er errieth augenblicklich die Ursache des langen Schweigens und unruhigen Umherwanderns des Halbwilden und stürzte zu seinem Hunde und dem Ssamojeden hin.

„Gieb mir den Hund!" rief Letzterer flehend; „er ist verwundet .... mir ist die Flinte unversehens losgegangen .... gieb ihn mir .... laß mich nicht Hungers sterben.

Chrebtow entwaffnete den Ssamojeden, der Hund war nur am Fuße unerheblich verwundet.

Die Nacht wurde stürmisch, an verschiedenen Stellen des Himmels strahlte ein helles Nordlicht; endlich graute der Morgen und nach der unheimlichen Nacht brach ein heller, klarer Tag an, sogar die Sonne erschien feurig über dem heftig wogenden Meere, als ob sie sich noch zum letzten Male unseren Seefahrern in ihrer ganzen Pracht zeigen wollte.

Stark ist die Liebe zum Leben. Kaum zeigten sich nur einige Taucher auf den Eisbergen, so griff Dorofé sogleich nach seiner Flinte, auch Trifon erhielt die seinige wieder, um sein Glück zu versuchen.

Beide Matrosen standen, das Gewehr im Anschlag, an beiden Enden der Eisinsel; Chrebtow bückte sich, um das Bein seines Hundes zu verbinden. Da riß sich dieser mit einem Male los, bellte laut auf und stürzte nach der anderen Seite zu. Chrebtow erhob den Kopf: dicht am Rand der Scholle, nur zwanzig Schritt von ihm, schwamm ein ungeheurer weißer Bär.

„Brüder, ein Bär!" schrie Chrebtow unwillkürlich.

Das Ungeheuer hielt an, hob die behaarte Schnauze, maß Chrebtow lange mit verwundertem Blicke und schwang sich endlich schwerfällig auf die Scholle.

Dorofé und Trifon schrieen, starr vor Schrecken, laut auf. Der Ssamojede flüchtete sich eiligst auf den Eisblock, neben welchem er mit der Flinte stand, und war, weiter kletternd, bald auf der höchsten Spitze des Berges.

Nicht so war es mit Chrebtow. Sein Auge funkelte lebhafter; ein schrecklicher, verwegener Gedanke flog ihm durch den Kopf. „Wenn denn meine Stunde gekommen ist, so sei es der Tod des Tapferen, den ich sterbe", dachte er und ließ dem Gedanken sogleich die That folgen, indem er das breite, scharfe Messer und den schweren Spieß ergriff, die Hand mit dem Lederriemen umwickelte und rasch die schon früher fertig gemachte Flasche ins Meer warf.

„Jetzt ist's Zeit!" murmelte er, warf dann einen Blick auf seine Gefährten und rief: „Lebt wohl, Brüder, gedenkt meiner in Liebe!"

Stumm vor Entsetzen starrten diese auf ihn. Ohne weiter auf sie zu achten, stürzte sich jetzt Chrebtow auf das Unthier.

Dieses brüllte laut auf und erhob sich langsam auf seinen Hinterbeinen.

In demselben Augenblick schallte ein nicht wiederzugebendes gellendes Freudengeschrei hart über Dorosé's Kopf durch die Luft. Dieser blickte unwillkürlich in die Höhe und sah seinen Kameraden mit den Händen winken und vor Freude laut schreien.

„Ein Schiff! ein Schiff!.... es kommt gerade auf uns zu.... Schon ist es ganz nahe. Hierher! hierher! hierher!"

Dorosé blickte hinüber aufs Meer: Richtig, es war keine Täuschung! — Er stürzte nach jener Stelle zu, wo Chrebtow mit dem Bären kämpfte.

„Rettung, Rettung!" schrie er, „uns kommt Hülfe!"

Aber hier kam sie schon zu spät. Der Bär schien im ersten Augenblick verwundert und seinen Augen nicht zu trauen, daß ein ihm unbekanntes Geschöpf es mit ihm aufzunehmen und ihn zu reizen wage. Er erhob sich auf seinen Hinterbeinen und blieb wie verächtlich in seiner majestätischen Ruhe; endlich schien er doch wüthend zu werden. In seiner Jugend war Chrebtow nicht selten auf die Bärenjagd gegangen und seine Hand traf sicher. Seine alte Gewandtheit ließ ihn auch hier nicht im Stich: mit dem ersten Stoße gelang es ihm, den Spieß tief in den geöffneten Rachen der wilden Bestie hineinzutreiben und ihn darin umzudrehen; weiter hatte er das Glück, seinem Feinde mit dem scharfen Messer durch einen gewandt geführten Stoß tief die Brust zu durchbohren und diese bis zur Kehle aufzuschlitzen; aber weder der furchtbare Blutverlust noch der Schmerz, den ihm der Spieß verursachte, noch die weiteren tiefen Wunden, die ihm sein Gegner beibrachte, konnten die Wuth des Unthieres bändigen. Chrebtow brach zusammen, durch einen heftigen Schlag seines Gegners getroffen, ein leises Stöhnen entfuhr seiner Brust; auch sein furchtbarer Gegner stürzte nieder. Nun begann ein lebhafter Kampf auf dem Boden. Mensch und Thier wälzten sich im Schnee und färbten ihn mit ihrem Blute; beide mit gleicher Wuth kämpfend, aber nicht mit gleicher Stärke....

Dorosé wollte seinem Freunde zu Hülfe kommen, seine Flinte lag aber zu weit vom Kampfplatze, an jenem Ende der Scholle, und eine andere Waffe hatte er nicht.

Unterdessen war das Schiff, welches der Ssamojede von dem Eisberge aus bemerkt hatte, näher herangekommen; es war die Sapaßnaja!

Am dritten Tage nach den so eben geschilderten Ereignissen näherte sich die Sapaßnaja bereits der Küste, an welcher sich Kajutin und die anderen Schiffbrüchigen befanden.

Als der Erstere das Schiff erkannte, warf er sich rasch in ein Boot und eilte demselben entgegen.

Alles rief ihm freudige Grüße entgegen; noch lauter und fröhlicher aber war das Jubelgeschrei Kajutin's und der Anderen im Boote. Am Ruder der Sapaßnaja stand, bleich zwar und mit verbundenem Arm, sonst aber gesund,

der vom Tode erstandene Chrebtow! Kajutin sprang zu ihm ins Boot, Thränen stürzten aus seinen treuen blauen Augen, als er den verloren geglaubten und nun wiedergefundenen Freund umarmte.

Die Erzählungen der Seeleute wollten kein Ende nehmen und nie war wol auf einem so traurigen Gestade größerer Jubel gewesen, als bei der Begrüßung der Leute, die einander für verloren hielten und sich alle auf so wunderbare Weise wieder vereinigt gefunden hatten.

Chrebtow's Rettung war keine übernatürliche gewesen. Als der Bär auf ihn niederstürzte, war er bereits fast im Verenden gewesen und durch den ungeheuern Blutverlust so geschwächt, daß er ihm nur geringen Schaden hatte zufügen können; der Todeskrampf des Thieres verkündigte bald sein Ende. Den halb bewußtlosen Chrebtow brachte man dann auf die Sapaßnaja, woselbst ihm die nöthige Hülfe wurde, sodaß der eisenfeste Mann schon nach einigen Stunden selbst wieder das Steuerruder des Schiffs nach der Insel lenken konnte, wo er von Kajutin war getrennt worden. Die auf der Scholle noch vorräthigen warmen Kleider, Fallen und Geräthe waren alle aufs Schiff transportirt worden; statt der Nadjeschda hatten sie das Schiff des unglücklichen Ssamojeden, dem sie den Namen „Nachodka" (der Fund) gaben, und so waren ihnen ihre Verluste so ziemlich wieder ersetzt.

Nun konnten sich die Schiffer auf den Fang begeben und nach der Insel segeln, die von Anfang an das Ziel ihrer Fahrt gewesen war, und auf welcher ihnen Chrebtow ergiebige Beute versprochen hatte. Sie hatten jetzt keine Eile, da das Ziel nahe war, und fingen an ihre Werkzeuge, Fallen u. s. w. in gehörige Ordnung zu bringen. — Bald gelang es ihnen, eine große Anzahl ruhig schlafender Walrosse zu überraschen.

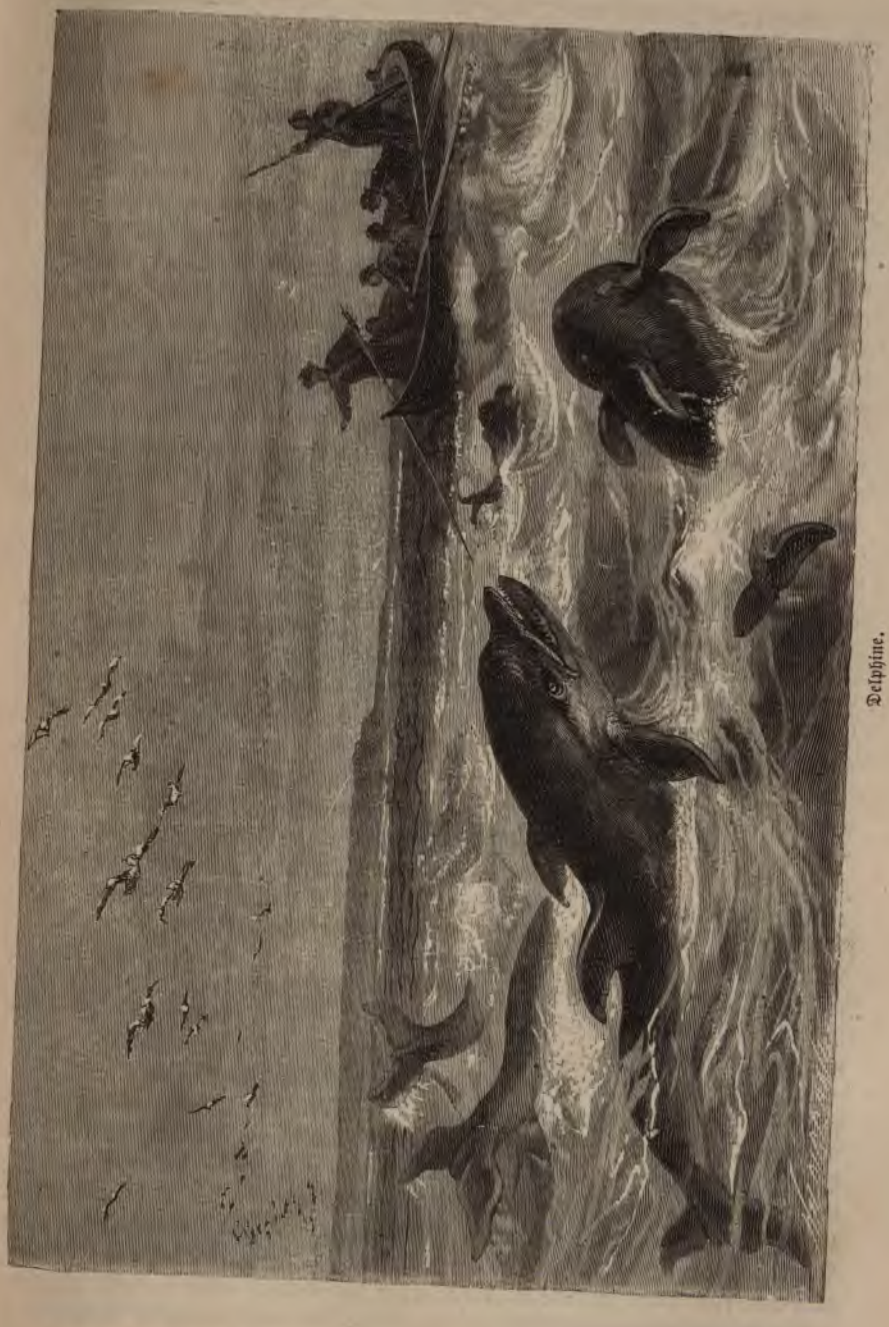
„Schießt ihnen nur gerade in die Köpfe!" kommandirte Chrebtow, und zwanzig Schüsse krachten durch die Luft. Die Jagd war eine ergiebige; die nicht gleich todten Thiere wurden mit schweren Keulen vollends erlegt, deren Fett zu Thran ausgekocht und in Fässer gefüllt, die Fangzähne, von denen ein jeder seine 25 Kg. wog, gesammelt und die Reise weiter fortgesetzt.

Als die Schiffer sich einer Bucht näherten, bemerkten sie eine kleine Herde kolossaler Manatis oder Seekühe (Rhytina). Es konnte dieses Säugethier etwa drei bis vier Faden lang und vielleicht fünfzig Centner schwer sein.

Die Seefahrer warfen sich in ihre Boote und ruderten näher. Diese Kolosse waren so emsig mit Fressen beschäftigt, daß sie die Schiffer gar nicht bemerkten. Weil diese Thierart sich leicht und ohne Widerstand erlegen läßt, so ist sie auch heutzutage schon fast ganz ausgerottet. Nur im hohen Norden noch kommen sie hin und wieder vor.

Auch von diesen Seekühen erlegten die Schiffer ein paar große Thiere, die aber nur mit großer Mühe ans Land zu bringen waren. Das Fell derselben war so fest und dick, daß man es kaum mit dem Beile durchhauen konnte.

Am folgenden Tage kamen sie endlich, nach einer Reise von etwa fünf Wochen, bei der Insel an, auf der sie zu überwintern gedachten. Den Eingang zu der Bucht, in welche sie einlaufen mußten, bedeckte eine solche Unmasse *von Delphinen*, daß sie das Ende derselben nicht absehen konnten.



Delphine.

„Ein gutes Zeichen, das!“ sagte Chrebtow. „An der Schwelle unseres Winterquartiers wird uns die Arbeit leicht gemacht.“

Und in der That, das Glück schien ihnen wieder hold. Sie tödteten fast fünfhundert Delphine, indem sie den Eingang zur Bucht durch die Boote und Schiffe versperrten, welches Hinderniß die Thiere nicht zu durchbrechen wagten.

So nahmen sie denn von der Insel Besitz, die von allen Seiten gegen den Wind geschützt lag, da sie von hohen Bergen umgeben war. Es war wol der beste Winteraufenthalt, den sie so hoch im Norden, an einem der entlegensten Punkte von Nowaja-Semlja, finden konnten. Das Erste, womit sie sich beschäftigten, war die Errichtung eines Hauses für den Winter. Auf der Sapaßnaja hatten sie das dazu vorbereitete Material mitgebracht. Zu Anfang des Oktober waren sie damit fertig. Die Kälte fing schon an merklich zuzunehmen, die Erde war bereits mit Schnee bedeckt. Das Meer war zuweilen ganz eisfrei, dann aber wälzten sich wieder ungeheuere Eisberge und Schollen tosend und krachend an der Insel vorüber. Statt jeder sonstigen Vegetation schlug das dicke Moos, mit dem sie die Ritzen zwischen den Balken ihrer warmen Blockhütte auskalfatert hatten, lange grüne, saftige Sprossen, wie sie selbst im Sommer der dortige Boden nicht hervorbringt. Die Jagden setzte man eifrig fort; bald aber, zu Ende des Oktober, wurden die Fröste so unerträglich, daß nur selten noch die Hütte verlassen werden konnte. Durch Neugierde herbeigelockt, erschienen des Nachts und selbst auch am Tage zuweilen weiße Bären an der Hütte und betrachteten sich den fremden Gegenstand, kamen aber gewöhnlich nicht wieder lebend davon. In den ersten Tagen des November leuchtete noch dann und wann auf einen Augenblick die bleiche Sonne und beschien wie Abschied nehmend die weiße, schneebedeckte Ebene; dann verschwand sie und kehrte nicht mehr wieder. Die lange Polarnacht begann! —

Tage und Wochen vergingen. Die Nächte waren dunkel, noch dunkeler aber die Tage. In jenen leuchtete, wenngleich nur selten, der bleiche Wintermond; in diesen nichts! Selten nur erhellte ein strahlendes Polarlicht den dunkeln Tag — es war dies stets eine große Freude, ein unerwarteter Genuß: man konnte ein paar Schritt weit die Gegenstände unterscheiden, konnte ein Buch ohne ein angezündetes Licht lesen! Eine halbe Stunde darauf war wieder Alles in die frühere Finsterniß gehüllt. Nichts war zu sehen, dafür aber desto mehr zu hören: das Heulen des oft sturmartig wüthenden Windes, das Brausen und Toben des Meeres, das Krachen und Donnern der berstenden und zusammenstürzenden Eisberge und Lawinen, das Gebrüll der Walrosse und anderer Seeungeheuer bildete bei einer Kälte von 37 und 40 Grad ein fürchterliches Konzert. Auf dem Leibe eine Malitza (einen anschließenden Rock aus Renthierfell), die rauhe Seite nach innen, darüber eine etwas breitere vollere Malitza, das Haar nach außen; Renthierfellstrümpfe, das Haar nach innen, darüber eben solche Stiefeln, das Haar nach außen; eine den Kopf und das Gesicht fest umschließende Pelzkappe, die kaum zu athmen erlaubt, doppelte Pelzhandschuhe — kann man sich eine wärmere Kleidung denken? Man braucht aber nur eine halbe Stunde draußen in der schneidenden Kälte zu sein, um zu wissen, daß nichts gegen den Winter des hohen Nordens hinlänglich schützt. —

Nach den Beobachtungen des der Pachtussow'schen Expedition (1832) beigeordnet gewesenen Steuermanns Ziwolka beträgt die mittlere Jahrestemperatur an der Südspitze von Nowaja-Semlja —9,45° C. Hiernach ist diese Insel viel kälter als die mittlere Küste von Westgrönland und merklich kälter als die West- und Südküste des nördlicher gelegenen Spitzbergen, wo die mittlere Temperatur nur wenig unter —7° C. beträgt. Selbst Jakutsk steht mit seiner Jahrestemperatur von 8,7° C. noch immer etwas im Vortheil. Dagegen ist das Städtchen Nischnei-Kolümsk im nordöstlichen Sibirien (mittlere Temp. —10° C.) um ein Geringes, Ustiansk an der Jana (—15° C.) aber bedeutend kälter, und mit Ustiansk offenbar die ganzen Stromgebiete der Päsina und der Chatanga. Ebenso ist der Theil von Nordamerika, den eine von der Wager-Bai im Osten durch den großen Sklavensee nach dem Eiskap im Westen gezogene Bogenlinie abschneidet, kälter als Nowaja-Semlja.

In diesen großen Ländermassen wohnt aber noch eine Menge Menschen, nicht nur Eingeborene wie Eskimos, Indianer, Ssamojeden und Jakuten, sondern auch Russen in den sog. Städten und Engländer in einigen Forts der Hudsonsbai-Gesellschaft. Nicht der geringen Jahrestemperatur ist es daher zuzuschreiben, daß Nowaja-Semlja keine festen Bewohner zeigt, sondern der ungünstigen Vertheilung der Wärme über die verschiedenen Jahreszeiten. Alle jene bewohnten Theile des kältesten Sibiriens und Nordamerika's haben zwar einen viel strengeren Winter als Nowaja-Semlja, dagegen aber auch einen ungleich wärmeren Sommer, und dieser ist es, der in den höheren Breiten für die Quantität des Lebens auf der festen Erde entscheidet. —

Längst schon war die Hütte unserer Abenteurer, Dank den häufigen Schneestürmen, selbst zu einem Schneeberge angewachsen und deren Vorhandensein konnte man nur an der zwölf Meter hohen, dicken Stange mit der Windfahne, die aus dem Hügel hervorragte, erkennen. Das unnütze Fenster der Hütte war bereits von außen durch Breter vernagelt. Das Feuer ging in derselben weder am Tage noch des Nachts aus. Sie war so gut und bequem, wie sonst wol selten dort Ueberwinternde sie haben, und bestand aus einem geräumigen, 8 m. langen, 2 m. breiten Zimmer mit einem großen russischen Liegeofen und einer kleinen Kammer mit einem eisernen Ofen, dessen Rohr durch das große Zimmer ging. Vor der Thür der Hütte stand, etwa 4 m. von derselben entfernt, eine russische Badestube, die durch ein Vorhaus und einen aus Fässern, Kisten, Kasten und Treibholz zusammengesetzten Korridor mit der Hütte verbunden war. Mangel an Brennmaterial war nicht zu fürchten. Wie stark man aber auch heizen mochte, nicht selten gefror das Wasser in den Zimmern selbst; es kam sogar vor, daß am Morgen beim Aufstehen, vom Hauche des Mundes, Eisstücke auf der Bettdecke lagen.

Eine Hauptsorge Kajutin's und Chrebtow's war es, sich und die Leute gesund zu erhalten, namentlich das Ausbrechen des Skorbuts zu verhindern, welcher eines der schrecklichsten und fast unvermeidlichen Uebel ist, dem die im hohen Norden Ueberwinternden ausgesetzt sind. Die enge und dumpfige Behausung, die verdorbene Luft, der Mangel an frischer Nahrung wie an Bewegung während eines Zeitraums von oft mehr als sechzig Tagen, wo die furchtbare Kälte

es unmöglich macht, nur die Nase zur Thür hinaus zu stecken, sind die Ursachen dieser unheilvollen, oft todbringenden Krankheit. Aus diesem Grunde werden in Nowaja-Semlja nie Ansiedelungen möglich sein. Kajutin hatte eine reichliche Menge antiskorbutischer Mittel mitgenommen und man unterließ nichts, um das Ausbrechen dieses Uebels zu verhindern. Oft wurden die Leute fast mit Gewalt hinausgetrieben, um nach den Schlingen und Fallen zu sehen, die mehrere Werst umher aufgestellt waren und die ihnen manchen schönen Fang an kostbaren Eis- und Blaufüchsen brachten. Dessenungeachtet blieb ihnen unendlich viel Zeit, in der sie nichts thun konnten; dann aber bewährte Chrebtow seine große Gewandtheit. Er wußte den Leuten täglich stundenlang wunderbare Reiseabenteuer zu Lande und zu Wasser zu erzählen, ließ sie singen und tanzen und hielt sie auf alle Art munter, damit sie nicht übermäßig lange schliefen, wozu sonst der Russe im Allgemeinen sehr geneigt ist.

Endlich wurde es aber doch selbst Chrebtow und Kajutin zu viel. Alle Abenteuer waren erzählt, die ganze ihnen zugängliche Geographie, die Bewegung der Erde, des Mondes u. s. w. durchgenommen, alle Lieder zum Ueberdruß gesungen und immer noch herrschte der schreckliche Winter, immer noch wollte die Sonne mit ihrem segenbringenden Lichte nicht erscheinen. Die Hütte, über die sich die Insassen Anfangs sehr gefreut hatten, war ihnen jetzt unerträglich, besonders nach dem Tode des Ssamojeden Trifon, der mit Chrebtow auf der Eisscholle gewesen war. Demselben fingen die Beine an zu schwellen, sodaß er sich hinlegen mußte; am siebenten Tage schon verschied er unter den heftigsten Schmerzen. Seine Gefährten betteten ihn in den Schnee, denn es war keine Möglichkeit, die steinharte Erde aufzugraben.

Als der Januar seinem Ende nahete, zeigte sich eines Tages plötzlich an dem Gipfel der Berge ein schwacher Schimmer; es war die Sonne, welche zum ersten Mal wieder hervortrat. Bald darauf sah man dieselbe auch eines Morgens hinter den südlichen Bergen aufgehen. Alles faßte frischen Muth und lebte wieder auf.

Mitte März fing der Schnee hier und da an aufzuthauen und auf der Südseite der Berge zeigte sich ein dichtes, gekräuseltes Moos, das bald darauf zu blühen anfing. Nun thaueten auch die kleinen Seen auf; Bäche strömten von den Bergen herab durch die Ebene. Im Mai begann der Zug der Gänse; bald erschienen sie in unendlichen Scharen, und wurden eine leichte Beute unserer Jäger. Der Frühling erstand wunderbar rasch. Alles lebte wieder auf, selbst in dieser traurigen Gegend. Jetzt konnten sie auch ihren Todten ordentlich beerdigen, den sie vollkommen erhalten aus dem Schnee in ein Grab überführten. Man hätte glauben sollen, er sei eben erst dahingeschieden, so wenig verändert waren seine Züge. Ein Kreuz nebst Inschrift auf dem Grabhügel sagte den Späterkommenden, wen hier die Erde aufgenommen.

Die Schiffe voll reicher Beute, machten sich die Abenteurer frohen Muths zur Abreise fertig. Da ihre Heimkehr glücklich und ohne besondere bemerkenswerthe Ereignisse von Statten ging, finden wir sie bereits zu Anfang des Sommers in Archangelsk wieder, wo denn auch wir von ihnen Abschied nehmen wollen.

Russische Post.

IV.

Von St. Petersburg nach Moskau.

Baltische Slaven. Heidnische Russen. Alaunische Hochebene. Nowgorods Vorzeit. Der Wetsche-Platz. Der Deutsche Hof. Ssadko. Nowgorods Fall. Iwan IV. Das Land zwischen Petersburg und Moskau. Russisches Dorf. Bauernhof. Badestuben. Die Frauen. Waldregionen. Waldai. Wischni-Wolotschok. Kanalsystem. Heuernte. Nationaltanz. Twer. Großfürst Michael. Frühlingsjagd an der Wolga.

Wenn St. Petersburg als Haupt- und Residenzstadt des weiten Russischen Reiches auch nicht wie Moskau — als Vertreter des volksthümlichen Lebens und der Wiege des nationalen Russenthums — den Eindruck einer echt russischen Stadt macht, weil in dem Leben seiner Einwohner fremde Elemente — und namentlich das deutsche — sich stark geltend machen, so ist es der Tendenz seines innersten Wesens nach eine russische Stadt der Neuzeit, so sehr es den Altrussen eben deshalb auch mißliebig und fremd erscheinen mag.

Eben so wenig, wie Petersburg eine internationale Stadt ist, eben so wenig sind die Slaven fremde Eindringlinge auf diesem Boden. Sie mögen allerdings spätere Einwanderer sein als die verschiedenen Stämme der großen finnischen Völkerfamilie, welche unter dem Namen der Esthen, Letten, Liven, Karelier u. a. m. die weite baltische Ebene bis jenseit der Wolga hin bewohnten, nichtsdestoweniger finden wir die „baltischen" Slaven bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in diesen Gegenden angesiedelt.

Schon Tacitus erwähnt einen sarmatischen Volksstamm, Jazyges genannt, welcher, am Nordufer der Palus Maeotis (des Asow'schen Meeres) seßhaft, später mit den übrigen sarmatischen Stämmen die Uferländer des Pontus und der unteren Donau überschwemmte. Das Wort „Jasük" bedeutet bei den Russen und anderen Slaven Zunge, Sprache, ebenso wie „Slowo" Wort und „Slowenje" die Redenden heißt. Diese Jasüken sollen, wie auch Jordanes erzählt, im Anfange unserer Zeitrechnung ihre Wohnsitze in einem Theile des heutigen Rußlands gehabt haben; man kann sie als die Stammväter der heutigen Slaven betrachten.

Wir haben es gegenwärtig nur mit demjenigen Stamme der großen slavischen Völkerfamilie zu thun, welcher im dritten und vierten Jahrhundert unter dem Namen der „baltischen" Slaven am Ilmensee und an der Wolchow auftritt und hier, wie die Annalisten erzählen, die Stadt Slawänsk, das spätere Nowgorod, gründete.

Ueber die Sitten und Gebräuche der alten, heidnischen Russen wußte man bis in die neuere Zeit wenig Zuverlässiges. Aus einer Erzählung des arabischen Schriftstellers Ibn-Foßlan, der sich zur Zeit der Regierung Igor's, des Sohnes Rurik's, als Gesandter eines Khalifen in Rußland befand, erfahren wir durch eine Uebersetzung des Orientalisten Frähn in St. Petersburg Folgendes:

„Ruß ist ein Volk, welches an das der Türken grenzt. Sie haben eine Religion und ein göttliches Gesetz, worin sie mit keinem Volke Etwas gemein haben. — Wird Einem ein Sohn geboren, so wirft ihm der Vater ein Schwert hin und spricht: «Dein ist nur das, was Du mit Deinem Schwerte erwirbst!» — Wenn ihr König, «melik», zwischen zwei Widersachern zu richten hat und diese mit seinem Urtheil nicht zufrieden sind, spricht er zu ihnen: «Richtet unter Euch selbst mit Euern Schwertern!» — Wessen Schwert dann das schärfste ist, dessen ist das Recht. — Ich sah die Russen am Flusse Itil (Wolga); sie sind hoch wie Palmbäume, fleischfarbig und roth. Bei ihnen trägt der Mann weder Kamisol noch Kaftan, sondern ein grobes Gewand, das er um eine Seite herumwirft, damit ihm ein Arm frei bleibt. Jeder führt eine Axt, ein Messer und ein Schwert. — Die Weiber tragen als eine Art Schmuck auf der Brust eine kleine Büchse von Kupfer, Silber oder Gold; an demselben befindet sich ein Ring und an diesem ein Messer, ebenfalls auf der Brust befestigt. — Der größte Theil der Russen sind die unsaubersten Menschen, welche Gott erschaffen hat. Sie waschen sich — wenn auch regelmäßig — selbst mit dem schmuzigsten Wasser, Gesicht und Kopf. Morgens nämlich bringt die Magd ein Gefäß mit Wasser und stellt es vor den Herrn; wenn der sich hustend und spuckend Gesicht, Hände und Haar gewaschen hat, trägt sie das Gefäß zu dem, der zunächst ist — und der macht's wie jener; sie aber fährt fort, die Schüssel von Einem zum Anderen herumzutragen, bis sie bei Allen, die im Hause sind, gewesen.

Wenn der Russe mit seinem Schiffe an einen Ankerplatz gelangt, so geht er mit Brot, Fleisch, Zwiebeln und berauschendem Getränk ans Land und tritt vor ein hohes Holz mit menschlichem Gesicht und spricht: «O mein Herr, ich komme aus fernen Landen, habe Mädchen- und Zobelfelle zum Verkauf und bringe Dir diese Gaben zum Geschenk, — bescheere mir Käufer mit Geld!» — *Und wenn er seinen* Handel vortheilhaft geschlossen, schlachtet er Schafe und

Rinder als Opfer, giebt das Fleisch an die Armen und hängt die Köpfe der Thiere an das Holz der großen Statue.... In der Nacht aber kommen die Hunde und fressen Alles auf. Dann ruft er: «Mein Herr hat an mir sein Wohlgefallen, er hat Alles aufgespeist!»

Wird Einer krank, so schlagen sie ihm, entfernt von den Anderen, ein Zelt auf und lassen ihm Wasser und Brot zurück; sie nähern sich ihm nicht und sprechen auch nicht mit ihm während seiner Krankheit. Stirbt der Kranke, so verbrennen sie ihn, — ist es aber ein Sklave, so lassen sie ihn, wie er ist, bis er eine Beute der Hunde oder Raubvögel wird.

Ertappen sie einen Dieb oder Räuber, so knüpfen sie ihn an einen Baum auf und lassen ihn hangen, bis er, durch Wind und Regen aufgelöst, in Stücke zerfällt." — So weit unser Gewährsmann Frähn. —

Wenn man Petersburg verläßt, so kommt man an der Grenze des Gouvernements Nowgorod auf die Alaunische Hochebene, welche sich nicht nur über dieses, sondern auch über das von Twer und zum Theil bis über die angrenzenden Gouvernements nach Süden und Osten hin ausdehnt. Diese Hochfläche trägt keineswegs den Charakter einer sandigen, trockenen Steppe, sondern sie ist ein reiches Wasser- und Waldland. — Ein Grund von Granit und Kieselstein, der sich bis nach Jaroslawl hinzieht, unzählige Seen, grundlose Moräste und Sümpfe, in welchen zahlreiche Flüsse und unter diesen der größte Fluß Europa's — die Wolga — ihren Ursprung haben, und undurchdringliche Wälder charakterisiren diese Hochebene. — Die Axt hat freilich manchen Wald gelichtet, — die Wassermenge mag gesunken sein, — und doch ist kaum der zehnte Theil der Oberfläche für die Bebauung des Bodens gewonnen.

Diese dem Anscheine nach so wenig einladende, so wenig Vortheile bietende, weite Landstrecke war vor mehr als tausend Jahren von slavischen Völkerstämmen bewohnt, welche den Grund zu dem Russischen Reiche gelegt haben. Auf diesem Boden entwickelten sich die ersten Keime des bürgerlichen Lebens der russischen Volksstämme; — von hier aus sandte das mächtige Nowgorod seine Kolonisten nicht nur in die undurchdringlichen Wälder und Moräste des Nordens, sondern auch nach den Küsten des Baltischen Meeres, an die Ufer der Wolga und des Dniepr und nach den Gegenden des Ural. Hier in Nowgorod, Pskow, Twer, Tarjok und Wischni-Wolotschok erblühte der erste russische Handel, durch diesen Landestheil führte die älteste Wasserstraße „von den Warägern zu den Griechen."

Die geographische Lage der Alaunischen Hochebene, dieses höchsten Centralpunktes des europäischen Rußland, wo die bedeutendsten Ströme des Landes, die Wolga, die westliche und nördliche Dwina und der Dniepr, ihren Ursprung haben, wo die wichtigsten Handelsstraßen, welche damals und auch jetzt noch Rußland mit dem Westen Europa's verbinden, sich vereinigen und schneiden, war die einzige belebende Ursache zu der Entwicklung der ersten Kultur. — Wir begrüßen in der Alaunischen Hochebene die Wiege des russischen Volks. Von hier aus ergoß und verbreitete sich das russische Leben dem Laufe der Hauptströme entlang nach allen vier Weltgegenden, und verschlang und vereinigte die fremden Völkerstämme an den Ufern dieser Ströme mit dem Russischen Reiche.

Schon seit Beginn der russischen Geschichte existirte die große Handelsstraße „von den Warägern zu den Griechen", d. h. aus Skandinavien und überhaupt aus dem Norden Europa's nach Byzanz. Die unternehmenden Waräger, ein normanisches Volk am Baltischen Meere, zogen auf dieser Straße, welche die westliche Dwina und den Dniepr mit dem Schwarzen Meere und den Ilmensee, Ladogasee und die Newa mit dem Finnischen Meerbusen verband, nach dem Süden — und beförderten durch ihre Handelsverbindungen die Industrie und Kultur der an dieser Straße gelegenen slavischen Städte.

Unter allen diesen Städten erreichte Nowgorod schon in frühester Zeit eine hohe Blüte und erfreute sich — die einzige unter allen slavischen Städten — einer freien bürgerlichen Verfassung.

„Sic transit gloria mundi!" kann man ausrufen, wenn man das heutige Nowgorod betrachtet und daran denkt, was es einst war.

Dieser Freistaat umfaßte beinahe den ganzen Norden von Rußland, die heutigen Gouvernements Nowgorod, Archangelsk, Petersburg und einen Theil von Wiätka. Ein mächtiges Kriegsheer, das neben dem Fußvolk 30,000 Reiter zählte, beschützte den ausgebreiteten Handel. Die Ausdehnung der Stadt Nowgorod, welche damals 400,000 Einwohner hatte (gegenwärtig kaum 15,000), grenzte nach der Beschreibung der Annalisten ans Fabelhafte: Klöster, welche sich heute eine Meile weit von der Stadt befinden, lagen damals in den Ringmauern derselben. Noch heute haben übrigens die Vorstädte von Nowgorod einen Umfang von einigen Werst und die Stadt zählt gegen sechzig Kirchen. Was Wunder, wenn dieser mächtige Freistaat sich bei seiner Macht, seinem Reichthum, der Stärke seines Kriegsheeres den berühmten Wahlspruch beilegte: „Wer vermag Etwas gegen Gott und Groß-Nowgorod?"

Die Hansastädte, mit welchen Nowgorod in Verbindung stand, besaßen hier Faktoreien und Waarenniederlagen; die Deutschen waren geschätzte und gern gesehene Gäste, die häufig einen längeren Aufenthalt in der Stadt nahmen.

Gleich dem alten Rom hatte Nowgorod sein „Forum" — den Wetsche-Platz. Wenn die Glocke — die Wetsche — erklang, versammelte sich das Volk zu öffentlicher Berathung; — und sie erklang oft, diese Wetsche-Glocke, und spielt in der Geschichte von Nowgorod eine bedeutende Rolle. — Das Oberhaupt der Stadt, welches vom Volke erwählt wurde, trug den Titel „Possadnik"; die Richter, ebenfalls von den Bürgern gewählt, hießen „Bojaren".

Nowgorod ist später wiederholt von großen Feuersbrünsten verheert worden, es hat daher wenig Monumente aus seiner Vergangenheit aufzuweisen; noch steht seine mächtige Mauer, welche die Stadt wie eine Festung umgiebt. Das älteste Denkmal Nowgorods ist die Kathedrale zur heil. Sophie, welche schon im elften Jahrhundert nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel erbaut worden, und wol die älteste Kirche in ganz Rußland ist.

Die Namen mancher Straßen der Stadt weisen auf ihre alte historische Bedeutung hin. So erinnert z. B. die Woloß-Straße an den heidnischen Gott Woloß, welchem wahrscheinlich in vorchristlichen Zeiten an dieser Stelle Opfer dargebracht wurden. Die Waräger-Straße erhielt ihren Namen von *der Nähe des* Warägischen (Deutschen) Hofes und wahrscheinlich auch deshalb,

weil die Ausländer, welche man in Nowgorod mit dem gemeinschaftlichen Namen Waräger bezeichnete, hier wohnten. — Eine besondere Erwähnung verdient die Preußische oder Borussische Straße, welche zwischen dem Preußischen Thor in der „Burg" und dem Thore gleiches Namens im Wall gelegen war. — Diese Straße, fast ausschließlich von Bojaren bewohnt, wird in der Geschichte der Stadt häufig erwähnt und war nicht selten der Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen den Bojaren und dem Pöbel. — Die Bewohner dieser Straße wurden stets mit dem Namen „Preußen" bezeichnet, was jedenfalls auf ihren fremden Ursprung hinweist. — Höchst wahrscheinlich haben sich hier die ersten Einwanderer von borusso-warägischem Stamme niedergelassen, welche mit den Fürsten zugleich nach Rußland kamen.

Die Kathedrale zur heil. Sophie in Nowgorod.

Die Deutschen genossen in Nowgorod große Gerechtsame; sie bildeten eine besondere Kolonie mit eigenen Gesetzen ohne Einmischung der städtischen Regierung. Der ganze Handel zwischen Nowgorod und den Hansestädten war in Händen der Deutschen.

Sobald deutsche Kaufleute an die Grenze des Gebietes von Nowgorod gelangten, gaben sie von ihrer Ankunft Nachricht. In diesem Falle sandte ihnen die Regierung des Freistaates eine Sicherheitsbedeckung entgegen, welche die Waarenzüge bis in die Stadt geleitete; die Nowgoroder machten sich für die Sicherheit ihrer Gäste jedoch nur dann verantwortlich, wenn diese ihren Besuch vorher angezeigt.

Ihre Wohnungen hatten die Deutschen im Deutschen Hofe, — sie waren jedoch nicht ansässig — sondern nur zeitweilige Gäste. — Die Gesetze der Verwaltung der deutschen Korporation hießen „Skri", wurden vom Hansabunde bestimmt und an den Thoren des Hofes zur Einsicht für Jedermann angeschlagen. — Die Bewohner des Deutschen Hofes, oder — wenn man will — der hanseatischen Faktorei theilten sich in Meister, Knechte und Lehrlinge; Oberhaupt des Hauses war ein Alderman mit unumschränkter Gewalt, — sogar mit der Gewalt über Leben und Tod. — Im Innern des großen Hofes befanden sich Brauereien, Mühlen, Waarenlager, eine Kirche und verschiedene Nebengebäude; die Thore der hohen Einfriedigung wurden am Abend geschlossen. — So hatte der Deutsche Hof das Ansehen einer Burg, — einer kleinen Stadt in der Stadt.

Als höchste Münzeinheit galt in Nowgorod die „griwna", — ein glattes Stück reinen Silbers. Von der griwna wurden einzelne Stücke abgehauen und nach ihrer Größe der Metallwerth bestimmt. Die abgehauenen Silberstücke hießen „otrubki", d. h. Abgehauenes", und zwar die größeren derselben „rubli" — so ist bis auf den heutigen Tag der Name „Rubel" verblieben. —

Als Beispiel, wie in dieser alten Handelswelt der Kaufmannsstand vom Volke geehrt wurde, mag der Gesang von Ssadko, dem Gußlischläger, dienen:

„Ssadko war ein armer Gußlischläger (die Gußli ist ein Saiteninstrument, einer liegenden Harfe ähnlich).

Er spielte bei Festgelagen und heiterte durch Spiel und Gesang die Gesellschaft der Reichen auf. — Es kam aber eine Zeit, wo er zu keinem Feste geladen wurde. — Drei Tage vergingen, — Ssadko wartete vergebens. Da ging er betrübt mit seiner Gußli hinaus an das Ufer des Ilmensees, setzte sich auf einen Stein und griff in die Saiten. — Und siehe, da schlugen die Wellen im See hoch empor; Ssadko erstaunte, hörte auf zu spielen und kehrte nach der Stadt zurück. — Wieder verging ein Tag nach dem anderen, — Ssadko wurde nicht geladen. Da ging er in seinem Kummer an den See und ließ hier sein Spiel von Neuem ertönen — und wieder wogte die Oberfläche des Wassers auf; Ssadko achtete nicht darauf und kehrte heim. So kam es, daß er auch zum dritten Mal den See heimsuchte und spielte. — War sein Kummer so groß oder sein Muth so stark, — kurz, Ssadko blieb auf seinem Steine und blickte in die Flut. — Plötzlich taucht aus den Wellen der Seegott, der goldgelockte Ilmen, hervor. Ssadko's Spiel hatte dem Seegott gefallen — er wollte ihn dafür belohnen und sprach: „Kehr' in die Stadt zurück und biete den reichen Kaufleuten die Wette an, daß es im Ilmensee Fische mit goldenen Floßfedern giebt. Die Kaufleute werden an ein solches Wunder nicht glauben; es giebt aber auf des Sees tiefstem Grunde der Wunder viele — und ich offenbare sie — wem ich will." — Ssadko kehrt nach der Stadt zurück. — Am anderen Tage wird er zu einem großen Feste geladen — und wie er hier des Guten schon viel genossen und dem Weine tapfer zugesprochen, spricht er: „Ich kenne ein Wunder aller Wunder, das keiner von Euch kennt — Fische mit Floßfedern von Gold im Ilmensee!" — „Ein solches Wunder giebt es nicht", erwiedern *die Kaufleute lachend.*

Sſadko bietet ihnen eine Wette an. — Was konnte aber der arme Gußlischläger anders als Pfand einsetzen als seinen Kopf! — „Ihr seid reiche Kaufleute", spricht er; „so stellt drei Buden mit Waaren — und ich — ich setze meinen Kopf — mein Leben dagegen." — Die Wette wurde angenommen. Und sie zogen an den See und warfen das Netz aus — und siehe, im Netz war ein Fisch mit goldenen Floßfedern — und sie warfen es zum zweiten und dritten Mal aus; — jedes Mal befand sich ein gleicher Fisch in demselben. — Die Kaufleute übergaben Sſadko die drei Buden mit Waaren. — Von dieser Zeit an begann Sſadko zu handeln — und so wurde aus dem armen Gußlischläger einer der reichsten Männer von Nowgorod."

Als die unter sich uneinigen baltischen Slaven und Finnen um das Jahr 862 eine Gesandtschaft zu den Normannen oder Warägern übers Meer schickten und dieselben einluden, nach ihrem Lande zu kommen, um über sie zu herrschen, verließen jene ihr Vaterland auf immer und zogen, von zahlreichen Waffengefährten umgeben, als Fürsten zu den Slaven. Rurik, einer dieser Fürsten, machte Nowgorod zu seiner Residenz, führte das Feudalsystem in seinem Reiche ein, verlieh seinen Landsleuten die höchsten Ehrenstellen und umgab sich zu seinem Schutze mit einer zahlreichen warägischen Leibwache.

Schon der Nachfolger Rurik's hatte Nowgorod verlassen und seinen Sitz in dem neu eroberten Kiew genommen; Jaroslaw, ein Sohn Wladimir's, welchem nach der Theilung des Reiches Nowgorod zugefallen war, kehrte dahin zurück. — Lange hatten die Nowgoroder mit Neid und Verdruß auf die Vorrechte gesehen, welche die warägischen Krieger in ihrer Stadt genossen, und denselben Rache geschworen. Endlich, im Jahre 1018, wie der Chronist erzählt, rotteten sich die Einwohner der Stadt in Massen zusammen und erschlugen fast die ganze Leibwache Jaroslaw's. — Das war gerade zu einer Zeit, als der Brudermörder Swiätopolk von Kiew aus im Begriffe stand, gegen Nowgorod zu ziehen, um auch Jaroslaw aus dem Wege zu räumen. — Außer sich vor Wuth über den Verlust seiner Leibwache, beschloß der Fürst den Tod derselben zu rächen. Er lud alle Großen, welche den Aufstand geleitet, freundlich in seine Burg ein, um sie zu bewirthen. Sie gingen in die Falle; er ließ sie Alle ermorden. — Kaum war das geschehen, so erhielt er die Kunde von der Absicht Swiätopolk's. Was sollte er beginnen? Durfte er auf die Hülfe der über den Meuchelmord ihrer Mitbürger empörten Nowgoroder rechnen? — Doch die Annalen der Republiken zeigen uns nicht selten den rührenden Triumph der Tugend mitten unter Empörungen und Verwirrungen, die einer Volksherrschaft eigenthümlich sind. . . . Jaroslaw wollte übers Meer entfliehen; aber das Volk, entrüstet über den Brudermord Swiätopolk's, eilte ihm nach und sprach: „Du hast die Unsrigen ermordet, aber wir verzeihen Dir und sind bereit, mit Dir zu ziehen gegen den Brudermörder; — nimm Alles, was wir haben!" und damit zerschlugen sie das Fahrzeug, auf welchem er entfliehen wollte. Nach dem Siege über Swiätopolk gab Jaroslaw den Nowgorodern seinen siebzehnjährigen Sohn zum Statthalter und verlieh denselben die ausgedehntesten Freiheiten, in Folge deren die Republik immer mächtiger wurde und sich im Laufe von Jahrhunderten zu einer hohen Blüte und Macht erhob-

Nowgorod hatte zwar bis zu seinem Untergange einen fürstlichen Statthalter; derselbe besaß aber keine Gewalt und durfte ohne Einwilligung des Senats und des Volks nichts beschließen.

Die Macht des Freistaates war so groß, daß selbst die Mongolen, während sie ganz Rußland unterjochten und dessen Hauptstädte in Asche legten, es nicht wagten dieses Reich anzugreifen; daher ist Nowgorod die einzige unter den alten Städten Rußlands, auf deren Kirchen sich kein Halbmond unterhalb des Kreuzes befindet, wodurch der endliche Sieg des Christenthums über den Islam angedeutet wird.

Vergebens trachteten die moskowitischen Großfürsten zwei Jahrhunderte lang danach, die Macht Nowgorods zu brechen und den Freistaat unter ihr Scepter zu bringen.

Doch endlich schlug die Stunde des Untergangs auch für dieses Karthago des Nordens. — Das mächtige Kriegsheer des Zaren Iwan III. stand vor seinen Thoren. Die Wetsche-Glocke erklang, und die Worte eines Heldenweibes — Marfa, der Wittwe des Possadnik's, waren es, welche den Muth und die Begeisterung des Volks zur hellen Flamme anfachten. — Doch kein Heldenmuth, keine Selbstaufopferung vermochte das traurige Geschick von der Stadt abzuwenden; das Heer der Nowgoroder wurde geschlagen und der Zar zog als Sieger in die Stadt. Sämmtliche Privilegien des Freistaates wurden vernichtet, der fürstliche Statthalter mit unumschränkter Macht bekleidet, die heldenmüthige Marfa in ein Kloster gesteckt, die berühmte Wetsche-Glocke und dreihundert Wagen mit Gold, Silber und Kostbarkeiten nach Moskau geführt und fünfzig der reichsten Familien mit mehr als tausend der angesehensten Bürger nach entfernten Gegenden Rußlands in die Verbannung geschickt.

Die Tage der Größe und der Blüte Nowgorods waren für immer vorüber — nicht so die Tage des Elends und des Schreckens. — Beinahe ein Jahrhundert war vergangen, als unter der Regierung Iwan's des Schrecklichen, der überall Empörung witterte und in Jedem aus seiner Umgebung einen Verräther sah, auch über das unglückliche Nowgorod ein neues Gericht erging.

Ein Elender, Namens Peter, der eines niedrigen Vergehens wegen bestraft worden war, wollte sich dafür an der ganzen Stadt rächen. — Er verfaßte einen Brief verrätherischen Inhalts an den König von Polen und versah ihn mit den Unterschriften des Erzbischofs und einiger hohen Würdenträger von Nowgorod, welche täuschend nachgeahmt waren. Dieses Dokument versteckte er hinter ein Heiligenbild in der Sophienkirche, eilte zu dem Zaren nach Moskau und gab an, die Nowgoroder wollten das Vaterland an Polen verrathen. — An der Spitze der Leibgarde, jener Opritschniki — seiner Henkersknechte — eilte Iwan der Schreckliche nach Nowgorod, dessen Freiheitssinn ihm schon lange verhaßt war, und hielt hier ein schreckliches Blutgericht.... Er ließ — so erzählt der Annalist — die Unglücklichen an Schlitten binden, aus allen Gegenden der Stadt auf die Brücke der Wolchow schleifen und in den reißenden Strom schleudern; wer sich durch Schwimmen zu retten suchte, wurde mit *Aexten, Stangen und Fischerhaken* im Wasser erschlagen. —

Mehr als 60,000 Menschen fanden nach dem Zeugniß der Chronisten auf diese Art einen schauderhaften Tod. — Nachdem die wahnsinnige Wuth des Zaren sich gesättigt, ließ er von den Ueberlebenden aus jeder Straße Einen vor sich kommen. Mit gemäßigter Stimme sprach er zu ihnen: „Ihr Männer von Nowgorod! betet zu dem Allgütigen für unsere gottesfürchtige Zarenschaft und unsere lieben Opritschniki, damit wir alle unsere Feinde, die sichtbaren und die unsichtbaren, besiegen mögen!“

Darauf ließ er die großen Schätze, welche er sich aus Kirchen, Kaufläden und reichen Häusern angeeignet hatte, nach Moskau abführen. Der Erzbischof Pimen mußte in einem Narrenkleide auf einer weißen Stute sitzend dem Zuge folgen.

Iwan der Schreckliche.

Iwan hatte schon lange den Gedanken gefaßt, den Freiheitsgeist, welcher sich nicht nur in Nowgorod, sondern auch in Pskow auf die Enkel vererbt hatte, mit einem Mal zu vernichten. — So beschloß er denn Pskow ebenfalls zu züchtigen, da nach seiner Einbildung auch dieser ehemalige Freistaat ihn an Polen verrathen wolle.

Hier lebte damals der durch seine Frömmigkeit berühmte Einsiedler Nikolka, der Blödsinnige, welcher vereint mit dem Statthalter die Stadt von dem Untergange rettete. — Der Zar übernachtete nämlich in der zweiten Woche der großen Fasten in Nikolai, einem Kloster in der Nähe von Pskow. In der Stadt schloß Niemand während der ganzen Nacht ein Auge; man nahm Abschied vom Leben. Um Mitternacht hörte der Zar das Läuten der Glocken und er mochte sich vorstellen, wie die Bürger jetzt Gott den Allmächtigen anflehten, daß er sie vor den Greuelthaten ihres Zaren errette; dieser Gedanke erfüllte seine Seele zugleich mit Furcht und Sorge. Als er am anderen Morgen in die Stadt einritt, beugten die Bürger mit ihren Weibern und Kindern, Salz und Brot in der Hand haltend, das Knie vor dem Zaren und sprachen: „Zar, großer Fürst! wir — Deine treuen Unterthanen — bieten Dir voll Anhänglichkeit und Liebe Brot und Salz; mit uns und unseren Leibern thue nach Deinem Gefallen!“ Nach dem Gottesdienste begab der

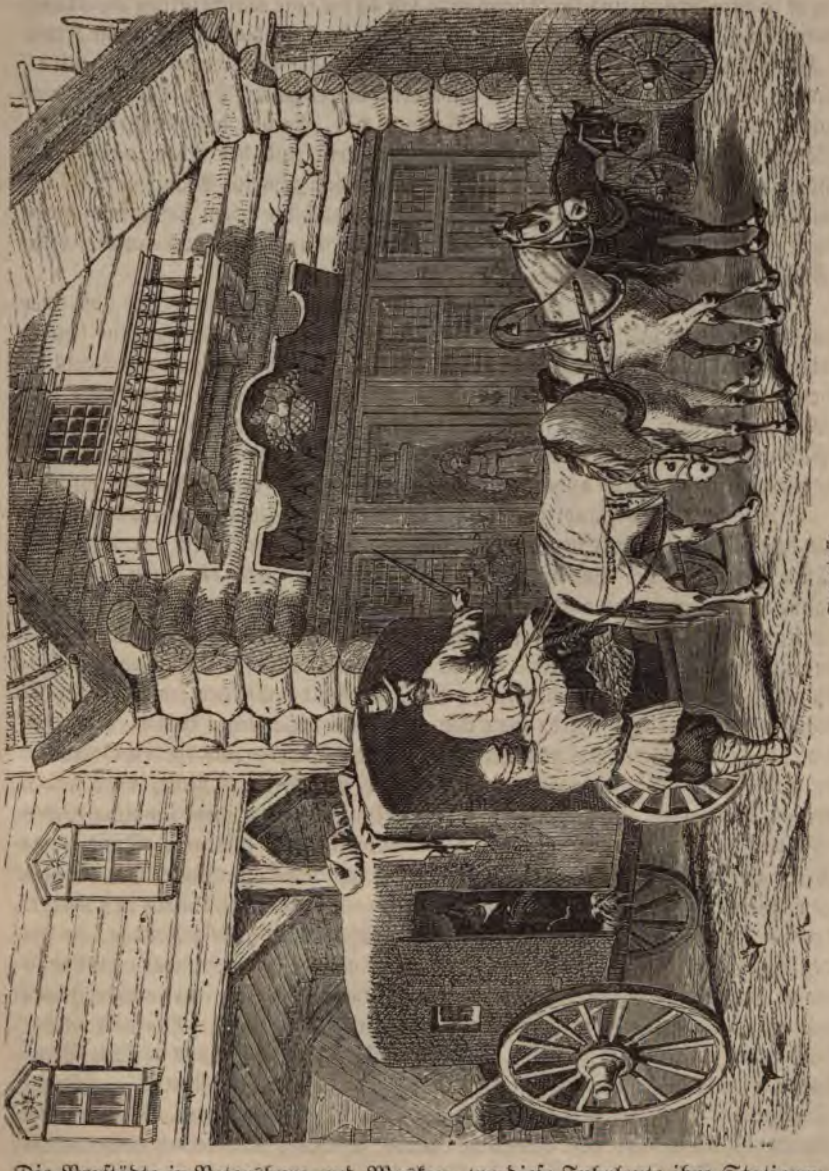
Zar sich in die Zelle Nikolka's. Dieser fürchtete sich nicht, unter dem Schilde seiner Blödsinnigkeit den Tyrannen des Blutdurstes und des Kirchenraubes zu beschuldigen. Er bot dem Zaren ein Stück rohes Fleisch an. Iwan sagte ihm, er sei ein guter Christ und esse während der Fasten kein Fleisch. „Du thust noch viel Schlimmeres!" antwortete der blödsinnige Mönch, „denn Du nährst Dich von dem Blute und Fleische der Menschen. Iwaschko! Iwaschko! Wie lange willst Du noch unschuldiges Christenblut vergießen? Wenn Du auch nur gegen einen einzigen Menschen in dieser geweihten Stadt Deine Hand aufhebst, so wird Dich der Allerhöchste mit seinem Blitze vernichten." Die Chronisten erzählen, daß in demselben Augenblicke der Himmel sich umdüstert habe wie vor einem schweren Gewitter, obgleich es im Winter war. Der Zar gerieth in eine solche Angst, daß er sich eiligst aus der Stadt entfernte, ohne einem Menschen auch nur ein Haar gekrümmt zu haben. —

Die Alaunische Hochebene bietet mit Ausnahme der Punkte, wo sie in den Waldaibergen ihren Höhenkamm erreicht, dem Auge wenig Wechsel dar. Man mag die ganze, wol auf hundert deutsche Meilen ausgedehnte Fläche zwischen Petersburg und Moskau auf der Eisenbahn durchfliegen oder auf der Chaussee zurücklegen, welche dieselbe in ihrer großartigen Anlage wie eine Römerstraße durchzieht — nur selten wird die todte Einförmigkeit der Gegend von einem heiteren Landschaftsbilde unterbrochen. Wasser, Sumpf und Wald, hin und wieder in der Ferne eine wellenförmige Hügelreihe mit grünen Saatfeldern, in deren Nähe die Strohdächer eines Dorfes mit weißem Kirchthurm und langen Reihen kegelförmiger Heu- und Getreideschober hinter Kieferngebüsch hervorschauen, während in noch weiterer Ferne der Horizont durch dichte Waldungen begrenzt wird. In der sumpfigen Niederung zu beiden Seiten der Chaussee aber sieht man nichts weiter als grünschlammige Wassertümpel, Erlengebüsch und verkrüppelte Kiefern, zwischen welchen hohe, abgestorbene Fichtenstämme mit ihren nackten Aesten gleich grauen Wegweisern dastehen. Wenn man sich von Nowgorod aus den Waldaibergen nähert, wird die Scenerie der Landschaft nach und nach reicher — waldige Hügel, Thäler, Schluchten, waldumkränzte Seen mit grünen Inseln wechseln mit einander ab.

So ermüdend die Einförmigkeit einer solchen Sumpfgegend für das Auge am Tage ist, so überraschend ist ihr Anblick bei Nacht, besonders bei Mondenschein. Man glaubt sich wie durch einen Zauberstab in eine neue Region versetzt; Wald und Sumpf scheinen verschwunden, und ein weites Meer mit unzähligen Inselgruppen und dunkel aufsteigenden Uferklippen scheint am Horizont vor uns aufgetaucht zu sein. Beim Anbruch der Nacht legt sich eine dichte weiße Nebeldecke über den Sumpf — der Sumpf wird zum Meere — Baumgruppen verwandeln sich in grüne Eilande, zwischen welchen Nebelstreifen aufsteigen und die Form phantastischer Riesengestalten annehmen.

Die Dörfer an der großen Landstraße zwischen den beiden Hauptstädten des Reiches haben seit Erbauung der Eisenbahn durch Aufhören des Fuhrwesens viel von ihrer Bedeutung, und die Einwohner derselben eine reiche Erwerbsquelle eingebüßt. Die Bauern waren fast ohne Ausnahme Fuhrleute, und bildeten *unter sich eine be*sondere, mit gewissen Privilegien ausgestattete Korporation,

indem ihnen das Postfuhrwesen als Monopol verliehen wurde. Diese Fuhrleute waren — so zu sagen — „Reichspostknechte“ und heißen nach dem alten Worte „Jam“ (Poststation) — auch heute noch „Jamschtschiki“.



Tarantasse.

Die Vorstädte in Petersburg und Moskau, wo diese Fuhrleute ihre Stationen haben, werden nach derselben Ableitung „Jamskaja“ genannt. Der frühere Post- und Handelsverkehr auf dieser Straße hat jetzt größtentheils aufgehört —

der Nachtheil, welcher den Fuhrleuten durch die Eisenbahn erwuchs, hat sich mit der Zeit ausgeglichen und die Mehrzahl der Bewohner wandte sich der Industrie zu. Anfangs betrachteten die Bauern die Anlegung der Eisenbahn als einen Eingriff in ihre Rechte, und ihr Aberglaube sah darin eine antichristliche Neuerung, sowie in der Dampfkraft der Lokomotive eine übernatürliche, dämonische Kraft. „Hörst Du, wie der Satan Dampf von sich schnaubt, wie er pfeift und heult?" sprach Einer zum Anderen, sich andächtig bekreuzend. Doch dabei blieb es nicht; es kamen sogar gewaltsame Versuche vor, Nachts die Anlagen zu zerstören und Schienen aufzureißen. Das Interesse und der Aberglaube boten sich hier die Hand. In dieser Beziehung steht der gemeine Mann in Rußland nicht niedriger als anderwärts auch .... wurden doch die ersten Dampfmaschinen in England von fanatischen Fabrikarbeitern zertrümmert — und auf die ersten Schleppdampfschiffe des Rheins Schüsse abgefeuert....

Die Dörfer, welche an dieser Straße bald näher, bald weiter, oft aber in einer Entfernung von zwei bis drei Meilen von einander entfernt liegen, bieten in ihrer Anlage und der Bauart der Häuser nicht die geringste Verschiedenheit dar; wenn man ein Dorf in Großrußland zwischen Petersburg und Moskau gesehen hat, so könnte man sagen, sie alle gesehen zu haben; im Süden von Moskau gewinnen dieselben durch den Charakter des Bodens, die reichere Vegetation und andere günstige Verhältnisse ein freundlicheres Aussehen.

Wie ein weißes Band zieht sich die Petersburger Chaussee durch das Dorf; zu beiden Seiten derselben stehen dicht neben einander, meist nur durch ein Thor getrennt, die Bauernhäuser. Seitenstraßen giebt es selten, und wo solche Zwischenräume vorhanden, da sind es Verbindungswege, welche nach entlegeneren Gärten und Feldern führen. Ein solches Dorf, selbst wenn es eine massiv gebaute, weißgetünchte Kirche mit grünem Dach und hohem Glockenthurm hat, gewährt kein freundliches Bild. Es fehlt demselben jeder landschaftliche Reiz; vergebens würde man hier jene Bauernhäuschen suchen, deren bescheidene Strohdächer aus grünem Laube hervorblicken — und die den Beschauer so anheimeln. Die Bewohner jener Häuser verstehen es nicht, oder haben keinen Sinn dafür, ihre Wohnsitze mit der Annehmlichkeit, dem landschaftlichen Schmuck zu verschönern, wie sie Auge und Gemüth erfreuen. Diese lange Reihe von Häusern ohne Baum, ohne Strauch, ohne ein Gärtchen mit einem gemüthlichen, schattigen Ruheplätzchen hat etwas Nüchternes, Kaltes und charakterisirt die Bewohner dieser Häuser. Wo früher ein Baum gestanden, da hat der Bauer ihn stehen lassen, — seine Hand aber hat keinen neuen gepflanzt. Keine grüne Hecke befindet sich zwischen den Gemüsegärten, sondern elende Zäune von zusammengeflochtenen Zweigen mit verdrocknetem Laub. Hin und wieder sieht man wol in den Gärten hinter den Wohnhäusern einen wilden Birnbaum, eine einsame Tanne, einen Hollunder- oder Hagebuttenstrauch — seltener Stachelbeer- und Johannisbeersträucher oder gar Kirschbäume. Der russische Bauer ist überhaupt eine praktische Natur; er fragt nach keiner Annehmlichkeit — der Vortheil, welchen eine Sache ihm gewährt, ist allein für ihn maßgebend; daher fehlt auch in seinem häuslichen Leben jeder Komfort, jede Be*quemlichkeit.* Seine Bedürfnisse sind gering — wenn er diese befriedigen kann,

so ist er zufrieden; selbst wenn er durch Fleiß und Industrie reichere Mittel erwirbt, wird er sich in seiner einfachen Lebensart höchstens nur das erlauben, was ihm einen rein materiellen Genuß gewährt. In seinen Gärten baut er das Nothwendigste: Kartoffeln, Zwiebeln, Rettig und Kohl — anderes Gemüse kennt er nicht. Fast die einzige Blume in den Gärten ist die Sonnenblume — und auch das wol nur ihres Samens wegen, eines beliebten Leckerbissens der Jugend und der Dorfschönen.

Der Bauer dieser Gegend ist durch die Beschaffenheit des Bodens und die beschränkte Ausdehnung seines Ackerlandes, hier noch mehr als anderwärts, im eigentlichen Sinne des Wortes nicht Landbebauer; seine Existenz ist nicht auf den Ertrag eines Stück Landes angewiesen und er daher auch moralisch weniger an dasselbe gefesselt — er ist Alles, was die Umstände mit sich bringen, Fischer, Kohlenbrenner, Fuhrmann, Hausirer — Alles, nur nicht Landbauer oder Viehzüchter.

Bauer in Wintertracht.

Die ansehnlicheren Häuser haben gewöhnlich einen niedrigen Unterbau, der zu Wirthschaftsräumen, und wenn der Bauer, was häufig der Fall ist, Handel treibt, zu einer Niederlage oder Bude für solche Handelsartikel benutzt wird, welche auf dem Lande gangbar sind, wie: Bastschuhe, Stricke, Nägel, Geschirr, Mehl, Hafer, Brot, Zwiebeln, Quaß u. dgl. Ueber diesem Erdgeschoß befindet sich das eigentliche Wohnhaus, die „Isba", wohin eine äußere Treppe unter einem Vordache führt.

Die meisten Wohnhäuser sind durch einen Hausflur in zwei Theile getheilt; jeder derselben besteht aus einem viereckigen Gefüge von rohen Fichtenstämmen — der eine ist Winter-, der andere Sommer-Isba.

Nichts kann einfacher sein als die innere Einrichtung einer solchen, selten durch einen Bretterverschlag getheilten Isba. In dem nach Osten liegenden Winkel befindet sich der Heiligenschrein mit den auf Holztafeln in Oel gemalten Heiligenbildern und einer von der Decke herabhängenden Glasampel; bei reichen Bauern stehen die Bilder hinter Glasscheiben. Bei ärmeren dagegen fehlen Schrein und Ampel und die Bilder stehen dann auf schmalen Bretchen an der Wand, und am Vorabende von Feiertagen, sowie regelmäßig Sonnabend Abends, brennt ein dünnes Wachslicht vor denselben. Vor den Heiligenbildern steht ein Tisch, an den Wänden sind breite Bänke befestigt — Stühle giebt es nicht. Der Hauptgegenstand in der Isba, überhaupt im ganzen Hause, ist der kolossale, fast bis zur Decke reichende Back- und Kochofen. Dieser Ofen spielt

zur Winterszeit eine große Rolle im häuslichen Leben der Familie — er ist ein Wohlthäter für Groß und Klein. Der zwischen Ofen und Decke befindliche warme Raum ist nicht nur eine beliebte Schlafstelle, er ist zu jeder Zeit im Winter ein angenehmes Ruhe- und Erholungsplätzchen. Wenn der Bauer durchnäßt und durchfroren heimkehrt, legt er Bastschuhe und Tuchlappen von den Füßen, zieht Kaftan und Schafpelz ab und streckt sich mit Wohlbehagen auf den warmen Ofen — wenn Buben und Mädchen, oft barfuß und nur im Hemde, blau vor Kälte in die Isba flüchten, so kriechen sie zähneklappernd auf den Ofen. Vom Ofen bis zur gegenüberliegenden Wand ist wenige Fuß unterhalb der Zimmerdecke eine Art zweiten Stockwerks oder eigentlich ein offener Bodenraum angebracht. Hier ist die allgemeine Familienschlafstätte für Jung und Alt — Einer oder der Andere müßte es denn vorziehen, eine Schlafstelle und auf der Bank oder auf dem Ofen zu wählen. Schafpelze, Kleider, Filzdecken, kleine Kopfkissen sind das einzige Bettzeug — der Schafpelz ist Alles — er ist Matratze, Bettdecke. Eine Bettstelle, ein vollkommen eingerichtetes Bett kennt der russische Bauer nicht. Diese Schlafstätte, „palata“ genannt, ist für die Jugend zu jeder Tageszeit ein Lieblingsplatz — und man sieht häufig eine ganze Reihe flachsköpfiger, bausbäckiger Kinder wie die Orgelpfeifen neben einander, den Fremden bei seinem Eintritt von oben herab anglotzen.

Talglichte, selbst die allereinfachste Thranlampe sind in einem Bauernhause hier zu Lande Luxusgegenstände; brennende, schmale Kienspäne, die in eine eiserne Gabel an einem hölzernen Gestell eingeklemmt werden, geben an den langen Winterabenden die einzige spärliche Beleuchtung.

Aus dem Hausflur gelangt man in den inneren Hofraum, der rings von einem überdachten, nach dem Hofe zu offenen und auf Pfählen ruhenden Anbau umgeben ist, welcher zur Bergung der Wirthschaftsgeräthe, Karren, Telegen u. dgl. dient; hier befindet sich auch der Vieh- und Pferdestall.

Diejenigen größeren Häuser, welche zugleich Anhaltestationen für den Fuhrverkehr sind, und wo Reisende übernachten, haben größere Hofräume, und die oberen Wohngemächer, zur Aufnahme der Einkehrenden bestimmt, bieten größere Bequemlichkeit; der Wirth mit seiner Familie benutzt dann den unteren Raum des Hauses.

Ganz so, wie wir das russische Bauernhaus heute finden, so war dessen Anlage und Einrichtung auch vor hundert Jahren. Dieselben Verzierungen, welche an demselben in der Vorzeit angebracht wurden, sehen wir auch heute. Längs der oberen Dachfirste, sowie an den Giebelsparren, sind ausgezackte, mitunter sehr geschickt geschnitzte, mit grellen Farben bemalte Bretер karnießartig angebracht; ähnliche Karnieße umsäumen den unteren Rand des Daches. Die Fenster sind mit einer gleichen bunten Einfassung umrahmt. Solche Verzierungen sind nichts weniger als geschmackvoll, sie geben aber den Häusern ein freundlicheres Aussehen. Ein für jeden Russen unentbehrliches Bedürfniß, welches mit dem russischen Leben vom Palast bis zur Hütte herab eng verwachsen, ist der Gebrauch der Badestuben. Man macht dem gemeinen Manne *in Rußland* den Vorwurf der Unreinlichkeit, in vieler Beziehung jedoch mit *Unrecht*. *Wenn auch* von einer Seite das gedrängte Beieinanderleben in der

engen Isba während des langen Winters, die warme Kleidung und der unvermeidliche Schafpelz, welchen der Russe selbst im Sommer gern als Morgenrock trägt, Folgen haben mögen, die den Russen in Verruf gebracht, so muß man dagegen von der anderen Seite sagen, daß bei keinem anderen Volke der gemeine Mann eine so gewissenhafte Reinlichkeit in Betreff seines Körpers beobachtet wie der in Rußland. Jeder Arbeiter, jeder Bauer besucht einmal wöchentlich die Badestube und zieht ein reines Hemd an. Freilich entspringt die Beobachtung dieser Sitte nicht aus einem besonderen Reinlichkeitsgefühl — es ist eben eine Sitte — wir möchten sagen eine Sitte, die einen orientalisch-religiösen Charakter trägt. Am Tage vor jedem großen Feste, beim Beginn der Fasten, vor der Beichte, vor der Trauung wird die Badestube besucht.... nach der Mahlzeit, nach jeder häuslichen Verrichtung taucht der echte Russe seine Hände ins Wasser.

Bauernstube.

Die Badestuben in den Dörfern sind sehr primitiver Natur: In einem engen Raume, oft halb unter der Erde, in welchem ein gewöhnlicher Backofen geheizt wird, aus dem durch Hineingießen von Wasser auf glühende Steine ein heißer Dampf hervorströmt, steigt die Hitze bis zu einer unerträglichen Höhe. Hier geht der Prozeß nicht sowol des Waschens als vielmehr des Schwitzens vor sich. Mit Besen von frischen Birkenreisern peitschen sich die Schwitzenden Brust und Rücken, bis sie roth wie ein Krebs aus solcher Prozedur hervorgehen, um sich — was in den Dörfern häufig vorkommt — draußen mit Wonne im Schnee zu wälzen und von Neuem ins Schwitzbad zu eilen.

Schließlich müssen wir in Betreff der russischen Bauernhäuser noch der Eigenthümlichkeit Erwähnung thun, daß die Backöfen in den Häusern der ärmeren Bauern fast ohne Ausnahme der Schornsteine entbehren; der Rauch zieht

durch eine Oeffnung in der oberen Wand, das sogenannte Rauchfenster ab, infolge dessen stets eine dichte Rauchschicht an der Decke des Wohnraumes lagert, wodurch die Annehmlichkeit des Aufenthalts nicht gerade erhöht wird.

So wenig Freundliches ein russisches Bauernhaus in seiner äußeren Umgebung hat, so kahl und nüchtern uns das Haus selbst erscheint und auch in seiner inneren Einrichtung wenig anspricht, eben so wenig gemüthlich ist das Leben seiner Bewohner, bei welchen von einem Familienleben im edleren Sinne des Wortes wenig zu finden ist.

Die Stellung, welche bei einem Volke die Frauen einnehmen, ist der sicherste Prüfstein der Kulturstufe desselben. Wo die Frau Sklavin des Mannes ist, da ist der Mann selbst Sklave. Die volle Wahrheit dieser Grundsätze finden wir bei dem Volk in Rußland im Allgemeinen, bei dem Landvolke in den Dörfern von Großrußland aber insbesondere bestätigt. Wenn einerseits schon die rohen Zustände unter dem Landvolke das Loos der Frauen bestimmen, so tragen in den Gouvernements von Großrußland auch noch andere Ursachen dazu bei, dieses Loos zu einem harten, beklagenswerthen zu machen.

Wir haben erwähnt, daß der Dorfbewohner in diesen Gegenden von Großrußland infolge der ungünstigen Bodenverhältnisse Alles ist — nur nicht Ackerbauer. Den größten Theil des Jahres ist er von Hause abwesend, er hausirt oder treibt in den größeren Städten ein Gewerbe, oder er verdingt sich als Arbeiter in Fabriken und erscheint an seinem häuslichen Herde nur kurze Zeit, so zu sagen als Gast. Der Frau liegt während der Abwesenheit des Mannes, außer den häuslichen Besorgungen, die ganze schwere Feldarbeit ob. Selbst da, wo der Mann zu Hause bleibt, ist das Loos der Frau deshalb kein leichteres. Der Mann fährt mit einem Fuder Heu oder Holz nach der Stadt — der Handel ist überhaupt sein Geschäft — er bringt die ländlichen Produkte auf den Markt, er verkauft Butter, Milch, Eier u. s. w., er thut Alles, was in anderen Ländern Frauen verrichten, während die Frau im vollen Sinne des Wortes Arbeiterin, Sklavin ist. In Petersburg und Moskau sind alle hausirenden Händler mit Obst, Eiern, Fischen, Käse, Häringen u. dgl. m. Männer. Es macht einen komischen Eindruck, einen baumstarken Mann vor seinem Karren schreien zu hören: „Milch! Milch! Wer kauft Milch?“ oder einen Riesen mit einem Korb voll Eiern auf dem Kopfe zu sehen. So frei die Mädchen auf dem Lande sind, so gekettet ist die Frau. Wie schnell vergeht daher auch bei ihnen der Schmelz der Jugend, wie kurze Zeit sind sie jung, wie schnell welken sie hin und werden alt! — Es giebt aber in diesen Gegenden, wo die männliche Bevölkerung der Dörfer nomadisirend nach den Städten zieht, noch eine andere dunkle Seite, welche ihre Schatten auf das Familienleben wirft. Es mag hinreichen anzuführen, daß in den meisten dieser Dörfer, besonders zur Sommerszeit vom Militair, theils auf Durchmärschen theils in Kantonnirungen, auf kürzere oder längere Zeit Aufenthalt genommen wird.

Wir haben oben die Alaunische Hochebene ein Wald- und Sumpfland genannt. Unsere Leser dürfen sich unter russischen Wäldern keinen deutschen Wald denken, keinen gepflegten, von lachenden Wiesen oder Feldern umgebenen Tannen- *oder Buchenwald*, in deren Schatten man zur Erholung einen Spaziergang macht

Die ungeheuern Waldungen der Gouvernements von Nowgorod, Twer, Kostroma und Jaroslaw sind im vollen Sinne des Wortes Urwälder.

Großrussin.

In einer nur wenig von bebautem Boden und von Dörfern unterbrochenen Kette ziehen sich die Wälder über die Wolga hinüber und in nördlicher Richtung bis tief in das Gouvernement von Archangelsk. Aehnliche Waldregionen, wie diese,

sind die Urwälder an den Ufern des oberen Mississippi oder in Sibirien. In der Nähe der Dörfer giebt es zwar Lichtungen, auch stößt man auf Kohlenmeiler, im Innern der Wälder aber hat noch nie der Schlag der Axt ertönt, nur der Sturm oder das Alter fällen hier die Riesenstämme, und der Boden, aus welchem sie erwachsen, wird auch ihr Grab — sie vermodern. Wie manche Stelle mag es hier geben, die noch nie ein menschlicher Fuß betreten, wohin sich selbst der unternehmendste Jäger nicht verirrt, wenn er im Winter auf Schneeschlittschuhen Hunderte von Werst weit in die Einöde der Wälder dringt. Der Boden ist fast überall ein sumpfiger, sodaß die Straßen und Wege, welche durch diese Wälder führen, eigentlich nur im Winter oder mitten im Sommer zu passiren sind. Und was für Wege sind das? Meilenlange Knüppeldämme, auf denen man, wie auf einer schadhaften Brücke, mit großer Vorsicht, damit die Pferde nicht einsinken, im Schritt über schwankenden Moorboden fährt. Selten wird die tiefe Waldesstille hier unterbrochen. In der Gegend, wo die Eisenbahn von Petersburg nach Moskau den Wald durchschneidet, wird das heisere Gekrächze der Raben und Krähen oder der schaurige Ruf der großen Ohreule nur von den schrillen, weitschallenden Signalen der Lokomotive unterbrochen; selten hört man aber einen menschlichen Laut, es müßte denn in der Nähe eines Dorfes sein, wenn im Sommer Weiber und Mädchen auf der Beeren- und Pilzenlese den Wald durchstreifen. Das muntere Heer gefiederter Sänger flieht diese Oeden, die Grabesstille wird nur von dem Klopfen unermüdlicher Bunt- und Grünspechte unterbrochen.

Ein sehr unliebsamer Gast in diesen Waldregionen ist in den bevölkerten Gegenden derselben zur Sommerszeit der Bär. Wenn die warmen Strahlen der Frühlingssonne diesen Stammgast der Wälder aus seinem Winterschlafe erwecken, so macht er seine Rechte als solcher zum Schrecken der Dorfbewohner und auf Kosten der Herden derselben nur zu oft geltend. Wölfe belästigen die Umgegend zur Sommerszeit nicht weniger; wenn sie aber im Winter, besonders nach Neujahr, in ganzen Rudeln aus den Wäldern ziehen und auf den Wegen lagern, so ist nicht nur die Sicherheit der Herden, sondern auch das Leben der Menschen gefährdet, und es vergeht selten ein Winter, ohne daß sich nicht irgend ein trauriger Vorfall in dieser Beziehung ereignete.

In derselben Einförmigkeit zieht sich die Chaussee durch Sumpf- und Waldland, bis eine merkliche Hebung des Bodens und bewaldete Hügelreihen zu beiden Seiten derselben anzeigen, daß man sich den Waldaibergen nähert. Je höher man kommt, desto anmuthiger wird der Wechsel der Landschaft; die Dörfer liegen näher aneinander, Halden, Wiesen, Felder und selbst Gärten erfreuen das Auge des Wanderers.

Die kleine Stadt Waldai liegt umgeben von Bergen, am Ufer eines lachenden, beinahe eine Quadratmeile großen Sees, aus dem sich mehrere bewaldete Inseln erheben. Auf einer derselben liegt das vom Patriarchen Nikon erbaute Kloster Iwersk, dessen Kuppeln und Kreuze hinter mächtigen Tannenbäumen hervorragen. Wie fast jeder kleine Ort sich durch irgend einen Zweig der Industrie auszeichnet, so ist dies auch in Waldai der Fall. Der Reisende *wird hier bei seiner Ankunft* förmlich belagert von einer Schar junger Mädchen,

welche die berühmten waldaischen Kringel (baranki), an einem Bande von Bast gleich den Perlen eines Rosenkranzes aufgereiht, zum Verkauf ausbieten. Die Bevölkerung von Waldai stammt zum Theil von polnischen und schwedischen Kriegsgefangenen her, welche Zar Alexei, der Vater Peter's des Großen, hierher geschickt. Ein Accent in der Sprache der Einwohner erinnert noch heute an die fremde Abstammung derselben.

Ungefähr nach einer Tagereise, während welcher die Gegend ihre frühere Einförmigkeit annimmt, gelangt man nach Wischni-Wolotschok. Dieser Ort ist unstreitig der wichtigste Punkt auf der ganzen Strecke zwischen Petersburg und Moskau, denn hier vereinigen sich die Wasserverbindungen zwischen der Wolga, dem Ilmen- und Ladogasee — mithin ist dieser Ort ein offenes Thor für den Verkehr zwischen dem Kaspischen Meere und der Ostsee, dem Süden und Norden von Rußland.

Schon in einiger Entfernung vor der Stadt zieht sich die Straße wie auf einem Damm zwischen gewaltigen Wassermassen hin, den Vorrathsbehältern zur Speisung des Kanals bei niedrigem Wasserstande. Weiterhin blickt das Auge mit Bewunderung auf gewaltige Anlagen: große Wasserbecken mit einer Einfassung von Granit und Schleusen mit eisernen Thoren. Fast überall, wo man in Rußland einer großartigen Anlage begegnet, welche auf Handel und Verkehr des Landes von belebendem Einfluß geworden ist, hat das Genie Peter's d. G. dieselbe ins Leben gerufen und seine Hand den ersten Grundstein dazu gelegt. So ist es auch mit den Kanalbauten bei Wischni-Wolotschok. Peter erkannte, welch eine Bedeutung die Verbindung der Wolga mit der Ostsee für sein Werk, das neu geschaffene Petersburg, haben mußte. Die günstige Lage von Wischni-Wolotschok für die Ausführung seines Planes fiel ihm ins Auge, und er ließ den ersten Kanal graben, welcher die Flüsse Msta und Twerza verbindet. Ein Jahrhundert lang ist dieses Kanalsystem erweitert und vervollkommnet worden. Die Ausführung der Riesenpläne Peter's, der nicht nur eine Verbindung von vier Meeren durch die vier großen Flüsse des Reiches, die Wolga, den Dniepr, die westliche und nördliche Dwina beabsichtigte, sondern ganz Rußland mit einem künstlichen Wassernetz zu durchziehen gedachte, bleiben freilich einer günstigeren Zeit vorbehalten. Der große Mann konnte nicht ahnen, daß für den Verkehr der Völker eine neue Kraft ins Leben treten würde und es einem seiner Nachfolger bestimmt sein würde, ein eisernes Netz über das Land zu legen.

Die großartigen Bauten von Wischni-Wolotschok — sowie die ganze Anlage des Kanalsystems — erregen mit Recht die Bewunderung jedes Sachkundigen. Vor noch nicht hundert Jahren war Wischni-Wolotschok ein elendes Dorf, eine einfache Poststation; heute ist es Hauptstapelplatz für die Bodenerzeugnisse und Rohprodukte des mittleren und südlichen Rußland auf ihrem Transport nach Petersburg und ins Ausland. Die Eisenbahn trägt zu dem Aufschwunge der Stadt das Ihrige bei, sodaß dieselbe die Anwartschaft hat, dereinst eine der reichsten und blühendsten Städte von Rußland zu werden. Wischni-Wolotschok ist — nebenbei gesagt — die einzige Stadt auf der ganzen Strecke zwischen Petersburg und Moskau, welche von der Eisenbahn berührt wird.

Je weiter man kommt, je mehr man sich Twer nähert, desto größere Ausdehnung nehmen die Wiesenflächen an, die auf einen reichen Viehstand schließen lassen. Die Wiesen sind hier so umfänglich, es wird eine solche Masse an Heu gewonnen, daß die einzelnen Dörfer für sich allein nicht im Stande sind, mit der Ernte fertig zu werden, da das Mähen, Trocknen und Einfahren oder die Aufstapelung in Schober in drei Tagen beendigt sein muß. Es vereinigen sich daher mehrere Dörfer und vollziehen die Ernte jedes Dorfes gemeinschaftlich. Eine solche Wiesenfläche, auf welcher sich Hunderte von Gestalten bewegen, die Burschen in rothen Hemden, die Frauen und Mädchen im bunten Sarafan, dem weißen Oberhemd mit bauschigen Aermeln und langen seidenen Bändern in den Zöpfen, bietet ein recht malerisches Bild dar. Unter heiteren Scherzen und Lachen geht die leichte Arbeit vor sich. Wenn die Sonne sich ihrem Untergange nähert, wird Feierabend gemacht; von allen Seiten kommen die Mäher mit ihren Mädchen und Frauen an den gemeinschaftlichen Versammlungsplatz und lagern sich in Gruppen um die bescheidene Abendmahlzeit, welche ihnen Heiterkeit, Frohsinn und Ausgelassenheit würzen.

Nach der Mahlzeit bildet sich ein weiter Kreis; zwei Burschen treten mit der Balalaika, einer Art russischer Guitarre tatarischen Ursprungs, in den Kreis, greifen in die Saiten, und man hört gewöhnlich die Melodie des bekannten Volksliedes:

„Auf der Straße — auf der breiten ....“

Ein junges Mädchen tritt in den Kreis, eine üppige Brünette mit braunem Teint, lustig blitzenden dunkeln Augen und rothen Bändern in den vollen Zöpfen, im rothen Sarafan mit goldenen Tressen; von der anderen Seite erscheint ein junger Bursche, das rothe Hemde mit einem breiten, seidenen Gürtel zusammengehalten, den niedrigen, mit Pfauenfedern geschmückten Hut herausfordernd auf einem Ohr. Sie beginnen einen jener Nationaltänze, von welchem man durch Schilderung nur ein ungenügendes Bild zu geben vermag. Er ist originell, graziös — damit ist aber wenig gesagt. Der russische Tanz ist dramatisch, er stellt durch Mimik, Gestikulation, Bewegungen — eine Reihe Scenen dar, in welchen sich in stetem Wechsel bald Leidenschaften, Schmollen und Betrübniß, bald Geringschätzung, Flehen und Versöhnung ausdrücken. Hierzu ertönt auf dem Instrument eine monotone Melodie, welche diese verschiedenen Gemüthserregungen anzudeuten sucht. Hingerissen durch eine übereinstimmende Empfindung, bewegen sich Beide, Tänzer und Tänzerin, indem sie sich zärtlich zulächeln; — da zuckt ein Blitz des Unmuths in den Augen der Tänzerin, sie wendet sich und — flieht. Der Tänzer verfolgt sie, bleibt aber plötzlich stehen und kehrt sich ab, als schäme er sich seiner Schwäche. Nun beginnt die Scene des Schmollens, dem beiderseitige Reue folgt: beide Theile nähern sich halb versöhnt, langsam zögernd einander, ein mißverstandenes Lächeln vielleicht — trennt sie von Neuem. Sie entfernt sich beleidigt, blickt aber kokett über die Schultern nach ihrem Galan zurück, der überwunden der Schönen bittend und reuevoll nacheilt. Das Drama naht seinem Ende, der Takt der Musik wird schneller und schneller, das Paar dreht sich wirbelnd im Kreise und besonders der Tänzer führt Pas und Sprünge mit merkwürdiger Gelenkigkeit aus.

Endlich findet die Versöhnung statt und Beide treten erschöpft zurück, um Anderen Platz zu machen. Das neue Paar wiederholt nicht denselben Tanz. Das junge Mädchen hat ein seidenes Tuch in der Hand, das sie mit Geschicklichkeit und Grazie, bald mit beiden Händen über dem Kopf hält, bald sich kokett drehend und wendend, herausfordernd gegen ihren Tänzer schwenkt.

Dorfmusikant.

Es drückt sich in diesem Tanz Energie und Weichheit aus, was demselben eine ganz besondere Originalität verleiht. Während die Musik den Bewegungen der Tänzer folgt, kommen Gesangstimmen den Tönen der Balalaika zu Hülfe, bald fallen die Zuschauer im Chor ein, sodaß man von der Musik nichts mehr hört. Die Tänzer werden durch den Gesang hingerissen, ihr Tanz wird leidenschaftlicher und wilder — ein Sturm von Beifallsbezeigungen belohnt ihre Anstrengungen. Ein drittes Paar folgt. Die Sterne glänzen schon längst am dunkeln Nachthimmel, Feuer lodern auf der Wiese, der Tanz dauert fort;

Lachen und Scherzen hier, Singen dort, mitunter auch ein kreischender weiblicher Aufschrei oder ein langgezogenes, schellendes „Juchhei" — und der Mond schaut verwundert auf das lustige Treiben herab, das oft lange bis über Mitternacht hinaus fortdauert.

Die Russen lieben solche Feste; jede Ernte hat ihr Fest und einen bestimmten Tag für dasselbe; so mag man Heu, Getreide, Aepfel, Nüsse ernten, Honig schneiden — stets werden solche Tage durch ländliche Feste gefeiert. Was kann es Natürlicheres und Reizenderes geben, als wenn die Menschen in einer so einfachen, naiven Art ihrer Freude über die Güte der Vorsehung und den Segen der Natur Ausdruck geben.

Twer und sein Gebiet sind eine traurige Erinnerung an die tiefste Erniedrigung, die Rußland je erlebt hat, an die Unterjochung durch die Mongolen, an das schauderhafte Wüthen dieser Barbaren. Ebenso ist diese Gegend Zeuge gewesen von den unseligen Zwistigkeiten und blutigen Kämpfen der russischen Theilfürsten unter einander. In dieser unglücklichen Periode der russischen Geschichte spielt Twer eine wichtige Rolle. Noch heute lebt, wenn auch nicht in der Erinnerung des Volkes, so doch in der Geschichte und in der Kirche, das Schicksal des unglücklichen Fürsten Michael von Twer.

Michael wurde vor den Khan Usbek in die Horde gefordert, um sich wegen verschiedener Anschuldigungen, welche seine Feinde gegen ihn erhoben hatten, vor diesem obersten Gerichtsherrn zu rechtfertigen. Michael gehorchte und begab sich, begleitet von seinen beiden Söhnen und vielen Bojaren, in Usbek's Lager. Es wurde ein Gericht zusammengesetzt und der unglückliche Fürst, trotz aller Rechtfertigung, mit schweren Ketten belastet ins Gefängniß geworfen. Hierauf zog der Khan, begleitet von seinem ganzen Hofstaate und den fremden Gesandten, welche sich in der Horde befanden, auf die Jagd. Dieser Lieblingszeitvertreib der Khane dauerte in der Regel einen oder zwei Monate; Tausende von Menschen, geschmückt mit ihren schönsten Gewändern und auf ihren besten Rossen, waren dabei thätig. Auf unzähligen Frachtwagen führten Kaufleute Waaren aus Indien und Griechenland herbei. Ueberfluß und Lustbarkeit herrschte in den unübersehbaren Lagern und die öden Steppen schienen Straßen volkreicher Städte geworden zu sein. Der unglückliche Fürst Michael wurde, geschlossen und mit einem schweren Klotze um den Hals belastet, auf dieser Jagd mit herumgeschleppt. Nachdem er lange genug gepeinigt worden, traten eines Tages die Henkersknechte in sein Zelt, warfen ihn zu Boden, traten ihn mit Füßen und schnitten dem Lebendigen das Herz aus dem Leibe. Die russische Kirche erkannte Michael von Twer als Märtyrer an und sprach ihn heilig. Seine sterblichen Ueberreste wurden später in der Kathedrale des Erlösers zu Moskau beigesetzt, ruhen jetzt aber in der Kathedrale in Twer.

Vergebens würde man in Twer Denkmäler der Vergangenheit suchen. Die Stadt, welche wiederholt durch Feuer und Schwert, noch im Jahre 1606 durch die Polen verwüstet worden, hat keine Spur aus dem Alterthum aufzuweisen. Twer erscheint uns, nachdem es durch die Kaiserin Katharina II. wieder aufgebaut, als eine neue, regelmäßige Stadt, die, wie so viele russische *Städte, keine Erinnerung* an ihre düstere, traurige Vergangenheit bewahrt hat.

Im Jahre 1327 schickte der Khan Usbek an den Großfürsten von Twer, Alexander, Sohn des ermordeten Michael, eine feierliche Gesandtschaft. Das zahlreiche tatarische Gefolge des Gesandten Djuden-Schewkal plünderte und raubte in der Stadt. Es hatte sich im Volke das Gerücht verbreitet, daß die Tataren gekommen seien, um sämmtliche Russen zum mohammedanischen Glauben zu bekehren und den Gesandten auf den fürstlichen Thron zu setzen; selbst der Großfürst glaubte an dies Gerücht. Er stellte sich an die Spitze seines Heeres und ein entsetzliches Blutbad begann. Schewkal flüchtete sich mit seiner Leibwache in die Burg des unglücklichen Michael; Alexander ließ sie in Asche legen, der Gesandte mit den Seinigen kam im Feuer um.

Man will die Ueberreste jener großfürstlichen Burg in dem früheren bischöflichen Palais erkennen, welches unter der Regierung des Kaisers Alexander I. restaurirt und von der Großfürstin Katharina und ihrem Gemahl, Prinzen von Oldenburg, bewohnt wurde.

Für die Gegenwart hat Twer eine große Bedeutung. Es liegt am Einfluß der Twerza in die Wolga, wo diese anfängt schiffbar zu werden; obgleich zwei Werst weit von der Eisenbahnstation entfernt, hat die Stadt nichtsdestoweniger einen lebhaften Verkehr und ist namentlich für den Handel zwischen Petersburg und dem südlichen Niederlande und dem Ural einer der Hauptstapelplätze für Fische, Getreide und Eisen.

Wenn man in Rußland den Winter auf dem Lande zugebracht hat, so begrüßt man die ersten Boten des nahenden Frühlings, die schwarzen, gelbschnäbeligen Saatkrähen, denen ein Heer munterer Staare folgt, mit derselben Freude, wie Noah in seiner Arche den Friedensboten mit dem Oelblatt. Noch deckt aber eine blendende Schneedecke Feld und Wiesen, und es gehen Wochen hin, bis sie verschwindet und die ersten Lerchen ein grünes Plätzchen finden. Mit Macht zehren jedoch die warmen Sonnenstrahlen an dem Winterkleide der Natur; und wenn der Thauwind, ihnen zu Hülfe eilend, über die Fluren fegt und jenes eigenthümliche Sausen in den dürren Zweigen der Weiden und Erlen ertönt, wenn Dohlen und Krähen an ihren Nestern bauen und Züge schreiender Kraniche und wilder Gänse in gerader Linie und im Dreieck hoch in der Luft ziehen, dann athmet auch der Mensch auf nach der langen Winternacht und stimmt freudig ein in das Konzert der befiederten Welt: „Der Frühling kommt!" Und wenn mit Sonnenaufgang vom Saume des Waldes her das Balzen des Auerhahns durch die klare Morgenluft erschallt und man durch sein Fernglas Hunderte von Birkhühnern in den Gipfeln der kahlen Bäume sitzen sieht, so kann dem Jäger wol das Herz im Leibe lachen. Eigenthümlich sind die Jagden, wie man sie hier im Frühling abhält, und welche uns ein Jäger in folgender Erzählung schildert:

„Ich hatte den ganzen Winter im Gouvernement Jaroslawl auf einem Gute des Grafen P. zugebracht. Das Schloß des Grafen lag am steilen Ufer der Maloga, eines nicht unbedeutenden Flusses, der zwei Meilen von hier in die Wolga fällt. Am anderen Ufer erstreckt sich meilenweit eine wellenförmige, zum Theil von kleinen Schluchten durchzogene, mit Gebüsch bedeckte Wiesenfläche. Mit Beginn des Frühjahres, zur Zeit der allgemeinen Ueberschwemmung,

bietet die ganze Niederung der Maloga den Anblick einer unabsehbaren Meeresfläche dar, aus welcher die höher gelegenen Punkte mit ihren Dörfern inselartig hervorragen und dunkle Fichten- und Tannenwälder sich malerisch abzeichnen. Die Bewohner der Dörfer verkehren fast nur in Kähnen miteinander, ja selbst auf den großen Landstraßen ist die Kommunikation erschwert oder zum Theil ganz unterbrochen. Und solche Ueberschwemmungen treten gewöhnlich ganz plötzlich ein: am Abend noch eine Schneefläche — am Morgen ein wogendes Meer.

An einem solchen Vorfrühlingstage saß ich Abends auf meinem Zimmer. Den ganzen Tag über war ein warmer Sprühregen vom dichtbewölkten Himmel geströmt; auch jetzt noch schlug er plätschernd gegen die Fensterscheiben, während der Wind im Kaminschlot heulte. Da meldete man mir einen Bauer aus dem nächsten Dorfe, welcher die Funktion eines Waldwärters bekleidete und schon auf mancher Jagdtour im Winter, auf Schneeschlittschuhen, mein treuer und bewährter Führer gewesen war.

«Was bringst Du mir Neues, Kusma?» rief ich ihm zu, als er eingetreten. «Neues?» versetzte er, nachdem er andächtig drei Kreuze geschlagen; «Neues? Ja, morgen, so Gott will, da wird's was Neues geben. Wenn's diese Nacht so fortregnet, so haben wir morgen Hochwasser. Ew. Gnaden können mir in die Augen spucken, wenn morgen nicht der Teufel los ist. Sie haben nur zu befehlen, Herr, und Alles soll zur Jagd fertig sein. Wir nehmen das große Boot und etliche von den kleinen Nachen; ich will die Treiber bestellen, und noch einige von den jungen Leuten hier auffordern, die haben doch wenigstens Flinten .... das soll eine lustige Jagd werden, Herr!»

So wurde denn beschlossen, daß vor Sonnenaufgang Alles zur Jagd bereit sein sollte. Ich hatte noch nie eine Jagd mitgemacht, wie solche hier zur Zeit der Frühjahrsüberschwemmung stattfinden. Wenn nämlich das Wasser sich über die ganze Niederung, über Feld, Wiesen und Wald ergossen, so bilden die höher gelegenen, meist mit Gebüsch bedeckten Stellen theils langgestreckte, schmale Landzungen, theils Inseln. Auf diese Inseln und Landzungen flüchtet alles Wild, Hasen, Füchse, Dachse u. s. w., vor der Wasserflut, und zwar in solcher Menge, daß man namentlich die Hasen, die ihr weißes Winterkleid noch nicht abgelegt, wie Schafe hin und her rennen sieht. Die Bauern, sonst eben keine Jäger, pflegen dann häufig wahre Metzeleien unter dem Wilde anzurichten. Eine solche Jagd stand mir für den morgenden Tag bevor.

Kusma's Prophezeiung war eingetroffen. Als ich am Morgen vor Sonnenaufgang auf den Balkon hinaustrat, hatte sich die ganze Landschaft ringsum wie durch einen Zauberschlag in ein anderes Gewand gekleidet. Die Eisdecke auf dem Flusse, der letzte graue Schnee, waren verschwunden — Wasser — überall Wasser.

Im Hofe unten war schon Alles lebendig. Kusma kam mit der Meldung, daß die kleine Schützengesellschaft mit Treibern, Boot und Nachen an der Stelle der Abfahrt warteten. „Das Wasser steigt bedeutend", sagte er; „wir haben eine halbe Stunde zu rudern bis zu der nächsten Insel: von da geht's *ein Stündchen weiter durch* Gebüsch, und dann fängt erst der rechte Spaß an."

Die kleinen Nachen, echte sogenannte „Seelenverkäufer", waren eigentlich nichts Anderes als ausgehöhlte Baumstämme, und es gehörte die Geschicklichkeit eines Eingeborenen dazu, eine solche Nußschale mit einem einzigen Ruder zu regieren und bei einer unvorsichtigen Bewegung das Umschlagen zu verhüten. Wir bestiegen diese Nachen zu Zweien und fort ging's in die weite See....

Wir landeten an der Insel. Dieselbe war nicht breiter als 60—80 Schritt und wol einige hundert Schritte lang. Die Treiber umgingen die Insel und drangen mit zwei Hunden von der entgegengesetzten Seite ins Gebüsch; wir stellten uns in einer Linie auf der anderen Seite auf und es wurde ausgemacht, ruhig zu warten. Bald hörten wir die Hunde anschlagen; .... jetzt raschelte es rechts und links im dichten Gebüsch. Da war kein Halten mehr.... Piff! paff! Geschrei, Hundegebell, es ging drunter und drüber. Man konnte nicht zum Schusse kommen, ohne zu befürchten, irgend einem der Schützen oder Treiber eine Ladung Schrot zu applizíren. Hasen wurden mit Knitteln niedergeschlagen, mit Händen gegriffen. Und welch täuschendes, klägliches Kindergeschrei ließ sich da hören! Es war nichts weiter als das Klagelied des armen Lampe, der lebendig abgefaßt, von kräftiger Faust an den Löffeln geschleppt wurde. Ich war mehr Zuschauer als thätiges Mitglied dieses originellen Treibjagens. Da rasselte es dicht neben mir im Busch, und ich sehe, wie ein Fuchs, niedergeduckt, fast auf dem Bauche kriechend, vorsichtig durchs Gebüsch rutscht. Der schlaue Bursche machte es nicht wie die dummen Hasen, welche in blinder Hast hin und her rannten. Allein seine Schlauheit sollte ihm diesmal nichts helfen; die Versuchung, ihm Eins auf den Pelz zu brennen, war zu groß. Armer Reinecke! Merkwürdig: ich lag im Anschlage, der Schelm blinzelt mich von der Seite an, als wollte er sagen: „Mensch, was hab' ich Dir gethan? Hast Du denn kein Mitleid?" Na, mögen's mir die Hühner verzeihen, welche der Racker vielleicht noch verspeisen wird; ich ließ ihn laufen.

Indessen dauerte das Toben um mich her fort. Fünf und zwanzig Hasen waren erlegt; mein Reinecke war nicht unter den Todten.

Wir fuhren bei noch zwei ähnlichen Inseln an und unsere Jagd nahm denselben Verlauf wie auf der ersten. Kusma mahnte, besorgt zum Himmel blickend, zum Aufbruch. „Die große Landzunge ist wol eine Stunde Weges von hier", sagte er, „und das Wetter könnte sich ändern." Kaum waren wir bis zu einem dichten Gestrüpp gerudert, als sich plötzlich der Himmel verfinsterte, Schloßen, Schnee und Regen durch die Luft wirbelten; unsere kleinen Nachen tanzten wie die Nußschalen auf den Wellen. Das Gestrüpp, welches wir gerade erreicht hatten, ward uns zum Heile; wir hielten uns mit den Händen an den Zweigen und verhinderten so das Umschlagen des Nachens. Nachdem wir uns auf diese Art wol eine Stunde lang mühsam durch das Gebüsch bugsirt hatten, legte sich der Sturm; die Sonne trat wieder hinter den Wolken hervor, und ermüdet, durchnäßt, hungerig landeten wir glücklich an der Spitze der Landzunge, wo die Hauptjagd stattfinden sollte. Diese Landzunge war mehrere hundert Schritte breit und über eine Werst lang. Während wir ausruhten, wurden die Treiber an das äußerste Ende der Zunge geschickt, um die schmale Verbindung derselben mit dem Walde durch Netze abzusperren.

des Bodens bewahrt, auf dem sie gereift. Moskau nimmt als Vereinigungspunkt sämmtlicher Eisenbahnen die Thätigkeit des ganzen Landes in Anspruch; gleich emsigen Bienen, welche den Ertrag ihrer Arbeit zu ihrem Korbe bringen, strömen auch hier die Bewohner der entferntesten Landestheile zusammen, daher dies bunte Gemisch, dieses lebendige Bild des Volkslebens in seinen verschiedenen provinziellen Eigenthümlichkeiten; aber in wie verschiedenen Farben und Schattirungen sich dieses Bild auch darbieten mag, es trägt das Gepräge nationaler Einheit. In Moskau erinnert der aristokratische Adel selbst unter französischer Politur im innern Grunde seines Wesens und seiner Lebensart an das einstige Bojarenthum. Hier findet man noch einen reichen Kaufmannsstand, der bei seinem Reichthum das einfache Leben und die Sitten seiner Voreltern bewahrt hat. Hier lebt noch jene unbegrenzte Gastfreundschaft, wie sie nur bei den alten Slaven und in den Wüsten Arabiens geherrscht hat. Moskau mit seinen Kathedralen, Klöstern und Reliquien der Heiligen ist, gleich Kiew, für jeden rechtgläubigen Russen eine heilige Stadt, für Tausende aus weiter Ferne ein Wallfahrtsort. Von hier aus strömte einst der Segen der rechtgläubigen Kirche über Rußland aus, und mit Liebe, Verehrung und Andacht sind heute noch die Blicke jedes echten Russen auf die Wiege seines Glaubens gerichtet.

Wenn überhaupt bei der fabelhaften Entwickelung der russischen Kultur die Berührung von Kontrasten sehr natürlich ist, so treten diese Gegensätze nirgends schlagender auf als in Moskau, wo moderner Anstrich, Glanz, Luxus im öffentlichen wie im Privatleben sich mit ungeschliffener Natürlichkeit und in primitiven Zuständen berühren. Neben stolzen Palästen stehen ärmliche hölzerne Häuser, eine Bauerntélega, mit Stroh beladen, versperrt der dahin rollenden prächtigen Equipage den Weg. An das glänzend erleuchtete Pariser Magazin stößt eine Bude mit Brot, Kwaß und Zwiebeln. Bauern in Bastschuhen und geflickten Kaftanen oder im Schafpelz streifen auf dem Trottoir und den Boulevards an elegante Stutzer, und der Nachtschwärmer, welcher erst bei Tagesanbruch von einem glänzenden Ball zurückgekehrt, wird durch das Blasen des Kuhhirten, der das Vieh auf die Weide treibt, aus seinen Träumen geweckt und daran erinnert, daß Moskau die Stadt der Gegensätze ist.

So wie das Wort „matiuschka“, Mütterchen, ein Lieblingswort russischer Anhänglichkeit und Zärtlichkeit ist, so ist auch Moskau für den echten Russen „matiuschka Moskwa“.

Wenn man an einem heiteren Sommertage, ohne zurückzublicken, an den reizenden Ufern der Moskwa auf die „Sperlingsberge“ hinauswandert, oder seinen Spaziergang bis auf die Landstraße von Smolensk, auf den sogenannten Berg der „Kniebeugung“ (Poklonnaja-Gora) fortsetzend, sich umwendet, so ist der Eindruck des Panorama's der Zarenstadt ein ergreifender, durchaus fremdartiger. Man fühlt, daß diese Herrlichkeit einer anderen Civilisation, einem anderen Volke angehört, keinen europäischen Charakter trägt.

In diesem wunderbaren Bilde tritt vor Allem der Kreml hervor. Derselbe schließt nicht nur die merkwürdigsten Denkmäler Moskau's ein und *bewahrt* die Kronen, Szepter und Throne seiner Zaren, er ist in jeder Hinsicht

eines der großen Wunderwerke der Welt. — Wenn die goldenen Dächer und Kreuze seiner Kathedralen in den Strahlen der Abendsonne wie mit Feuer übergossen erglühen, während weiter unten die Schatten des Abends sich über zahllose Gärten lagern, so gewährt die Riesenstadt ein zauberhaftes Bild. Unmittelbar vor seinen Thoren hat Moskau einen Wald von meilenweiter Ausdehnung, von welchem ein Theil zu einem herrlichen Park mit Hunderten von Landhäusern umgeschaffen ist; in der Stadt selbst überall Gärten, schattige Alleen und Teiche, in dessen Ufergebüschen Nachtigallen schlagen: eine Vereinigung der Großartigkeit einer Weltstadt mit idyllischer Ländlichkeit. Auf Moskaus Boden erwuchs die Größe und Macht des Russischen Reiches; die russischen Großfürsten vereinigten die getrennten Theile Rußlands unter ihrem Szepter zu einem Ganzen und legten den ersten Grund zu ihrer heutigen Größe.

Die Gründung von Moskau verliert sich — wie diejenige aller alten berühmten Städte — im Dunkel sagenhafter Ueberlieferungen, aus welchen man schließen kann, wie das Volk schon seit den frühesten Zeiten Moskau als seinen Schutz und Schirm in den blutigen Kriegen der Theilfürsten, als Vermittler zwischen den aufrührerischen Bojaren, betrachtete.

Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts befanden sich da, wo jetzt die alte Zarenstadt liegt, am Abhange der waldbedeckten Hügel längs des Ufers der Moskwa einige Dörfer, welche zu der Domäne des reichen Bojaren Kutschko gehörten. Im Jahre 1158 kam der Großfürst von Kiew, Juri Dolgoruki, aus dem Hause Wladimir Monomach's, auf seinem Wege nach Wladimir, einer Besitzung seines Sohnes Andrei, durch die Gegend. Der stolze Kutschko bewies dem Großfürsten nicht die ihm gebührende Ehre und beschimpfte denselben sogar noch. Dafür ließ der erzürnte Juri den Frechen tödten und in einen Sumpf werfen. Späterhin, gerührt durch die Thränen der drei Kinder Kutschko's, vielleicht auch seine That bereuend, schickte sie der Großfürst nach Wladimir zu seinem Sohne Andrei, und dieser erhob Ulita, die schöne Tochter des unglücklichen Bojaren Kutschko, später zu seiner Gemahlin.

Gefesselt durch den Reiz der Gegend, beschloß Juri, auf den sieben Hügeln an der Moskwa eine Stadt zu gründen. Den höchsten derselben, auf welchem sich heute der Kreml erhebt, ließ er mit einem Kreis von Palissaden umgeben. Auf dem nächsten Hügel, wo heute das Kloster Snamenski steht, legte er einen zweiten Stadttheil an und nannte denselben Kitai, nach einem Beinamen, welchen sein Sohn Andrei in der Kindheit geführt hatte. Diese beiden Städte oder Stadttheile erhielten nach dem Flusse den Namen Moskwa. Im Anfange war die neu gegründete Stadt Moskwa oder Moskau nichts weiter als ein militärischer Centralpunkt, eine Art von Waffenplatz.

Es ist schwer, der Geschichte Moskau's zu folgen, welches das Schicksal der meisten Städte Rußlands theilte. Seine Geschichte ist ein Labyrinth von Kriegen, blutigen Kämpfen, Belagerungen, Erstürmungen und Feuersbrünsten ohne Ende. Durch die Mongolen wurde es zerstört und eingeäschert — die Chroniken schweigen darüber, wer es wieder auferbaut. Wenngleich die Annalen uns auch erzählen, daß der Fürst Danilo oder Daniel der Erste gewesen, welcher den Titel eines Großfürsten von Moskau angenommen, daß

er die Stadt bedeutend vergrößert und im Jahre 1300 den Kreml erbaut und mit einem Wall von Eichenholz umgeben, ferner eine Anzahl von Kirchen und Klöstern gegründet habe — unter anderen das Danilow-Kloster, in welchem er die Mönchskutte nahm und auch beerdigt worden — so beginnt die politische Existenz Moskaus doch erst mit Johann I., der es im Jahre 1328 zur Hauptstadt von ganz Rußland erhob.

Johann I., „Kalita", so genannt einer Geldtasche wegen, die er stets bei sich trug, um den Armen Almosen zu spenden, war einer der politisch klügsten Fürsten Rußlands. Zwölf Jahre des Friedens erlaubten ihm, seine Hauptstadt zu befestigen und zu verschönern. Er ließ den Kreml, wo bis dahin sämmtliche Gebäude und Kirchen von Holz aufgeführt waren, neu ausbauen und mit Mauern umgeben. Werfen wir einen Blick auf dieses Moskau des 14. Jahrhunderts: Das ganze Weichbild der Stadt, in deren Mitte sich der Kreml und die Kitaistadt mit den Vorstädten befand, war eine weit ausgedehnte Fläche, auf welcher die Häuser und Besitzungen der Bojaren und Geistlichen, von Wald, Wiesen und Feldern umgeben, zerstreut umher lagen. Bodenlose Wege führten durch Wald und Sumpf. Frauen und Mädchen gingen hier auf die Beeren- und Pilzenlese, Männer auf die Jagd. Die drei zu dieser Zeit bereits aus Ziegelstein aufgeführten Kathedralen im Kreml waren klein und eng; durch die schmalen, vergitterten Fenster von Marienglas drang nur ein mattes Licht. Die übrigen Gebäude im Kreml — Kirchen, der Palast des Großfürsten und die Häuser der Bojaren — waren sämmtlich von Holz.

Die Glanzperiode Moskaus beginnt erst mit der Regierung Johann's III. „Die Stadt", sagt der Chronist — „kann sich an Schönheit, Größe und Bevölkerung selbst mit Nowgorod messen." Dieser Großfürst war der Erste, welcher den Titel „Johann, von Gottes Gnaden Landesherr (Herrscher — Gossudar) von ganz Rußland" führte. Auch veränderte er das Reichswappen: früher war dasselbe ein Engel mit einem Reifen in der Hand und ein Mann mit entblößtem Dolch — später ein Löwe, der einen Lindwurm zerreißt. Das Reichswappen, wie Johann es bestimmte, trug auf der einen Seite den byzantinischen gekrönten Doppeladler, auf der anderen das Wappen der Stadt Moskau — einen Ritter zu Pferde, wie er den Drachen erlegt. Die Regierungen seiner Nachfolger — Wassili III., welcher zuerst den Titel „Zar von Rußland" annahm, und dessen Sohnes Johann's IV., des Schrecklichen, des ersten Autokraten und Kaisers von ganz Rußland, waren auch für Moskau's Entwicklung von großem Einfluß, wenngleich die Stadt gerade während dieser Jahre von unsäglichem Elend heimgesucht wurde.

Die mongolischen Khane führten den Titel „Zar", und solange ihre Herrschaft über Rußland dauerte, wagten die Großfürsten es nicht, denselben Titel anzunehmen. Sobald sie aber das mongolische Joch abgeschüttelt hatten, waren Wassili III. und seine Nachfolger stolz darauf, sich „Zaren" von Rußland zu nennen. Johann III. achtete den Zarentitel höher als den Kaisertitel, und Johann der Schreckliche erwiederte dem Jesuiten Pessawini, dem Legaten des Papstes Gregor XIII., als er ihm den Königstitel anbot: „Ich bin Selbstherrscher aller Russen und mein Titel ist „Zar", das ist — „König aller Könige!"

In der slavonischen Bibel werden Christus, David und Salomo Zaren der Juden genannt; wenn es also Gott gefallen hat, meinen die Russen, seine Auserwählten mit diesem Titel zu beehren, so sei der Name „Kaiser“ nur von den Menschen erfunden. Die Gelehrten sind über die Abstammung des Wortes „Zar“ nicht weniger uneinig als über die Abkunft der Slaven; es kommt ebenso unwahrscheinlich vom römischen „Cäsar“ als von einer slavischen Wurzel her, sondern scheint vielmehr ein altpersisches Wort, worauf Namen wie Nebukadne-Zar, Salmana-Zar, Nabopola-Zar u. a. hindeuten. Die Gemahlin des Zar wurde ehemals Zariza, die Söhne und Töchter Zarewitsch und Zarewna, d. i. eben Sohn oder Tochter des Zar, genannt. Nach dem Tode Alexei's, des Sohnes Peter's I., hörte dieser Titel auf und die kaiserlichen Prinzen wurden von der Zeit ab Großfürsten genannt. Kaiser Paul I. führte 1799 den Titel Cesarewitsch (nicht Zarewitsch) für seinen zweiten Sohn, den Großfürsten Konstantin, ein, nach dessen Tode ihn Kaiser Nikolaus seinem Thronfolger, dem jetzigen Kaiser Alexander II., verlieh. Ebenso ertheilte Nikolaus seiner Schwiegertochter, der Gemahlin des Thronfolgers, bei ihrer Vermählung den Titel Cesarewna.

Wenn schon die Regierungsjahre Johann's des Schrecklichen überhaupt auf den Einwohnern von Moskau, ebenso wie auf dem gesammten Zarenreiche, wie ein schwer zu tragendes Joch lagen und denselben manchen Tag des Elends und des Schreckens brachten, so erreichte dieses Elend seine höchste Stufe während der großen Feuersbrünste des Jahres 1547.

Moskau glich — nach den Worten des Annalisten — einem einzigen Scheiterhaufen, einem Feuermeer, über welchem dichte, schwarze Rauchwolken lagen; das Heulen des Sturmes, das Prasseln der Flammen und Wehklagen der Menschen wurden von dem Krachen der einstürzenden Dächer und den donnerähnlichen Explosionen von Pulvervorräthen unterbrochen. Ein hoher Pulverthurm flog in die Luft und riß die Kremlmauer am Ufer des Flusses mit sich fort; Schutt und Steine hemmten den Lauf des Wassers — zur Feuerbrunst kam noch eine Ueberschwemmung. Die hölzernen Häuser verschwanden, die steinernen wurden zu Ruinen — Eisen und Kupfer schmolzen und flossen auf den Straßen. Der Palast des Zaren, der Schatz, Heiligenbilder, Archive, selbst Reliquien der Heiligen wurden ein Raub der Flammen. Der Metropolit, welcher am Altare der Mariä Himmelfahrts-Kathedrale betete, wurde, halb erstickt vom Rauche, nur mit Mühe gerettet. Das berühmte Bild der Gottesmutter von Wladimir blieb auf seinem Platze unversehrt: das Feuer, welches das Dach und die Vorhalle zerstörte, drang nicht bis ins Innere der Kathedrale. Tagelang rauchten die Ruinen und Schuttschaufen der ungeheuern Brandstätte — wie Schatten irrten Tausende von Unglücklichen mit versengtem Haar und vom Rauch geschwärzten Gesichtern umher, voll Verzweiflung die Hände zum Himmel emporstreckend. Es blieb dem armen Volke kein Trost, da der Zar und die Bojaren sich außerhalb der Stadt nach den Sperlingsbergen zurückgezogen hatten, als fürchteten sie die Klagen des Volks zu hören.

Mehr als sieben Jahrhunderte sind seit der Gründung von Moskau vergangen, und welchen Einfluß auch die Kultur auf seine Entwicklung,

die moderne Architektur auf seine äußere Gestalt gehabt haben mögen, so hat es seine Eigenthümlichkeit bewahrt und ist eine im vollen Sinne des Wortes russische Stadt geblieben, d. h. das alte Moskau mit seinen krummen Straßen, originellen Häusern, seiner Unzahl von Kirchen, Kapellen, Thürmen und Glocken von allen Größen, deren harmonisches Geläute in den verschiedensten Tonarten jeden Fremden in Verwunderung setzt. Und alle diese Kirchen sind im mannichfaltigsten architektonischen Stil — oder besser gesagt — nach gar keinem Stil gebaut, sodaß jede als ein neuer Versuch der bildenden Phantasie ihres Erbauers erscheint. Dieselbe Stillosigkeit der Architektur findet man auch bei den meisten Häusern: die angebrachten Verzierungen, Figuren und Säulen stehen nicht im Einklange mit dem Ganzen. Und doch gewähren diese Häuser und Häuschen im grünen Rahmen ihrer Höfe, Gemüse- und Baumgärten ein freundliches Bild. Das ungeheure Areal, welches die Stadt im Verhältniß zu der Zahl ihrer Häuser einnimmt, ist nicht nur durch die weitläufigen, unbebauten Plätze und parkähnlichen Gärten im Innern derselben erklärlich, sondern vornehmlich auch dadurch, daß selbst das kleinste, bescheidenste Haus seinen geräumigen, grünen Hof, seinen Garten und seine Wirthschaftsgebäude hat, und daß fast jedes dieser Häuser abgeschlossen für sich daliegt und von dem Nachbarhause bald durch eine Mauer, bald durch einen langen Zaun getrennt ist. Vergebens würde der Fremde in Moskau jene langen, nach der Schnur gezogenen Straßen mit den gleichförmigen Häuserreihen unter einem Dache suchen. Der Ausländer betritt in Moskau eine für ihn neue Welt: vergeblich wird er sich hier nach einer Hauptstraße umsehen, die er z. B. mit der Newski-Perspektive in St. Petersburg vergleichen könnte — Moskau besitzt keine solche Hauptstraße. Man wird ihm die Twerstraße nennen — und er findet zu seiner Verwunderung eine krumme, schmale, einen steilen Abhang hinanführende Straße, in welcher bald ein großes steinernes Haus einige Schritt weit in dieselbe hervortritt, bald ein anderes sich bescheiden in den Hintergrund zurückgezogen hat. — Reich und arm sind hier vereinigt. Nicht unpassend sagt daher der Prinz von Ligne in seiner Schilderung von Moskau: „Moskau ist keine Stadt, sondern ein Sammelplatz von vier- bis fünfhundert Schlössern, welche von ihren Dörfern und mit Gärten umgeben sind.“ In den letzten Jahren erst scheint Moskau sich, mit der Vermehrung des ungeheuern Eisenbahnnetzes in Rußland, aus seinem früheren Traumleben aufzuraffen. Die großartigsten Bauten erheben sich in vielen Haupt- und Nebenstraßen, diese selbst werden verschönert, Gasbeleuchtung wird überall eingerichtet, Pferdeeisenbahnen durchziehen die Stadt nach den Hauptrichtungen, genug, Moskau fängt an einen europäischen Anstrich zu bekommen.

Der schönste Schmuck, die anmuthigste Zierde Moskau's sind seine Boulevards, welche kaum den weltberühmten Boulevards von Paris nachstehen. Zwei weite konzentrische Halbkreise ziehen sich in einer Länge von mehr als einer deutschen Meile durch die Stadt. Der eine dieser Halbkreise ist eine zusammenhängende Kette breiter, von hohen Lindenbäumen beschatteter Boulevards mit Ruhebänken, Lauben, Boskets und Blumenstücken; der andere hingegen ist eine Straße, Gartenstraße genannt, welche, mit einer ununterbrochenen Reihe von

Gärten und Gärtchen vor den Häusern, in einem weiten Bogen die eigentliche Stadt umspannt und dieselbe von ihren Vorstädten trennt.

Was der Areopagos für das alte Athen, was das Kapitol für Rom war, das ist der Kreml für die Zarenstadt, auf welche er mit den goldstrahlenden Kuppeln seiner Kathedralen und Paläste, umgeben von einer 20 m. hohen gezackten Mauer mit fünf Thoren und schlanken Thürmen, von seiner Höhe stolz herab sieht. Jeder Stein, jeder Zoll Erde möchte man sagen, erzählt hier von der ruhmvollen Vergangenheit Rußlands. Hier entfaltete Dimitri Donskoi die schwarze Fahne, als er zum Kampfe gegen die Horden Alamais auszog; hier trat Johann III. das Diplom Achmet's mit Füßen, welches seine Vorgänger, auf einer Decke von Zobelfell stehend, als Bestallung ihrer Würde mit Ehrfurcht in Empfang genommen; hier zog Wassili Schuiski, das Kreuz in der einen, das Schwert in der anderen Hand, als Sieger durch die Pforte des Erlösers ein; der falsche Dimitri war aus einem Fenster des „alten Zarenpalastes" gesprungen und lag blutend am Boden; die Wittwe Johann's IV. erklärte vor dem Bilde des Gekreuzigten, daß jener nicht ihr Sohn sei — und er wurde von den Strelitzen niedergemacht. Auf den Stufen zur Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale im Kreml vergoß der junge Zar Michael Romanow bittere Thränen, während die Russen vor Freude weinend seine Füße küßten.

Thurm des heiligen Thores.

In der Umgebung des Schauplatzes, auf welchem dieses blutige Drama spielte, scheint noch Alles in seiner großartigen bizarren Form ein stummes Zeugniß von dem Ausbruch der wilden Leidenschaften der alten Moskowiter abzulegen. Ein solcher Zeuge ist „der alte Zarenpalast", welchen Johann III. von dem Architekten Alevisо erbauen ließ. Es wäre freilich schwer zu bestimmen, nach welchem architektonischen Stil derselbe gebaut ist.

Solche Monumente findet man nur im Kreml oder in irgend einer morgenländischen Dichtung. Die Phantasie des Erbauers hat sich darin gefallen, mehrere Stockwerke auf einander zu setzen, von denen das obere stets kürzer und schmäler als das untere ist. Oben befinden sich als Belvedère eine Art von Terrasse; um jedes Stockwerk läuft eine äußere Galerie mit Säulen und bogenförmigen Fenstern — und um den ganzen Bau schlängelt sich eine breite Treppe und schließt sich an eine Gruppe von zehn zwiebelförmigen Kuppeln. An den alten Zarenpalast stößt der sogenannte „eckige oder Facettenpalast" (Granowitaja-Palata). — Dieses Gebäude, welches die alten Russen lange als eins der Wunder der Welt betrachtet haben, ist ein Denkmal von großem historischen Interesse. Es besteht aus einem einzigen gewölbten Saal, dessen Gewölbbogen von einer in der Mitte stehenden Säule ausgehen. Man wird hier unwillkürlich von der Erinnerung an den Zaren ergriffen, dessen mißtrauischer, düsterer Geist in diesen Räumen einen dunkeln Schatten als Andenken an seine Person und an die Schreckenszeit seiner langen Regierung zurückgelassen zu haben scheint. Wir glauben Johann den Schrecklichen noch dort auf seinem alten Throne sitzen zu sehen, von welchem herab er den Bojaren mit zorniger Stimme seinen allmächtigen Willen verkündet, seine Todesurtheile ausspricht und über die edelsten Bürger unmenschliche Torturen verhängt, während seine Umgebung vor ihm auf den Knieen liegt, den Boden mit der Stirn berührend. In diesem Saale bewirthete auch der Zar seine Bojaren; bei solchen Gastereien wurden zum Vergnügen auch Bären hereingelassen. Als besonderes Zeichen der Gnade galt es, wenn der Zar einem der Bojaren durch seinen Mundschenken einen Becher mit Meth oder süßem Wein reichen ließ. Ein solcher Gnadentrunk wurde aber von dem Auserwählten nur mit Zittern an die Lippen gesetzt, denn wer vermochte in das Herz des zürnenden Herrschers zu schauen? Selbst für einen erklärten Liebling konnte es eben so gut ein Todesbecher sein, und häufig kam es vor, daß ein Unschuldiger, der, ohne es zu wissen, den Verdacht des Zaren erregt hatte, todt zu Boden stürzte, nachdem er den Becher geleert. Jetzt empfängt der Kaiser nach seiner Krönung in der Kathedrale in diesem Saale die Großwürdenträger des Reiches. Die neue Uebertünchung alter Monumente macht keinen angenehmen Eindruck und die Drapirung von purpurrothem Sammet mit den Wappenschildern sämmtlicher Gouvernements des Reiches beeinträchtigt den Eindruck des Alterthümlichen.

Neben diesem Palaste steht ein anderer aus der Zeit der Regierung der Kaiserin Elisabeth — „kaiserlicher Palast" genannt. Obgleich von bedeutend jüngerem Ursprunge als die beiden oben genannten, bildet derselbe jedoch mit jenen zusammen eine Gruppe, welche durch ihre bizarre und pittoreske Eigenthümlichkeit einen Effekt macht, der sich in Worten schwer schildern läßt. Vor diesen alten Gebäuden erhebt sich ein neuer kaiserlicher Palast von kolossaler Größe. Kaiser Nikolaus hat den Grundstein zu diesem Riesenpalais gelegt und am ersten Ostertage 1849 wurde dasselbe eingeweiht. Dieses Prachtgebäude, dessen Stil weder gothisch noch byzantinisch ist, sondern vielmehr einen echt russischen Charakter trägt, zeichnet sich durch außerordentliche architektonische Schönheit aus. Es beherrscht die Terrasse des Kremls nach der

Flußseite, von wo aus man eine entzückende Aussicht über das Häusermeer jenseit der Moskwa bis nach den fernen Sperlingsbergen hin hat. Das Innere des Palais vereinigt mit dem Luxus und der Großartigkeit der Gemächer allen Komfort und alle Bequemlichkeit des modernen Lebens. Bei all seiner imposanten, modernen Schönheit wird man sich jedoch gestehen müssen, daß dieses glatte, glänzende Palais nicht recht in seine Umgebung paßt und der Alterthümlichkeit derselben Abbruch thut.

Wenn wir auf einer Seite das weitläufige Senatsgebäude mit seinen Höfen, auf der anderen die lange Fronte des Arsenals liegen lassen, so sehen wir ein stattliches Gebäude von ganz moderner Architektur mit Säulen, Statuen und halberhabenen Verzierungen; das ist die „Rüstkammer" oder „Schatzkammer" (Orujeinaja Palata), an deren Stelle das Haus von Boris Godunow, ehe er Zar wurde, gestanden haben soll. Dieser Palast schließt, ähnlich dem Tower in London, wahre Wunder von Schätzen in sich.

Moskau.

Auf einer breiten, prächtigen Treppe tritt man durch eine Thür von Erz in einen hohen, runden Saal, an dessen beiden Seiten vier kolossale Statuen slavischer Ritter in voller Rüstung mit Panzerhemden von Stahlringen Wache zu halten scheinen. Aus dieser Rotunde führen zwei Galerien in das Innere. Die zur Rechten enthält Kostbarkeiten: Kronen, Szepter, goldene Ketten und Kreuze, Gold- und Silbergefäße, ciselirte Pokale und mit Edelsteinen besetzte Vasen, mit einem Worte: eine unglaubliche Anhäufung von Reichthümern und Kostbarkeiten, in bunter Zusammenstellung die Kunstwerke von Byzanz und des Mittelalters mit den halb barbarischen Werken des Orients vereinigend.

Unter den verschiedenen Kronen — der von Kasan, Astrachan, Sibirien u. a. m., die sich in ihrer Form und reichen Einfassung von Perlen und kostbaren Edelsteinen wenig unterscheiden, nennen wir in erster Linie die schöne Krone von Wladimir Monomach. Dieselbe ist ein Geschenk des griechischen

Kaisers Alexis Komnenus und wurde dem Großfürsten zu seiner Krönung im Jahre 1116 von einer griechischen Gesandtschaft in Kiew überreicht.

Unter den Thronen führen wir den einfachen Thron von Wladimir Monomach an, den ältesten Rußlands. Ausgezeichnet durch kunstvolle Arbeit ist der Thron Johann's III., ein Geschenk, welches ihm seine Gemahlin Sophie, die Nichte des letzten griechischen Kaisers, Konstantin Paläologos, brachte.

Die Galerie zur Linken enthält eine Sammlung Rüstungen, Waffen aller Art und Siegestrophäen von den verschiedensten Völkern aus allen Zeiten. Unter den vielen Panzerhemden befindet sich eines, vor welchem man voll Interesse und Theilnahme für die Person, welche es einst getragen, unwillkürlich stehen bleibt, es ist das Panzerhemd der berühmten Poßadnitza Marfa, der heldenmüthigen Vertheidigerin von Nowgorod. Auf jedem der Stahlringe, welche das Gewebe des Panzers bilden, liest man die Inschrift: „Mit uns ist Gott — gegen uns Niemand" (Ssnami Bog — nikto na nass).

Die Geschicke des russischen Volks — die Tage des Ruhms wie der Erniedrigung — jedes wichtige Ereigniß, jeder Kampf, jede Umwälzung — Tage der Freude wie der Heimsuchung — waren immer eng verwachsen mit seinen Kirchen, Kathedralen und Klöstern. Der Geist, welcher wie ein rother Faden durch die Geschichte des russischen Volkes läuft, ist ein religiöser, und seine Geschichte läßt sich nicht von den kirchlichen Denkmälern der Vorzeit trennen. Viele derselben waren sogar selbst der Schauplatz denkwürdiger, historischer Begebenheiten, sodaß man sagen kann, ein Theil der russischen Geschichte sei in den Kirchen selbst abgesponnen worden. Was ist daher natürlicher, als daß der andächtige, religiöse Sinn des Volkes diese heiligen Stätten mit besonderer Liebe und Verehrung umfaßt!

Zu den zahlreichen Kirchen und Kathedralen Moskau's übergehend, müssen wir zuerst nennen: „Die Mariä-Himmelfahrtskirche" (Usspenski-Ssobor — Ssobor heißt Kathedrale, Dom; Uspenje, das Verscheiden, der Tod). Dieser Dom ist der älteste in Moskau, welcher aus Ziegelsteinen erbaut worden. Der erste Gründer war Johann Kalita, doch die von Holz aufgeführte Kirche sank nach einem Jahrhundert zusammen und wurde von Johann III. nach einem neuen Plane des Architekten Fioraventi, welchem die Russen den Beinamen Aristoteles gegeben, aus Stein aufgebaut. Diese Kathedrale ist seit ihrem Bestehen die Krönungskirche der russischen Zaren. Die Architektur ist zum Theil byzantinisch, zum Theil tatarisch, wodurch der ganze Bau trotz der großartigen Anlage einen seltsamen, pittoresken Charakter hat. Das Gewölbe des Kirchenschiffs ruht auf vier kolossalen Pfeilern und besteht aus einer großen, vergoldeten Kuppel, welche von vier kleineren Kuppeln umgeben ist. Das Innere des Tempels ist reich und prachtvoll; der vergoldete Hauptaltar, von merkwürdig kunstvoller Arbeit, erhebt sich bis zur Spitze des Gewölbes. Die Wände sind überaus reich mit gut ausgeführten Freskomalereien auf vergoldetem Grunde bedeckt, Heiligenbilder und Reliquien, welche hier in großer Zahl vorhanden sind, schimmern von kostbaren Edelsteinen. Rechts vom Altar ist das Bild des Erlösers, welches, wie man sagt, vom griechischen Kaiser Emmanuel gemalt ist und sich bis 1570 in der Sophienkirche

zu Konstantinopel befunden hat. Zur Linken ist das berühmte, von den Russen so hoch verehrte Bild der Gottesmutter von Wladimir. Der Reliquienkasten, oder die Einfassung, in welcher das Bild sich befindet, wird auf 100,000 R. geschätzt, und der Werth eines der Solitaire auf der Stirn der Jungfrau auf 30,000 R. Dieses Bild soll nach der Ueberlieferung von dem Evangelisten St. Lukas gemalt sein und wurde als Palladium nach Moskau gebracht, als Timur im Jahre 1395 mit seinen Heeren gegen die Stadt heranzog. Hinter einem besonderen Altare zeigt man den Gläubigen in reich mit Edelsteinen besetzten Reliquienkästchen das Unterkleid des Heilands, einen Theil des Gewandes der Jungfrau Maria und einen Nagel des wahren Kreuzes.

Kronen und Thronsessel in der Schatzkammer zu Moskau.

Dem Bilde der Jungfrau gegenüber steht der Krönungsthron des Kaisers und der Sessel des Metropoliten. An den Wänden entlang sind im Gewölbe der Kirche die Gräber sämmtlicher Metropoliten von Moskau. Vor dem Einfalle der Franzosen im Jahre 1812 hing in der Mitte des Schiffs vom Gewölbe herab eine kolossale silberne Krone mit 48 Leuchtern, die massiv aus einem Stück gearbeitet über 2000 Kg. wog. Der prächtige Kronleuchter verschwand dazumal und wurde später durch einen anderen, silbernen, im Gewichte von 500 Kg. ersetzt.

Nur wenige Schritte entfernt von dieser Kirche liegt ihr gegenüber „die Kathedrale des Erzengels Michael" (Archangelski-Ssobor). Sie unterscheidet sich in ihrer Architektur und dem Reichthum ihrer Altäre, Bilder und Reliquien wenig von der ersteren. An den Wänden und Pfeilern sind Fresken des Jüngsten Gerichts und die Bildnisse der alten russischen Zaren; zu Füßen

dieser ernsten Gestalten stehen an den Wänden die Sarkophage derselben, darunter das mit einem schwarzen Tuche bedeckte Grabmal Johann's des Schrecklichen, zum Zeichen, daß er als Mönch gestorben. Auch die Reliquien des heiligen Dimitri von Uglitsch, des letzten Sprößlings aus dem Hause Rurik's, befinden sich in diesem Tempel.

Auf dem höchsten Punkte des Kremls erhebt sich die „Kathedrale der Verkündigung Mariä" (Blagoweschtschinski-Ssobor). Diese schöne Kirche mit ihren neun Kuppeln, vergoldetem Dach, ihrer offenen Treppe und klösterlichen Galerie, von welcher man den ganzen Horizont wie von der Höhe eines Belvedère überschaut, macht den Eindruck origineller Eleganz. Das matte, gedämpfte Licht, welches durch die Centralkuppel in das Schiff der Kirche dringt, giebt dem Innern derselben etwas Feierliches. Derselbe Reichthum an Gold und Edelsteinen an den Altären, Bildern und Reliquienkästen findet sich hier wie bei den beiden oben genannten Kathedralen; der Boden ist mit griechischen Achatplatten ausgelegt, die Wände mit byzantinischen Fresken bedeckt. An einer der äußeren Wände der Kirche befindet sich unter einem kleinen Wetterdach ein sehr altes, berühmtes Freskobild der Verkündigung Mariä.

Noch müssen wir einer Kathedrale Erwähnung thun, die heute nicht mehr existirt: es ist dies die während der Regierung Johann's III. erbaute St. Nikolauskirche, welche bald nach dem Rückzuge der Franzosen abgebrochen wurde. Es stand nämlich mitten auf einem Platze des Kreml der sogenannte „Tatarenhof"; derselbe diente den Beamten der Khane, die als Beobachter der Großfürsten nach Moskau geschickt wurden, zur Wohnung. Auf einer hohen Stange erhob sich der Halbmond zwischen den Kreuzen der christlichen Kirchen. Der Gemahlin Johann's III., der Zarin Sophia, einer griechischen Prinzessin, war die Gegenwart und das Treiben der Ungläubigen im Kreml ein Greuel. Sie schickte der Gemahlin des Khans reiche Geschenke und erreichte dadurch ihren Zweck: die Entfernung der Tataren aus dem Kreml. Der Tatarenhof wurde nach einer anderen Gegend der Stadt verlegt, wo noch heute die Straße nach der Horde den Namen „Ordinka" trägt. Auf der Stelle aber, wo derselbe im Kreml gestanden, gründete die Zarin die St. Nikolauskirche. Dieselbe war baufällig und von den Franzosen arg ausgeplündert worden, daher wurde sie abgetragen. Dies geschah freilich zum großen Leidwesen des Volkes, welches dem Heiligen, Nikolaus von Golstunsk, und seinem wunderthätigen Bilde von Alters her eine große Verehrung zollte. Schon in den ältesten Zeiten herrschte unter den Einwohnern von Moskau die Sitte, nach der Verlobung ihrer Töchter in diesem Tempel ein Dankgebet abzuhalten und die Namen der Braut und des Bräutigams in ein zu diesem Zwecke daselbst befindliches Buch einzutragen. Dieser Band enthält eine werthvolle Genealogie. Noch muß bemerkt werden, daß ein Diakon dieser Kirche, Namens Iwan Feodorow, der erste Buchdrucker in Moskau gewesen und in Verbindung mit einem gewissen Mstislawez im Jahre 1564 das erste Buch, eine Apostelgeschichte, druckte.

Die beiden Klöster im Kreml, „das Kloster der Wunder" (Tschudow) und das „Himmelfahrtskloster" (Wossnessenie), ein Nonnenkloster, bieten außer ihrer alterthümlichen Architektur nichts eben Bemerkenswerthes.

Merkwürdiger ist das Palais des Patriarchen Nikon, des Reformators der liturgischen Bücher, in welchem sich die alte, berühmte Synodalbibliothek befindet, die dem russischen Historiographen Karamsin und anderen Geschichtsschreibern so reichen Stoff zu ihren Werken geliefert hat. Großen Werth hat das alte griechische Manuskript von den Evangelisten, welches als das älteste betrachtet wird, das existirt. Auch die Werke des heiligen Chrysostomus, Basilius und Anderer, sowie auch altslavonische Handschriften und eine alte Bibel, werden in dieser reichen Synodalbibliothek aufbewahrt.

Der Thurm Iwan Weliki's.

Zum Schluß unserer Beschreibung des Kremls wenden wir uns zu seinem berühmten Riesenthurm, der gleich einem Pharus sein goldenes Haupt stolz über den Kreml und ganz Moskau erhebt, den Thurm Iwan Weliki's, d. h. Johann's des Großen. Kein echter Russe wird es versäumen, wenn er das

Wahrzeichen der Kapitole, das Kreuz von Iwan Weliki, aus weiter Ferne glänzen sieht, seinen Hut abzunehmen und sich andächtig zu bekreuzen.

Der Iwan Weliki-Thurm wurde um das Jahr 1600 vom Zaren Boris Godunow zur Zeit jener schrecklichen Hungersnoth erbaut, wo Tausende im Elend umkamen und das Volk in seiner Noth und Verzweiflung nach Moskau strömte, um hier Brot zu suchen. Der Zar gab den Darbenden Arbeit und Brot und ließ außer anderen Gebäuden auch diesen merkwürdigen Thurm aufführen. Der Thurm erhebt sich in vier Stockwerken in achteckiger Form 90 m. hoch über seine Grundfläche und 130 m. über dem Wasserspiegel der Moskwa. Auf einer Wendeltreppe gelangt man bis in das vierte Stockwerk unterhalb der Kuppel und genießt von hier aus eine herrliche Aussicht über die ganze Stadt und deren weite Umgegend, bis in eine Entfernung von 30 Werst hin. Karl XII. von Schweden soll gesagt haben, daß nach der Einnahme von Moskau sein Erstes sein werde, seine Sporen am Kreuze des Iwan Weliki aufzuhängen. Das gegenwärtige Kreuz auf der Kuppel des Thurmes ist ein neues, das alte wurde auf Befehl Napoleon's herabgenommen. In Betreff dieser Kreuzabnahme erzählt man sich Folgendes: Niemand unter den französischen Ingenieuren und Mechanikern habe sich entschließen können, das riesige Kreuz von einer solchen Höhe ohne ein besonderes, festes Gerüst herabzunehmen; da habe sich ein russischer Bauer gemeldet und erboten, solches ohne besondere Vorkehrung und in ganz kurzer Zeit auszuführen. Sein Anerbieten wurde angenommen und Napoleon wohnte mit seinem Stabe dem Experiment des Bauers bei. Dieser kletterte an einem Seil bis an den Fuß des Kreuzes, hämmerte dasselbe von seinem Fundamente los, nahm es herab und ließ es an demselben Seil bis auf die Erde hinabgleiten. Man sagt ferner, Napoleon habe nach seinem Grundsatze: „J'aime la trahison — et je déteste le traitre", den Bauer, anstatt ihn zu belohnen, als Verräther erschießen lassen.

Das Merkwürdigste, was dieser Thurm enthält, sind seine Glocken; es sind ihrer dreiunddreißig. Die größte derselben war die sogenannte „Himmelfahrtsglocke" (Uspenski), welche ein Gewicht von 3550 Pud hatte (7100 Kg.); bei der Sprengung eines Theils des Kremls durch die Franzosen (1812) stürzte dieselbe herab, wurde zertrümmert und lag ohne Zunge am Boden; diese Zunge wog 228 Kg. Im Jahre 1818 wurden die Trümmer der Glocke umgegossen und ein Jahr später an die Stelle der früheren Glocke eine neue, 8000 Kg. schwere, aufgehängt. Neben dieser Glocke hängen in demselben Stockwerk noch drei andere, zu den größeren gehörende, welche ein Gewicht von 4000, 2000 und 1400 Kg. haben. Unter den Glocken des unteren Stockwerks soll sich die berühmte Wetsche-Glocke von Nowgorod befinden, welche Zar Johann III. nach Moskau bringen ließ.

Zum Schluß wenden wir uns zu der berühmten Riesenglocke, welche fast seit ihrer Geburt in einer tiefen Grube geruht hat. Diese merkwürdige, 24,000 Kg. schwere Glocke, „Zar-Glocke" genannt, hat auf dem weiten Erdenrund ihres Gleichen nicht; sie übertrifft sogar die große Glocke zu Peking.

Unter der Regierung der Kaiserin Anna ward sie aus der „Godunow-*Glocke*" mit beträchtlicher Zugabe an Metall umgegossen und hing Anfangs

auf einem Pfahlwerk über der Grube, in welcher sie gegossen worden; ein Jahr darauf (1735) stürzte sie in die Grube und verblieb in derselben länger als ein Jahrhundert. Der Kaiser Nikolaus ließ sie aus ihrem Grabe hervorwinden, und sie ruht gegenwärtig auf einer Grundlage von Granit am Fuße des Iwan Weliki.

Wenn man den Kreml durch eines der beiden Thore der Ostseite verläßt, so gelangt man auf einen großen, viereckigen Platz, den sogenannten „Rothen" oder „Schönen Platz" (Krassnaja Ploschtschad) — das russische Wort krassni oder prekrassni ist nämlich gleichbedeutend für „roth" oder „schön".

Die Zar-Glocke.

Die eine der beiden Pforten, welche auf diesen Platz führen, ist die berühmte „Pforte des Erlösers" (Spaskijae Warota), durch welche Fürst Schuiski als Sieger in den Kreml einzog, nachdem er der Herrschaft der Polen ein Ende gemacht hatte. Zum Andenken an diese Begebenheit herrscht bis auf den heutigen Tag die Sitte, nach welcher Jeder, der durch diese Pforte kommt, gezwungen ist, den Hut abzunehmen. Wer es vergißt, der wird durch eine Schildwache oder den ersten Besten der Vorübergehenden bald höflich, bald durch den lauten Zuruf „Hut ab!" daran erinnert.

Dieser mehr lange als breite Platz wird der Kremlmauer gegenüber durch eine Fronte des größeren Kaufhofes (Gostinnoi-dwor) begrenzt; am nördlichen Ende schließen ihn einige Gebäude im gothischen Stil, am südlichen erheben sich die Kuppeln und Thürmchen der durch ihre bizarre Bauart berühmten Kathedrale des heiligen Basilius (Wassili Blajenni), und ganz in

der Nähe dieser Kirche befindet sich eine tribünenartige, mit einer Balustrade von Stein umgebene, runde Erhöhung, welche Lobnoje Mesto, d. h. Schädelstätte, Richtstätte genannt wird, weil, wie geschichtlich nachgewiesen worden, dieser Platz in der Vorzeit Richtplatz gewesen ist.

An den Rothen Platz — so wollen wir ihn nennen — knüpfen sich für das russische Volk und besonders für die Einwohner von Moskau sowol Erinnerungen an glänzende Begebenheiten aus der Geschichte der Vorzeit als auch an manche Schreckensscene. Lobnoje ist in dieser Beziehung unzertrennlich von dem Platze selbst. Von dieser Stelle sprach Johann der Schreckliche nach der Feuersbrunst zum Volk; hier wurden auf seinen Befehl jene schauderhaften Torturen und Hinrichtungen vollzogen; auf dem Rothen Platz lag das Volk auf den Knieen und dankte Gott für die Befreiung von den Lächen (Polen), während auf dem Lobnoje die siegreichen Fahnen der Fürsten Pojarski und Trubetzkoi wehten; von hier aus verkündigten die Gesandten des „falschen" Dimitri unter dem Freudengeschrei des Volkes die Thronbesteigung desselben. nur kurze Zeit darauf schleifte das nämliche Volk den verstümmelten Körper des Unglücklichen unter Verwünschungen über den Platz und schleuderte ihn auf die Steinbank des Lobnoje. Während der Schreckensherrschaft Biron's, des Günstlings der Kaiserin Anna, geschah es häufig, daß man Gefangene in Ketten mit einer Art Sack über dem Kopfe, welcher zwei Oeffnungen für die Augen hatte, auf den Platz führte, um geheime Verbrecher unter dem Volke zu erspähen; auf wen solche Vermummte hinwiesen, der wurde ergriffen und zur Folter geführt. Es kam häufig vor, daß diese Späher auf ganz Unschuldige, namentlich auf reiche Kaufleute zeigten; das Erscheinen derselben verbreitete daher Angst und Schrecken unter dem Volke; — sobald es hieß: „Die Angeber sind da, rettet Euch!" floh Alles; die Kaufleute schlossen ihre Buden, der ganze Platz wurde leer. Im Jahre 1771, zur Zeit der schrecklichen Pest, wurde auf diesem Platze mit Kanonen in die dichten Massen des aufrührerischen Volkes geschossen; der ganze Platz war mit Todten bedeckt und strömte von Blut; — es war in der That ein „Rother Platz".

Die Kathedrale Wassili Blajenni, ihrer Bauart nach die merkwürdigste Kirche, welche Moskau aufzuweisen hat, wurde von Johann dem Schrecklichen zum Andenken an die Eroberung von Kasan erbaut. Man kann sich keine phantastischere Zusammenstellung einzelner, einander ganz entgegengesetzter Theile vorstellen, als dieses bunte Nebeneinander von merkwürdig geformten Kuppeln, unter welchen nicht eine der anderen gleicht, von Thürmchen, Wölbungen, Spitzbogen und Galerien; und über das Ganze, vom Fundament an bis in die obersten Thurmspitzen, über das Chaos von Dächern, Vordächern, Balustraden und Kuppeln, ist ein buntscheckiges Gewand geworfen, wo — man könnte sagen — jedes Quadrat in einer anderen Farbe prangt. Ohne auf architektonische Schönheit Anspruch zu machen, ist der Eindruck dieses in seiner fremdartigen Originalität einzig dastehenden Tempels ein fesselnder. Eine Ueberlieferung sagt, der Zar habe dem Baumeister, dessen Namen uns nicht überliefert ist, die Augen ausstechen lassen, damit derselbe kein *zweites ähnliches* Wunderwerk schaffen könne. Nach Anderen habe der Zar den

Baumeister gefragt, ob er sich getraue, ein noch schöneres Werk aufzuführen, und auf dessen bejahende Antwort ihm den Kopf abschlagen lassen.

In der Mitte des Rothen Platzes, dicht vor dem Kaufhofe, steht auf einer Grundlage von Granit das Monument von Minin und Pojarski; dasselbe stellt in einer kolossalen Gruppe von Bronze die Befreier Rußlands vom Joche der Polen, den Fleischer Minin und den Fürsten Pojarski vor und trägt die Inschrift: „Dem Bürger Minin und dem Fürsten Pojarski — das dankbare Rußland."

Wir begeben uns nun nach dem Kaufhaus (Gostinnoi-dwor), auch gewöhnlich Rädi, d. h. Reihen genannt, unter dem man sich kein einzelnes Gebäude vorstellen darf, da selbst mehrere zusammenhängende Bauten von riesigen Dimensionen dem nicht entsprechen würden, was der Gostinnoi-dwor in Wirklichkeit ist.

Der Rothe Platz mit dem Monumente Minin's und Pojarski's und der Kirche Wassili-Blajenni.

Der Gostinnoi-dwor ist eine Stadt für sich und nimmt mit seinen 15 Kirchen, Klöstern, Hotels, Restaurationen, Marktplätzen, Gasthäusern und Höfen kein geringeres Areal ein, als eine Mittelstadt Deutschlands. Diese Stadt, welche von drei Hauptstraßen und 16 Seitenstraßen durchschnitten wird, bietet in ihrem ganzen Umfange ein Bild regen Treibens, nie ruhender Geschäftigkeit dar. Endlose Züge von Frachtwagen und sonstigem Fuhrwerk auf den Straßen, ein ohrbetäubendes Rollen, Rufen und Schreien, Bude an Bude, Laden an Laden, Markt an Markt — mit einem Worte: die ganze Stadt ein Markt, wie ihn keine zweite Stadt in der Welt aufzuweisen hat.

Wenn uns der Gostinnoi-dwor in seinem großen Ganzen den Eindruck eines solchen Totalbildes macht, so bildet derjenige Theil desselben, welcher ausschließlich mit dem Namen Rädi, Reihen, bezeichnet wird, wiederum ein Ganzes für sich. Dieser zwischen den drei parallel laufenden Hauptstraßen befindliche Theil wird von einer Unzahl sich rechtwinkelig durchschneidender Galerien unter Glasdach ausgefüllt; in einem wahren Labyrinthe von „Reihen" sieht man hier Bude an Bude, Lager an Lager; man befindet sich mitten in dem wogenden Treiben des Moskauer Handels, mitten in dem buntesten Gewühl. Auf diesem Markt ist in mehr als 8000 Buden jede Waare, jedes Lebensbedürfniß, jeder nur erdenkliche Zweig der Industrie, Rußlands sowol als auch des Auslandes — vom Brillantschmuck, der kunstvollsten Gold- und Silberarbeit, dem kostbarsten Seidengewebe, von persischen Schals und Zobelpelzen herab bis zum Schuhwerk von Bast vertreten.

So großartig uns das Ganze auch erscheinen mag, es ist nicht weniger interessant und anziehend in seinen Einzelheiten. Das Wogen und Drängen, Ein- und Ausströmen der Menge hört keinen Augenblick auf. Käufer, Herumschlenderer, Neugierige und Müßiggänger wechseln miteinander ab; jene denken an ihre Geschäfte, wogegen diese wie der Wolf in der Fabel, welcher auf Abenteuer ausging, durch die Reihen streichen. Es fehlt nicht an komischen Volksscenen, lächerlichen Auftritten, drastischen Vorfällen, — und mitten in diesem bunten Schauspiele, halb betäubt von dem unaufhörlichen Ausrufen: „Quaß, Quaß! Himbeerquaß! Holländischer Käse! Warme Kolatsche! Heiße Pirogen! Frischgesalzener Stör! Gepreßter Kaviar!" womit Herumträger den Kaufleuten, welche ihre Mahlzeiten größtentheils im Innern ihrer Buden halten, solche und andere Delikatessen anbieten, sieht man diese bärtigen Kaufleute im langen Kaftan auf der Schwelle ihrer Bude stehen, sich ernst verneigen und den Vorübergehenden ihre Waaren anpreisen.

Sowie der Russe in seine Sitten und Gebräuche manches Orientalische aufgenommen hat, so ist er auch wie der Orientale ein geborener Handelsmann, und man findet bei der überwiegenden Mehrheit der Kleinhändler dieselbe Schlauheit, dasselbe Feilschen und Ueberfordern im Preise wie auf den Märkten Asiens. „Im Handel gilt jeder Vortheil" ist noch immer Grundsatz der Mehrzahl, obgleich man namentlich unter den Großhändlern und zum Theil selbst im Kleinhandel in unserer Zeit schon viele Ausnahmen trifft, sodaß Magazine mit festen Preisen in Petersburg und Moskau nichts Seltenes sind. Der Neuling und Unerfahrene aber hat Gelegenheit, im Gostinnoi-dwor in Moskau noch manche Erfahrung zu seinem Schaden zu machen. Der schlaue Verkäufer sieht es seinem Käufer gleich an, weß Geistes Kind er ist, und richtet danach den Preis seiner Waare ein.

Wir haben jetzt die beiden Hauptstädte des Reiches kennen gelernt, von denen jede in einer ihr eigenthümlichen Richtung das materielle und geistige Leben des Landes vertritt. Von der Wanderung ermüdet, halten wir es für angezeigt, an dieser Stelle eine kurze Pause zu machen, um mit möglichst wenigen Worten der neuesten russischen Literatur und ihrer Vertreter zu gedenken.

Das geistige Leben eines Volks spiegelt sich in dessen Literatur wieder. Wenn wir auch aus den Werken der Schriftsteller vorläufig nur sie selbst erkennen, so charakterisirt jedoch ihre Richtung und der Geist, welcher aus ihren Werken spricht, nicht weniger den Boden, auf welchem dieselben erwachsen. Indem wir den verschiedenen Phasen der Entwickelung der Literatur, sowie den Richtungen, Tendenzen und Parteikämpfen der einzelnen Schriftsteller und Journalisten Rußlands folgen, so treten uns nicht nur die Licht- und Schattenseiten dieser Entwicklung entgegen, sondern wir thun auch einen Blick in das Volksleben und den Gang der Civilisation des Landes.

So eigenthümlich die ganze Civilisirung Rußlands dem Westen Europa's gegenüber sich gestaltet, so charakteristisch ist auch die Entwicklung der Literatur dieses Landes. Rußland hatte den großen Vortheil, sich die geistigen Errungenschaften aller Nationen leicht und schnell anzueignen, seine Reformen sind im Fluge ins Leben gerufen.

In der Geschichte der russischen Literatur der Neuzeit sehen wir ganz dasselbe; was andere Nationen erst im Laufe eines Jahrhunderts erreicht, das bewältigen die Vertreter der russischen Literatur in einem Jahrzehnt.

Wir können uns in diesem kurzen Abriß der Literatur nicht mit den Werken der Schrifsteller beschäftigen; unsere Aufgabe besteht vielmehr darin, die Richtung der verschiedenen Parteien zu bezeichnen und das Charakteristische derselben von der national-romantischen Richtung an bis auf unsere Tage hervorzuheben. Dieser Zeitraum umfaßt noch keine vierzig Jahre — und doch liegt eine weite Kluft zwischen dem Ausgang und heute.

Bei der Entwicklung und dem Aufblühen der russischen Literatur tritt uns als charakteristisch entgegen, daß dieselbe aus den höchsten Kreisen der Aristokratie hervorging. Schon die Begründer der Nationalliteratur, Karamsin und Dmitriew, der spätere Minister, gehörten angesehenen Adelsfamilien an. Dasselbe ist von Gribojedow, dem Verfasser des vortrefflichen satirischen Nationalspiels „Gore ot uma" (Unsegen des Verstandes), zu sagen.

Die mehr oder weniger bedeutenden Schriftsteller, welche als Nachfolger und Schüler Karamsin's auftraten und im romantisch-nationalen Geiste der Begründer dieser Richtung fortwirkten, gehörten sämmtlich zur Aristokratie.

Leicht lassen sich zwei Gruppen von Schriftstellern unterscheiden nach den beiden Hauptstädten des Reichs. Die bedeutendsten Namen des Petersburger Literatenvereins sind Puschkin, N. und A. Turgenjew, der Fürst Waesemski, Batjuschkow, Sollogub, der Lyriker Wenjewitinow und Jukowski, der unübertroffene Uebersetzer Schiller's. Zu demselben Kreise können wir auch den ersten Humoristen und Satiriker Rußlands, N. Gogol, und den genialen Dichter Lermontow, einen Schüler und Freund Puschkin's, zählen.

Wenn einerseits der große, wohlthätige Einfluß nicht zu verkennen ist, welchen diese auf die Veredelung der Sprache und die Läuterung des Geschmacks ausübten, wenn Puschkin, Lermontow und Dahl auch den Ton einer echten Volkspoesie anschlugen, so muß doch andererseits bemerkt werden, daß sie Alle echte Söhne des Gesellschaftskreises waren, in welchem sie lebten, und daß sie demnach dem Volke fern blieben.

Puschkin war in seinem jugendlichen Aufschwunge begeistert für geistige und politische Freiheit des Menschen und schwärmte für das Volksthümliche. Seine epischen und lyrischen Dichtungen sind so geniale Schöpfungen, daß die Russen ihn mit Recht als ihren höchsten Dichtergenius verehren. Und doch war er, wie die Anderen aus diesem Kreise, nichts weniger als unabhängig. Alle verstanden es, sich in die Zustände zu fügen, und nicht in offene Opposition mit der Wirklichkeit zu treten. Alle suchten und fanden größtentheils Ersatz in materiellem Lebensgenuß der feinen Gesellschaft von St. Petersburg.

Alexander Sergejewitsch Puschkin (geb. 26. Mai 1799, gest. 10. Febr. 1857).

Naturen, wie Puschkin und Lermontow, gelangten bei ihrer großen dichterischen Begabung zu keiner inneren Harmonie, sie huldigten einer krankhaften, bitteren Weltanschauung. Ihr Ideal wurde Lord Byron. Wenn die Russen in einer vielleicht verzeihlichen Selbstüberhebung Puschkin den russischen Schiller nennen, so beweisen sie dadurch, wie wenig sie beide Dichter kennen. Puschkin und Lermontow fielen Beide im Duell, ein noch traurigeres Ende nahm der geniale Gogol. Der unsterbliche Dichter jener herrlichen Bilder aus dem Volksleben von Kleinrußland, der Autor der „Todten Seelen", war nichtsdestoweniger ein ängstlicher Bewerber um die Gunst der Großen und den Zutritt in die aristokratischen Gesellschaften Petersburgs. Zuletzt — physisch und moralisch erkrankt — wurde er Menschenhasser, warf sich einer ascetischen Frömmigkeit *in die Arme, that* Buße und widerrief die sündhafte Richtung seiner Schriften.

Wie in Petersburg hat sich in Moskau aus rein aristokratischen Elementen ein literarischer Kreis gebildet, welcher gleich jenem „Volksthümlichkeit" auf seine Fahne geschrieben hat, dabei aber ganz anderen Tendenzen huldigt.

Zu diesem Kreise gehören S. und K. Aksakow, Chomjäkow, Samarin, Kirejewski u. a. Sie waren feine Aristokraten und lebten als solche, wenn sie auch die nationale Volkstracht, d. h. das Hemde über der Hose, trugen, die ganze russische Civilisirung als eine aufgezwungene in den Bann thaten und die Umkehr zum Altrussenthum predigten. Wir haben es hier mit den Slavophilen, den Aposteln des Panslavismus, zu thun.

Michael Jurjewitsch Lermontow (geb. 15. Oktob. 1814).

In den Schriften dieser Panslavisten spricht sich Haß gegen alles Fremde und ganz besonders gegen das in Rußland verbreitete deutsche Element aus. Im Volke selbst findet der Panslavismus wenig Anklang und von der Regierung wird derselbe auch nicht begünstigt. Es konnte nicht fehlen, daß gegen die aristokratische Richtung der Literatur, wie sie von Petersburg und Moskau ausging, eine heftige Opposition demokratischen Charakters ins Leben trat.

Die Ersten, welche diese Richtung angriffen, waren echte Volksmänner, N. Polewoi und Ssenkowski. Ohne die großen Verdienste zu verkennen, welche die aristokratischen Schriftsteller sich für die Emanzipirung der russischen Literatur in Rußland erworben, hob namentlich Polewoi, der Herausgeber des „Moskauer Telegrafen" und später des „Ssin oteteschestwa" (Sohn des Vaterlandes), in diesen Journalen mit rücksichtsloser Schärfe die Schattenseiten

jener Kreise hervor. Wichtiger jedoch und erfolgreicher als alle Polemik von Polewoi, Senkowski und anderen Gleichgesinnten war das Auftreten eines Mannes, der als unerbittlicher Kämpfer gegen das herrschende System und für eine Reorganisation des ganzen russischen Schriftstellerthums auftrat. Es war dies ein echter Proletarier von der Feder, der geistreiche Kritiker und Aesthetiker W. Belinsky (gest. 1848), welcher sich um die neuere Entwicklung der russischen Literatur unsterbliches Verdienst erworben. Belinsky griff sowol die Halbheit der Petersburger als die Tendenz der Slawophilen an.

Polewoi und Ssenkowski hatten die Bahn zu einer neuen Schule gebrochen, welche mit den Schriften Herzen's und den Romanen Dostojewski's auf den Schauplatz trat. Dies ist die „realistische Schule", welche sich durch ihre Verwerfung einer jeden Idealisirung der Charaktere auszeichnet und es sich zur Aufgabe stellt, den Menschen zu schildern, wie er ist. Dabei verkennen sie leider, daß das höhere Seelische gleichfalls etwas Menschliches ist, und daß es keinen Dichter ohne Ideal giebt.

Dieser Realismus zieht sich von hier an wie ein rother Faden durch die neue russische Belletristik. Wir werden in Folgendem sehen, wie derselbe gar bald zu einem cynischen Kultus des Häßlichen und Gemeinen geführt, von welchem jedes sittliche Gemüth, jeder ästhetische Sinn sich mit Mißachtung und Widerwillen abwenden muß.

Ehe wir jedoch diese Auswüchse des Realismus näher berühren, finden wir uns veranlaßt, vorher die russische Journalistik zu beleuchten, welche mit der realistischen Schule und deren Auswüchsen, dem „Jungrussenthum", in engster Verbindung steht.

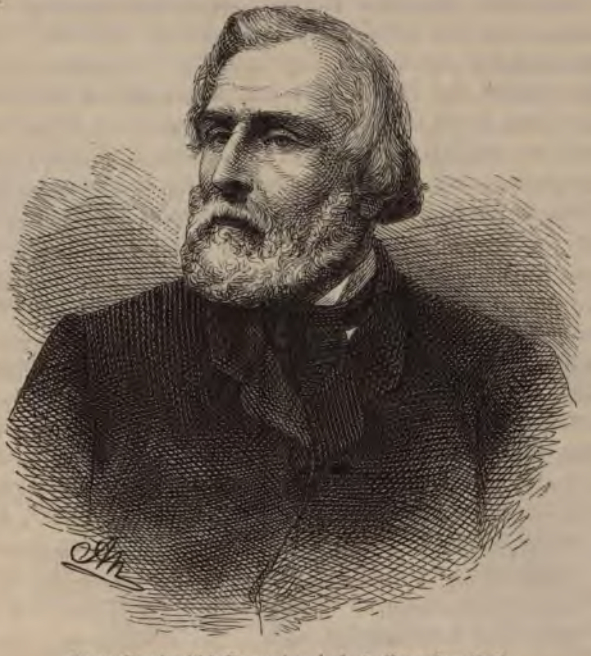
Die Glanzperide der Journalistik fällt in die Zeit, welche die Reformen Alexander's II. hervorrief. In Journalen und Zeitungen wurden alle wichtigen Fragen erörtert, verrottete Zustände, Mißbräuche in der Verwaltung schonungslos aufgedeckt. Alle strebsamen Talente fanden in der Publizistik Beschäftigung, sodaß dadurch allein das Auftauchen von Hunderten neuer Zeitschriften zu erklären ist. Der Einfluß, den dieselben durch ihre Stimme bei finanziellen Unternehmungen, Gründungen, Eisenbahnanlagen u. dgl. auf das Publikum hatten, wurde Veranlassung zu groben Mißbräuchen von Seiten der Zeitungseigenthümer: der Schwindel wurde begünstigt und für den käuflichen Redakteur entsprang daraus eine Quelle zum Reichthum.

Die noch übrigen russischen Schriftsteller, meist Romanschreiber, lassen sich nach der moralischen Tendenz ihrer Schriften in zwei Klassen theilen.

Zu der ersten Klasse gehören außer Gelehrten, wie Pogodin, Kostomarow Ssolowjow und Kawelin, solche Schriftsteller, die nicht aufgehört haben als Männer von Ehre die Achtung der Welt zu genießen. Ihre Zahl ist leider nicht groß; wir nennen den Grafen Tolstoy, bekannt als dramatischen Dichter, und durch seinen Roman „Fürst Sserebrenni". Neben ihm steht Iwan Turgenjew, ein Mann, welcher in Deutschland ebenso bekannt und geachtet ist wie in Rußland. Berühmt wurde Iwan Turgenjew durch seine „Notizen eines Jägers", auch seine späteren Romane, wie „Väter und Söhne", „Frühlingsfluten" *und andere, sind ins* Deutsche übersetzt. Er ist der eigenartigste und genialste

russische Schriftsteller der Gegenwart, ein Genius von wahrhaft kosmopolitischer Bedeutung. In dem Gesellschaftsbilde „Dunst" ist er von großartiger Wirkung, wenn er den sozialen Zustand der Russen geißelt.

Die Schriftsteller der zweiten Klasse, revolutionäre Politiker, Belletristen, Jungrussen, Nihilisten — müssen in ihrer verschiedenen Färbung zur realistischen Schule gezählt werden, aus welcher sie hervorgegangen. Jeder lebensfrische Baum mag solche Parasitenauswüchse tragen: sie verwelken, fallen ab und hinterlassen keine Spur ihres ephemeren Daseins.



Iwan Sergiewitsch Turgenjew (geb. 9. November 1818).

Zu diesen Weltbeglückern und Fanatikern gehören vor Allem die Publizisten des Journals „Ssowremännik" (Zeitgenosse). Der letzte Redakteur dieses Journals, das gegenwärtig unterdrückt ist, war der talentvolle Dichter Nekraßow, welcher nicht ganz mit Unrecht der russische Heine genannt wird.

Die eigentliche Seele des „Ssowremännik" war der fanatische Revolutionär und Romanschreiber Tschernitschewski, der gegenwärtig nach Sibirien verwiesen, zur Zeit aber als Haupt der Jungrussen auf seine Partei einen sehr verderblichen Einfluß ausübte. Zu demselben Kreise gehören noch der verstorbene Dobroljubow und Pypin. Mehrere dieser Publizisten wurden des Einverständnisses mit Herzen, Ogarew und Bakunin zum Umsturz der russischen Regierung überwiesen und ebenfalls exilirt. Dadurch sind die Reihen der Weltstürmer bedeutend gelichtet.

Auch die realistischen Belletristen, jene cynischen Darsteller des Gemeinen und Häßlichen, haben in einem großen Theil ihrer Schriften den Umsturz des Bestehenden, die Auflösung aller sittlichen Autorität gepredigt. Zu diesen gehören Pißemski, bekannt durch seinen Roman „Tausend Seelen", Ostrowski, ein Dramatiker, der nicht ohne Talent in seinen Lustspielen das Familienleben des russischen Kaufmannsstandes geißelt, ferner die Romanschreiber Krestowski, Potechin und andere weniger bedeutende Schriftsteller. —

Nehmen wir nach dieser kurzen Abschweifung, die wir zu entschuldigen bitten, den Faden unserer abgebrochenen Darstellung wieder auf.

Der moralische Charakter Moskaus tritt uns unter zwei Gesichtspunkten entgegen, deren jeder seine eigenthümliche Färbung, seine besondere Bedeutung hat.

Zuerst erscheint uns Moskau als das junge, handeltreibende Moskau, welches zum Ersatz dafür, daß seine Zaren nicht mehr im Kreml wohnen und es nicht mehr die politische Hauptstadt des Reiches ist, Hauptsitz des Handels und der Industrie geworden. Nirgends zeigt es sich deutlicher als in Moskau, in welch hohem Grade das slavische Volk Handelsgeist und Gewerbfleiß besitzt. Es giebt keinen Industriezweig, keine neuere Vervollkommnung im Fabrik- und Manufakturwesen, die in Rußland nicht eingeführt wären. Rußlands Fabrikwesen blüht, und abgesehen davon, daß es sich auf den Märkten von Nischni-Nowgorod, Irbit und Kiachta einen Handelsweg nach Asien eröffnet, ist Moskau der Mittelpunkt, der Hauptstapelplatz des ganzen innern Handels und der Industrie von Rußland. Moskau ist Mittelpunkt sämmtlicher russischen Eisenbahnen, es befinden sich im Innern der Stadt und deren nächster Umgegend gegen 600 Fabriken, die an Waaren einen jährlichen Ertrag von 20 Millionen Rubel liefern; daher ist es natürlich, wenn hierdurch dem Charakter der Stadt ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt wird, welches sich im Leben der Einwohner geltend macht. Wir haben den merkantilischen Geist der Moskowiter im Gostinnoi-Dwor gesehen; derselbe Geist spricht sich im Volksleben, auf Straßen und Plätzen, im öffentlichen wie auch im engeren Familienleben unverkennbar aus.

Vor Allem aber tritt uns andererseits der religiöse Geist Moskaus als charakteristisch entgegen und nimmt auch in seiner äußeren Erscheinung im Leben des Volks den ersten Platz ein. Der Fremde empfängt diesen Eindruck weder durch die Menge von Kirchen, Kuppeln und Kreuzen mit ihren in Gold und Silber prangenden Heiligenbildern, noch durch die Bewegungen einer Legion von Mönchen und Popen in den Straßen, sondern der religiöse Geist findet einen lebendigeren Ausdruck im Volke selbst. Derselbe offenbart sich in den feierlichen Prozessionen, wenn die gesammte Geistlichkeit mit Heiligenbildern und Kirchenfahnen, von Tausenden gefolgt, ihren Umzug hält, oder wenn die andächtige Menge schon am Vorabende eines jeden Festtages in die von Kerzenlicht strahlenden Kirchen und Kapellen strömt. Der religiöse Sinn des Volkes offenbart sich, indem die Hausfrau am Abend die Ampel vor dem Heiligenschrein anzündet; der Mann, wenn er, am Morgen an sein Geschäft gehend, vor die Hauspforte tritt, sich andächtig verneigt und ein Gebet murmelt, indem

er vor jeder Kapelle an der Straßenecke, im Angesichte jeder Kirche oder des Kremls dasselbe wiederholt und, wenn er einem Leichenzuge begegnet, derselbe mag zu der rechtgläubigen Kirche oder zu einer anderen Konfession gehören, den Hut abnimmt, ein Kreuz schlägt und spricht: „Dir werde das Himmelreich zu Theil und Friede Deiner Seele!" Der wahre religiöse Sinn des Volks offenbart sich nicht nur in der gewissenhaften Beobachtung äußerer kirchlicher Gebräuche, sondern vielmehr in der unbegrenzten Duldsamkeit gegen Andersgläubige; diese Toleranz mag in der Politik der Regierung liegen, sie bildet aber nicht weniger einen Grundzug im Charakter des russischen Volks. Schlagen wir die Geschichtsbücher auf und wir finden den Beweis: Die Seiten derselben sind nicht geröthet von dem Blut fanatischer Religionskriege .... Die russische Kirche hat keine Scheiterhaufen für Ketzer angezündet, kein Autodafé — keine Inquisition — keine Jesuiten gehabt.

Russen auf der Straße. Nach Horace Vernet.

Auch die Wallfahrten tragen in Rußland nicht den Charakter wie in katholischen Ländern: man kennt daselbst nicht jene Massenwallfahrten unter kirchlicher Leitung; wol giebt es Pilger und Wallfahrer in Menge, aber keine Wallfahrten. Wenn der Rechtgläubige den inneren Drang dazu fühlt oder ein Gelübde gethan hat, so ergreift er seinen Stab und zieht nach einem jener heiligen Orte, welche der Russe verehrt, nach dem Kloster Troitzka oder Neu-Jerusalem, nach dem fernen Kiew oder selbst nach Ssolowetzk im Weißen Meer, und wenn dessenungeachtet die Wege nach diesen heiligen Orten nie leer sind von andächtigen Pilgern und Wallfahrern beiderlei Geschlechts, so legt gerade diese aus dem freien Willen und der andächtigen Richtung jedes Einzelnen hervorgegangene und nicht in den Massen kirchlich hervorgerufene Erscheinung ein um so sprechenderes Zeugniß für den religiösen Sinn des Volkes ab.

Dieses kirchlich-religiöse Band umschlingt sämmtliche, wenn auch noch so entfernte Gaue des weiten Russischen Reiches und vereinigt sie zu einem Ganzen, das sich seiner Einheit und seiner Kraft bewußt ist. So ist zur Zeit der Fastnachts- oder Butterwoche das ganze Land in Städten und Dörfern bis zu den entferntesten Grenzen ein weiter Schauplatz von Vergnügungen und Lustbarkeiten: auf dem Lande sieht man festlich gekleidete Gruppen, auf den Straßen überall Gesang und Reigentänze (Chorowodi) unter dem Klange der Balalaika und der Handharmonika, Schellengeklingel und Schlittenfahrten, und in den Städten, wie namentlich in Moskau, gleiches lautes Treiben in größerem Maßstabe; auf allen öffentlichen Plätzen Reihen von Buden, in welchen Kunstreiter, Komödianten, und andere Künstler Vorstellungen geben, Schaukeln, Theater und Rutschberge von Eis — und das Alles umgeben von dem Gedränge einer bunten, auf- und abwogenden Menge. Es ist, als habe das ganze, rechtgläubige Volk den Becher der Lust zum letzten Mal für lange Zeit an seine Lippen gesetzt, um ihn bis auf den letzten Tropfen zu leeren.

Und es sagt sich ein Jeder, daß es für eine lange Zeit, für volle sieben Wochen geschieht. Mit dem Glockenschlage Zwölf, mit dem ersten Ton der Mitternachtsglocke von Sonntag auf Montag verstummen Freude und Lust; es ist, als ziehe ein dunkler Schatten über das ganze Land: die großen Fasten haben begonnen.

Wir müssen hier bemerken, daß die Fasten in der Griechischen Kirche sich von denen der katholischen sehr unterscheiden. Die Griechische Kirche untersagt nicht nur Fleischspeisen, sondern auch Milch, Eier und Butter, selbst an den zwei gewöhnlichen Fasttagen der Woche — Mittwoch und Freitag, während der großen Fasten aber sogar auch noch Fisch. Wenn man bedenkt, daß solcher Fastenwochen 17 im Jahre sind, was mit den zwei gewöhnlichen Fasttagen 187 Fasttage ausmacht, so dürften unsere Leser wol die Frage aufwerfen, wovon denn der gemeine Mann namentlich in ungünstiger Jahreszeit eigentlich lebt? Aber der Russe ist genügsam und in den unteren Sphären nichts weniger als Feinschmecker; eine Suppe von gesäuertem Kohl (schtschi) oder Quaß mit Schwarzbrot und Zwiebeln, Rettig, hin und wieder schlechter, gesalzener Fisch und — Kartoffeln, wenn er welche hat oder überhaupt mag — denn sie sind für Viele unter den Altgläubigen eine verpönte Speise — darin besteht während der Hälfte des Jahres die einzige Nahrung des Unbemittelten. Auf den Tischen der Wohlhabenden und Reichen erscheinen freilich in der Fastenzeit Leckerbissen und Gerichte einer raffinirten Kochkunst, welche in anderen Ländern unbekannt sind, und die der Uneingeweihte mit Genuß verzehrt, ohne eigentlich recht zu wissen, was er ißt.

Während der großen Fasten vor Ostern sind die Kirchen Moskau's von Andächtigen täglich noch mehr gefüllt als zu jeder anderen Zeit. Von den Hunderttausenden seiner Einwohner versäumt es kein Einziger, eine von den sieben Wochen einer besonderen Andachtsübung und zwar der Beichte und Kommunion zu widmen. Aber auch nicht die Andacht allein zieht so Manchen während der großen Fasten in die Kirche: Viele und namentlich Fremde werden dazu sowol durch den Gottesdienst, welcher in dieser Zeit ein ganz eigenthüm-

liches Gepräge der Feierlichkeit trägt, als auch durch den herrlichen Kirchengesang veranlaßt. Es giebt in Moskau nicht wenig Kirchen und Klöster, welche sich durch ihre Sängerchöre auszeichnen. Wenn man aber in der zweiten Fastenwoche oder in der Charwoche in einer der Kathedralen des Kremls die Sänger des Tschudow-Klosters oder die Hofsänger hört, so empfängt man einen Eindruck, welcher unvergeßlich bleibt. Man dürfte etwas Aehnliches nur in der Hofkapelle zu Wien oder in Rom hören. Während der Charwoche ist der Gottesdienst in den Kathedralen des Kremls ein besonders feierlicher. Am Gründonnerstag findet in der Himmelfahrtskathedrale die Ceremonie der Fußwaschung statt; dieselbe wird von dem Metropoliten an zwölf Priestern vollzogen.

Palmsonntag.

Inmitten dieses kirchlichen Lebens macht sich auf allen Märkten und Plätzen der Stadt ein anderes geltend, welches das Herannahen des größten Freudenfestes im weiten Zarenreiche, der Ostern, verkündet: die Fleischer schmücken ihre Hallen und hängen eine Unmasse von Schinken aus; an allen Straßenecken stehen Tische, die unter der Last von Kisten mit rothen Ostereiern, Bergen mächtiger runder Osterkuchen, Kulitschi genannt, aus Quark geformten Pyramiden und Osterlämmern zusammenzubrechen drohen. Wenn die Familie am frühen Morgen nach dem Gottesdienst der Osternacht nach Hause zurückkehrt, so wird der vorher in der Kirche geweihte Kulitsch angeschnitten, der selbst auf dem Tische des Aermsten nicht fehlen darf. Die Fasten sind vorüber und im Palast wie in der Hütte wird das Osterfrühmahl gehalten.

für den Einen ist es ein üppiges Mahl, für den Anderen ein bescheidenes — in jedem Hause aber ohne Unterschied ist der Tisch gedeckt, um „die Fasten zu beschließen", d. h. „rasgowätsä."

Mit dem ersten Glockenschlage der Mitternachtstunde fällt im Kreml ein Kanonenschuß, dröhnend zittern die dumpfen Schläge der großen Himmelfahrtsglocke auf dem Iwan-Weliki durch die Luft, und von allen Thürmen der Stadt rufen mehr als 2000 Glocken die Einwohner zur Frühmesse, während Kirchen, Kuppeln und Thürme bis zu den höchsten Spitzen und Kreuzen hinauf wie durch einen Zauberstab in einem Feuermeer von tausend und aber tausend Lampen erstrahlen. Alles, was nicht durch Krankheit an sein Bett gefesselt ist, eilt in vollem Staat und Festputz in die Kirchen.

Und wenn nach Beendigung der Frühmesse der Priester mit erhobenem Kreuz vor den Altar tritt und der Menge verkündet: „Christoss wosskress!" (Christus ist erstanden), und der Sängerchor die Hymne der Auferstehung anstimmt — so wird die Brust eines Jeden von der Feierlichkeit des Augenblicks mächtig ergriffen. Der Ostergruß „Christoss wosskress!" fliegt von Munde zu Munde — durch das ganze Land. Millionen vernehmen die Verkündigung zur selben Stunde und dasselbe Hochgefühl der Freude erhebt Aller Herzen.

„Christoss wosskress!" heißt es mit dreimaligem Kuß und der Antwort: „Wojistinno wosskress!" (Wahrlich, er ist erstanden) unter Freunden und Bekannten. Mit diesem Gruß ist das gegenseitige Geschenk des rothen Ostereies verbunden — eine Sitte, die so alt ist wie die christliche Kirche. Eine alte Legende erzählt, Maria Magdalena sei nach Rom gekommen und habe dem Kaiser Tiberius mit der Verkündigung der Auferstehung des Herrn ein rothes Ei überreicht. Das Glockengeläute wird mit kurzen Unterbrechungen während des ganzen Osterfestes, d. h. eine Woche lang, fortgesetzt, die öffentlichen Volksvergnügungen beginnen erst am dritten Tage. —

Nachdem wir ein Bild des kirchlich-religiösen Lebens in Moskau entworfen, bleibt uns noch ein Wort über den Charakter der kirchlichen Architektur im Allgemeinen, sowie die Erwähnung einiger der merkwürdigsten Monumente derselben übrig.

Es ist viel über den Ursprung und den Charakter der russischen Kirchenarchitektur gestritten worden. Dieselbe hat sich einerseits nicht nach Mustern alter Kirchen in Konstantinopel oder Kleinasien gebildet, andererseits trägt sie weder einen gothischen, arabischen oder byzantinischen, noch einen antik-klassischen Charakter; sie ist vielmehr ein Gemisch aller dieser Bauarten, worin die Phantasie des Künstlers sich gefallen hat, unter dem Einfluß rein morgenländischer Anschauung alle Linien und Verzierungen jener Stile zu vereinigen.

Der Glockenthurm ist gewöhnlich vom Hauptschiff der Kirche getrennt, dessen Form — die Kreuzform ist. Die Kuppeln, deren jede Kirche wenigstens fünf hat, sind jedenfalls morgenländischen nachgeahmt; ihre Form ist sehr verschieden — zuweilen halbkugelig, meist herz- oder zwiebelförmig, bald mit einem Dach, wie die Schale einer Ananas oder eines Cedernzapfens, versehen. Eine der merkwürdigsten, architektonisch schönsten Kirchen von Moskau ist unstreitig die von rothem Ziegelstein erbaute Himmelfahrtskirche in der Pokrowka-Straße.

Diese Kirche hatte die Bewunderung Napoleon's I. dermaßen erregt, daß er aufs Strengste befahl, dieselbe in dem allgemeinen Brande zu bewahren. Der architektonische Stil ist ebenso eigenthümlich wie vollendet schön, und kein Fremder besucht Moskau, ohne die „rothe" Himmelfahrtskirche zu sehen. Leider hat man diesem alt-ehrwürdigen Monument, dessen Aeußeres mit der Zeit freilich etwas schäbig geworden, ein neues Gewand angelegt — das Alte neu nachgeahmt und die Ziegel roth angestrichen — ganz, wie man es mit der Mauer und den Thürmen des Kremls gemacht hat.

Es würde uns zu weit führen, sämmtliche Kirchen aufzuführen, die sich durch ihre Architektur auszeichnen oder an welche sich historische Erinnerungen knüpfen. Keine zweite Stadt in der Welt giebt es, die sich in dieser Beziehung mit Moskau messen dürfte — es ist mit seinen 400 Kirchen und Klöstern in voller Bedeutung des Wortes „die Stadt der Kirchen." Unter den Klöstern nennen wir das Androniew-Kloster, welches sich mit seinen Ringmauern und Thürmen in malerischer Lage gleich einer Festung am hohen Ufer der Jause erhebt; ferner das Simonowkloster mit einem Thurm, der ebenso hoch wie der Iwan-Weliki ist, vor allen aber das historisch denkwürdige Dewitschikloster, oder verdeutscht „Jungfernkloster." Die Benennung „Nonnenkloster" ist im Russischen nicht gebräuchlich, sondern man unterscheidet einfach „weibliche" und „männliche" Klöster; der Name „Dewitschikloster" soll von dem Namen der ersten Aebtissin desselben, Helene Dewotschkina, herkommen.

Das Kloster wurde im Jahre 1525 vom Zaren Wassili, einem Sohne Johann's III., zum Andenken an die Wiedervereinigung der Stadt Smolensk mit dem Großfürstenthum Moskau erbaut und liegt am Rande einer weiten, von Wiesen, Gärten und Feldern umrahmten Fläche, des sogenannten „Jungfrauenfeldes", Dewitschje Pole. Zur Zeit der Mongolenherrschaft nämlich wurde von den Steuerbeamten (Baskaki) der Khane außer dem jährlichen Tribut an Geld noch ein besonderer Tribut an Jungfrauen erhoben. Auf diesem Felde — erzählen die Annalisten — habe die jährliche Ausstellung der Jungfrauen stattgefunden und hier seien die schönsten ausgewählt worden, um nach der Horde gesandt zu werden. Daher trüge das Feld den Namen „Jungfrauenfeld."

Nach dem Tode des Zaren Feodor nahm seine Wittwe, die Zarin Irina, eine Schwester Godunow's, in diesem Kloster den Schleier. Vor den Pforten desselben erschien kurze Zeit darauf der Patriarch Jow (Hiob) an der Spitze der Geistlichkeit und bewog Godunow, der sich zu seiner Schwester in die Einsamkeit des Klosters zurückgezogen hatte, zur Uebernahme der Krone. Hier hatte Zar Peter der Große seine herrschsüchtige Schwester Sophie unter dem Namen Susanna als Nonne einkleiden lassen. Während der langen Abwesenheit des Zaren aus Rußland spann sie von hier aus neue Intriguen; die Strelitzen und an ihrer Spitze alle Anhänger des Altrussenthums empörten sich und trugen der Schwester Peter's den Thron an. Noch heute zeigt man das Fenster ihrer Zelle, vor welchem der Zar nach der Unterdrückung des Aufruhrs 300 Strelitzen aufknüpfen ließ. Die drei Vornehmsten derselben, welche die schriftliche Einladung zur Annahme der Krone an sie gerichtet hatten, hingen mit den Papierrollen in den Händen unmittelbar vor dem Fenster ihrer Zelle.

Wir haben uns das Volksleben in Moskau betrachtet, wie es in Handel und Wandel, in seiner religiösen Richtung und in den Hauptmomenten öffentlicher Belustigungen zu Tage tritt; es erübrigt uns nur noch, eine Seite desselben zu berühren, deren Eigenthümlichkeit als etwas Neues, Ungekanntes, ausschließlich Russisches in die Augen fällt — nämlich den Verkehr in den großen Restaurationen (Traktir). Moskau ist berühmt durch seine glänzenden Restaurationslokale; treten wir in eins der größten und besuchtesten — in die sogenannte Restauration „Moskwa" von Gurin.

Wenn man auf der teppichbelegten Treppe durch die Glasthür in das Lokal tritt, so wird man von den rauschenden Tönen eines kolossalen Orchestrions empfangen, in welches sich ein ohrbetäubendes Geräusch, wie auf einem Trödelmarkt, ein Klappern von Tellern, Gläserklirren, die schmetternden Triller von Kanarienvögeln und der wunderbare Schlag der Nachtigall mischen. In einem solchen Lokal giebt es vom Morgen bis in die Mitternacht keinen Augenblick der Ruhe oder gar des Stillstandes; stets dasselbe Wogen und Drängen, Ein- und Ausströmen von Kommenden und Gehenden, ein steter Wechsel neuer Gestalten, neuer Bilder, neuer Sonnen. Welch ein interessantes Feld für den Beobachter, dem es gelungen, in dem Hauptsaal des Lokals auf einem der Divans ein bescheidenes Plätzchen im Hintergrunde zu erobern! Sechs mächtige Kronleuchter, deren Gasflammen in den deckenhohen Spiegeln der Wände hundertfältig wiederstrahlen, verbreiten ein blendendes Licht. Die gemalte Decke des Saales ruht auf einer Reihe von Marmorsäulen; zu beiden Seiten derselben ist an den Tischen und den kleinen Divans davor selten ein Platz leer. An den Wänden des Saales sind ebenfalls Tische, Divans und gepolsterte Bänke. Mit der Serviette über der Schulter steht, jedes Winkes gewärtig, der Aufwartende an seinem bestimmten Tische. Mit einer fabelhaften Behendigkeit wird abgeräumt und wieder aufgetragen. Mit bewundernswerther Geschicklichkeit eilen diese geübten Diener, welche ohne Ausnahme aus den Dörfern des Gouvernements Jaroslawl stammen, mit Pyramiden von Tellern, Gläsern und Speisen in beiden Händen zwischen den Reihen der Tische hin und her. In dem besuchenden Publikum eines solchen Lokals sind alle Stände der Gesellschaft vertreten, vom Bauer bis zum Aristokraten; man findet hier den Landmann, den behäbigen, reichen Kaufmann, Offiziere, Beamten, Bürger, Handwerker, selbst Damen. Der Kaufmann des Gostinnoi-Dwor schließt selten ein Geschäft ab, ohne den Handel in einem solchen Restaurationslokal bei einer Tasse Thee oder einem Glase Champagner „fest zu machen." Es gab eine Zeit, in welcher die Regierung das Monopol des Branntweins für 80 Millionen an sogenannte Pächter gegeben hatte. Der Branntweinspacht lag wie eine moralische Pest auf dem Lande, sie war ein Staat im Staate geworden. Der humane Reformator Rußlands hat sein Reich auch von diesem Alp befreit. Während dieser Zeit hatten die Pächter es dahin gebracht, daß den Restaurationen die Orchestrions geschlossen wurden und dem Bauer, d. h. Jedem, der einen grauen „Armjäk" oder Schafpelz trug, der Besuch der Restaurationen untersagt war, damit im Interesse der Pächter mehr der „Kabak", die Branntweinschenke, besucht, mithin kein Thee, sondern Branntwein getrunken würde.

Die Wirthe wußten aber sich zu helfen. In der Vorhalle einer jeden Restauration hing ein Dutzend bürgerlicher Tuchkaftane; der Bauer trat ein, schlüpfte in den Kaftan und trank wohlgemuth seinen Thee.

Moskau besitzt eigentlich nur ein Theater, was für eine Stadt von mehr als 400,000 Einwohnern ein fühlbarer Mangel ist; es existirt zwar noch ein zweites Gebäude, in welchem zur Zeit, als die Stadt noch eine stehende französische Truppe hatte, diese ihre Vorstellungen gab. Die Räumlichkeit dieses Theaters ist jedoch sehr beschränkt. Gegenwärtig werden in demselben die kleineren russischen Stücke gegeben, das große Theater dient eigentlich nur der Oper und dem Ballet.

Theeschenke.

War das frühere große Theater vor dem Brande durch seine Größe und geschmackvolle, prachtvolle Einrichtung merkwürdig, so gehört das heutige, neue in jeder Beziehung zu den größten und schönsten von ganz Europa. Scene und Parterre nebst Logen übertreffen an Größe die Theater von Mailand und Neapel. Die Säle, welche den inneren Raum umgeben, dürften an geschmackvoller, luxuriöser Ausstattung kaum ihresgleichen finden; in Pracht der Kostüme, Dekorationen und sonstigem äußeren Aufwande ist in diesem neuen Theater Alles geleistet worden, was Geld, Geschmack und Kunst in der Welt zu schaffen im Stande sind, hinter jeder Loge der vier Ränge ein elegantes Boudoir.

In den ersten Tagen des März 1853 verkündeten die Feuersignale auf den Wartthürmen sämmtlicher Stadttheile den Einwohnern von Moskau, daß es in der Stadt brenne. Das hätte dieselben weiter in keine Unruhe versetzt, denn man ist an Feuersbrünste in Moskau gewöhnt, wo buchstäblich kaum ein Tag vergeht, an dem nicht irgendwo ein Feuer ausbräche. Die rothen Fahnen, die aber zu gleicher Zeit auf den Spitzen der Alarmstangen der Wartthürme aufgezogen wurden — ein Zeichen, daß die Feuerwehr sämmtlicher Stadttheile auf dem Platze der Feuersbrunst zu erscheinen habe — sagten den bestürzten Einwohnern, daß das Feuer ein bedeutendes sein müsse, oder irgend ein Regierungsgebäude brenne. „Das große Theater brennt!" hörte man rufen, und die Menschenmenge strömte nach dem Schauplatz.

Das Unglück ereignete sich zur Zeit der großen Fasten vor Ostern, wo außer Konzerten keine Vorstellungen gegeben werden. Es mochte daher wol die gewöhnliche Vorsicht und Wachsamkeit nicht beobachtet worden sein, denn das Feuer hatte in den inneren Räumen, auf der Bühne und in den Garderoben höchst wahrscheinlich schon stundenlang fortgebrannt, ehe es bemerkt wurde. Als die ersten Spritzen anlangten, machte ein dichter Qualm, der sich aus allen Oeffnungen hervorwälzte, das Eindringen und Löschen im Innern unmöglich; klirrend flogen die Fensterscheiben auf das Pflaster, die helle Lohe schlug zu den Fenstern und Dachluken heraus und die Flammen züngelten zum Dach empor. Der weite Platz vor dem Theater war mit einer dichtgedrängten Menschenmenge bedeckt; die Spritzen waren in voller Thätigkeit, Wasserstrahlen fuhren zischend in die Glut und wirbelten schwarze Rauchsäulen in die Luft, an ein Löschen von außen war aber nicht zu denken. .... Da — ein Aufschrei des Entsetzens erschallte in der Menge — erschienen drei Arbeiter hoch oben am Rande des Daches und streckten den Zuschauern flehend ihre Hände entgegen. „Um Gottes-Jesuwillen, rettet uns, Brüder!" riefen sie in Todesangst. Wie war da eine Rettung möglich? — Mit stummem Entsetzen sahen die Untenstehenden die Unglücklichen in ihrer Verzweiflung auf dem brennenden Dache, von Flammen und Qualm verfolgt, hin und her rennen. Da ertönt ein gellender Aufschrei; Viele bedeckten schaudernd ihre Augen, Frauen fielen in Ohnmacht — zwei der Unglücklichen stürzten sich in der Verzweiflung von der Höhe herab und fielen zerschmettert auf das Pflaster.

In demselben Augenblick trat ein schlichter Bauer (mujik) aus der Menge hervor, zog seinen kurzen Oberpelz (tulup) ab und blickte prüfend zum Dache empor. „Halt aus, Bruder!" rief er hinauf; „wenn Gott mir gnädig ist, will ich Dich retten!"

„Kusma!" wandte er sich an einen neben ihm stehenden Kameraden — Beide waren Dachdecker auf einem Dorfe im Gouvernement Wladimir — „gieb mir Dein Seil und folge mir!" Kusma trug zufällig ein zusammengerolltes Seil bei sich. Der Bauer trat, von Kusma gefolgt, an eine Leiter, welche weniger als zur Hälfte der Wand hinaufreichte. „Brüder", rief er sich umwendend der in stummem Erstaunen auf ihn blickenden Volksmenge zu, indem er andächtig ein Kreuz schlug, „Brüder, betet für mich!" Niemand glaubte an das Gelingen einer Unternehmung, die augenscheinlich den Tod zur Folge haben mußte.

Voll Muth bestieg er die Sprossen der Leiter; am Ende derselben angelangt schlug er von Neuem ein Kreuz, klammerte sich mit den Händen an die Röhre der Dachrinne und begann an derselben hinaufzuklimmen. Mit athemlosen Schweigen folgte die Menge den Bewegungen des unerschrockenen Mujik's. Ueber ihm loderten die Flammen, stürzten krachend Dachsparren zusammen, und dazwischen hörte man die Klagerufe des Unglücklichen in seiner Todesgefahr.

„Es war kalt", erzählte er später, „ein kalter, schneidender Wind; meine Hände erstarrten an der eisernen Röhre, doch ich fühlte nichts; von dem Augenblick an, wo ich den Entschluß gefaßt hatte, eine Christenseele zu retten, war's mir warm ums Herz."

Glücklich bis zum Dachkarnieß gelangt, war er im Stande, festen Fuß zu fassen; er ließ ein Ende des Seiles zu Kusma hinab und schleuderte es, nachdem dieser einen Haken daran befestigt, dem Unglücklichen zu, der sich in Todesangst an die obere Dachrinne geklammert hielt. „Befestige den Haken oben sicher und gut, halte Dich mit den Händen an das Seil, mit den Knieen an die Dachröhre und laß Dich hinabgleiten — mach's wie ich!" rief er ihm zu und erfaßte seinerseits die Dachröhre. In dem Augenblick, wo der Dachdecker die Leiter wieder erreicht hatte und der Gerettete an der Röhre hinabrutschte, entblößten die Tausende, welche in athemloser Spannung unten standen, ihr Haupt und schlugen ein Kreuz.

Der Arme vom Dach erreichte die Leiter und war gerettet. Als der Dachdecker wieder auf dem Boden stand, wurde er von einer Menschenmenge umringt; Jeder brachte dem Unerschrockenen eine Gabe dar. Sein Name ist Wassili Manin. „Danke, danke", brachte der überraschte Manin hervor; „es war ja Gottes Wille, und ich nur sein Werkzeug!"

Einige Tage darauf begab sich Manin seines Gewerbes wegen nach Petersburg.

Er wurde zum Kaiser Nikolaus beschieden.

„Ich habe von Deiner That gehört", redete ihn der Kaiser an; „küsse mich, mein Sohn, und erzähle."

Manin erzählte in aller Einfachheit den ganzen Hergang.

„Du bist ein braver Mensch, Gott sei mit Dir!" sagte der Kaiser, nachdem er ihn angehört. „Wenn Du je einen Wunsch hast, so komm zu mir, ich werde Dich stets empfangen." —

Wenn wir bei Gelegenheit des Theaterbrandes das Polizeiwesen erwähnen, so berühren wir einen sehr heiklen Gegenstand, denn wer hat gerne Etwas mit der Polizei zu thun? Die Polizei steht in allen Ländern der Welt — ob verdient oder unverdient, das lassen wir dahingestellt sein — bei dem Volk in nicht besonders gutem Ansehen, und das ist in Rußland vielleicht noch mehr der Fall als anderswo. Von vorn herein müssen wir aber bemerken, daß hier mit dem Aufleben einer neuen Richtung, im Gefolge neuer, wohlthätiger Reformen auch die alte Polizei zu Grabe getragen worden, die neue aber eine den Anforderungen der Zeit vollkommen entsprechende Organisation erhalten hat.

Die frühere Polizei, als noch die alte Ordnung der Dinge bestand, war nicht nur zur Sicherheit des Publikums als Wächter der Ordnung und des Gesetzes da, sondern sie hatte auch die administrative, richterliche und exekutive Gewalt in Händen; sie war Alles in Allem. Die früheren Polizeibeamten, und besonders jene, allen Städten Rußlands unvergeßlichen „Hellebardisten", wie sie auf ihre Hellebarden gestützt vor ihren Polizeihäuschen (Buden) über die öffentliche Sicherheit wachten, waren fast ohne Ausnahme körperlich und geistig Invaliden. Man erzählt sich eine Anekdote aus der Zeit jener Zustände: Ein solcher Hellebardist (Butoschnik) wird von einem Vorübergehenden auf ein lautes Hülferufen in einer der nächsten Straßen aufmerksam gemacht, welches der Polizeisoldat, ohne sich zu rühren, gleichgiltig anhörte. „Was geht's mich an? Das ist nicht in meinem Viertel!" erhielt er zur Antwort. Wenn zu jener Zeit irgend ein Diebstahl vorkam, so hütete sich der Bestohlene, wenn der Verlust nicht bedeutend war, darüber Anzeige zu machen, um nichts mit der Polizei zu thun zu haben. Es war etwas Gewöhnliches, daß, namentlich wenn der Angeklagte zu den Unliebsamen gehörte oder ein Bauer war, die erste Frage des Polizeibeamten im Verhör aus einem Paar tüchtiger Ohrfeigen bestand. „Das macht dem Hallunken das Gewissen locker!" meinte der Beamte.

Gegenwärtig ist dies ein überwundener Standpunkt. Die Polizeioffiziere bestehen ohne Ausnahme aus gebildeten Leuten und sind in Rußland namentlich gegen Fremde höflicher, als solches in mancher großen Stadt anderer Länder der Fall ist. Die Zahl der Sergeanten und Polizeisoldaten in Moskau ist bedeutend; dieselben befinden sich bei Tag und Nacht in einer fortwährenden Bewegung auf den Straßen, was in einer Stadt wie Moskau, wo es so viele große Plätze, Gärten und öde Straßen giebt, um so nothwendiger wird. Unter denselben befinden sich viele Juden, welche als besonders tauglich zum Polizeidienste befunden worden. Es wird überhaupt jedem Fremden auffallen, in Rußland in allen Dienstzweigen eine Menge von Juden zu finden, so bei der Polizei, in der Armee, besonders im Musikchor, bei der Feuerwehr und sogar auf der Flotte, was für einen Juden doch viel sagen will.

Zu einer der ersten Reformen beim Beginn der neuen russischen Aera gehört die Einführung der Friedensgerichte, eine Einrichtung, welche namentlich von den unteren Volksklassen mit Jubel begrüßt wurde. Dieselben sahen in den Friedensgerichten gewissermaßen einen Schutz und Schirm gegen Willkür, Druck und Ungerechtigkeit. Wir erwähnen der Friedensgerichte aus dem Grunde, weil sie auf das moralische Bewußtsein des Volkes von dem wohlthätigsten Einfluß waren, indem sie demselben den Glauben und die Zuversicht einer unparteiischen Handhabung des Gesetzes schenkten. Die richterliche Befugniß wurde der Polizei genommen und in die Hände von unabhängig gestellten Richtern gelegt. Der gemeine Mann überzeugte sich bald von der Tragweite eines solchen gerichtlichen Forums; er sah, daß er durch dasselbe oft in Zeit von 24 Stunden zu seinem Rechte gelangte, daß vor dem Friedensrichter kein Ansehen der Person galt. Die alte Polizeiwirthschaft hatte aufgehört; dem geringsten Manne, dem armen Handwerker ꝛc. wurde im Friedensgerichte

Genugthuung für jede Beleidigung; so mancher vornehme Schuldner zahlte seine Schuld, um nicht vor dieses Gericht citirt zu werden. Wir möchten die Friedensrichter die Tribunen der russischen Plebejer nennen. Wie mußte der Proletarier in Bastschuhen und zerlumptem Kaftan, der sich vielleicht noch so manchen freundlichen Willkommens der Polizei erinnerte, staunen, vom Friedensrichter mit „Sie" angeredet zu werden! —

In jedem Stadttheil befindet sich ein Friedensgericht; der Richter ist vollkommen unabhängig und vortheilhaft gestellt; derselbe bezieht ein Gehalt von 4000 Rubel Silber, für Wohnung, Gerichtslokal und Kanzeleiausgaben wird indessen nichts vergütet. Außer diesen Friedensgerichten ist noch ein Obergericht, die sogenannte „Friedensversammlung", an welche gegen das Urtheil des Friedensrichters zu appelliren jeder Betheiligte das Recht hat.

Wer kennt nicht jenes Nomadenvolk im kultivirten Europa, jenes räthselhafte, heimatlose Volk ohne häuslichen Herd, ohne feste Wohnsitze, ohne Geschichte, ohne Religion, welches man mit dem Namen Zigeuner bezeichnet? Seit vier Jahrhunderten trifft man dasselbe auf seinen ruhelosen Wanderzügen auf den Heerstraßen aller Länder, von den Sierren Spaniens bis zu den Ufern der Wolga, nirgends daheim, überall ein unwillkommener Gast, eine Plage der Polizei, ein Schrecken des Landvolks.

In verschiedene Volksstämme getheilt, bilden die Zigeuner nichtsdestoweniger ein in Sprache, Tracht, Lebensart und Gesichtstypus übereinstimmendes Ganzes — ein Volk. Wo aber stammen sie her, diese ruhelosen Wanderer? Sind sie die Nachkommen einer indischen Pariakaste, ist Aegypten ihre Wiege? Die Gelehrten sind darüber nicht einig. Eine Legende erzählt, die Jungfrau Maria sei mit dem Jesuskinde und ihrem Mann Joseph zur Zeit der Kinderverfolgung des Herodes nach Aegypten geflohen; erschöpft habe die Familie sich an einem Brunnen niederlassen wollen, sei aber von den Eingeborenen von dort vertrieben worden. Da sei denn über diese und ihre Nachkommen, gleichwie es mit Karthaphilaos (Ahasverus), dem ewigen Juden, geschehen, der Fluch ausgesprochen worden, ewig ruhelos durch die Welt zu ziehen.

In Bessarabien und namentlich in der Moldau haben die Zigeuner feste Wohnsitze, von wo aus sie ihre Wanderzüge beginnen. Auch in einigen Gegenden von Rußland trifft man Zigeunerdörfer, in keiner einzigen Stadt Europa's aber eine Zigeunerkolonie, wie solches in Moskau der Fall ist. Die Zigeuner in Moskau bewohnen einen besonderen Stadttheil (Grusina), sind ansässige Kleinbürger der Stadt, haben die russische Tracht angenommen und bekennen sich zur orthodoxen Kirche. Die Männer beschäftigen sich fast ohne Ausnahme mit dem Pferdehandel und sind in der Stadt und auf den Märkten der Umgegend wohlbekannte, wenn auch nicht gerngesehene Roßkämme und Viehärzte. Diese Verschmelzung mit den Russen ist jedoch nur eine äußerliche, denn Männer und Frauen, besonders letztere, treiben hier, wie sie es überall zu thun pflegen, nebenbei so manches Gewerbe, welches das Tageslicht scheut.

In dieser Zigeunerkolonie hat sich schon vor vielen Jahren ein Sängerchor gebildet. Es gehört zu einer der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Moskauer öffentlichen Lebens, daß kein Volksfest gefeiert wird, bei welchem

der Sängerchor der Zigeuner sich nicht hören ließe. Doch nicht nur in öffentlichen Gärten und auf Promenaden finden sich die Zigeuner ein: sie singen bei Festessen in den Klubs, in Abendgesellschaften, auf Bällen und Maskeraden. Dieser Zigeunergesang ist nichts weniger als harmonisch; er trägt das Gepräge ursprünglicher Wildheit und ist der Ausdruck von Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit. Daß aber gerade die höheren Stände, die gebildete Männerwelt für diesen Gesang schwärmen, wirft ein eigenthümliches Streiflicht auf die gesellschaftlichen Zustände dieser Sphäre. Eine solche Sympathie ist um so weniger erklärlich, als der Zigeunergesang einen schlagenden Gegensatz zu dem tief elegischen Zug des russischen Nationalgesanges bildet. Ein russisches Lied und ein Zigeunerlied sind wie Tag und Nacht von einander verschieden.

Beschreiben läßt sich der Zigeunergesang nicht, man muß ihn hören. Es ist kein Gesang, es ist ein ganzes Drama wilder Leidenschaftlichkeit. Es vereinigen sich hier Gesang und Mimik, Harmonie und Disharmonie zu einem wilden Chaos von Stimmen; man hört Jauchzen, Kreischen, einen Aufschrei der Verzweiflung, einen Angstruf der Seele und dazwischen so schöne, so herrliche Töne, als wären es Engelsstimmen — und das Alles in einem wirren Durcheinander. Einen solchen Gesang müßte man in einer wilden Schlucht der Sierra, in dunkler Nacht an den Feuern eines Zigeunerlagers hören und nicht in einem glänzend dekorirten Saal. Der Eindruck des Gesanges verliert natürlich durch die wenig mit demselben harmonirende Umgebung; selbst bei einem abendlichen Gartenfest inmitten eines fashionablen Publikums erinnern uns die Sängerinnen in ihren modernen Toiletten nur durch ihre braunen Gesichter und blitzenden schwarzen Augen, daß wir Zigeunerinnen vor uns haben. Der Gesang selbst verliert dadurch viel von seinem wildromantischen Nimbus, der ihm sonst eigen ist.

Nicht minder interessant als das Zigeunerleben ist die Stellung der Frauen. Die Frauen aller Stände wurden in Rußland bis auf Peter den Großen fast eben so wie im Orient vollkommen isolirt gehalten und von dem gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen. Selbst in den Familien der Bojaren blieben sie auf ihre entlegenen Gemächer beschränkt, die für Fremde nicht leichter als orientalische Harems zugänglich waren. Ein Schwarm von Zofen, unter welchen als Oberhaupt die einflußreiche Lieblingsduenna, gewöhnlich eine Tatarin oder Kalmückin, selten fehlte, bildete ihren Hofstaat. In den Teremas, d. h. Erkerzimmern, führten die Frauen, abgeschlossen von der Welt, ein Leben, dem es dessenungeachtet an Intriguen nicht fehlte. Nur bei Gelegenheit großer Festmahle erschien die Frau an der Tafel, während die Töchter des Hauses sich nur dann zeigten, wenn sich ein annehmbarer Bewerber präsentirte.

Im Kaufmannsstande lebte die Frau in derselben Abgeschiedenheit. In stumpfsinniger Trägheit brachte sie in ihren Gemächern die Zeit hin, die Einförmigkeit wurde ihr zur Gewohnheit; sie spann Flachs, stickte Kelch- und Altardecken und verspeiste eingemachte Früchte, Honig und süße Pfefferkuchen, eine Gewohnheit, welche sich im Kaufmannsstande bis heute erhalten hat und als deren unmittelbare Folge die schlechten Zähne, wodurch die *russischen* Frauen sich fast ohne Ausnahme auszeichnen, zu betrachten sind.

Keine andere Frau naſcht ſo gern Süßigkeiten wie die ruſſiſche Kaufmannsfrau; keine kommt ihr darin an Maſſenvertilgung nur einigermaßen gleich.

Peter der Große ſuchte dem häuslichen Leben in den Bojaren- und Kaufmannsfamilien eine freiere Richtung zu geben. Durch ſeine Bemühungen ſowie durch das Beiſpiel fremder, beſonders deutſcher Familien, welche der Zar nach Petersburg und Moskau gezogen hatte, wurde das Leben der Frauen auch nach außen hin ein freieres und gewann in der Folge unter der Regierung der Kaiſerinnen Eliſabeth und Katharina II. eine noch größere Entwickelung.

Der Kaufmannsſtand bildet in ganz Rußland eine abgeſchloſſenen Kaſte, welche mit dem Adel in wenig oder gar keine geſellſchaftliche Berührung kommt. Wir ſprechen hier jedoch nicht von demjenigen Theil dieſes Standes, welcher durch ſeine Bildung ſowol wie auch in Sitten und Lebensart nichts gemein hat mit dem Kaufmannsſtande als Kaſte, und wo in jeder Beziehung der Ton der feinen Geſellſchaft herrſcht wie auch in anderen Ländern; ſondern wir haben es hier nur mit demjenigen Kaufmannsſtande zu thun, welcher als Vertreter des Altruſſenthums Sitten und Gebräuche beibehalten hat, wie ſolche vor einhundert oder einhundert und fünfzig Jahren beſtanden.

Der Kaufmann aus dieſen Kreiſen ſetzt ſeinen größten Stolz in den Beſitz ſchöner Pferde und — einer korpulenten Gattin. Die Frauen ſind hier trotz ihres überladenen, modernen Putzes, trotz ihrer Brillanten, noch ganz dieſelben roth und weiß geſchminkten Weiber des vorigen Jahrhunderts. Ohne alle Bildung, ohne Sinn für geiſtigen Genuß oder Beſchäftigung bringen ſie den ganzen Tag mit Nichtsthun oder Kartenlegen zu und trinken fünf- bis ſechsmal Thee mit allen nur möglichen gaſtronomiſchen Leckerbiſſen und Fruchtgelées. Da ſie ſonſt ungemein gottesfürchtig ſind, ſo beſuchen ſie gern Kirchen und Klöſter und geben gern und reichlich den Armen.

Die jungen Mädchen erfahren in dieſer iſolirten Sphäre wenig von den heiteren Freuden eines geſellſchaftlichen Umgangs. Sie ſind für ihre Eltern nichts weiter als eine Waare, deren Preis die Mitgift beſtimmt, und die man losſchägt, ſobald ſich ein paſſender Bewerber findet, der an Kapital wenigſtens eben ſo ſchwer wiegt wie die Braut. Daß Letztere ihren Zukünftigen vor der Verlobung faſt nie geſehen, kommt dabei nicht in Betracht.

Die Geſellſchaften, welche in ſolchen Häuſern gegeben werden, wo heirathsfähige Töchter vorhanden, ſind höchſt originell. Man glaubt chineſiſche Pagodenbilder zu ſehen, oder in ein Wachsfiguren-Kabinet zu kommen, ſo ſteif und unbeweglich ſitzt der zur Schau ausgeſtellte Mädchenflor rings an den Wänden des prunkvollen Saales, der nur bei ſolchen Gelegenheiten oder bei beſonderen Feſten geöffnet wird, während die Familie ſich für gewöhnlich in ſehr einfachen, ungemüthlichen Zimmern aufhält. Die älteren Frauen nehmen die Ehrenplätze auf dem Sopha ein. Macht einmal eine von ihnen eine Bemerkung, ſo antwortet wie auf ein gegebenes Signal der ganze Chor, und ebenſo tritt wie auf Kommando allgemeines Schweigen ein. Und welche Bewirthung! Des Herumtragens von Früchten, Kuchen, Konfekten, ſüßen Weinen, des Nöthigens von Seiten der Hausfrau iſt kein Ende. Daß eine Dame zehn bis zwölf Taſſen Thee trinkt, iſt dabei etwas ganz Gewöhnliches.

Der Ehe, welche auf so geschäftsmäßige Weise geschlossen wird, fehlt selbstverständlich jede höhere moralische Weihe: die junge Frau wird alles Andere, nur keine liebevolle Gefährtin des Mannes.

Wenden wir uns schließlich zu den Frauen aus dem niederen Beamtenadel. Es tritt uns in den Töchtern dieser Klasse eine Erscheinung entgegen, wie wir sie in keinem anderen Lande finden dürften.

Die Eltern halten es mit ihrem Stande nicht für verträglich, ihren Töchtern eine einfache Erziehung zu geben, damit dieselben der Familie eine Stütze werden oder in irgend einer bescheidenen Sphäre Verdienst finden könnten, sondern dieselben erhalten in Instituten und sogenannten weiblichen Gymnasien eine Ausbildung, welche über die Sphäre ihres Herkommens hinausgeht. Da die meisten arm sind, so sind sie natürlich darauf bedacht, sich unabhängig zu machen; der Weg, den sie dazu einschlagen, ist jedoch ein falscher. Die Lektüre halbverstandener Schriften, über ihre Rechte in der Gesellschaft und im Staate, der Umgang mit jungen Leuten, welche noch extravaganteren sozialistischen Prinzipien huldigen, machen diese jungen Mädchen zu den eifrigsten Anhängern der Emanzipation der Frauen. Jedem Fremden, welcher noch vor drei bis vier Jahren nach Petersburg oder Moskau kam, werden diese emanzipirten jungen Mädchen auf Promenaden und auf der Straße aufgefallen sein, die schon in ihrer äußeren Erscheinung als Karrikatur des Weibes auftraten.

Ein Mittelding zwischen Student und Mädchen, trugen sie die unvermeidliche blaue Brille und kurzes Haar, rauchten Cigarren und liefen, die Reitpeitsche in der Hand, in kurzen Jacken einher. Das Publikum lachte sie aus und nannte sie „Nihilisten." Man darf aber nach soeben Erwähntem, das übrigens in den letzten Jahren mit dem Zunehmen des Eisenbahnverkehrs sich bedeutend zum Besseren zu verändern beginnt, beileibe nicht glauben, so seien die russischen Frauen alle und im Allgemeinen. Im Gegentheil: es giebt unter ihnen gewiß ebenso musterhafte Hausfrauen und gute Mütter als in anderen Ländern, wie sie auch in äußerer Eleganz und persönlicher Liebenswürdigkeit keiner Nation nachstehen und höchstens nur von den Französinnen übertroffen werden dürften.

Die Kunst hat in den Sümpfen und Morästen um St. Petersburg, wenn auch nur für eine kurze Jahreszeit, Paradiese geschaffen; man kann es während der Sommerzeit im Labyrinth der Newainseln vergessen, daß man sich unter dem 60. Grad nördlicher Breite und nicht in Italien befindet; wenn man aber die beinahe hundert Meilen lange Sumpf- und Waldstraße zwischen Petersburg und Moskau zurückgelegt, so bietet das goldkuppelige Moskau mit den landschaftlichen Scenerien seiner Umgebungen, welche die unscheinbare Moskwa umschließt, dem Auge des ermüdeten Reisenden einen wohlthuenden Ruhepunkt.

Moskau besitzt wie keine zweite Stadt unmittelbar vor ihren Thoren einen Wald, der bis vor wenigen Jahren in seiner ganzen Ausdehnung im vollen Sinne des Wortes Urwald war. Jetzt ist derselbe ungefähr eine halbe Meile weit bis zum Ufer der Jause in einen herrlichen Tannenpark mit anmuthigen, größtentheils im Schweizerstil gebauten Landhäusern umgeschaffen. Jenseit der Jause ist es 4—5 Meilen weit derselbe Urwald geblieben. Es ist dies der

Wald von Sokolniki. Vor Zeiten war hier, wie schon der Name Ssokol, Falke, andeutet, der Falkenhof der Zaren von Moskau. Die alten Großfürsten und Zaren waren leidenschaftliche Liebhaber der Falkenjagd. Noch zu Peter's des Großen Zeiten kannten die Bojaren keinen größeren Genuß als die Jagd und suchten den jungen Großfürsten, dessen Geschmack für das Militärwesen ihnen nicht gefiel, für die Freuden der Jagd zu gewinnen. Man erzählt von dem jungen Zaren folgende Anekdote: Der Zar ging scheinbar auf die Jagdlust seiner Bojaren ein und ließ in Sokolniki ein großes Treibjagen anordnen. Als die Bojaren sich auf dem allgemeinen Sammelplatz eingefunden hatten, erklärte der Zar, daß er wünsche, allein mit seinen Bojaren zu jagen, weshalb diese ihre Jäger, Diener und Treiber nach Hause schicken möchten. So geschah es und die Herren mußten selbst ihre Meuten führen. Da die Bojaren aber wenig bewandert mit der Führung der Meute waren, so riß bald allgemeine Unordnung und Verwirrung ein und die Jagd wurde zu einem Chaos, in welchem es selbst an ernstlichen Unfällen nicht fehlte. Für den folgenden Tag ordnete der Zar eine Falkenjagd an und lud die Bojaren ein, an derselben Theil zu nehmen. Als aber ein großer Theil derselben keine Lust dafür zeigte und sich entschuldigte, redete der zwölfjährige Zar sie mit den Worten an: „Der wahre Ruhm ist nur in den Waffen zu suchen. Weshalb bemüht Ihr Euch, mich für das nichtige Vergnügen der Jagd von ernsten Staatsgeschäften abzulenken? Ich bin Zar, und es kommt mir zu, Krieger zu sein; die Jagd ist Sache von Leibeigenen und Jägern."

Von dieser Zeit an änderte sich die Bestimmung von Sokolniki, und es ist nach und nach ein Landaufenthalt geworden, wohin sich Anfangs die reichen Familien während des Sommers in ihre prächtigen Landhäuser zurückzogen. Bald erhoben sich auch am Saume des Waldes wie am Ufer der Jause und jenseit derselben ganze Reihen bescheidener, netter Häuschen, und heute ist der Park und Wald von Sokolniki während des Sommers nicht nur der Lieblingsaufenthalt des gesammten Moskauer Publikums, sondern er ist auch der tägliche Schauplatz aller nur möglichen Vergnügungen für das Volk geworden. Im Schatten mächtiger Fichten und Tannen stehen Hunderte gedeckter Tischchen, dampfen Hunderte von Ssamowaren; Musikanten, Sänger, Leierkasten ohne Zahl, Taschenspieler, Akrobaten und ähnliche Künstler schlagen unter den Bäumen ihr Lager auf. An keinem anderen Orte offenbart sich die ungeschminkte, primitive Natur des Moskowiters so wie hier im Walde von Sokolniki. Seinen Höhepunkt erreicht dieses bunte Bild des Volkslebens in der großen Promenade am 1. Mai, wo die ganze reiche Kaufmannschaft und der Adel in Tausenden glänzender Equipagen, ganze Reihen von Zelten, Komödienbuden, Restaurants, Zigeunersänger und vortreffliche Militärmusik diesem großartigen Volksfeste eine Ausdehnung und einen Glanz verleihen, vor welchen ähnliche Feste in Wien oder in Paris in den Hintergrund treten.

Diese Feier des 1. Mai schreibt sich noch aus der Zeit Peter's des Großen her und ist ursprünglich von den Deutschen gegründet worden, welche hier im Walde an der Jause eine Art Niederlassung hatten. Der Ort selbst heißt noch bis heute beim Volke „Nemetzkje stani", d. h. deutsche Zelte. Noch vor vierzig

Jahren, wo der Weg von der Stadt durch den Wald bis zur Jause eine Wüste von Flugsand war, wo noch kein Park, keine Villa existirte und der ganze Wald zum Theil undurchdringlicher Urwald war, herrschte unter den deutschen Bürgerfamilien die Sitte, den Sonntag im „Grünen" an der Jause zuzubringen. Sie verlebten hier einen fröhlichen Tag, wo vielleicht einst das Lager ihrer eingewanderten Ureltern gestanden.

Moskau ist im eigentlichen Sinne des Wortes Hauptstadt des Russischen Reiches und wird es immer bleiben. Ebenso wie es in seinen Mauern das Andenken und den Glanz des alten Zarenthums vertritt, so erinnern die prachtvollen Schlösser und Edelsitze in seiner Umgegend an die Zeit eines reichen, prachtliebenden Bojarenthums.

Siebzehn Werst von Moskau liegt am hohen Ufer der Moskwa das Schloß Archangelsk, welches gegenwärtig dem Fürsten Jußupow gehört. Das Schloß ist im italienischen Geschmack mit einem Doppelperistyl gebaut, welches von zwei Reihen ionischer Säulen getragen wird. Unter demselben stehen noch heute die Kanonen, welche die Kaiserin Elisabeth zur Verzierung des Schlosses gießen ließ, das damals ihrem Günstling Rasumowski gehörte.

Noch müssen wir einer kaiserlichen Besitzung erwähnen, welche in ihrer romantischen Lage Alles vereinigt, um eins der anmuthigsten Lustschlösser zu werden; es finden sich hier ein herrlicher Park, weitläufige Gärten, ein schöner, tiefer See, Schluchten, Grotten, leider aber in einem vernachlässigten, verwilderten Zustande. Es ist dies das Schloß Zaritzin, welches der Fürst Patiomkin (Potemkin) für die Kaiserin Katharina erbaute. Der bizarre Stil des langen, schmalen Gebäudes mit den vielen kleinen Seitenthürmchen hat etwas Düsteres, Unheimliches und es sieht aus der Ferne wie ein Mausoleum aus. Denselben Eindruck machte es auch auf die Kaiserin, welche das Schloß nie betreten hat. Seitdem ist es in Verfall.

Wol selten verläßt ein Fremder Moskau, ohne den beiden Klöstern Woskreßensk, gewöhnlich Neu-Jerusalem genannt, und Troitza-Sergiewsk einen Besuch gemacht zu haben. Beide sind berühmte Wallfahrtsorte; das Kloster Troitza ist ganz besonders merkwürdig durch die Rolle, welche es in der russischen Geschichte gespielt, sowie durch seine fabelhaften Reichthümer.

Das Kloster Neu-Jerusalem wurde im Jahre 1655 vom Patriarchen Nikon gegründet. Die Zeiten der blutigen Kämpfe gegen Mongolen und Polen waren vorüber und die Mönche von Neu-Jerusalem schwangen nicht mehr das Schwert neben dem Kreuze; nichtsdestoweniger hat das Kloster mit seinen hohen, dicken Mauern das Ansehen einer drohenden Festung. Der Name Neu-Jerusalem wurde dem Kloster von dem Zaren Alexei gegeben. Dies gab dem Patriarchen Nikon den Gedanken ein, eine Kirche zu errichten, welche der des heiligen Grabes in Jerusalem vollkommen gleich sein sollte. So geschah es auch. Nach einem Modell der Kirche zu Jerusalem, welches man aus Palästina kommen ließ, wurde in den Ringmauern des Klosters eine Kirche „zum heiligen Grabe" erbaut, welche durch die vollkommene Nachahmung der Kirche zu Jerusalem dem Kloster eine große Berühmtheit verschaffte und eine Menge andächtiger Wallfahrer hinzog. In dem Kloster Neu-Jerusalem herrscht, wie

in vielen russischen Klöstern, jene unbegrenzte Gastfreundschaft, nach welcher den Wallfahrern Speise und Trank unentgeltlich verabreicht wird. Selbst Reisende finden in dem Gasthause des Klosters Unterkommen und sind außer zu einer freiwilligen Gabe in die Klosterbüchse zu keiner Zahlung verpflichtet. Das Kloster hat zwei Kathedralen und zwei Kirchen; die Kirche zum „Heiligen Grabe" schließt, wie die zu Jerusalem, zwanzig Kapellen in sich.

Das Troitza-Sergiew'sche Kloster oder „Lawra", d. h. Kloster ersten Ranges, liegt etwa 60 Werst von Moskau auf der großen Landstraße nach Jaroslaw. Heutzutage führt der Schnellzug der Eisenbahn den gewöhnlichen Besucher wie auch den andächtigen Wallfahrer in zwei Stunden dahin. Früher wurde die Landstraße während der Sommermonate nicht leer von Equipagen, Kibitken und Wallfahrern zu Fuß, welche entweder einzeln oder in Gruppen den staubigen Weg entlang zogen, der theils durch einen herrlichen Tannenwald, theils durch Gebüsch und Birkengehölz führt. Die größere Mehrzahl dieser Wallfahrer besteht aus Leuten der niederen Volksklassen, von denen eine große Anzahl schon in Kiew gewesen und nun vom Grabe des heiligen Sergei nach Ssolowetzk am Weißen Meere wallfahrtet.

Wenn man die Thurmspitzen und vergoldeten Kuppeln des Klosters aus der Entfernung am Horizont blitzen sieht und die weitläufigen Gebäude dieser „religiösen Festung" deutlicher hervortreten, so empfängt man den Eindruck, als nähere man sich einer großen Stadt. Eine religiöse Festung kann man das Kloster mit seiner hohen, gezackten Mauer und den acht Wartthürmen jedenfalls nennen, besonders wenn man sich in jene Zeit zurückversetzt, wo die Mönche sich nicht nur auf ihr Brevier, sondern auch auf die Handhabung der Keule, des Morgensternes und der Radbüchse verstanden.

Das Kloster Troitza, d. h. Dreifaltigkeitskloster, wurde im Jahre 1338 von dem heiligen Sergei (Sergius) gegründet. Derselbe hatte sich auf der Stelle, wo sich jetzt das Kloster erhebt, in dem damals dichten Walde als frommer Eremit eine Einsiedelei gebaut. Der Ruf seiner Frömmigkeit zog bald mehrere Einsiedler herbei, die ihre Zellen neben der seinigen errichteten und Sergei als ihren Oberen erkannten. Neben seiner Einsiedelei baute Sergei eine der Dreifaltigkeit geweihte Kirche, wovon der Name des Klosters herrührt. Und es ist auch leicht begreiflich, warum die Russen dem heil. Sergei eine so große Verehrung zollen, denn er war es, der den Fürsten Dimitri bewog, die Horden des Mongolenfürsten Mamai an den Ufern des Don anzugreifen, und ihm bei seinem Einzuge den Segen ertheilte.

Sergei starb im Jahre 1393, in demselben Jahre, in welchem eine Horde Tataren Moskau verheerte und auch das Troitzakloster von Grund aus zerstörte. Nach dem Rückzuge der Tataren fand der Nachfolger Sergei's, Nikon, unter den Trümmern des Klosters den unversehrten Leichnam seines Vorgängers. Diese wunderbare Erhaltung des Körpers des heiligen Sergei verbreitete sich weithin, und die Gläubigen strömten herbei, um an seinem Grabe zu beten. Beträchtliche Gaben und Schenkungen, besonders aber die Freigebigkeit der Großfürsten und Zaren, legten den Grund zu den Reichthümern des Klosters, welche mit der Zeit eine fabelhafte Höhe erreichten.

In den Unruhen der Bürgerkriege, nach der Epoche des Pseudo-Dimitri, fanden die Patrioten hinter den Mauern und Wällen des Klosters Schutz. Eine der ruhmvollsten Thaten in der Geschichte Rußlands ist die heldenmüthige Vertheidigung des Klosters durch die kriegerischen Mönche während der 16monatlichen Belagerung durch das 30,000 Mann starke polnische Heer unter der Anführung des Hetman Sapieha. Die feindlichen Geschütze spieen ihr Feuer gegen die Mauern, die Thürme wurden unterminirt, dem Kloster das Wasser abgeschnitten, der Skorbut brach unter den Mönchen aus, und doch leisteten sie standhaft Gegenwehr. Die verzweifelten Ausfälle der 2500 Mann starken Besatzung zerstörten die Arbeiten der Belagerer und Sapieha konnte „die grauen Krähen", wie er die Mönche nannte, nicht aus ihrem Neste vertreiben. Bei der allgemeinen Erhebung des russischen Volks unter Minin und Pojarski gegen die Polen waren es wieder Mönche aus Troitza, welche das Land durchzogen und das Volk zum Kampfe aufriefen.

Später wurde das Kloster während der Empörung der Strelitzen ein Zufluchtsort der beiden jungen Zaren Johann und Peter. „Nicht am Altar!" Dieser Ruf eines frommen Strelitzen hielt den bereits gezückten Stahl des Mörders auf, und Peter's Leben war gerettet.

Außer den Reichthümern, welche die Lawra durch die Spenden der Großfürsten und Zaren gewann, hatte dieselbe auf ihren ausgedehnten Besitzungen über 100,000 Leibeigene. Die Kaiserin Katharina nahm dem Kloster seine Ländereien und schuf sie in Staatsdomänen um.

In einiger Entfernung von Troitza liegt in einer anmuthigen Gegend das Nonnenkloster Chatkow, wo sich die Reliquien der Eltern des heil. Sergei befinden.

Es ist schwer, in einigen Zeilen eine richtige Idee von dieser Menge von Kirchen, Kapellen, kolossalen Gebäuden, Thürmen, Wällen und Mauern zu geben; das Auge glaubt in diesem Ganzen eine Stadt vor sich zu sehen. Die Ringmauer des Klosters umschließt neun Kirchen, einen Palast des Zaren, die Wohnung des Archimandriten, eine Menge großer Gebäude, in welchen sich Refektorium, Bibliothek, die Zellen der Mönche u. s. w. befinden. Man verirrt sich inmitten dieser prachtvollen Kirchen, deren Kapellen und Altäre von Andächtigen aller Stände, von Krüppeln und Bettlern förmlich belagert werden. Die größte und schönste unter den Kirchen ist jedenfalls die der Auferstehung, in welcher sich das Grabmal von Boris Godunow befindet. In der Dreifaltigkeitskirche, eigentlich dem Allerheiligsten des Klosters, ruhen die Gebeine des Gründers. Der Sarg ist von edlem Metall und sein Bild in dem von Perlen und Edelsteinen übersäten Ikonostas unschätzbar. Es wird für wunderthätig gehalten und Zar Alexei führte es in den Kriegen gegen die Polen, sowie Peter der Große gegen Karl XII. mit sich. Der Reichthum an edeln Metallen, echten Perlen, Edelsteinen, Monstranzen, Heiligenbildern, Altären, Meßgewändern und Kirchengeräth ist fabelhaft; es dürfte selbst für gewiegte Sachverständige schwer sein, denselben nur annähernd abzuschätzen.

Berühmt ist die hiesige geistliche Akademie, aus welcher tüchtige Leute, wie der Metropolit Plato, hervorgegangen sind. Dieser, ein freisinniger, *klassisch gebildeter* Mann, korrespondirte mit den bedeutendsten Gelehrten seiner

Zeit, namentlich mit dem Encyklopädisten d'Alembert. Man erzählt von ihm, wie er einst, als ihm eine junge Hofdame, die Fürstin Galitzin, in den kaiserlichen Gärten begegnet sei und um seinen Segen gebeten, eine Rosenknospe vom Strauche gebrochen und mit dieser symbolischen Blume das segnende Kreuz über sie geschlagen habe. Unweit des Klosters befindet sich noch die Einsiedelei und Kirche Bethanien, die geistliche Akademie und jedesmalige Wohnung des Metropoliten, wenn er sich nach Troitza zurückzieht.

Merkwürdig sind hier noch einige unterirdische, ausgemauerte Zellen. Abgeschieden von Welt und Menschen, ohne Tageslicht, lassen sich hier asketische Anachoreten gewissermaßen lebendig begraben; sie erhalten ihre kärgliche Nahrung durch eine Oeffnung in der Thür, sehen und sprechen aber Niemanden und sind in ihrer vollkommnen Einsamkeit todt für die Welt.

Kloster Troitza bei Moskau.

Derjenige Theil von Großrußland, welcher sich im Osten von Moskau längs der Ufer der Klijäsma und der Oka bis zur Wolga ausdehnt und die Gouvernements von Wladimir, Kostroma, Nischni-Nowgorod, zum Theil auch Räsan in sich begreift, unterscheidet sich in seinen Bodenverhältnissen wenig von den nördlich gelegenen Gegenden. Es ist mit Ausschluß von Räsan dasselbe reiche Waldland, wo auf einen Morgen Acker hundert Morgen Wald kommen. Nicht in ähnlichem Verhältnisse stehen die Bewohner dieser Gouvernements zu ihren nördlichen Nachbarn: sie sind in Industrie, Sitten, Gebräuchen, Lebensart, selbst in dem Kostüm der Frauen, wesentlich von denselben unterschieden. Das Charakteristische dieser Gegenden besteht hauptsächlich darin,

daß der größte Theil derselben, namentlich die Gouvernements Wladimir und Kostroma, reines Fabrikland sind. Ferner haben diese Theile von Großrußland am wenigsten fremde Elemente in sich aufgenommen, sind daher die besten Vertreter des reinen großrussischen Typus und haben in Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner viel Altherkömmliches und Alterthümliches bewahrt.

Die ungeheuern Waldungen, welche den größten Theil dieser Länderstrecken bedecken, schwinden immer mehr und mehr, und zwar nicht etwa infolge von Urbarmachung des Bodens, sondern durch Waldbrände, die sich häufig meilenweit ausdehnen. Im Jahre 1840 war im Kreise Wetluga ein Waldbrand, welcher 50,000 Morgen Wald in Asche legte. Das Feuer wüthete in einem Umkreise von zehn Werst, dichte Rauchwolken legten sich über das ganze Land, mehrere Dörfer und eine kleine Stadt wurden ein Raub der Flammen.

Wenn ein solcher Waldbrand in heißer Sommerzeit nach anhaltender Dürre ausbricht, wo das von der Hitze verbrannte Gras auf der Oberfläche der Niederungen, Wiesen und selbst Sümpfe wie eine Aschendecke liegt, wenn die Flammen die ausgedörrte Moos- und Torfschicht sowie den Abfall an trockenem Gezweig, Tannenzapfen und Nadeln ergreifen und sich mit Windesschnelligkeit fortwälzen, wenn endlich die mächtigen Fichtenstämme ergriffen werden, an welchen das glühende Harz zischend herabfließt, dann ist das Schauspiel eines solchen Waldbrandes ein ergreifendes, wahrhaft großartiges.

Am Tage verschwindet die Flamme meist in den dichten Rauchmassen, welche der Wind vor sich her wälzt. Krachen, Zischen und sturmartiges Brausen und Heulen in der glühenden Atmosphäre verkünden die Annäherung des Feuers. Dazwischen hört man das Angstgeheul von Wölfen und anderen wilden Thieren, die, aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben, in die Nähe der von ihnen sonst gemiedenen Menschen flüchten.

Nachts ist der Anblick eines solchen Schauspiels noch großartiger, schrecklicher. Bald zeichnet sich ein einzelner, mächtiger Stamm wie eine Riesenfackel am dunkeln Himmel ab, bald erscheinen die Bäume, mit ihren brennenden Zweigen verschlungen und ihre Wipfel gegen einander gelehnt, als Feuerpyramiden, welche donnernd zusammenstürzen und einen Funkenregen hoch in die Luft schleudern. Gleich feurigen Schlangen rieselt das glühende Harz an den Stämmen herab, krachend stürzen die Riesenstämme übereinander und bilden weithin Scheiterhaufen, die bei der eigenthümlichen Beleuchtung im Dunkel der Nacht phantastische Formen annehmen. Der nächtliche Reisende wird bei diesem großartigen Schauspiele der Zerstörung, bei diesem Wüthen des entfesselten Elementes mächtig ergriffen.

Durch die geringe Ertragsfähigkeit des Bodens und den Waldreichthum sind die Bewohner dieser Landestheile fast ausschließlich auf Industrie angewiesen. Um unseren Lesern eine Anschauung von der Ausdehnung und Vervollkommnung des Fabrikwesens in diesen Gouvernements sowie von der hohen Bedeutung desselben für ganz Rußland und dessen Handel zu geben, mögen dieselben uns in diejenigen Distrikte folgen, wo Industrie und Fabriken zu großer Blüte gelangt und fast ohne Ausnahme Erwerbszweig nicht nur ganzer Dörfer, sondern sogar ganzer Kreise geworden sind.

Im Norden des Gouvernements Wladimir an der Grenze von Kostroma, dreißig Werst von der Fabrikstadt Schui am Ufer der Uwodi, liegt das Dorf Iwanowo. Der Ort selbst mit der am anderen Ufer liegenden Slobode Wosnesensk und noch einigen Dörfern bildet eine Gruppe von Fabrikstätten.

Bettelnder Pilger.

Dieselben sind unter dem gemeinsamen Namen von Iwanowo zusammengefaßt und zählen im Ganzen 17,000 Einwohner. Dieses russische Manchester fertigt in 150 Fabriken jährlich eine Million Stück einfarbigen und bedruckten Kattun für etwa 10 Mill. Rubel an. Die unteren Volksklassen in ganz Rußland, besonders Weiber und Mädchen, kleiden sich in Iwanow'schen Kattun.

daß der größte Theil derselben, namentlich die Gouvernements Wladimir und Kostroma, reines Fabrikland sind. Ferner haben diese Theile von Großrußland am wenigsten fremde Elemente in sich aufgenommen, sind daher die besten Vertreter des reinen großrussischen Typus und haben in Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner viel Altherkömmliches und Alterthümliches bewahrt.

Die ungeheuern Waldungen, welche den größten Theil dieser Länderstrecken bedecken, schwinden immer mehr und mehr, und zwar nicht etwa infolge von Urbarmachung des Bodens, sondern durch Waldbrände, die sich häufig meilenweit ausdehnen. Im Jahre 1840 war im Kreise Wetluga ein Waldbrand, welcher 50,000 Morgen Wald in Asche legte. Das Feuer wüthete in einem Umkreise von zehn Werst, dichte Rauchwolken legten sich über das ganze Land, mehrere Dörfer und eine kleine Stadt wurden ein Raub der Flammen.

Wenn ein solcher Waldbrand in heißer Sommerzeit nach anhaltender Dürre ausbricht, wo das von der Hitze verbrannte Gras auf der Oberfläche der Niederungen, Wiesen und selbst Sümpfe wie eine Aschendecke liegt, wenn die Flammen die ausgedörrte Moos- und Torfschicht sowie den Abfall an trockenem Gezweig, Tannenzapfen und Nadeln ergreifen und sich mit Windesschnelligkeit fortwälzen, wenn endlich die mächtigen Fichtenstämme ergriffen werden, an welchen das glühende Harz zischend herabfließt, dann ist das Schauspiel eines solchen Waldbrandes ein ergreifendes, wahrhaft großartiges.

Am Tage verschwindet die Flamme meist in den dichten Rauchmassen, welche der Wind vor sich her wälzt. Krachen, Zischen und sturmartiges Brausen und Heulen in der glühenden Atmosphäre verkünden die Annäherung des Feuers. Dazwischen hört man das Angstgeheul von Wölfen und anderen wilden Thieren, die, aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben, in die Nähe der von ihnen sonst gemiedenen Menschen flüchten.

Nachts ist der Anblick eines solchen Schauspiels noch großartiger, schrecklicher. Bald zeichnet sich ein einzelner, mächtiger Stamm wie eine Riesenfackel am dunkeln Himmel ab, bald erscheinen die Bäume, mit ihren brennenden Zweigen verschlungen und ihre Wipfel gegen einander gelehnt, als Feuerpyramiden, welche donnernd zusammenstürzen und einen Funkenregen hoch in die Luft schleudern. Gleich feurigen Schlangen rieselt das glühende Harz an den Stämmen herab, krachend stürzen die Riesenstämme übereinander und bilden weithin Scheiterhaufen, die bei der eigenthümlichen Beleuchtung im Dunkel der Nacht phantastische Formen annehmen. Der nächtliche Reisende wird bei diesem großartigen Schauspiele der Zerstörung, bei diesem Wüthen des entfesselten Elementes mächtig ergriffen.

Durch die geringe Ertragsfähigkeit des Bodens und den Waldreichthum sind die Bewohner dieser Landestheile fast ausschließlich auf Industrie angewiesen. Um unseren Lesern eine Anschauung von der Ausdehnung und Vervollkommnung des Fabrikwesens in diesen Gouvernements sowie von der hohen Bedeutung desselben für ganz Rußland und dessen Handel zu geben, mögen dieselben uns in diejenigen Distrikte folgen, wo Industrie und Fabriken zu großer Blüte gelangt und fast ohne Ausnahme Erwerbszweig nicht nur ganzer *Dörfer, sondern* sogar ganzer Kreise geworden sind.

Im Norden des Gouvernements Wladimir an der Grenze von Kostroma, dreißig Werst von der Fabrikstadt Schui am Ufer der Uwodi, liegt das Dorf Iwanowo. Der Ort selbst mit der am anderen Ufer liegenden Slobode Wosnesensk und noch einigen Dörfern bildet eine Gruppe von Fabrikstätten.

Bettelnder Pilger.

Dieselben sind unter dem gemeinsamen Namen von Iwanowo zusammengefaßt und zählen im Ganzen 17,000 Einwohner. Dieses russische Manchester fertigt in 150 Fabriken jährlich eine Million Stück einfarbigen und bedruckten Kattun für etwa 10 Mill. Rubel an. Die unteren Volksklassen in ganz Rußland, besonders Weiber und Mädchen, kleiden sich in Iwanow'schen Kattun.

Sarafane, bunte Schürzen und Kopf- und Halstücher der ländlichen Schönen sowol als auch die Kleider von Frauen und Mädchen aus dem Bürgerstande stammen aus Iwanowo. Die Kattune von Iwanowo überschwemmen nicht nur die Märkte von ganz Rußland, sondern sie finden seit den letzten Jahren bedeutenden Absatz selbst in Centralasien und gehen über Irbit und Kiachta bis in das Innere von China. Als Beweis, welchen Aufschwung die Kattunfabrikation in den genannten Gouvernements genommen hat, wollen wir anführen, daß ähnliche Fabriken im angrenzenden Gouvernement Kostroma für mehr als fünf Millionen Rubel Kattun liefern und die Fabrik von Mengden daselbst außer einer bedeutenden Niederlage in Riga einen Kontrakt für jährliche bestimmte Lieferungen mit dem holländischen Handlungshause Smit-Engbert u. Comp. abgeschlossen hat. Es fragt sich übrigens, ob diese Waare auf dem ausländischen Markt als „russisches" Produkt verkauft wird. Die 17,000 Einwohner der Gruppe Iwanowo liefern nicht allein eine solche Waarenmasse, sondern gegen 200,000 Arbeiter aus den benachbarten Ortschaften im Gouvernement Wladimir und Kostroma nehmen Theil an der Produktion.

Sämmtliche Einwohner von Iwanowo und den umliegenden Dörfern waren bis zum 19. Februar 1861 Leibeigene des Grafen Scheremetiew. Es gelang zwar den Reicheren, sich gegen bedeutende Summen, zuweilen 20,000 Rubel für jede „Seele", persönlich frei zu kaufen, das Land, auf welchem ihre Fabriken standen, blieb jedoch Eigenthum des Gutsherrn. Mithin besaß derselbe das Recht, jede willkürliche Abgabe von dem Insassen zu erheben, was natürlich auch in den meisten Fällen geschah. Es gab unter diesen reichen leibeigenen Fabrikanten des Grafen Scheremetiew auch solche, die selbst Gutsbesitzer wurden, indem sie auf den Namen des Grafen Land und Leibeigene kauften. Erst mit dem 23. April 1863 schlug die Stunde wirklicher Freiheit für Jedermann. Die Verpflichtungen der früheren Leibeigenen gegen ihre Gutsherren wurden gesetzlich festgestellt und ersteren für jede männliche Person zwei Morgen Landes als eigenes, unabhängiges Besitzthum zugetheilt.

In Iwanowo unterscheidet sich im Grunde genommen die „höhere" Gesellschaft in ihrer Entwicklung sehr wenig von den unteren Klassen. Hunderte sind schnell reich geworden und Viele ebenso schnell wieder verarmt, sodaß es natürlich ist, wenn jeder Arme da von Reichthümern träumt, wo sein Nachbar, der Millionär, seine Laufbahn mit eben so leeren Händen angefangen hat wie er. Wie verschiedenartig aber auch die Lage der einzelnen Theilnehmer dieser Manufakturwelt, wie verschieden die Bedingungen der Existenz der ganzen Iwanower Gesellschaft auch sein mögen, so bildet dieselbe nichtsdestoweniger ein harmonisches Bild. Beschäftigung, Arbeit, Zerstreuung und Vergnügen sind in allen Schichten der Gesellschaft dieselben. Ein wirklicher Unterschied in der Lebensweise existirt hier nicht, und wo etwa ein solcher hervortritt, ist er ein scheinbarer, rein äußerlicher: Die reichen Kapitalisten besitzen Paläste, die mit allem nur erdenklichen Komfort und Luxus eingerichtet sind, ohne daß die Besitzer Sinn für das Schöne hätten: Alles ist nur zum Prunk, zum Empfange von Gästen und zu deren Bewunderung da, der Eigenthümer selbst bewohnt *sehr unansehnliche, oft* schmuzige Gemächer.

Einen dunkeln Schatten in dem harmonischen Bilde des Iwanower Lebens bildet die durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitete Trunksucht, vom Millionär bis zum ärmsten Arbeiter. Der Unterschied besteht nur in der Qualität des Getränkes, vom Champagner und den feinsten Rheinweinen herab bis auf den gewöhnlichsten Branntwein.

Nicht minder wichtig als Iwanowo ist ein anderer Umkreis an den Ufern der Oka durch seine Metallwaaren-Fabrikation.

Der Mittelpunkt und Hauptsitz dieses Industriezweiges, welcher sich über eine Fläche von 200 Quadratwerst erstreckt und in 40 Dörfern mehr als 20,000 Menschen beschäftigt, ist das Dorf Pawlowo. Dieser Ort allein hat 700 Schlosserwerkstätten und die Messer, Scheren und Schlösser von Pawlowo sind nicht nur in ganz Rußland bekannt, sondern gehen nach Buchara, Chiwa, ja bis nach Afghanistan.

Einen dritten, weitläufigen Fabrikkreis bildet das Dorf Bogorodsk und dessen Umgegend mit mehr als 120 Gerbereien. Bogorodsk ist auch historisch insofern merkwürdig, als es sich im Besitz von Kosma Minin, dem heldenmüthigen Befreier Rußlands von der Herrschaft der Polen, befunden hat; das Geschlecht desselben erlosch aber schon mit seinem Sohne.

Merkwürdig sind im Regierungsbezirk Wladimir die beiden Dörfer Cholui und Palechow, deren Einwohner von frühester Kindheit bis ins Greisenalter nichts weiter thun, als Heiligenbilder auf Holztafeln malen. Solche, gewöhnlich 20—25 Centimeter im Geviert messende Heiligenbilder werden mit einer erstaunenswerthen Geschwindigkeit hergestellt. Mancher Maler schafft deren wöchentlich gegen sechshundert, sodaß diese beiden Dorfschaften allein gerechnet mehr als zwei Millionen Bilder, freilich von sehr primitiver Art und wenig künstlerischer Vollkommenheit, herstellen, die eine weite Verbreitung in allen Kirchen, Klöstern, auf allen Märkten Rußlands finden.

Wir dürfen diesen kurzen Abriß der Industrie in den Regierungsbezirken Wladimir und Kostroma nicht schließen, ohne der berühmten chemischen Fabrik des Herrn Schipow zu Tomsk im Kreise Kostroma zu erwähnen. Das größte Verdienst dieser Fabrik besteht hauptsächlich darin, daß dieselbe die erste in Rußland ist, welcher es gelungen, Schwefelsäure, nicht wie es bisher allgemein geschah, aus reinem Schwefel, sondern aus Kupfer- und Eisenkies zu gewinnen. Da Rußland den Schwefel aus dem Auslande bezog, so mußte die Herstellung der Säure aus einem Material, von welchem an der Wolga, Oka und anderen Gegenden bedeutende Lager aufgefunden wurden, auf das Fabrikwesen Rußlands von Einfluß sein, und zwar aus dem Grunde, weil die Schwefelsäure von Tomsk 2—3 Rubel das Pud billiger als die aus reinem Schwefel gewonnene zu stehen kam.

Die Hauptursache der Schattenseiten im Leben des Landvolks ist in der niedrigen Stufe der Bildung zu suchen, auf welcher dasselbe nicht nur in den Landestheilen, in welchen wir uns gegenwärtig befinden, sondern überhaupt in ganz Rußland steht. Dieser Mangel an Aufklärung führt natürlich zum Aberglauben. Das Festhalten an gewissen äußerlichen Anzeichen, der Glaube an unglückliche oder glückliche Wochentage, an welchen eine Arbeit zu unterlassen

oder anzufangen sei, ist etwas ganz Gewöhnliches. In seinen Feldarbeiten, der Zeit von Aussaat und Ernte, der Heuernte und anderen Verrichtungen, richtet der Bauer sich nicht nach der Natur, nach klimatischen Verhältnissen, sondern zum Schaden der Landwirthschaft nach bestimmten Tagen im Heiligenkalender.

Der Glaube an Zauberer, Hexen und Hexenmeister ist nicht nur in diesen Gegenden, sondern in ganz Rußland unter dem Landvolk allgemein verbreitet. Solche Zauberer und Hexen sind nach dem Glauben des Landvolks im Stande, unter Beistand „des bösen Wesens", „des Unreinen" Menschen und Vieh zu beschädigen, „zu verderben", „zu behexen" und Elend und Krankheit zu verhängen. Bei allen Unfällen im häuslichen Leben nimmt der Landmann seine Zuflucht zu solchen, nach seinem Glauben mit übernatürlichem Wissen und Zauberkünsten ausgestatteten Personen. Krankheiten, welche der gemeine Mann sich nicht erklären kann, wie besonders epileptische Zufälle, werden der Wirkung „unreiner Kraft" — dem „Bösen" zugeschrieben; die davon Betroffenen sind „behext" oder vom „bösen Geist" besessen. Solche Krankheitszufälle sind fast immer von ganz eigenthümlichen Erscheinungen begleitet, die sich besonders in der Kirche beim Absingen „der Cherubime" während der Hochmesse durch Kreischen, Stöhnen und Jammern kund geben. Die behexten Weiber wälzen sich auf dem Boden, miauen, bellen und krähen: der Bauer sagt, „der Böse spricht aus dem Unglücklichen", und schlägt ein Kreuz. Es gibt wol kein Dorf, welches nicht mindestens eine „Besessene" (Klikuscha) aufzuweisen hätte.

Eine andere, eigenthümliche Erscheinung unter dem Landvolk besteht in der mit abergläubischer Furcht gemischten Verehrung, welche dasselbe den Blödsinnigen zollt. Solche unglückliche Individuen, Jurodiwui genannt, sind auf dem Lande eine häufige Erscheinung. Der Volksaberglaube schreibt denselben übernatürliche Kräfte zu und bezeichnet sie als inspirirte Wesen, welchen die Gabe „des zweiten Gesichts" verliehen sei. Die Menge nimmt ihre dunkeln, irrsinnigen Aussprüche als Prophezeiungen auf, wenn es auch im Allgemeinen Scheu vor denselben empfindet und ihnen ausweicht. Dieser Aberglaube wuchert jedoch nicht nur auf dem Boden entlegener Dörfer unter dem Landvolk. Vor einigen Jahren befand sich ein solcher Jurodiwui — Iwan der Narr genannt — im Irrenhause zu Moskau. Seine schmuzige Zelle war gewissermaßen ein Wallfahrtsort, und zwar nicht etwa blos für Weiber aus dem Volk, sondern selbst für Damen aus den höheren Ständen, welche die Antwort des Jurodiwui auf ihre albernen Fragen als Orakelsprüche entgegennahmen.

Noch existirt ein Gebrauch, dessen Ursprung sich wol aus der heidnischen Vorzeit herschreibt. Zu Zeiten einer herrschenden Epidemie oder Viehseuche versammeln sich Wittwen und Dorfmädchen in weißen Hemden und mit aufgelöstem Haar am Ausgange des Dorfes und ziehen mit einem Pfluge rings um dasselbe eine Furche, um das Unglück von demselben abzuwenden. An der Spitze des nächtlichen Zuges geht ein Mädchen mit einem Heiligenbild und brennender Wachskerze, eine zweite spannt sich in den Pflug, eine dritte geht an der dem Dorf abgekehrten Seite des Pfluges und ficht mit einer Peitsche in der Luft, um den Bösen abzuwehren, während die Uebrigen, mit Ofengabeln, Stöcken und *Peitschen gegen den* Bösen bewaffnet, dem Pflug zu beiden Seiten folgen.

Mit halblauter Stimme Gebete vor sich hermurmelnd, setzt die Prozession ihren Gang fort, und wehe dem Unvorsichtigen oder Neugierigen, welcher derselben in den Weg kommt — er wird mit Schlägen empfangen und verjagt.

In manchem Dorfe herrscht die Sitte, daß der Bauer am Gründonnerstag in einer Wuhne auf dem Eise badet, um im Laufe des Jahres gesund zu bleiben; in der Osternacht bleibt Jedermann wach; wer nicht zur Kirche geht, bringt die Nacht im Gebet vor den Heiligenbildern zu. An einem der ersten Tage in der Osterwoche macht der Pope nebst Gefolge und Heiligenbildern einen Umzug durch das Dorf und hält in jeder Isba ein Dankgebet ab; nach üblicher Bewirthung empfängt der Pope für das Gebet 50 Pfennige nebst etlichen Pirogen und zieht mit seinem Gefolge von Küster, Sängern und Bilderträgern weiter.

Die Zeit des ersten Gewitters ist auch die Zeit zur Aussaat. An diesem Tage fängt Alles an zu baden; wer zu baden fürchtet, wäscht sich, indem er das Wasser durch einen Trauring gießt; Frauen gießen es in einen Milcheimer, in welchen sie ein Ei legen, damit die Kühe mehr Milch, die Hühner mehr Eier geben. Wenn der Hafer gesäet wird, so trägt man Kinder, die noch nicht gehen können, ins Feld, stellt sie auf den Acker und streut den Hafer um sie her; dies Mittel soll die Kleinen sicher schnell auf die Beine bringen.

Am 23. April, dem St. Georgstage, wird das Vieh nach vorhergegangener Besprengung mit Weihwasser zum ersten Mal auf die Weide getrieben.

Ein am meisten verbreitetes und besonders bei Mädchen und Burschen beliebtes Dorffest ist der „Semik" d. i. der siebente Donnerstag nach Ostern.

Auch dieses Fest, wenngleich der Tag der Feier nach den Ostertagen bestimmt wird, stammt aus der heidnischen Vorzeit. Die alten heidnischen Slaven brachten an diesem Tage dem Gott des Frühlings ihr Opfer. Die jungen Mädchen und Burschen ziehen in ihrem Sonntagsstaat, einen mit Tüchern und Bändern aufgeputzten jungen Birkenbaum vor sich hertragend, mit Gesang in das nächste Gehölz. Hier zerstreuen sie sich, winden grüne Kränze und schmücken ihr Haupt damit. Einige winden einen Kranz, nehmen ihr Kreuz vom Halse und befestigen es in der Mitte des Kranzes. Wenn dann zwei Mädchen das Kreuz in ihrem Kranze von beiden Seiten küssen und die Kränze gegenseitig tauschen, so hat das die Bedeutung eines Freundschaftsbundes fürs ganze Leben. Dann läßt sich die fröhliche Schar um die Festbirke herum nieder und es werden Eierkuchen gebacken. Später beginnt unter den Klängen der Balalaika der Reigen. Während die Sonne untergeht, kehrt der ganze Zug mit dem Birkenbäumchen unter fröhlichem Gesang ins Dorf zurück. Diejenigen, welche Kränze gewunden, ziehen zum Fluß oder Teiche; ein jedes Mädchen legt ihren Kranz ins Wasser, schöpft Wasser durch denselben, wäscht sich damit und schleudert ihn dann weit ins Wasser. Wenn der Kranz untergeht, so bedeutet das ihren Tod im Laufe des Jahres, wenn er dagegen fortschwimmt, so wird sie leben.

Im Laufe des Sommers werden die Früchte und Gaben der Natur dem Menschen zum rechtzeitigen Genuß durch religiöse Ceremonien geweiht. So geschieht es am 1. August mit dem Honig, und am 6. August, am Tage der Verklärung Christi, mit den Aepfeln. Es wird im Volk für Sünde gehalten, vor dem 6. August einen Apfel zu essen; ebenso wird am 29. August, dem

Tage der Enthauptung Johannis des Täufers, Niemand etwas Rundes, was mit einem Haupte Aehnlichkeit hat, weder Kartoffel noch Apfel, genießen.

Mit dem dritten Weihnachtstage beginnt das eigentliche Fest „der zwölf Nächte" (Swiätki) bis zum Tage der heiligen drei Könige — die Tage der Mummerei, des Maskirens, des Wachs- und Zinngießens und aller solcher Spielereien, in welchen sich die Jugend gefällt, den Schleier der Zukunft zu lüften. Weiber verkleiden sich als Männer, Burschen als alte Weiber, Mädchen als Zigeunerinnen u. s. w. Die Hauptaufgabe dabei ist, sich so verunstaltet und lächerlich als möglich zu verkleiden. Der Sylversterabend ist vornehmlich den Anfragen an die Zukunft geweiht. So setzen sich z. B. die Mädchen in einen Kreis und streuen Gerste vor sich; darauf wird ein Hahn in den Kreis gebracht: vor welchem Mädchen der Hahn zuerst Körner pickt, die wird zuerst verheirathet. Oder es werden vier verdeckte Schüsseln auf den Tisch gestellt; in der ersten ist eine Kohle, in der zweiten Erde, in der dritten ein Span, in der vierten ein Ring. Das Mädchen wählt mit verbundenen Augen und nimmt das Schicksal ihrer Zukunft heraus. Die Kohle bedeutet Unglück, die Erde den Tod, der Span einen alten Mann, der Ring aber Glück und einen jungen Mann.

Der letzte Tag in der Butterwoche vor Beginn der großen Fasten heißt allgemein „Tag der Verzeihung". Niemand unterläßt es, seinen Nächsten um Verzeihung zu bitten wegen wissentlichen oder unwissentlichen Unrechts, welches er ihm zugefügt haben mag, gewiß ein schöner, nachahmungswürdiger Brauch!

Jede Dorfkirche hat ihren Heiligen; der Tag, an welchem der Name dieses Heiligen gefeiert wird, ist ein Fest für das ganze Dorf. Das Volk strömt aus der Nachbarschaft herbei, es ist Jahrmarkt im Dorfe und die Einwohner ergeben sich während dreier Tage allen nur möglichen Vergnügungen. Die unumgänglichsten Attribute solcher Dorffeste sind natürlich Bier und Branntwein, wozu noch massenhafte Vorräthe an verschiedenen Speisen kommen. Die Tische brechen fast unter der Last derselben. Die Isba wird bis zum späten Abend nicht leer von Gästen, welche der Hauswirth, ohne sich selbst zu setzen, bedient. Keiner der Gäste wird ein Glas an seinen Mund führen, bevor ihm der Wirth nicht zugetrunken; die Folge davon ist, daß dieser im Laufe des Tages gar bald das Feld räumen muß. Der Mittelpunkt alles Lebens im Dorfe ist der Marktplatz, wo Alt und Jung um die Buden zusammenströmen. Die Dorfmädchen im rothen Sarafan und vollen Festtagsputze in den grellsten Farben, die jungen Burschen in rothen Hemden, weiten plüschenen Beinkleidern und kurzer Tschuika von blauem Tuch, spazieren zwischen den Reihen der Buden hin und her und knacken gedörrte Nüsse. In einiger Entfernung von dem Marktplatz versammelt sich am Nachmittage die Jugend: der Reigen (Charawodi) beginnt und dauert bis zum späten Abende.

Wenn im November das Getreide gedroschen ist, so denkt man in den Dörfern an die Vorbereitungen zu den Zerstreuungen während der langen Winterabende. Diese geselligen Vereine tragen im Allgemeinen denselben Charakter.

Irgend eine Hausfrau, welche einen großen Vorrath von Flachs angesammelt, ladet die jungen Mädchen im Dorf ein, ihr denselben spinnen zu *helfen. Diese erscheinen* in ihrer gewöhnlichen Tracht mit Rocken, Hechel und

Spindel, und bei der düstern Beleuchtung brennender Kienspäne beginnt der erste Spinnstubenabend. Hin und wieder stimmen die Mädchen ein trauriges, monotones Lied an, oder es finden sich wol auch müßige junge Burschen ein und erzählen Märchen. Gegen Weihnachten aber werden diese Abende durch die Ankunft der jungen Leute, die bisher meist in Moskau oder Petersburg auf Arbeit gewesen, lebhafter und nehmen bei dem besonderen Zweck, welchen letztere mit dem Besuche der Spinnstuben verbinden, einen ernsthafteren Charakter an: Die Petersburger Gäste wählen sich hier ihre „Zukünftige", ihre Lebensgefährtin, um vereint, wie es hier zu Lande heißt — Freude zu theilen und Leid „zu hecheln." — Die Freude ist auch nur eine kurze, denn der „Petersburger", welcher ein junges Mädchen heimführt, verläßt seine junge Frau in der ersten Fastenwoche, geht an seine Arbeit nach Petersburg zurück und kehrt oft erst nach Jahresfrist wieder heim. Am zweiten Weihnachtstage beginnen die „Abendkränzchen", welche sich wesentlich von den Spinnstubenabenden unterscheiden. Die Mädchen erscheinen auch hier mit Rocken und Spindel, jedoch in vollem Sonntagsstaat; die geräumige Isba ist durch Talglichte erleuchtet, die jungen Burschen finden sich zahlreich mit Balalaika und Harmonika ein, Musik und Gesang erschallen und geben dem Ganzen den Charakter einer fröhlichen, aufgeräumten Gesellschaft.

Zwanzig bis dreißig Mädchen sitzen mit ihren Rocken auf Bänken an den Wänden der Isba. Jeder der eintretenden Gäste bringt ein Licht mit, zündet es an, nachdem er sich vor dem Heiligenbilde bekreuzt und die Mädchen begrüßt hat, und stellt es auf das Rockenbret eines der Mädchen. „Schön' Dank, wackerer Bursche!" sagt ihm dieses, sich verneigend; der Bursche nimmt neben dem Mädchen Platz. Solche Abendvereine werden von Gästen entlegener Dörfer, selbst von jungen Leuten aus der Kreisstadt besucht und dauern bis tief in die Nacht hinein. Gewöhnlich werden Lieder gesungen, bei welchen Mädchen und Jünglinge handelnd auftreten. So singen die Mädchen z. B.:

„Es kam ein Bursch gegangen,
Dem war sein Herz gefangen."

Beim Anfange des Liedes tritt ein junger Mensch mit einem Tuche in der Hand hervor und geht vor den Mädchen auf und ab. Bei folgenden Worten des Liedes:

„Er hat ein seidnes Tuch — und sieh,
Er wirft's dem Mädchen auf die Kniee",

wirft er behend einem der Mädchen das Tuch in den Schoß. Das Mädchen steht auf, löscht ihr Licht und tritt ihrerseits in die Mitte der Stube; das Ende vom Liede ist ein Kuß. Der Bursche setzt sich und das Mädchen hält ihren Umgang mit dem Tuche in der Hand, wirft es einem Andern zu und so geht es weiter.

In der Stadt Galitsch, einer der ältesten Städte Rußlands, haben sich Gebräuche erhalten, welche sich bis auf die heidnische Vorzeit zurückführen lassen. Die Einwohner sind in Sitten, Lebensart und Kleidung der Vorzeit treuer geblieben als die Einwohner irgend einer anderen Stadt des Landes. Besonders die Hochzeitsgebräuche unter den Bürgern von Galitsch erinnern an die Einfachheit alter Zeiten.

Wenn ein Familienvater seinen Sohn zu verheirathen gedenkt, so ladet er die nächsten Verwandten ein, giebt die Sache ihrem Urtheil anheim und wählt endlich aus ihrer Mitte den Freiwerber.

Der Freiwerber klopft mit dem eisernen Pfortenring dreimal an das Thor des Hauses, in welchem die erwählte Braut wohnt, und macht den Vater derselben bei dessen Erscheinen mit dem Zweck seines Kommens bekannt. Der Vater erbittet sich Bedenkzeit und entläßt den Freiwerber. Er fragt hierauf die Tochter, ob ihr der junge Mann genehm sei; ihre Antwort sind Thränen oder die Worte: „Dein ist der Wille!" Jedes Mädchen hält es für unklug und unpassend, auf eine solche Anfrage nach ihrer Ueberzeugung zu antworten. Wenn die Erkundigungen, welche der Vater indessen eingezogen, ihn befriedigen, so wird der Freiwerber bei seinem Wiederkommen ganz anders empfangen, ins Zimmer geladen und aufs Beste bewirthet. Vor den Heiligenbildern werden Kerzen angezündet, alle Anwesenden beten und der Vater ertheilt dem Freiwerber das Jawort und Handschlag. Der Freiwerber holt den Bräutigam; dieselbe Ceremonie wird alsdann in Gegenwart der Braut wiederholt und der Vater übergiebt dieselbe dem Bräutigam als seine Verlobte. Ein solches Verlöbniß ist für beide Theile bindend und wird stets heilig gehalten.

Von dieser Zeit an macht der Bräutigam der Braut täglich seinen Abendbesuch. Die freundliche Schwiegermutter empfängt ihren künftigen Schwiegersohn mit ehrerbietigem Gruße und geleitet ihn an einen Tisch in der Ecke des Zimmers, der mit verschiedenen Leckerbissen, eingemachten Früchten, Pfefferkuchen und Nüssen bedeckt ist. Hierauf wird die festlich geputzte Braut von der Freiwerberin in die Mitte des Zimmers hereingeführt. Ist sie die Tochter eines wohlhabenden Mannes, so trägt sie ein Netz echter Perlen auf Brust und Haupt. Der Bräutigam führt seine Braut an den Tisch. Nachdem Beide Platz genommen, wird das Thor weit geöffnet und das Volk strömt von der Straße herein, um das verlobte Paar zu sehen, während ein Chor Mädchen die bei dieser Gelegenheit üblichen Hochzeitslieder singt. Am Tage vor der Hochzeit versammeln sich die Freundinnen der Braut und begleiten sie mit Gesang in die Badestube; hier flechten sie ihr singend das Haar auf. Am Abend überreicht der Bräutigam seiner Verlobten ein Toilettenkästchen mit Schuhen, Strümpfen, Seife, weißer und rother Schminke nebst anderen kleinen Geschenken.

Nachdem die Braut am Tage der Trauung ihre Andacht in der Frühkirche gehalten, empfängt sie den elterlichen Segen; ihre Mitgift an Kleidern, Pelzen und Wäsche wird in große Kasten gepackt und in das Haus ihres zukünftigen Mannes besorgt. Hierauf beginnt die Ceremonie des Ankleidens zur Trauung, die nach alter Sitte von dem ältesten Bruder vollführt wird. Das Kostüm besteht gewöhnlich aus einem Kleide von Goldstoff und einem mit Marder- oder Zobelfell verbrämten kurzen Kamisol über demselben; den Kopf bedeckt ein Perlennetz unter einem seidenen Schleier. Die geschmückte Braut erwartet die Ankunft des Bräutigams, um von diesem in Begleitung des Geistlichen nach der Kirche abgeholt zu werden. Wenn die Trauung am Tage vor sich geht, so verbirgt die Braut ihr Gesicht hinter einem großen Fächer, indem *sie es für eine Schande hält*, von einem Manne gesehen zu werden.

In den Bildern, welche wir von Sitten und Gebräuchen des Volkes vorgeführt, werden unsere Leser gesehen haben, wie die religiöse Richtung in dem Volksleben überall vortritt und die Kirche das belebende Element desselben bildet. Die orthodoxe Kirche umfaßt das russische Volk jedoch nicht als ungetrenntes, allgemeines Band, sondern es haben sich im Schoße derselben im Laufe der Zeit eine Menge von Sekten gebildet, die, mit großer Zähigkeit an ihren Satzungen festhaltend und Millionen von Anhängern zählend, über das ganze, weite Reich verbreitet sind. Wir wollen es versuchen, ein anschauliches Bild von dem Ursprunge und dem Wesen dieser unter verschiedenen Namen auftretenden Sektirer zu geben.

Der Patriarch Nikon.

Als Anfang des Schisma (Rosskol) wird gewöhnlich die Verbesserung der heiligen Bücher durch den Patriarchen Nikon im Jahre 1654 angenommen. Allerdings war diese Neuerung die Veranlassung zu einer allgemeinen Opposition nicht nur im Volke, sondern auch unter den höheren Klassen, und führte die unglaublich schnelle Verbreitung der Sektirer oder Anhänger des Alten, der Altgläubigen (Starowerzen), über das ganze Land herbei. Der Keim des Sektenwesens liegt jedoch in einer viel früheren Zeit. So finden wir schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Nowgorod und Pskow die Sekte der „Geschorenen" (Strigolniki), welche sich nach ihrem Gründer, dem abgesetzten (geschorenen) Diakon Karp, also nannten. Diese Sekte verwarf das Priesterthum.

In der Hälfte des 15. Jahrhunderts entstand in Kiew die Sekte der Sabbatsfaster (Ssubotniki), welche sich im Süden verbreitete und von ihrem Gründer, dem Juden Zacharias, nach Nowgorod verpflanzt wurde. Die Anhänger dieser Sekte verwarfen die Dreieinigkeit, die Göttlichkeit Christi und Verehrung der Heiligen und Bilder. Diese beiden, dem späteren allgemeinen Schisma unter Nikon vorhergehenden Sekten waren auf die Verbreitung des Sektenwesens über Rußland von großem Einfluß. Wir begegnen in manchen späteren Sekten den Grundsätzen und Lehren jener älteren und finden in denselben die Aufklärung darüber, wie eine der Hauptsekten des Schismas — die „Priesterlosen" (Bespopowtschini) — im Norden von Rußland eine so schnelle und allgemeine Verbreitung haben konnte.

Die Streitigkeiten, welche sich zwischen der Geistlichkeit der orthodoxen Kirche und den Sektirern erhoben, veranlaßten Erstere, ihre Aufmerksamkeit den gottesdienstlichen Büchern zuzuwenden, die vorhandenen mit den griechischen und altslavischen Texten zu vergleichen und Veränderungen, Umschreibungen und Uebersetzungen vorzunehmen. Bei der Unwissenheit der Geistlichen, bei ihrer Unkenntniß der griechischen Sprache, konnte es nicht fehlen, daß in die neuen Bücher viel Unrichtiges, von dem Urtext Abweichendes aufgenommen wurde, und daß im Laufe der Zeit, da die Benutzung der gottesdienstlichen Bücher in Kirchen und Klöstern der Willkür der Geistlichen überlassen blieb, im Gottesdienste selbst große Verschiedenheit, Unordnung und offenbare Widersprüche zu Tage traten: das Bedürfniß einer neuen Durchsicht und übereinstimmenden Verbesserung der Bücher wurde immer fühlbarer, die Verbesserung aber aufgeschoben. Endlich wurde dieselbe auf einer allgemeinen Kirchenversammlung unter Vorsitz des Zaren Alexei, des Patriarchen, fünf Metropoliten und vielen anderen Geistlichen einstimmig beschlossen und dem Patriarchen Nikon aufgegeben, die Verbesserung der Bücher und Gebräuche vorzunehmen und in ihrer alten Reinheit wieder herzustellen, was dieser auch mit größter Gewissenhaftigkeit und unendlichem Fleiß zu Stande brachte.

Ein allgemeiner Sturm des Unwillens erhob sich im ganzen Lande gegen die neuen Bücher Nikon's, und zwar nicht nur unter den rohen, unwissenden Volksmassen: auch ein großer Theil der Geistlichkeit, die vornehmsten Bojaren, ja selbst die strenggläubige, gottesfürchtige Zarin Maria verwarf diese Neuerungen als Ketzerei. Der Zar Alexei befand sich beinahe zwei Jahre lang nach dem Erscheinen des neuen Rituals in Lithauen, sodaß mit dem ersten Beginn der Reform die Zarin selbst, und mit ihr der Hof und die Geistlichkeit der Kathedralen des Kremls, gewissermaßen als Haupt des Schisma auftraten, welches sich aus dem Zarenpalast über die Straßen von Moskau und von hier aus allen Thoren über Dörfer und Städte des ganzen Landes ergoß.

Während Nikon mit großer Energie und Strenge die Einführung der neuen Bücher in Kirchen und Klöster betrieb, wurde der Widerstand der Massen ein immer heftigerer, die Feinde und Widersacher des Patriarchen immer einflußreicher. „Nikon stößt unseren alten Glauben um und verkauft uns an den lateinischen Papst! Wo stammen diese Neuerungen her? Wer hat es Nikon eingegeben, *den Altar des alten* Glaubens umzustoßen? Wer anders als der Satan?

Haben unsere Väter unter Anführung von Minin und Pojarski für die Befreiung des Vaterlandes und der rechtgläubigen Kirche ihr Blut vergossen, damit wir, ihre Nachkommen, unseren Glauben verleugnen und uns der Ketzerei ergeben?" — So rief das Volk. — Zu derselben Zeit verheerte eine schreckliche Pest das Land, entvölkerte ganze Städte und Dörfer, sodaß die Leichen unbeerdigt in Häusern und auf Straßen verwesten und die Felder unbestellt liegen blieben. „Die Hand Gottes liegt auf uns und das ist seine Strafe, weil viele der Unsrigen dem wahren Glauben abtrünnig geworden", sprachen die Gläubigen. Jedes ungewöhnliche Naturereigniß, jedes unbekannte Phänomen am Himmel wurde als warnendes Zeichen betrachtet. Es zeigte sich ein großer Stern mit feurigem Schweif: „Da seht!" schrie die abergläubische Menge, welche in jedem Kometen einen Unheilverkünder wittert, „mit jenem feurigen Besen wird der Herr die Erde von den Abtrünnigen vom wahren Glauben rein fegen ... Gott straft die Christenheit, weil sie dem Feinde Gottes und der heiligen Jungfrau — dem Wolfe Nikon folgt!"

Nikon war nicht der Mann, sich von der Bahn, die er mit aller Energie seines Geistes verfolgte, durch das Geschrei des Volkes und die Zahl seiner mächtigen Feinde zurückschrecken zu lassen. Er war während der langen Abwesenheit des Zaren im vollen Sinne des Wortes Regent, und die stolzen Bojaren mußten sich vor ihm, dem Bauernsohne, dem Mordwinen, beugen. Er stand über seiner Zeit und verachtete das im grassen Unglauben befangene Volk ebenso, wie es aus demselben Grunde Peter der Große wenig achtete.

Abgesehen von kaum glaublichen Verirrungen und Entartungen einzelner fanatischer Sekten, lassen sich die Forderungen der Schismatiker der russischen Kirche im Allgemeinen auf Folgendes beschränken:

Der Gottesdienst ist nach den alten, vor dem Patriarchen Nikon geschriebenen oder gedruckten Büchern zu vollziehen; das Hallelujah im Gottesdienste ist nicht dreimal, sondern zweimal zu wiederholen; bei kirchlichen Prozessionen hat man die Richtung des Weges übereinstimmend mit dem Laufe der Sonne zu nehmen; sich bekreuzigen und segnen muß man mittels zweier Finger, des Zeige- und Mittelfingers; nur ein achtarmiges Kreuz ist in Ehren zu halten; der Name des Heilands wird geschrieben und ausgesprochen „Jhsus", und nur die alten oder die von diesen kopirten Bilder sind zu verehren.

Nach der Rückkehr des Zaren im Jahre 1666 wurde eine allgemeine Kirchenversammlung berufen, um die Reformen Nikon's endgiltig zu prüfen. Er selbst aber sollte sich vor derselben über die Anklagen rechtfertigen, welche von allen Seiten gegen ihn erhoben wurden. Das Volk sah mit banger Erwartung dem Resultat dieser Kirchenversammlung entgegen: war es doch das Jahr 1666, und in demselben die Zahl sechshundert und sechsundsechzig, die verhängnißvolle Zahl des Thieres der Apokalypsis (Offenbar. Johannis 13, 18) enthalten? War also in der Person Nikon's nicht der Antichrist geboren?

Es gelang den Feinden Nikon's, denselben zu stürzen. Er wurde seiner Patriarchenwürde entsetzt und im einfachen Mönchsgewande zur Buße in das Beloserski'sche Kloster verbannt. Die Hauptursache zu seinem Sturze war die schwere Anklage, daß er die „alten Bücher", darunter auch die Bücher der

Kirchenväter und Heiligen, hatte öffentlich verbrennen lassen. Dies hatte vor ihm auch der Patriarch Philaret gethan. Was sich jedoch Philaret, der Vater des Zaren Michael Romanow, erlauben durfte, das war für Nikon, den mordwinischen Bauernsohn, ein Verbrechen. Die neuen Bücher dagegen wurden beibehalten und man beschloß, dieselben mit aller Strenge einzuführen. Von diesem Zeitpunkte datirt sich die offene Widersetzlichkeit der Schismatiker gegen die Maßregeln der Regierung, welche zu Zusammenrottungen des Volkes, zu förmlicher Auflehnung anwuchs, die mit Waffengewalt unterdrückt werden mußte. Im Norden von Rußland verließen Tausende ihre Heimat und flohen in die entferntesten öden Waldgegenden; so wurde namentlich Sibirien ein Zufluchtsort für die Anhänger der Hauptsekte der Raskolniki — „der Priesterlosen" — (Bespopowtschini).

Die Bespopowtschina, welche bald in mehrere Untersekten zerfiel, verwarf das Priesterthum und die Ehe. „Christus wird für uns der unsichtbare Priester sein, wie er das unsichtbare Haupt der rechtgläubigen Kirche ist", war einer ihrer Hauptgrundsätze. Das Ideal dieser Sekte war das Mönchsthum, ein strenger Ascetismus, ein starres, todtes Ceremonienwesen.

Wir finden die Anhänger dieser Sekte meist fern von Städten und Dörfern in entlegenen, öden, wüsten Gegenden. Die rauhe, düstere Natur hatte keinen geringen Einfluß auf die finstere Weltansicht, welche die echten, priesterlosen Schismatiker bis auf unsere Tage bewahrt haben. Sibirien namentlich wurde der Schauplatz fanatischer Greuelscenen, wie die Geschichte ähnliche kaum aufzuweisen hat. So ließen sich einst siebzehnhundert Fanatiker, um die zweite, reine Taufe „durch das Feuer" zu erlangen, mit Weibern und Kindern lebendig verbrennen; an einem anderen Orte geschah dasselbe mit zweihundert Unglücklichen. Und warum geschah das? Weil in einem der alten Texte stand: „Weihe das Wasser durch Deinen heiligen Geist und das Feuer." Das Wort „Feuer" war aber in den neuen Büchern weggelassen worden.

Anders war es jedoch in den Städten und Dörfern, wie überhaupt in solchen Gegenden, wo schon von Alters her die Bande des öffentlichen und des Familienlebens enger geknüpft waren. Hier fand eine andere Sekte, die Popowtschina, ihre Hauptverbreitung, welche sowol das Priesterthum anerkannte als auch das Sakrament der Ehe beibehielt. Diese Sekte ist noch heute über einen großen Theil von Rußland verbreitet und wird nebst ihren verschiedenen Nebensekten mit dem Namen „Altgläubige" — Starowerzi — bezeichnet.

Einen großen Fortschritt machte das Schisma bei der Thronbesteigung des jungen Zaren Peter, als seine Schwester Sophie zur Mitregentin ausgerufen wurde. Die Strelitzen, wie auch ihr Anführer, der Fürst Chowanski, waren eifrige Anhänger des Schisma. In der Person eines gewissen Pustoswiät stand ein Lügenprophet auf, welcher seine Anhänger zu offener Empörung anfeuerte. Der Aufruhr wurde jedoch unterdrückt und Pustoswiät auf der „Lobnoje" vor dem Kreml hingerichtet. Die Mönche des Klosters Ssolowetzk im Weißen Meere traten ebenfalls als Anhänger des Schisma auf. Der berüchtigte Räuberhauptmann Stenko Rasin warf sich zum Vertheidiger des Klosters auf und besetzte *dasselbe mit seiner Bande*, nachdem er das Land plündernd durchzogen.

Eine der größten Heimsuchungen, welche infolge des Schisma und der Hoffnungen der Anhänger desselben auf den Sieg des alten Glaubens über einen großen Theil des Landes kam, war der Aufstand Emilian Pugatschow's. Pugatschow, ein donischer Kosak, wurde dafür, daß er die Schismatiker zur Flucht ins Ausland zu verleiten gesucht hatte, zur Knute verurtheilt. Er war aber entkommen, erschien auf dem Ural und gab sich für Kaiser Peter III. aus, der dem Tode entronnen und Willens sei, den Leibeigenen die Freiheit zu schenken. Eine so verlockende Verheißung war geeignet, nicht nur die Anhänger des Schisma, sondern den ganzen Bauernstand unter die Fahne des Aufruhrs zu führen. Die Gouverneure von Orenburg waren zu schwach gewesen, diesen Aufstand zu dämpfen, sodaß er sich gleich einer Feuersbrunst ausbreitete. Dörfer und Städte, darunter auch Kasan, wurden geplündert und in Asche gelegt. Die Wuth der Aufrührer ergoß sich besonders gegen die Gutsbesitzer und Verwalter, welche den martervollsten Todesarten übergeben wurden. Endlich, als selbst Moskau bedroht ward, erlitten die Banden Pugatschow's durch den Fürsten Galitzin eine vollkommene Niederlage;

Ein Altgläubiger.

Pugatschow wurde gefangen, in Moskau in einem eisernen Käfig öffentlich ausgestellt und dann hingerichtet.

Sowie erfahrungsmäßig eine jede Religionsverfolgung nur dazu dient, die Verfolgten in ihrem Glauben zu bekräftigen, Fanatismus zu wecken und Märtyrer zu schaffen, so war es auch bei dem Schisma in Rußland der Fall, als man mit strengen Gewaltmaßregeln gegen dasselbe verfuhr. Gegenwärtig hat man den Weg der Milde und Ueberzeugung gewählt und sucht durch Belehrung gegen die Altgläubigen und ihre Verirrungen zu wirken. Solche Sekten freilich, die eine unnatürliche, unmoralische Richtung verfolgen, wie z. B. die Sekte der Skopzen, fühlen natürlich auch jetzt die Strenge des Gesetzes. Es sind in neuester Zeit unter den Skopzen Fälle von kaum glaublicher Entartung, gelegentlich eines Monstreprozesses gegen dieselben, ans Tageslicht gekommen, welche als Beweis dienen, wie tief Dummheit und Aberglauben den Menschen sinken lassen.

Außer den beiden oben angeführten Sekten, den Bespopowtschina und Popowtschina, wollen wir unseren Lesern noch folgende aufführen:

Die Pomorzer lehren, man dürfe mit den Rechtgläubigen weder Speise noch Trank theilen, weil man sich dadurch verunreinige. Die Theodosianer verwerfen die Bilderverehrung, das Gebet für den Herrscher und die Ehe. Sehr verbreitete Sekten sind die aus der früheren „Springersekte" hervorgegangenen Skopzen und Duchoborzen. Die schon genannten Skopzen deuten das Wort Christi: „So dich dein Auge ärgert" u. s. w. auf eigene Weise durch Selbstverstümmelung, Entmannung; den Weibern verstümmeln sie die Brust. Sie tragen als geheimes Erkennungszeichen einen rothen Tuchlappen auf dem rechten Knie, was auf die Feuertaufe hinweisen soll. „Gott", sagen sie, „offenbart sich den Skopzen, seinen Kindern, als heiliger Geist, und Christus ist zuletzt unter der Gestalt Seliwanow's auf Erden erschienen." Seliwanow war der Gründer dieser Sekte. Noch heute sieht man sie in Moskau im Gostinnoi-Dwor in den Wechslerbuden sitzen und erkennt sie an den bartlosen, gelben Gesichtern. Die Duchoborzen (Geisteskämpfer) sind eine sehr weit verbreitete Sekte; sie verwerfen die Sakramente, selbst Taufe, Abendmahl und Ehe. Sie sagen, die Heilige Schrift als äußeres Wort sei nicht das Wort des Lebens, nur der Verstand führe zu Christo, dem inneren Lehrer, die Seele habe existirt und sei gefallen vor Schöpfung der Welt. Nach dem Tode gehen die Seelen der Besseren in andere Menschen, die Seelen der Sünder in Thiere über. Alle Menschen sind gleich und darum alle Autoritäten wider Gott; der Eid und der Krieg sind Verbrechen. Der Zar und der Erzbischof sind eben solche Menschen wie sie, das Priesterthum ist unnütz. Die Molokanen, so genannt von moloko — Milch — verwerfen die Fasten, sowie Taufe und die übrigen Sakramente, und halten die Verehrung der Bilder für Götzendienst. Diese Sekte ist im Gouvernement Ssaratow und in Südrußland sehr verbreitet und besteht aus friedlichen Kolonisten, die größtentheils reich sind.

Die Mundaufsperrer versammeln sich am Gründonnerstag zum Gebet und warten mit offenem Munde, daß die Engel ihnen das Abendmahl reichen werden. Bemerkenswerth sind noch die Peremasanzen (Umsalber). Sie bereiten ihr Salböl (Chrisam) selbst aus Balsam, Kräutern und Reliquien, kochen

die Masse während der Fasten, füllen sie unter Gebet in Flaschen und vollziehen ihre Umsalbungen auf dem Ragoskischen Friedhofe zu Moskau. In den Dörfern lehnte man sich gegen diese Erfindung auf und es entstanden die Sekten der „Slobodar" und „Ragosker", welche behaupteten, alten, von dem Patriarchen Philaret bereiteten Chrisam zu besitzen.

Bei Gelegenheit stahlen sie Chrisam aus den orthodoxen Kirchen. Fast alle diese Sektirer besitzen keinen Paß und verwerfen einen solchen, weil dieser mit dem Siegel des Antichrist gestempelt sei.

Wenn man die sumpfigen, waldbedeckten Ebenen im Westen des Gouvernements Wladimir verläßt und weiter nach Osten kommt, gewährt der Boden ein freundlicheres Bild. Am linken Ufer der Kliäsma, welche 200 Werst weiter in die Wolga fällt, zieht sich eine Hügelkette hin, auf deren Gipfel die Stadt Wladimir liegt. Sie hat eine pittoreske Lage, die ohne Zweifel dazu beigetragen hat, daß sie nach Kiew und noch früher als Moskau die Hauptstadt eines bedeutenden Großfürstenthums gewesen ist. Die alten historischen Erinnerungen scheinen jedoch das heutige Wladimir, wie dies bei den meisten russischen Städten der Fall ist, wenig zu berühren. Moskau hat den Handel Wladimir's an sich gezogen, es hat keine Schifffahrt und begnügt sich damit, seine ausgedehnten Kirschgärten zu kultiviren, deren Früchte weit und breit berühmt sind. Die Gegenwart Wladimirs bietet nichts, was den Fremden besonders interessiren könnte. Es hat jedoch eine Vergangenheit gehabt, und noch zeugen einige alte Monumente von deren Größe, wenn gleich diese Vergangenheit ganz demselben schrecklichen, blutigen Wechsel unterworfen war, wie fast alle bedeutenderen Städte Rußlands. Wladimir soll im zehnten Jahrhundert von Wladimir dem Großen gegründet worden sein. Der Großfürst Andrei Bogoljubski machte es zu seiner Residenz, vergrößerte und verschönerte die Stadt. Es ist erwiesen, daß dieselbe sich vor ihrer Zerstörung durch die Tataren bis zum Kloster Bogoljubsk ausdehnte, welches heute einige Werst weit von der Stadt entfernt liegt. Noch stehen zwei Kathedralen aus dieser Schreckenszeit Batü's: Die Kathedrale von Mariä-Himmelfahrt, welche sich über dem hohen Flußufer erhebt, und die Kathedrale des heiligen Dimitri von Sallone. Letztere war, wie die Chronik erzählt, der Schauplatz einer barbarischen Katastrophe. Der Großfürst Georg war nämlich abwesend, als die Tataren sich der Stadt bemächtigten. Der Erzbischof Mitrophan, welcher die Familie des Großfürsten retten wollte, hatte sich mit derselben in der Kathedrale eingeschlossen. Der schreckliche Batü befahl dieselbe anzuzünden — und der Erzbischof kam mit der Familie des Fürsten im Feuer um. — Es existirt noch ein drittes Denkmal aus dieser Zeit, die von dem Großfürsten Andrei erbaute sogenannte „goldene Pforte." Derselbe Fürst war auch der Erbauer des Himmelfahrtsklosters. Die Veranlassung zu dem Namen „goldene Pforte" ist unbekannt. Noch eine dritte Kirche, ein früheres Kloster, stammt aus derselben Epoche und beweist nicht weniger als die erwähnten Denkmale die einstige Größe und Bedeutung der Stadt.

Auf den großen Landstraßen, selbst auf Feldwegen, begegnet man einer Klasse von Leuten, die mit großen Tragkörben auf dem Rücken von einem Theile des Landes zum anderen ziehen. Wer sind diese unermüdlichen Wanderer?

Einer sieht wie der Andere aus: bei Allen derselbe schlaue, forschende Gesichtsausdruck. Doch nicht immer sind es bescheidene Fußgänger mit dem schweren Tragkorbe, häufig trifft man dieselben Leute neben einer hoch mit Waaren bepackten Telega hergehen, über welcher ein Wachstuch oder eine Lederdecke gebreitet ist. Sie sind überall dieselben, im Innern von Rußland sowol als auch in Sibirien und im Kaukasus. Wo kommen diese ewigen Juden Rußlands her, welche dem Anscheine nach niemals ruhen? Das Volk giebt ihnen überall einen andern Namen; der Kleinrusse nennt sie „Waräger", in Sibirien heißen sie „Susdaler", im Kaukasus „Wäsnikower." Sie selbst nennen sich Mäsiker, ihre allgemeine Benennung aber ist „Ofener" oder Herumträger, Hausirer. Weshalb diese Hausirer „Ofener" genannt werden, dafür giebt es verschiedene Lesearten; Viele leiten diese Benennung davon her, weil die ersten Hausirer in Rußland aus Ofen in Ungarn waren und sich deshalb zum Unterschiede von den eingeborenen Russen Ofener nannten.

Diese Hausirer stammen sämmtlich aus dem Gouvernement Wladimir und waren zum Theil leibeigene Bauern. Die Unfruchtbarkeit des Bodens hat sie jedoch zu einem anderen Erwerbszweig greifen lassen, der ihnen im Laufe der Zeit einen besonderen Typus gegeben hat und sie in Kleidung, Sitten und sogar in der Sprache von ihren Nachbarn wesentlich unterscheidet. Im Herbst trifft man den Hausirer auf den Dorfjahrmärkten, wo er seine Waaren vor den Blicken der Bauern und Bäuerinnen verlockend ausbreitet.

Und was wäre bei dem Hausirer nicht zu finden! Kattun in allen nur möglichen grellen Farben, Tücher, Bänder, und Hunderte von Kleinigkeiten. Hier hat eine junge, rothwangige Bäuerin eine Schnur Perlen in der Hand und legt sie an, ob sie ihr wol kleiden; dort feilscht ein Mädchen um seidenes Band und Ohrringe, deren dunkelgrüne Glassteine wie Smaragd in der Sonne blitzen; hier studirt ein wißbegieriger Bauerbursche die Titel jener dünnen Büchelchen, welche haarsträubende Räubergeschichten und Märchen enthalten; dort versucht ein Anderer einer Handharmonika wohlklingende Töne zu entlocken. Ein altes, gebücktes Mütterchen reicht dem Hausirer ein Gebinde grobes Garn und bittet ihn, es gegen ein Bild des heiligen Kosma einzutauschen, da sie ein Gelübde gethan, sein Bild gegen ihr Gespinnst einzuwechseln. Niemand hört die Alte; die Aufmerksamkeit ist auf jenen reichen Bauern gerichtet, der um einen seidenen Gürtel handelt.

„Nun, der Handel ist also abgemacht?" sagt der Bauer mit selbstvertrauender Stimme.

„Legen Sie einen halben Rubel zu", erwiedert sich verbeugend der Händler; „so wahr Gott lebt, ich verdiene keine fünfundzwanzig Kopeken."

„Geh' doch, Langrock! ich zahle ohnedies einen Rubel zu viel."

„Wenn wir so mit Rubeln spielten, würd' ich ein viel besseres Geschäft machen", bemerkte der Verkäufer mit schlauem Blinzeln.

„Nun, soll's gelten oder nicht?"

„Unmöglich, ich hätte Schaden dabei."

„So nehmen wir das Uebel halbpart, ich lege noch einen Tschetwertak (einen Viertelrubel) zu und damit Basta!" fuhr der Bauer fort, ohne den *Gürtel aus der Hand zu lassen.*

„He, nimmst Du die Löffel, Tante?“ ruft der Händler einem Weibe zu, indem er seine schlauen Augen von dem reichen Käufer auf das Weib richtete.

„Ich nehme die Löffel nicht“, versetzt das Weib.

„Nun, meinetwegen, so nimm sie alle für fünfunddreißig!“

„Ich gebe nicht mehr als achtundzwanzig.“

„Ach, Tante, bist auch schon gar zu geizig; na, sei's darum, gieb Deine vier Siebener nur her!“

Die Dörfer in den Kreisen Wäsnikow und Schuja im Gouvernement Wladimir sind fast ohne Ausnahme von Hausirern bewohnt. Die Häuser derselben unterscheiden sich durch ihre Bauart, durch ihre bunten, geschnörkelten Verzierungen bedeutend von den Bauernhäusern, wie man sie im Allgemeinen in den Dörfern von Großrußland findet. An den Fenstern sieht man weiße Vorhänge, Blumentöpfe mit Geranium und Balsaminen, zwischen den Doppelfenstern bunte, getrocknete Blumen. In solch einem reinlich angestrichenen, gemächlich eingerichteten Häuschen fühlt sich der Hausirer nach seiner langen, mehr oder minder erfolgreichen Wanderung vollkommen als Herr. Hier genießt er, wenn auch nur auf kurze Zeit, ein gemüthliches Familienleben, legt seinen bunten, wattirten Schlafrock an, plaudert mit Frau und Kindern, kramt Neuigkeiten aus und erzählt von seinen weiten Reisen. Wenn man dies trauliche Beisammensein, dies stille Familienleben sieht, so könnte man daraus den Schluß ziehen, als erfreue sich die ganze Bevölkerung eines solchen dauernden Familienglücks. Diese Idylle verschwindet aber bei dem Gedanken, daß die häuslichen Freuden des Hausirers nur zwei bis höchstens sechs Wochen dauern und ihm nach dieser kurzen Ruhe aufs Neue ein einsames Wanderleben bevorsteht, welches ihn ein ganzes Jahr lang, oft sogar mehrere Jahre, von seinem häuslichen Herde fern hält. Das ist kein Familienleben, sondern eine kurze Einkehr inmitten ewigen Umherirrens. Wenn man sich jedoch das erbärmliche Dasein vergegenwärtigt, welches der Hausirer während seiner Irrfahrten führt, so kann man sich vorstellen, welchen Genuß ihm die kurzen Ruhepunkte in seinem Daheim nach so langer Entbehrung gewähren. Nachdem unser armer Herumstreicher Noth und Entbehrung erfahren, sich vor Jedermann geschmiegt und gebeugt hat, und seine ganze Geisteskraft nur darauf gerichtet war, zu betrügen und nicht betrogen zu werden,

Ein Hausirer.

nachdem er Jahre lang in fremden Häusern, auf fremden Straßen unter Entbehrungen aller Art vegetirt, muß der Genuß, sein eigener Herr in seinem eigenen Hause zu sein, gewiß ein großer sein.

Die Erleichterung der Kommunikation, der Eisenbahnverkehr und die Belebung des Handels selbst in den entfernteren Theilen von Rußland konnten nicht ohne Einfluß auf den Erwerbszweig der Hausirer bleiben: das Feld ihrer Betriebsamkeit ist mehr und mehr beschränkt worden. Nur noch in solchen Dörfern, welche 30 bis 40 Werst von der Kreisstadt liegen und deren Gutsherr mit Schaudern an die unzähligen schlechten Brücken, die bodenlosen Wege auf Knüppeldämmen durch sumpfige Wälder denkt, welche eine Reise nach der Kreisstadt zu einer gefahrvollen Unternehmung machen, wird der Hausirer mit seinem Tragkorb mit Ungeduld erwartet. Ein Jeder weiß zwar, daß der Hausirer ein Schlaukopf ist, der vom Rubel einen Rubel Gewinn nimmt, aber der größte Theil der kleineren Gutsbesitzer würde auch heute noch ohne den Hausirer an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel leiden. Wo sollte die Hausfrau Band, Näh- und Stecknadeln hernehmen, wo die Hausmädchen Ohrringe und Halsschmuck? An wen sollte die Bäuerin ihre Leinwand, ihr Garn, ihren Flachs u. dgl. verkaufen? Der Hausirer kauft nach dem russischen Sprüchwort: „Einem echten Dieb wird Alles zu lieb" für den halben Preis ein und verkauft stets für das Doppelte. „Ohne Betrug kein Verkauf" ist dem Hausirer zur Devise geworden; sogar den Kindern wird dieser Grundsatz bei ihrer Erziehung eingeschärft, und man hat häufig Gelegenheit sich zu überzeugen, daß die Lehre des Vaters im Gemüthe des Kindes ergiebigen Boden findet.

Die Hausirerwege verfolgend, gelangen wir endlich nach Nischni-Nowgorod oder Unter-Nowgorod, welchen Namen die Stadt hat, um sie von Nowgorod im Norden am Ilmensee zu unterscheiden. Welch' verhängnißvoller Wechsel läßt sich im Geschick beider Städte beobachten! Das alte berühmte Nowgorod, jene reiche, mächtige Republik, ist von seiner Höhe zu einer unbedeutenden Stadt herabgesunken, während Nischni-Nowgorod oder Nischni, wie es gewöhnlich vom Volke genannt wird, zu einer der schönste nun dwichtigsten Städte Rußlands erblüht ist.

Nischni-Nowgorod in seiner malerischen Lage am hohen, rechten Ufer der Wolga beim Einfluße der Oka ist unstreitig einer der schönsten Punkte an dem ganzen Flusse. Während die Stadt selbst sich mit ihren Kirchen und unzähligen Gärten amphitheatralisch am steilen Ufer erhebt, zieht sich am linken Ufer der Oka die Sloboda Kupawino hin. Tief unten auf einer Landzunge, welche durch den Zusammenfluß der beiden mächtigen Ströme gebildet wird, ist der Marktplatz der weltberühmten Messe von Nischni-Nowgorod, zu welcher sich Käufer und Verkäufer aus allen Theilen des Zarenreichs versammeln. Dieser weite Platz mit seinem großen steinernen Kaufhause und einer Menge anderer Gebäude bildet gleichsam eine besondere Stadt für sich. Die Sloboda Kupawino spielt in Beziehung auf die Messe eine bedeutende Rolle; hier ist das Absteigequartier sämmtlicher Besucher der Messe, daher gewinnt der Ort durch seine Gast- und Wirthshäuser, Kirchen, Buden und Fabriken *das Ansehen einer* von Nischni getrennten Stadt.

Nischni-Nowgorod ist im Anfange des 13. Jahrhunderts vom Großfürsten Juri von Ssusdal als Festung gegen die räuberischen Einfälle der wilden Mordwinen und kanischen Bulgaren erbaut worden. Später war es die glänzende Hauptstadt des Großfürstenthums Ssusdal, und heute ist es eine der bedeutendsten Städte von Rußland, in Betreff seiner historischen Erinnerungen sowol als durch seinen Jahrmarkt, welcher den Osten mit dem Westen, Europa mit Asien verbindet und den russisch-europäischen Mittelpunkt für den ganzen Handel mit Asien bildet.

Die Lage der Stadt an dem Zusammenfluß zweier Flüsse, welche das Innere von Rußland mit dessen Grenzen verbinden, mitten in dem am dichtesten bevölkerten Wolgabassin, giebt derselben eine große Bedeutung als Handelsstadt.

Posthaus Orlowsk, letzte Station vor Nischni-Nowgorod.

Das Gebiet, welches die Wolga hier durchströmt, ist nicht nur das reichste Manufakturgebiet von Rußland, es ist auch der Schauplatz, auf welchem die denkwürdigsten Bewegungen in der Geschichte der Bildung des russischen Staates vor sich gingen. Hier leistete das russische Volk dem Vordringen der nomadisirenden Horden Asiens den lebhaftesten Widerstand. Und nicht nur die feindlichen Elemente verschiedener Volksstämme standen hier im Kampfe einander gegenüber, sondern das Christenthum errang durch das russische Volk den Sieg über die heidnische und mohammedanische Welt.

Nischni-Nowgorod hat die Einfälle der Mordwinen und Bulgaren sowie die Verheerungen der Tataren überlebt. Es ist nicht weniger als fünf Mal von den Tataren eingenommen worden. An einer der Kirchen ist noch heute folgende Inschrift zu lesen: „Die Mordwinen haben einst die Stadt beherrscht,

der Tatarenkhan Arapscha hat dieselbe nach der Niederlage der Russen an der Piana mit Feuer und Schwert verwüstet." Zur Zeit des falschen Dimitri war die Stadt nicht nur im Stande, dessen Streitmacht zu widerstehen, sondern sie wurde zu gleicher Zeit Herr über die aufständischen Mordwinen und bewaffnete sich gegen die Polen. In der schweren Zeit, als Moskau von den Polen besetzt, ja die Unabhängigkeit Rußlands und die rechtgläubige Kirche bedroht war, wurden die Nowgoroder, wie wir bereits oben sahen, unter der Anführung eines ihrer Bürger, Kosma Minin's, und des Fürsten Pojarski die Befreier von Moskau und des Vaterlandes vom Joche der Polen.

Der Ursprung der Messe von Makariew, jetzt Nischni-Nowgorod, ist in der ältesten Vorzeit zu suchen, und zwar in Groß-Bulgarien an den Ufern der Wolga und Kama. Die Bulgaren waren schon in den ältesten Zeiten als Handelsleute berühmt und das alte Bulgara unterhalb des Einflusses der Kama in die Wolga als ihre Niederlassung und ihr Hauptstapelplatz bekannt. Hier wurde schon in der Hälfte des neunten Jahrhunderts ein Jahrmarkt gehalten, wo sich Kaufleute aus den entferntesten Gegenden von Asien und Europa einfanden, um ihre Erzeugnisse und ihre Jagdbeute zu verhandeln.

Auf den Ruinen des alten Bulgarenreiches erhob sich die Macht der kasanischen Tataren. Der ganze Handel gipfelte im 14. Jahrhundert in Kasan, wo auf dem Felde von Arsk während der Sommermonate ein berühmter Jahrmarkt stattfand, der nicht nur von asiatischen und russischen Kaufleuten, sondern auch von solchen aus dem Westen Europa's besucht wurde.

Mit der endlichen Unterwerfung von Kasan durch Johann IV. hörte auch der Jahrmarkt auf dem Felde von Arsk auf und derselbe wurde nun bei der Stadt Makariew, 80 Werst unterhalb Nischni-Nowgorod, vor dem Kloster Jeltowodsk abgehalten. Am Sterbetage des heiligen Makarji, zu dessen Andenken das Kloster gegründet worden, strömte hier am 25. Juni eine Menge andächtiger Wallfahrer zusammen. An demselben Tage wurde auch der Jahrmarkt eröffnet, welcher von dieser Zeit an unter dem Namen des „Makariew'schen" regelmäßig jedes Jahr stattfand. Da jedoch der Jahrmarktsplatz am niedrigen, linken Wolgaufer zur Zeit der Ueberschwemmung als Stapelplatz für Waaren nicht ganz geeignet erschien, so war man schon längst mit dem Gedanken umgegangen, den Markt, welcher im Laufe der Zeit an Wichtigkeit und Ausdehnung bedeutend gewonnen hatte, an einen anderen Ort zu verlegen; und als im Jahre 1816 das große Kaufhaus des Marktes abbrannte, so wurde dieser Gedanke auch ausgeführt. Schon im nächsten Jahre fand der Makariew'sche Jahrmarkt im August in Nischni-Nowgorod statt, wo er von dieser Zeit an jedes Jahr am 15. Juli feierlich eröffnet wird und bis zum 25. August dauert.

Die Stadt Nischni-Nowgorod selbst, mit ihren 40 Kirchen und Klöstern, dem imposanten Kreml und zahlreichen Palästen, liegt in einem grünen Meer von mehr als vierhundert Gärten auf den terrassenförmig aufsteigenden, hohen Ufern der Wolga und Oka. Es dürfte sich außer Kiew keine zweite Stadt in Rußland in Bezug auf die reizende, malerische Lage mit Nischni-Nowgorod messen. Die Stadt kann in drei Theile getheilt werden: in die obere, untere *und in den Stadttheil am* linken Ufer der Oka.

In der oberen Stadt liegt auf dem höchsten Punkte der von einer Mauer mit dreizehn Thürmen umgebene Kreml oder die Festung. Im Innern desselben ist außer der Kirche zum heiligen Geist, dem Arsenal und einigen anderen Regierungsgebäuden die Kathedrale zur Verklärung Christi zu bemerken, in welcher sich neben den Grabstätten der alten Großfürsten auch die von Kosma Minin befindet. An der äußeren Seite der Mauer zieht sich ein schattiger Boulevard hin, welcher den Kreml in einer Ausdehnung von $1\frac{1}{2}$ Werst umfaßt.

Nischni-Nowgorod.

Noch vor einigen Jahren litten die Einwohner der oberen Stadt an Wassermangel; sie mußten dasselbe vom Fuße des Berges zu ihrem täglichen Gebrauch heraufschaffen lassen. Gegenwärtig erhebt sich am Ufer der Wolga ein großes Gebäude in gothischem Stil, in welchem eine Dampfmaschine das Wasser vermittels eiserner Röhren in die obere Stadt und den Kreml treibt, wo in der Mitte des Bazars ein prächtiger Springbrunnen sprudelt.

Am Abhange des Wolga-Ufers zwischen der oberen und unteren Stadt breitet sich der sogenannte „englische Garten" aus; derselbe hat einen Umfang von zwei Werst und seine schattigen Alleen schlängeln sich zwischen den Stufen des Abhanges weit hin. Die Aussicht, welche man zur Sommerszeit von den höher gelegenen Punkten des Gartens über die ganze Gegend genießt, ist über alle Beschreibung schön. Man überblickt ein Panorama von mehr als funfzig Werst im Umkreise: die Wolga, die Oka, einen Theil des Jahrmarktes und eine Menge in der Niederung beider Flüsse zerstreut liegender Dörfer mit ihren

weißen Kirchen und Thürmen; in weiter Ferne fassen dunkle Nadelholzwälder den Horizont ein, an dessen westlichem Saume sich die zwölf Kirchen der alten Stadt Balachna erheben. Im Frühjahr verwandeln die vereinigten Wasser der Wolga und Oka die ganze Niederung 15 Werst weit in einen großen See, dessen Oberfläche, von der Höhe des Gartens aus gesehen, mit einer Menge grüner Inseln übersäet erscheint, auf welcher sich hier Dörfchen, da grüner Wald und dort einzelne Kirchen erheben.

Von der Stadt aus führt eine 900 m. lange und 25 m. breite Brücke auf Flußkähnen über die Oka und von hier auf Pfeilern über eine Landfläche und Niederung bis auf die weite Landzunge des Jahrmarkts. Ein Wald von Masten bedeckt die Ufer beider Flüsse. Die Brücke über die Oka, an deren beiden Seiten sich Reihen kleiner Buden hinziehen, ist mit Frachtfuhren, Telegen, Pferden und Fußgängern bedeckt; auf derselben herrscht ein ununterbrochenes Hin- und Herwogen von Geschäftsleuten, Fremden, Bettlern, Hausirern, Neugierigen und Müßiggängern.

Der Platz, auf welchem der weltberühmte Markt abgehalten wird, nimmt eine unabsehbare Fläche ein, auf welcher in mehr als 2000 Buden und Baracken alle nur erdenklichen Waaren aufgespeichert liegen. Außerdem stehen dort lange Reihen steinerner Gebäude, in welchen sich zahllose Niederlagen europäischer und asiatischer Waaren befinden. Die Reihen oder „Linien" dieses ungeheuern Kaufhauses tragen je nach der Waare oder nach der Nationalität der Handelsleute ihre Namen; unter anderen zeichnet sich die „chinesische Linie" durch ihre kleinen Buden von phantastischer Form aus; hier halten sich Tataren, Armenier, Perser und Bucharen auf. Der Thee liegt hier entweder wie in einem Getreidespeicher einfach mit Matten bedeckt in Häufen, oder er ist in Kisten von Hundsfell — „Zibiks" — aufgethürmt.

Es wäre unmöglich, alle in den Reihen befindlichen verschiedenen Waaren aufzuzählen, ebenso unmöglich, irgend einen Artikel europäischer und asiatischer Industrie zu nennen, welcher nicht vertreten wäre. Mit einem Worte, es giebt nichts in der Welt menschlicher Kunst und Gewerbsthätigkeit, von der ausgesuchtesten Kostbarkeit an bis zu dem allereinfachsten, gewöhnlichsten Artikel, von dem rohesten Bodenerzeugnisse bis zu dem raffinirtesten Luxusgegenstande, von der Goldbarre bis zur Eisenstange, dem theuersten Seidengewebe bis zur Bastmatte, vom Diamant bis zur Haselnuß — was auf der Messe von Nischni-Nowgorod nicht zu finden wäre. —

Die Mehrzahl der Messebesucher sind freilich russische Kaufleute und Bauern, doch auch die Zahl der Vertreter des ganzen asiatischen Handels der unter russischer Herrschaft stehenden Gebiete vom Kaukasus an bis nach Buchara und Khokand ist nicht gering. Nicht unbedeutender ist die Zahl asiatischer Besucher aus Persien, China und selbst Indien. Zwischen diesen bunten asiatischen Kostümen, diesem babylonischen Sprachengewirr erscheint das westliche Europa vertreten vom Deutschen, Franzosen und Engländer an durch alle Nationalitäten hindurch bis zum polnischen Juden.

Die beiden Moscheen, welche sich an den Enden des Jahrmarktsplatzes *erheben, verleihen dem* Ganzen einen orientalischen Anstrich.

Das größte Geschäft auf der Messe wird unstreitig, trotz alles sonstigen Verkehrs in anderen Handelszweigen, in Baumwollenzeugen und Thee gemacht.

Meßbesucher in Nischni-Nowgorod.

Erst wenn die asiatischen Käufer ihre Bestellungen in Kattunen gemacht, wenn der Preis für den Karawanenthee festgesetzt worden, wird der Preis für die

übrigen Artikel nach jenen bestimmt! Der Theehandel vornehmlich ist für Rußland ein so wichtiger, daß es nicht uninteressant sein dürfte, einige Worte darüber zu sagen.

Der Thee kommt auf zwei verschiedenen Wegen aus China; einmal zu Lande aus Kiachta mit Karawanen durch Sibirien über Irkutsk, Tomsk und Perm, und von hier auf der Kama und Wolga nach Nischni-Nowgorod. An diesem Handel haben die Ausländer keinen Antheil; die Engländer beziehen jedoch Thee aus Kanton zur See, welcher erst seit 1862 in Rußland eingeführt werden durfte, was nicht ohne Einfluß auf den Theehandel in Nischni-Nowgorod ist.

Ein wichtiger Moment des Theehandels auf dem Jahrmarkt ist derjenige, in welchem die sibirischen Kaufleute den Thee „aus erster Hand" absetzen. Hierzu wird erst nach langen Berathungen geschritten. Von dem Resultat einer solchen Rathsversammlung hängt das Schicksal der Waare für den Lauf des ganzen Jahres und nicht weniger auch das aller Theehändler im Lande ab.

In feierlicher Versammlung sitzen die Matadore des Theehandels, jene Kaufleute und Kommissionäre „erster Hand", und versuchen den Thee. In einer Unzahl kleiner Theekannen werden die verschiedenen Sorten bei verschlossenen Thüren geprobt, und die Güte des Thees abgeschätzt. Ringsum herrscht Schweigen, als ob eine heilige Handlung vor sich ginge. Endlich wird der Ausspruch der Entscheidung gethan. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich dann die Nachricht über den ganzen Markt: „Der Thee ist in die zweite Hand gegangen!" heißt es — und der ganze Markt geräth in Bewegung.

Auf einem der schönsten Punkte des abschüssigen rechten Wolga-Ufers liegt das Kloster Petschersk. Wenn man den Weg, welcher am Abhange zum Kloster führt, hinaufsteigt, so schimmern zur Rechten freundliche weiße Häuschen durch das grüne Gebüsch; über denselben zeigt sich auf einem Felsenvorsprung die weiße Klostermauer, hinter welcher sich die Kuppeln der Kirchen und die Zellen der Mönche erheben. Wenn man um den Felsen biegt, so hat man die Klosterpforte vor sich. In der Mitte des Hofes stehen zwei alte, durch eine bedeckte Gallerie verbundene Kirchen. Die Geschichte dieses Klosters ist wie die Geschichte so manches anderen: es war einst reich und ist jetzt verarmt. In den Büchern der Synode stehen noch die Namen mancher Wohlthäter verzeichnet, damit man sie im Gebet erwähne. Die Besitzungen derselben sind in andere Hände übergegangen, sie selbst sind verschwunden, die Gebete allein sind geblieben. Das Kloster hat sich nie in Welthandel gemischt und man weiß nur, daß es von den Tataren zerstört und eine Zeitlang von den Mönchen verlassen worden. Im Jahre 1596 glitten die Mauern desselben 100 m. am Abhange des Berges hinunter, was von Einigen als eine schlechte Vorbedeutung, von Anderen als ein heilbringendes Wunder betrachtet wurde. Zar Michael Romanow ließ das Kloster von Neuem aufbauen. Fast am Fuße des Berges, auf dessen Gipfel sich dasselbe erhebt, breitet sich der Markt aus. Welcher Kontrast! — Unten das bunte Gewühl des Lebens mit seinem Geräusch, seinem eigennützigen Treiben, oben der Frieden der Zelle. Dort Unbeständigkeit, Gefahr, Furcht, Versuchung und Kampf der Leidenschaften, hier der Frieden eines *guten Gewissens*, Demuth und Gebet.

Dorf an der Wolga.

VI.

Die Wolga von ihrem Ursprung bis Astrachan.

Bedeutung der Wolga für Rußland. Quellen. Rybinsk. Jaroslawl. Kostroma. Die Sfura als ethnographische Grenze. Gouvernement Kasan. Stenko-Rasin. Inseln. Klima. Ruinen von Sarai. Die Wolga-Steppen. Der Burun. Luftspiegelungen. Das Wolga-Delta. Kasan. Historisches. Prinzessin Sumbeka. Monumente an der Kasanka. Ueberschwemmungen. Universität. Moscheen. Historisches über die Tataren. Sitten und Gebräuche derselben. Die Tschuwaschen. Die Tschermissen, Wotjäken und Mordwinen. Die Stadt Simbirsk. Karamsin und die russische Literatur. Samara-Saratow. Die deutschen Kolonien. Sarepta. Schiffahrt und Fischerei auf der Wolga. Fischfang bei Nacht. Die Steppenvölker der unteren Wolga. Tataren. Kalmüken. Kirgisen. Kalmükenlager. Lamatempel. Buddhismus. Festspiele der Kalmüken. Astrachan. Fischfang. Kaviar. Pelikane.

Die Wolga, der größte Fluß Europa's, von den Tataren Idel oder Edel, d. h. Ueberfluß, Reichthum genannt, entspringt im Gouvernement Twer im Kreise Ostaschkow am südöstlichen Abhange der Alaunischen Hochebene, und bildet sich nach und nach durch den Zusammenfluß verschiedener Quellen, aus Sümpfen und kleinen Seen. Die Hauptquelle kommt aus einem Brunnen, welchen das Volk in der Umgegend den „Jordan" nennt. Vor Zeiten stand hier eine Kapelle; der Quelle wurden besondere Heilkräfte zugeschrieben und es fanden sich eine Menge Wallfahrer ein. Die Sümpfe, aus welchen die Quellen der Wolga fließen, sind meist von unergründlicher Tiefe. Diese sowol als die vielen kleinen Seen der dortigen Gegend sind jedenfalls die Ueberreste

eines großen Wasserbeckens im nördlichen Theile der sarmatischen Ebene. Wenngleich dieser Strom auch nicht die Naturschönheiten darbietet, wie andere Flüsse Europa's, deren Quellen im Reiche des ewigen Schnees liegen, so gewährt derselbe dagegen nicht nur in Landschaftsbildern, sondern, bei den verschiedenen klimatischen Verhältnissen, auch in der Natur und Lebensart der Bevölkerung an seinen Ufern einen so reichen Wechsel, wie kein anderer Strom des westlichen Europa. Nicht umsonst nennen die Russen die Wolga ihre „Ernährerin, Amme", und im Volke heißt es: „die Wolga, unser Mütterchen."

Während der Bewohner der Wolga-Ufer im Norden, mit der Unfruchtbarkeit des Bodens kämpfend, nur mit Mühe seinen Lebensunterhalt findet, erfreut er sich in den Niederungen des Südens am Duft von Mandelbäumen und erntet Berge von Weintrauben. Welch eine verschiedenartige Natur umfaßt die Wolga im Rahmen ihrer Ufer vom Baltischen Meere bis zum Kaspisee! Auf einförmige, sumpfige Niederungen und düstere Fichten- und Tannenwälder folgen Linden- und Eichenwälder, grüne Wiesen, lachende Fluren und Gärten, und an diese schließen sich die weiten Steppen des Südens. Mit dem Wechsel der Natur ändert sich auch die Industrie der Bewohner. Bis zum Einfluß der Oka bei Nischni-Nowgorod treiben sie Gewerbe und Manufaktur, von hier bis Sarepta Ackerbau und Fischfang, weiterhin Viehzucht. Während in seinen Gebieten Ackerbau und Industrie sich eines kräftigen Gedeihens erfreuen, ist der Strom selbst die bequemste und bedeutendste Handelsstraße, nicht nur für die Anwohner, sondern für das ganze europäische Rußland. Daher blühen auch an den Ufern desselben Schiffahrt und Handel und erheben sich reiche Dorfschaften und Handelsstädte.

Bis Twer fließt die Wolga durch ein ödes, sumpfiges Waldland. Obgleich von hier aus Dampfschiffe und Barken den Fluß beleben und die Stadt selbst einen bedeutenden Handel treibt, so tritt doch erst weiter unten bei Rybinsk die ganze Bedeutung der Wolga hervor.

Rybinsk kann als die erste nördliche Station der Wolga betrachtet werden, sowol für die Schleppdampfer, welche Getreidetransporte aus dem Süden heraufführen, als auch für die großen Barkenzüge, welche die Produkte des Nordens nach dem Kaspischen Meere, dem Kaukasus und selbst bis nach Persien aufnehmen. Rybinsk ist eine reiche, lebhafte Handelsstadt, die aber durchaus nichts Interessantes oder Pittoreskes darbietet. Sie trägt ganz den Charakter jeder schnell erblühten, reich gewordenen Handelsstadt unseres Jahrhunderts — nichts als Magazine, Manufakturen und Buden. Die alten Handelsstädte des Mittelalters, wie Lübeck, Bremen, Hamburg, Danzig, Frankfurt oder Nürnberg, waren monumental gebaut; unsere modernen Kaufmannsstädte dagegen geben wenig auf die Kunst; bei der Architektur derselben sind Zweckmäßigkeit und Billigkeit maßgebend gewesen, der Schönheitssinn tritt in den Hintergrund. Nach diesem Grundsatz wohnen auch die Millionäre von Rybinsk in hölzernen Häusern, ja es giebt in der ganzen Stadt wenig Häuser von Stein.

Von Rybinsk bis Jaroslawl gewähren die Ufer der Wolga einen traurigen, monotonen Anblick; wohin man sein Auge auch richten mag, stets dieselbe *endlose, sumpfige Niederung*. Endlich wird diese Einförmigkeit unterbrochen;

zur Linken dehnen sich Felder und Wiesen aus, das rechte Ufer erhebt sich nach und nach und die Kuppeln und Thürme von Jaroslawl zeigen sich in der Ferne.

Jaroslawl ist um das Jahr 1025 von Jaroslaw, einem Sohne Wladimir's des Großen, gegründet, mithin eine der ältesten Städte Rußlands, scheint aber ebenso wie Nowgorod, Wladimir und viele andere Städte diesem Alterthum wenig Rechnung zu tragen, und ist eine freundliche, im vollen Sinne des Worts moderne Stadt geworden, in welcher namentlich im Winter ein reges, gesellschaftliches Leben herrscht. Jaroslawl zählt jetzt 27,000 Einw.

Wenn man dem Laufe der Wolga folgt, erreicht man beim Einfluß eines Flüßchens gleichen Namens die malerisch gelegene Stadt Kostroma. An den Namen dieser Stadt knüpfen sich denkwürdige Begebenheiten aus der Vorzeit, welche den Einwohnern derselben eine glänzende Seite in den Annalen des Vaterlandes bewahrt haben.

Kirche in Kostroma.

Als der Fürst Pojarski im Jahre 1612 auf seinem Marsche gegen die Polen durch die Provinz kam, zogen ihm die Einwohner von Kostroma fünfundfünfzig Werst weit bis zur Stadt Pleß entgegen und boten ihm ihre Dienste und ihr Vermögen zur Rettung des Vaterlandes an. Der letzte Sprößling der Familie Romanow, der junge Michael, welcher von weiblicher Seite von dem Geschlechte Rurik's abstammte, hatte in den Mauern von Kostroma vor den Verfolgungen eines der Pseudo-Dimitri eine Zuflucht gefunden. Polnische Abgesandte spürten ihm nach, um ihn zu tödten; ein heldenmüthiger Bürger der Stadt, Namens Ssußanin, rettete jedoch durch Selbstaufopferung das Leben des jungen Michael. Später, als nach der Befreiung von Moskau und des Landes die moskowitischen Abgeordneten in Kostroma erschienen, wurde Michael vorläufig hier im Kloster Troitzki-Apatski als Zar anerkannt und gekrönt. Und noch in neuester Zeit war es wieder ein Bauer aus der Umgegend von Kostroma, nämlich ein Hutmachergeselle Namens Komissarow, welcher vor einigen Jahren, wenn auch mehr durch einen Zufall, nichtsdestoweniger das Leben des Kaisers Alexander II. rettete, dafür aber auch vom

dankbaren Monarchen mit überreichen Ehren und Glücksgütern überhäuft wurde — leider nicht zu seinem wahren Glück.

Unterhalb Kostroma gewinnen die Ufer der Wolga an landschaftlichen Reizen; der Fluß selbst ist zu einem mächtigen Strom geworden. Einander gegenüber liegen hier zwei freundliche Städte, am linken, flachen Ufer Romanow, und am rechten hohen Bergufer in einem Kranz von Gärten Barissoglebsk. Die Flußufer bieten an dieser Stelle ein reizendes Panorama; anmuthige Gehölze, blühende Städte und Dörfer wechseln mit einander ab.

An der Grenze des Gouvernements Kostroma erhebt sich am Ufer der Wolga ein steiler Sandhügel Jarenni-Bugor genannt. Es herrscht hier von Alters her unter dem Schiffsvolk die Sitte, an diesem Hügel von jedem Fremden einen Tribut zu erheben. Wenn der Fremde sich dieser Sitte nicht fügt und sich durch keine Gabe loskauft, so muß er, von den Bootsleuten mit Riemen angetrieben, den steilen Sandhügel hinauflaufen.

Das Flußbett breitet sich immer mehr aus und der Kontrast zwischen dem linken Ufer, der Niederung und dem Höhenzuge des rechten Ufers tritt stärker hervor, wir gelangen in das Gouvernement Nischni-Nowgorod. Bis zur östlichen Grenze dieser Provinz gehören sämmtliche Dörfer einer rein russischen Bevölkerung an; da, wo das Flüßchen Ssura in die Wolga fällt, verläßt man den slavischen Boden und betritt das Gebiet finnischer und tatarischer Volksstämme. Jenseit der Ssura, dieser ethnographischen Grenze, haben die dort lebenden Tataren, Tschuwaschen und Tscheremissen ihren Charakter, ihre Sitten und ihren Glauben rein bewahrt und machen neben den Russen die Hauptbevölkerung aus.

Unterhalb Nischni-Nowgorod ist die Wolga bereits über eine Werst breit und der Charakter ihrer Ufer wird ein anderer. Das rechte Ufer derselben begleitet ohne Unterbrechung ein an 70 m. hoher Höhenzug, an dessen Abhang sich zahlreiche Dörfer lehnen. Zuweilen breitet sich die Wolga wie ein See aus, man könnte sie für einen Meeresarm halten, in dessen Mitte grüne Eilande auftauchen. Zahlreiche Segel- und Dampfschiffe beleben den Strom und geben Zeugniß für die Bedeutung desselben. Doch auch in historischer Hinsicht ist die Wolga von großem Interesse; ihre Ufer hallten ein Jahrhundert lang von wildem Kriegsgeschrei wieder und ihre Wellen färbten sich mit Strömen Blutes. Hier, in den Gefilden Nischni-Nowgorod's, wurde der Kampf zwischen den russischen Großfürsten und den Zaren von Kasan ausgefochten, und dauerte noch lange nachher gegen die aufrührerischen Tataren fort, welche es versuchten, das moskowitische Joch von sich abzuschütteln. Die Städte Wassili-Ssursk, Tschebokssar und Swiäjesk wurden während dieses hartnäckigen Kampfes gegründet. Sie dienten zwar Anfangs zu nichts Anderem als zu Bollwerken gegen die Einfälle der Tataren, später waren sie Zwingburgen, um das unterworfene kasanische Gebiet im Zügel zu halten.

Das Gouvernement Kasan liegt in dem fruchtbarsten Theil des Wolgabeckens. Nur in wenigen Gegenden von Rußland wird Ackerbau mit solchem Eifer und Erfolg betrieben wie hier, wo Russen, Tataren, Tschuwaschen und Tscheremissen darin miteinander wetteifern. Außerdem hat dieses Gouvernement

noch einen anderen Schatz aufzuweisen, der namentlich für die russische Flotte von großem Werthe ist; dies sind neben fruchtbarem Boden ungeheure Eichenwälder, welche auch über die Grenzen des Reichs hinaus geschätztes Holz liefern.

Unterhalb Kasan nimmt die Wolga den größten ihrer Nebenflüsse, die Kama, auf; sie kommt vom Uralgebirge und führt die reichen Produkte Persiens und Sibiriens dem Innern des Reiches zu. Von der Mündung der Kama bis Zaritzin behält die Wolga in ihrem Laufe eine südwestliche Richtung bei; nur an einer Stelle, wo die Ausläufer des Urals an sie herantreten, beschreibt sie einen großen Bogen von 150 Werst, welcher „der Bogen von Samara" genannt wird. In der Gegend von Stawropol bildet das rechte Ufer dieses Bogens den höchsten Punkt am ganzen Laufe des Flusses.

Partie am Ufer der Wolga.

Unter dem Namen der „Berge von Jigulewsk", erheben sich hier fast senkrechte, bis 200 m. hohe Felsenwände, welche die wunderbarsten Formbildungen zeigen. Zuweilen glaubt man die Ruinen ungeheurer Festungswerke der Vorzeit zu erblicken; die weißen Kalkschichten der steilen Felsen sehen aus wie altes Gemäuer, aus welchem epheuumrankte Thürme mit Schießscharten hervortreten. Man fährt dem Ufer entlang, mächtige, scharfkantige Felsenvorsprünge verdecken die Aussicht, bis die Berge zurückweichen und eine Reihe waldbedeckter Hügel erblicken lassen. Ueber dem Ganzen lagert eine tiefe Ruhe, überall Oede und Schweigen. An einigen Stellen sieht man in der Bergwand höhlenartige Oeffnungen, hin und wieder werden die Berge von einer schmalen, grünen Thalschlucht unterbrochen, in welcher ein Dörfchen liegt, dessen Hütten zu beiden Seiten sich an die schroffen Felswände anlehnen. Adler umkreisen die

Bergspitzen und tief unten auf den Sandbänken ruhen ganze Schwärme wilder Enten, die Köpfe unter die buntfederigen Flügel gesteckt. Unterhalb Ssisran hat der Bogen von Samara ein Ende; die Wolga schlägt wieder ihre südwestliche Richtung ein und ihre Ufer nehmen den charakteristischen Gegensatz von Berg- und Wiesenseite wieder an.

Zwischen Ssamara und Ssaratow gewährt die alte Stadt Woljsk durch ihre eigenthümliche, malerische Lage ein interessantes Bild. Schon einige Werst vor der Stadt beginnt eine Kette steiler, blendendweißer Kreidefelsen, welche unmittelbar vor derselben einen weiten Halbkreis beschreiben. Am Abhange der Felsen, die keine Spur einer Vegetatien zeigen, liegen wie auf einer Schneedecke eine Menge hölzerner Häuschen, während weiter unten sich die reiche, über 30,000 Einwohner zählende Stadt Woljsk, von einem grünen Gürtel prächtiger Gärten eingefaßt, bis hart an den Fluß ausdehnt.

In der Nähe der Stadt Kamüschin durchbricht die Wolga die Bergkette des „Großen Syrt" (Obstschi-Syrt), die natürliche Grenzscheide zwischen Europa und Asien. Die Berge des Syrt schließen sich von hier an die Höhen des rechten Ufers an und begleiten dasselbe bis Zaritzin. Im Gouvernement Ssaratow kommt man im weiteren Verlaufe der Wolga an einem hohen Kalkfelsen vorüber, der sich senkrecht über den Bergen des Uferrandes erhebt. Im Munde des Volkes lebt noch heute die Erzählung von dem berüchtigten Räuber Stenko-Rasin, der zu seiner Zeit hier gehaust und auf dem Gipfel jenes Felsens seinen Schlupfwinkel, seinen „Horst", gehabt hatte. Von dort aus überfiel er mit seiner wilden Bande die vorüberseglenden Schiffe, plünderte sie und schleppte die Reichthümer und die armen Gefangenen in seine Felsenhöhle. Stenko-Rasin, welcher während der Unruhen der Sektirer eine Rolle gespielt und dessen wir als des Vertheidigers des Klosters Ssolowetsk erwähnten, hatte eine starke, zahlreiche Bande, eine kleine Armee, mit welcher er Astrachan überfiel und dasselbe brandschatzte; er schloß sogar Verträge mit Persien ab.

Bei Dubowka nähert sich die Wolga bedeutend dem Don. Zar Peter der Große hatte den Plan gefaßt, die Bergwand zwischen den beiden Flüssen zu durchstechen und sie zur Erleichterung des Gütertransportes nach Katschalisk am Don durch einen Kanal zu verbinden. Die Arbeit war auch angefangen, später aber wieder aufgegeben worden. Der Gedanke einer Kanalverbindung zwischen der Wolga und dem Don ist ein sehr alter; schon Seleucus Nicator und später Sultan Selim III. sollen denselben gehabt haben. Gegenwärtig sind Dubowka und Katschalisk durch eine Eisenbahn verbunden.

Im Norden des linken, niedrigen Wolgaufers ziehen sich die weitverzweigten Ausläufer des Uralgebirges hin, die sich theils in kahlen, unfruchtbaren Hochebenen, theils in weiten, mit üppigem Graswuchs bedeckten Steppen verflachen und weiter nach Süden an die Salzsteppen anschließen. Letztere begleiten die Wolga unterhalb Zaritzin bis zu ihrer Mündung.

Das Wolgabett hat hier überall eine Breite von 7—8, zur Zeit der Ueberschwemmung aber von 15—20 Werst. Die Wasser des Stromes wühlen sich hier fortwährend neue Wege und es bildet sich ein Netz unzähliger Arme, die zur Zeit des Hochwassers beständigen Veränderungen unterworfen sind.

Zwischen den Flußarmen liegen unzählige Sandbänke und bald größere, bald kleinere, theils mit grünen Wiesen, theils mit Sumpf bedeckte Inseln. Keine Karte, keine Beschreibung vermag ein Bild von diesem Inselmeer der Wolga zu geben; man muß diese Inseln selbst gesehen haben, um einen Begriff von dem Zauber ihrer Schönheit zu empfangen. Wer zum ersten Mal auf der Wolga, die bei Ssaratow eine Breite von vier Werst hat, eine Fahrt zu Thal macht, der wird von Bewunderung ergriffen werden bei dem Anblick dieser Wassermasse, der Großartigkeit der Bilder und Scenerien, welche sich vor seinen Augen in breiten Umrissen entfalten.

Wir haben nun den Lauf der Wolga bis zu ihrem Eintritte in die Steppen, wo sie ihren Charakter ändert, verfolgt, und wollen jetzt einen Blick auf die klimatischen Verhältnisse ihres Flußgebiets in den Gouvernements Kasan, Ssamara und Ssaratow werfen.

Im Allgemeinen müssen wir bemerken, daß die unteren Theile des Wolgathals von Kasan an zwar dem Einfluß der trockenen, kalten Steppenwinde des benachbarten Asiens ausgesetzt sind, daß dieser Einfluß aber wieder durch warme Südwinde bedeutend gemildert wird, welchen die beträchtliche, nach Süden hin offene Vertiefung des ganzen Wolgathals freien Durchzug gestattet. Deshalb findet man hier auch häufig Gewächse und Früchte südlicher Breiten, und die Gouvernements Ssamara und Ssaratow tragen einen durchaus südlichen Charakter. Der Sommer ist heiß und trocken, der Winter nicht streng, der Frühling reizend, der Herbst kurz. Die Gegenden bieten Gattungen von Obst, Melonen, namentlich Wassermelonen (Arbusen), in Menge. In der Nähe von Kamüschin trifft man Maulbeerbäume und die ersten Weinberge an der Wolga. Noch deutlicher tritt die südliche Natur bei Zaritzin hervor. Pflaumen- und wilde Mandelbäume blühen im Herbst häufig zum zweiten Mal. Hier giebt es fast keine Abenddämmerung mehr; gegen 8 Uhr hört plötzlich der Tag auf, und eine stille, warme, sternenhelle Nacht folgt demselben.

Die Wolga fließt von Zaritzin ab in einer mehr als 40 Werst breiten Niederung, welche zur Zeit der Ueberschwemmung im Frühjahr ein großartiges Bild gewährt. Auf der ganzen, unabsehbaren Wasserfläche erheben sich Inselgruppen, zwischen welchem unzählige Fahrzeuge, Dampfschiffe, Barken und Boote hinsegeln. Die zahlreichen Arme der Wolga vereinigen sich bald zu einem einzigen Bette, bald theilen sie sich von Neuem in kleine Flüßchen. Zwanzig Werst oberhalb Zaritzin trennt sich von der Wolga ihr Hauptarm, die Achtuba, und fließt parallel mit derselben bis zum Meere.

Oberhalb Zaritzin kommt man an den Ruinen von Ssarai, der Residenz der Khane der „Goldenen Horde", vorüber. Die Geschichte erzählt über die Gründung dieser Tatarenstadt, deren Ruinen einen Flächenraum von 15□Werst bedecken, Folgendes: Das Land ringsum befand sich unter der Herrschaft der Bolgaren, deren Hauptstadt Ssumerkén auf einer Insel der Achtuba lag. Nach einer achtjährigen Belagerung wurde sie von den Tataren zerstört und Batu-Khan ließ sich auf der Stelle, wo sie gestanden, einen Palast „Ssarai" erbauen. Nach und nach entstand um den Palast eine große Stadt gleiches Namens, welche die Hauptstadt der Khane der Horde wurde. Wie, wann und durch wen Ssarai

zerstört worden, darüber schweigt die Geschichte; man nimmt an, daß dies zur Zeit der Bürgerkriege im Reiche Kiptschak geschehen sei.

Der Anblick dieser geheimnißvollen, in der öden Steppe zerstreuten Ruinen macht einen trüben Eindruck. Es giebt Ruinen, welche einen Sinn haben, eine stumme Sprache reden; in Rom, in Griechenland, geben sie dem Traum einen Charakter, dem Nachdenken eine Richtung, ein Ziel. Die Traurigkeit, welche man bei ihrem Anblick empfindet, mag etwas Melancholisches, selbst Bitteres haben, sie hat aber nichts Verzweifelndes an sich, denn diese Ruinen gehören einer bekannten geschichtlichen Vergangenheit an und werden belebt durch Erinnerungen. Hier aber ist die Geschichte todt, diese Steine sind stumm.... Ein einziger Name schwebt über diesen verwitterten Ueberresten von Palästen und Gebäuden, welche einst eine große, mächtige, prächtige Stadt ausmachten, und dieser Name ist Batu-Khan, an welchen die Geschichte nur Erinnerungen von Blutvergießen, Zerstörung und Verwüstung knüpft. Sfarai hat existirt, wir sehen seine Ruinen.... und was rufen sie in uns zurück? Was für eine Geschichte, was für Menschen, Begebenheiten oder Sitten?.... Sie sind stumm, in tiefes, geheimnißvolles Dunkel gehüllt.

Und doch war Sfarai nach allen Anzeichen zu urtheilen eine prächtige Stadt; man findet behauene, polirte Steine, Marmor, Vergoldungen, Mosaikplatten, Ueberreste gothischer Arkaden und hat in einem der Grabhügel einen Reiter in voller Rüstung auf seinem Pferde ausgegraben.... alles Das sagt uns, daß die Stadt reiche, prächtige Paläste besessen hat.... und nichts weiter.

Wenn heute ein Tatar aus der Nachbarschaft zufällig diese Stätte berührt, so wird er gleichgiltig an derselben vorübergehen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß diese Steine den Palästen seiner Vorfahren angehörten, und daß diese Vorfahren einst Rußland und dessen Fürsten beherrscht haben.... Was liegt ihm hieran? Er geht nach Zarewo oder irgendwo hin und denkt an seinen Handel; etwas Anderes hat in seinen Augen keine Wichtigkeit.

Man hat in neuerer Zeit hier mit mehr oder weniger Erfolg Nachgrabungen vorgenommen und zwar hauptsächlich an zwei Stellen, wo, nach allen Anzeichen zu urtheilen, sich zwei der bedeutendsten Gebäude der Stadt befunden haben müssen. Das eine derselben ließ nach der Großartigkeit seiner Architektur mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß es das Palais der Khane gewesen; das andere mochte die Wohnung irgend eines Großen gewesen sein.

Man fand mehrere kleine Wohnzimmer und unterirdische Gewölbe, welche als Begräbnißstätte gedient hatten; es wurden in denselben mehrere mit Silber beschlagene Särge zu Tage gefördert. Das Hauptgebäude bildete ein längliches Viereck, unter dessen Nordseite der Todtenkeller lag. Die Südseite war mit Pfeilern, Säulen und Arkaden in gothischem Stil geschmückt. Der besser erhaltene Theil der Wände zeigt eine Regelmäßigkeit der Verzierungen, wie man sie in den Ruinen tatarischer Häuser selten findet.

Die Mauern waren von Ziegelstein, an der Außenseite in Felder eingetheilt, an welchen sich Verzierungen von Thonerde befanden, die mit einem Firniß von grüner, gelber und blauer Farbe überzogen waren; auf der Hauptseite des Gebäudes ist noch jetzt ein gefirnißter, gothischer Stuck von Blumen,

Blätterwerk und Schnörkeln erhalten. Es sollen sich hier früher ganze Tonplatten mit Mosaik befunden haben, von welchen heute nichts zu sehen ist. Die Zeit und die wahnsinnige Zerstörungssucht des Volkes haben die merkwürdigen Ueberreste aus der Vorzeit des Landes zu einem Trümmerhaufen gemacht.

Die öden Steppen, welche sich von Zaritzin zu beiden Seiten der Wolga bis zum Kaspisee ausdehnen, führen uns in das Land Kiptschak, welches einst einen Theil von dem Reiche Dschengis-Khan's ausgemacht hat. Diese ganze Länderstrecke ist eine große, sandige, nach und nach zum Kaspisee abfallende Niederung, deren Oberfläche von unzähligen Grabhügeln aus der Vorzeit bedeckt ist. Man wird selten eine Gegend finden, welche so einförmig, so arm an Vegetation wäre wie die Steppe, welche sich am linken Ufer der Wolga ausbreitet. An dem ewig blauen Himmel, welcher über diese traurige, öde Sandfläche gespannt ist, zeigt sich selten ein Wölkchen. Regen ist eine Seltenheit. Während des Sommers zeigt das Thermometer selten weniger als 20—30° R. und nur die kalten Ostwinde mäßigen die Hitze, welche bei Windstille unerträglich wird. Die Nächte sind gewöhnlich kalt und der Winter rauh. Der plötzliche Uebergang von Kälte zu Hitze, der gänzliche Mangel an Wasser sowie die Einförmigkeit des Bodens verhindern eine verschiedenartige Entwicklung der Flora. Der größte Theil der Pflanzen ist mit einer grauen, wolligen Hülle überzogen, welche dieselben vor den sengenden Sonnenstrahlen schützt und die wenige Feuchtigkeit in der Atmosphäre gierig einsaugt. So weit das Auge reicht, weder Baum noch Strauch, an deren grünem Laube es einen angenehmen Ruhepunkt fände; wohin man auch blickt, überall derselbe traurige Eindruck, überall graues, staubiges Gras. Mit dem Beginn des Frühlings indessen, in den Monaten April und Mai, scheint es, als habe ein Zauberstab die ganze Vegetation zum Leben erweckt, so plötzlich, so schnell und dem Auge fast sichtbar entwickelt sich dieselbe und vollbringt in wenigen Wochen die Stufen ihrer Wandelung. Aber schon in der zweiten Hälfte des Mai gleicht die Steppe einem grauen Aschenfelde, auf dessen Oberfläche der heiße Wind Staubsäulen aufwirbelt und die vertrockneten Stengel der saftigen Pflanzen des Frühlings vor sich her treibt. Im August beginnt die Entwicklung der Salzpflanzen, welche bis zum November ihr kümmerliches Dasein fristen.

Ein noch traurigeres, einförmigeres Bild gewähren die Steppen am rechten Ufer der Wolga. Der Boden derselben besteht aus einer salzhaltigen Lehmschicht und die Vegetation auf demselben ist eine im höchsten Grade armselige. Hin und wieder findet man schmale, mit Wermuthstauden bedeckte Strecken, auf welche von Neuem derselbe kahle, dürre Boden folgt. Die ganze Steppe trägt den unverkennbaren Charakter einstigen Meeresbodens. Eine Menge von Seemuscheln, sowie eine bedeutende Ansammlung von Salzwasser in den Vertiefungen, sind sprechende Anzeichen davon, daß diese ganze Fläche in der Vorzeit vom Meere bedeckt gewesen. Diese Salzseen, welche in großer Anzahl vorhanden, liefern den Gouvernements im Westen und Innern des Landes ihren Bedarf an Salz. Die Kette dieser Seen beginnt unweit der Mündung der Wolga bei Krasnozarsk und zieht sich in nördlicher und nordöstlicher Richtung hin. Der größte und am meisten salzhaltige See ist der 47 Werst im

Umfang haltende Elton-See, aus dessen bis jetzt noch ungemessener Salzablagerung jährlich 10 Millionen Pud Salz gewonnen werden.

Die alleinigen Bewohner dieser öden Flächen an der unteren Wolga sind wilde Pferde, Wölfe, Füchse, Springhasen und ganze Herden wilder Ziegen. Häufig lassen sich ungeheure Schwärme von Heuschrecken nieder, und in wenigen Augenblicken ist der dürftige vegetabilische Schmuck der Steppe verschwunden. Einen verderblichen Einfluß sowol auf die Vegetation als auch auf die weidenden Viehherden haben die hier herrschenden, heftigen Wirbelwinde, welche, die ganze Staubdecke der Oberfläche, Blütenstaub und trockene Pflanzen in dichten Wolken in die Luft erhebend, die Sonne verdunkeln, und in kurzer Zeit die Steppe so rein fegen wie eine Tenne.

Eine geradezu mörderische Wirkung haben diese Wirbelwinde oder Buruni im Winter, wo sie oft drei Tage lang dauern. Wenn ein solcher Wintersturm beginnt, so treibt er den Schnee auf dem Boden in große Haufen zusammen; mit dem Wachsen des Sturmes wird der Schnee vom Boden in dichten Massen in die Luft erhoben. Menschen und Thiere werden in diesem tollen Luftwirbel wie betäubt, man sieht nichts vor Augen, das Athmen wird schwer. Die Unglücklichen, welche von einem solchen Burun in der Steppe überfallen werden, verlieren den Weg, irren umher und kommen vor Kälte und Erschöpfung um.

Ein solcher Burun trieb vor einigen Jahren sämmtliche Viehherden der Horde von Bukujewsk, welche ihre Kibitken zwischen der Wolga und dem Ural aufgeschlagen hatte, bis in das Gouvernement Samara, wobei 10,000 Kameele, 280,000 Pferde, 30,000 Stück Rindvieh und eine Million Schafe umkamen.

In warmer Jahreszeit zeigen sich in den Steppen häufig Luftspiegelungen. Die Sonnenstrahlen, welche von der erhitzten Oberfläche der Steppe und in den Ausdünstungen des trockenen Bodens zurückgeworfen werden, lassen ein optisches Trugbild von Gegenständen, welche außerhalb des Horizontes liegen, gleichsam am Rande desselben erscheinen, und zwar, als ob sie auf einer Wasserfläche ständen und durch die Luft schwebten. Je mehr man sich einem solchen Spiegelbilde nähert, desto tiefer sinkt es herab; endlich verschwindet auch der Wasserstreifen, auf welchem das Bild zu ruhen schien, und der Gegenstand selbst erscheint in seiner wirklichen Gestalt und nicht mehr in den kolossalen Umrissen seines Spiegelbildes.

Die weiten Steppen am Kaspisee waren zu allen Zeiten der vorübergehende Ruhepunkt aller nomadisirenden Horden, da sämmtliche Völkerschaften, welche durch das Thor des Uralgebirges aus Asien kamen, ihren Weg nach den Südniederungen der Wolga nahmen und hier länger oder kürzer verweilten. Nach den Chosaren hatte die „Goldene Horde" hier ihren Hauptsitz, nach dem Untergange der Horde erschienen die nogaischen Tataren und diesen auf dem Fuße folgten die Kalmüken. Letztere nomadisiren bis auf den heutigen Tag auf dem rechten Ufer der Wolga, während die Kirgisen das linke für sich in Anspruch genommen. Beide Völkerstämme treiben in diesen Steppen Pferde-, Rindvieh-, Schaf- und Kameelzucht in großem Maßstabe und versorgen mittels ihres ausgedehnten Handels einen großen Theil Rußlands mit Wolle, Talg, *Filzdecken, Schaffellen* und namentlich mit den gesuchten schwarzen Lämmerfellen.

Unterhalb Astrachan verzweigt sich die Wolga ins Unendliche. Die Zahl sämmtlicher Wolgamündungen beläuft sich auf 200, welche im Frühjahr zusammenfließen und eine einzige Wasserfläche bilden. Die vielen kleinen Inseln des Wolga-Delta's werden durch die jährlichen Ueberschwemmungen zu vortrefflichen Weideplätzen gemacht. Infolge des lockeren Bodens sowol als auch wegen des mächtigen Wasserandranges zur Zeit der Frühjahrsüberschwemmungen ist das Flußbett der Wolga beständigen Veränderungen unterworfen. Wo zum Beispiel der Fluß in diesem Jahre schiffbar war, sehen wir im nächsten eine Sandbank; aus der Sandbank wird eine Erdzunge, an deren Rändern nach und nach Schilf und Rohr wachsen; noch einige Jahre und die kleine Insel ist mit grünem Gesträuch bedeckt. Die Schiffahrt auf der Wolga ist mit jedem Jahre neuen Schwierigkeiten unterworfen; so war vor 30—40 Jahren die Alte Wolga, einer der Flußarme, noch tief und schiffbar, heute hat sie an manchen Stellen nicht viel mehr als einen Meter Tiefe.

Es genügt, einen Blick auf die Karte zu werfen, um sich zu überzeugen, daß das Wolga-Delta und Astrachan zwei von den Stellen sind, welche die Natur angewiesen hat, ein Vereinigungspunkt für den Austausch der Ideen des Orients und Occidents und auch Hauptstapelplatz für deren gegenseitigen Handel zu sein. Im Wolga-Delta und im Gouvernement Astrachan vereinigen sich die Handelswege, aus Hindu-Khu, aus Kaukasien und auf dem Kaspisee gelangen die Produkte Persiens in die Wolga und weiter in das Innere von Rußland. Infolge dieser Weltlage waren das Wolga-Delta und die südliche Niederung des mächtigen Stromes von Alters her durch ihre reichen Städte berühmt und die tatarischen Khane haben stets in der Nähe derselben ihr Lager aufgeschlagen.

Die Tataren haben nach einer zweihundert Jahre dauernden Herrschaft über Rußland fast nirgends ein historisches Denkmal derselben zurückgelassen. Die Nachkommen jener gefürchteten, wilden Söhne Asiens sind friedliche Handelsleute, Ackerbauer oder Viehzüchter geworden und wir finden sie auf allen Märkten Rußlands hausirend, am linken Ufer der Wolga in Dörfern ansässig oder in den weiten Steppen mit ihren Viehherden nomadisirend.

Selbst Kasan, die einstige Hauptstadt eines mächtigen Khanats, eines Bollwerks der tatarischen Macht, ist in seiner äußeren Erscheinung durch und durch eine moskowitische Stadt geworden, die mit ihrem Kreml, ihren Kirchen, Kathedralen, Thürmen und Kuppeln lebhaft an Moskau erinnert, von welchem es äußerlich als Abbild erscheint.

Mögen auch die äußeren Erinnerungszeichen an jene Vorzeit verschwunden sein, man hat trotzdem so Unrecht nicht, Kasan „das tatarische" zu nennen. Neben der russischen Bevölkerung der Stadt lebt eine tatarische, welche Charakter, Religion, Sitten, Gebräuche und Kostüm ihrer Vorfahren treu bewahrt hat. Wenn man an einem Markttage den Bazar besucht und die fremden Gestalten mit glatt rasirtem Haupte in langen Schlafröcken, spitzen weißen Filzhüten oder pelzverbrämten Mützen einhergehen sieht, wenn man das bunte Gewühl verschiedener Völkerschaften, Tataren, Tschuwaschen, Tscheremissen u. a. m. betrachtet, welche sämmtlich Bewohner der Stadt oder deren Umgegend sind, so wird man den Beinamen „tatarisch" gerechtfertigt finden.

Kasan wurde im Jahre 1257 von Saïn, einem Sohne Batu's, eines Khans der „Goldenen Horde", gegründet. Auf einer Seite wird es von ausgedehnten Wiesen begrenzt, auf der anderen durch die Schluchten des Wolga-Ufers. Saïn hatte die bulgarische Stadt Briakirnow zerstört und erbaute an deren Stelle eine neue, welche die Hauptstadt seines Reiches werden sollte. Der Name Kasan heißt auf Tatarisch oder Arabisch „Kessel", und man erfährt aus der Ueberlieferung Folgendes: Der Khan Saïn hatte am Ufer eines kleinen Flusses sein Zelt aufgeschlagen, um hier seine Waschungen vorzunehmen; der Sklave des Khans ließ den Kessel beim Wasserschöpfen in den Fluß fallen, und derselbe konnte trotz allen Suchens nicht wiedergefunden werden. Von dieser Erzählung leitet der Fluß „Kasanka" und die unweit der Einmündung desselben in die Wolga von Saïn erbaute Stadt ihre Namen ab.

Schon nach dem Tode Saïn's war Kasan die Hauptstadt eines mächtigen Reiches, welches zum Theil aus neu unterworfenen Gebieten an der Wolga, zum Theil aus einer bedeutenden Besitzung der Khane der „Großen Horde" gebildet worden war. Die Nachfolger Saïn's führten beständige Kriege mit den Russen und machten Einfälle in ihre Besitzungen.

Die Geschichte des Kasan'schen Reiches reicht bis zu der Zeit, wo es nach der Einnahme seiner Hauptstadt von dem Zaren Johann IV. unterworfen wurde. Aeußere und innere Kriege, Revolutionen, fanatische Greuelscenen, entthronte und wieder zurückgerufene Fürsten sind die wenig erfreulichen Bilder, welche die wechselvolle Geschichte dieses Reiches entrollt. So brach unter dem Khan Mehemet-Amin, welcher von den Kasanern vertrieben, aber durch Hülfe des moskowitischen Zaren wieder auf den Thron gelangt war, eine allgemeine Christenverfolgung in der Stadt und im ganzen Lande aus. Der 24. Juni, an welchem Tage in Kasan jährlich ein großer Jahrmarkt statt fand, der von vielen russischen Kaufleuten besucht wurde, sollte für Kasan der Tag einer sizilianischen Vesper werden. Der Befehl zu einem allgemeinen Blutbade wurde gegeben und ausgeführt; sämmtliche Russen, welche sich in der Stadt befanden, wurden ermordet. Von dieser Katastrophe beginnt auch der erbitterte Krieg, welchen die Zaren Johann III. und Johann IV. gegen Kasan führten, und der endlich mit völliger Unterwerfung des Khanats und der Einnahme der Stadt am 2. Oktober des Jahres 1552 endigte.

Wenn man durch das Thor des Erlösers (Spaski-Worota) in den Kreml oder die Festung gelangt, glaubt man sich im Kreml von Moskau zu befinden. Die Mauer, welche denselben umgiebt, ist von Johann IV. aufgebaut, ebenso die Kirche der Heiligen Cyprian und Justinus, zum Andenken an die Einnahme der Stadt. Das schönste Denkmal im Innern des Kreml ist die im byzantinischen Stil erbaute Kathedrale der Verkündigung Mariä. Wir dürfen den Kreml nicht verlassen, ohne bei einem Thurme von origineller Bauart zu verweilen, welchem Einige tatarischen Ursprung zuschreiben, während Andere Johann IV. als Erbauer nennen; es ist dies der Thurm Sumbeka.

Sumbeka, ein Kind von wunderbarer Schönheit, kam, dreizehn Jahre alt, nach Kasan, um dem kaum vierzehnjährigen Zaren des Reiches, Epatei, ver*mählt zu werden.* Die Ehe der jungen Vermählten hatte kaum ein Jahr

gedauert, als eine Empörung ausbrach, der Zar Epatei von einem der Großen des Hofes ermordet und der vor drei Jahren aus Kasan vertriebene Khan Sapha-Girey aus der Krim auf den Thron zurückberufen wurde. Sumbeka erschien dem grausamen Wüstling in ihrem Schmerz und Kummer doppelt schön, er entbrannte in heftiger Leidenschaft zu ihr und zwang die Unglückliche, seine Gemahlin zu werden. Der Himmel schien sich ihrer zu erbarmen, denn Sapha-Girey that in der Trunkenheit einen Fall und spaltete sich den Schädel — Sumbeka wurde frei. — Die Sage erzählt, daß auch ihr Herz endlich gesprochen; sie verliebte sich in einen jungen Tataren, Namens Koschaka, es entspann sich ein zärtliches Verhältniß, und die Liebenden waren glücklich. Leider verstanden sie nicht, ihr Glück vor den Augen des Neides und der Eifersucht zu verbergen. Durch Intriguen, welche wahrscheinlich von Moskau ausgingen, deren Fürsten einen großen Einfluß am Hofe zu Kasan hatten und über eine Partei geboten, wurde der Geliebte Sumbeka's verhaftet und nach Moskau geschickt, wo man ihn als Gefangenen zurückhielt. Sumbeka war voller Schmerz und Verzweiflung. Doch das Maß ihres Unglücks war noch nicht voll: es handelte sich darum, ihr die Krone zu nehmen, wie man ihr den Geliebten entrissen hatte. Sie entsagte freiwillig dem Throne und überlieferte sich den Russen als Gefangene. Die Einwohner vergossen Thränen, als es bekannt wurde, daß die unglückliche Fürstin den Russen überantwortet werden solle. Das Volk tröstete sie mit der Hoffnung auf die Großmuth des Zaren Johann. Sumbeka klammerte sich in ihrer Verzweiflung an das Grab Sapha-Girey's und beneidete ihn um seinen Tod. Die ganze Bevölkerung gab ihr Geleit bis zum Ufer der Kasanka, wo ein prächtiges Fahrzeug ihrer wartete. Bleich, fast bewußtlos, hatte sie kaum die Kraft, bis zum Landungsplatz zu gehen. Begleitet von ihrem Säugling, den eine Amme auf den Armen trug, bestieg sie das Fahrzeug und nahm vom Volke Abschied, das, in Klagen ausbrechend, sich am Ufer drängte. Fürst Obolenski war ihr bis an die Wolga entgegengeschickt worden und bewillkommte sie hier im Namen des Zaren. Man hatte sie in Kasan damit getröstet, daß der Zar für ihr Glück besorgt sein und sie an einen Fürsten verheirathen werde. Dies geschah auch: Johann verheirathete sie an Schig-Aley, einen entthronten Fürsten von Kasan, dessen Person ebenso abstoßend war wie der Charakter Sapha-Girey's verächtlich gewesen.

Am Ufer der Kasanka ist zum Andenken der Tapferen, welche während der Belagerung durch Johann IV. vor den Mauern von Kasan ihren Tod gefunden, ein Monument errichtet. Dasselbe steht auf dem Hügel, unter welchem die Gefallenen begraben worden. Das Monument hat die Form einer Pyramide; in dem unteren Theile derselben ist eine Kirche, in welcher jedes Jahr am 2. Oktober zum Andenken der Gebliebenen eine Todtenmesse gehalten wird, welcher der Gouverneur und sämmtliche militärische Autoritäten beiwohnen. Man steigt auf einer dunkeln Treppe in ein Gewölbe hinab, in welchem ein großer Sarkophag die Knochen und Schädel enthält, die man bei Errichtung der Pyramide auf dem Grabhügel ausgegraben. Unter den Schädeln werden häufig solche gefunden, welche noch die deutliche Spur des gewuchtigen Hiebes tragen, der dem Kämpfenden den Tod gebracht hat.

Die Wolga tritt regelmäßig jedes Frühjahr aus ihren Ufern und überschwemmt die ganze Gegend in einer Breite von 20—30 Werst. Kasan liegt mitten in einer weiten, unfruchtbaren Ebene, welche stellenweise mit Heidekraut bedeckt ist; die Kasanka fließt am Fuße der Festung, von deren Höhe man die Wolga sieht. In einem solchen Bilde erscheint Kasan einem Jeden, welcher es zu einer anderen als zur Frühlingszeit besucht. Kommt man aber gegen Ende April, so wird man erstaunt sein, die Stadt wie durch Zauberei in eine andere verwandelt zu sehen, welche sich über einer unabsehbaren, ihre Mauern bespülenden Wasserfläche erhebt. Die Wolga, die Kasanka sind verschwunden, sie haben ihre Fluten mit diesem neuen Meere vermischt. Wo sind die Wälder und Felder, Wege und Brücken hingekommen, an welchen der Reisende sonst vorübergekommen? Die steigenden Gewässer haben Alles mit ihren Wellen bedeckt, welche das Erdreich auflockern und befruchten.

Der Anblick, welchen die Stadt während der Ueberschwemmung darbietet, ist ein großartiger. Die Kirchen mit ihren Thürmen und vergoldeten Kuppeln, die tatarischen Moscheen mit ihren schlanken Minarets, Gebäude von allen Größen, Formen und Farben, Gärten — dies Ganze scheint sich magisch aus dem Schoße der Wellen zu erheben.

Kasan ist Provinz-Hauptstadt und zählte i. J. 1870 81,700 Einwohner.

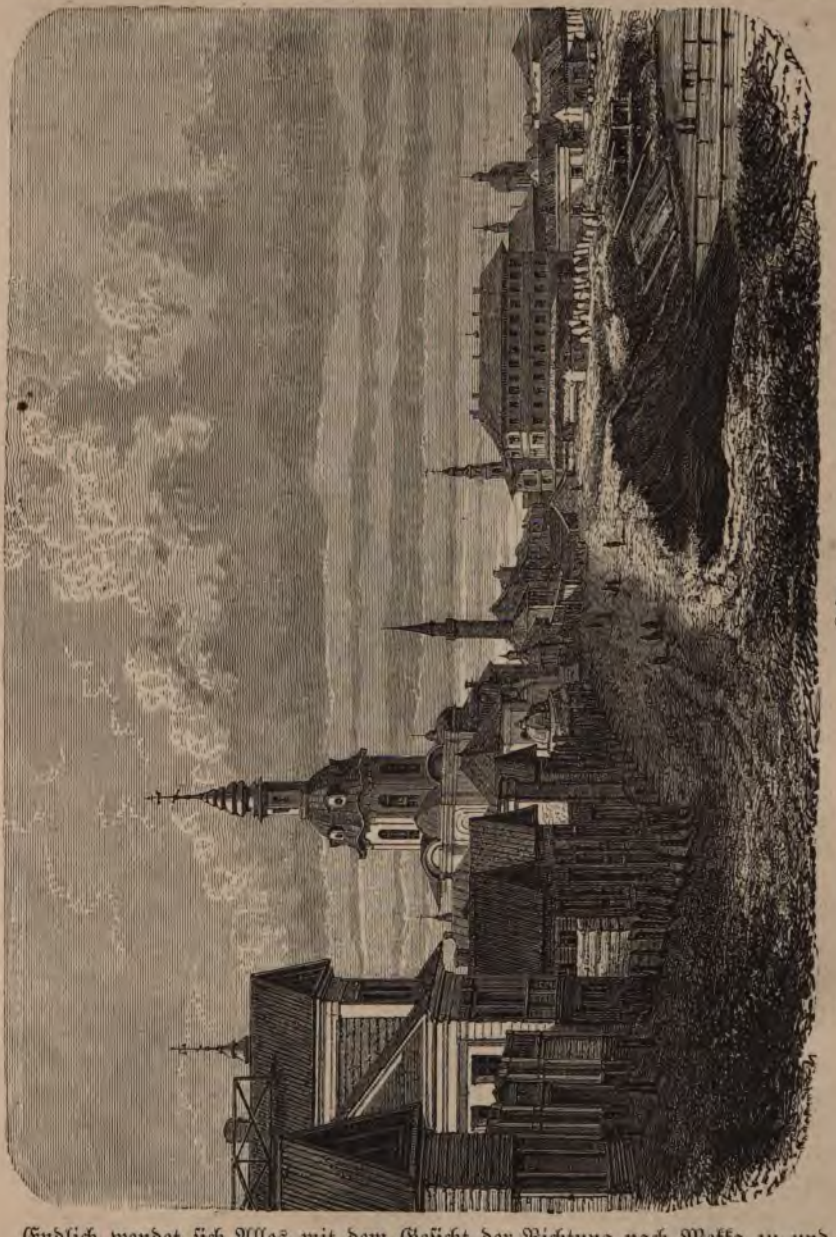
Besonderer Erwähnung verdient die von Kaiser Alexander I. gegründete Universität, welche durch ihre Lehrstühle für orientalische Sprache sich besonderen Ruf erworben hat. Die Lage der Stadt auf diesem Grenzpunkte zwischen europäischer und asiatischer Bildung eignet sich ganz vorzüglich, um sich auf deren Hochschule das Studium der historischen Denkmale des Orients und natürlich auch dessen Sprachen zur Aufgabe zu stellen. Dies ist im Laufe der Zeit mit einem solchen Erfolge geschehen, daß wenige Hochschulen des westlichen Europa sich in dieser Beziehung mit Kasan vergleichen dürfen.

Hier ist der Unterricht nicht einseitig, ein nur theoretischer; die Professoren sind nicht nur gelehrte Orientalisten, welche das Türkische, Persische, Armenische, Tatarische u. s. w. lehren, sondern es sind eben Türken, Perser, Armenier, Tataren, welche ihre Muttersprache vortragen.

Die Studenten verkehren auch vielfach mit den Orientalen; sie treffen dieselben in den Straßen, auf dem Bazar und suchen sie in ihren Wohnungen auf.

Die Tataren wohnen meist in den Vorstädten oder in dem unteren Theile der Stadt; hier sind auch ihre Moscheen. Die tatarischen Moscheen zeichnen sich nicht durch ihre Architektur aus; das Innere derselben bildet einen großen Saal mit flacher Decke ohne besondere Verzierungen außer einigen Arabesken und Freskobildern. Die Wände sind mit Sprüchen aus dem Koran bedeckt, theils in gewöhnlicher, theils in Reliefschrift. Der Tatar wohnt dem Gottesdienst mit bedecktem Haupte bei, entweder in weißem Turban oder in kleinem, silbergesticktem Käppchen, wie solches überhaupt jeder Tatar unter seinem breitrandigen Filzhut trägt. Der Mufti besteigt mit einem langen Stabe in der Hand die Kanzel und liest die vorgeschriebenen Gebete, während die Zuhörer bei gewissen Worten sich tief verbeugen. Ein Mollah verliest mit näselnder Stimme *eine Art Liturgie, worauf* für den Kaiser und das kaiserliche Haus gebetet wird.

Hiernach wird ein Stück aus dem Koran vorgelesen. Die Andächtigen werfen sich auf die Kniee und berühren die Ohren mit den Zeigefingern.



Kasan.

Endlich wendet sich Alles mit dem Gesicht der Richtung nach Mekka zu und der Gottesdienst hat nach unterschiedlichen Kniebeugungen sein Ende.

Solche Andachtsübungen wiederholen sich fünfmal des Tages, und ein Tatar, selbst wenn er sich auf einer Reise befindet, wird dieselben nicht unterlassen. Die Tataren sind überhaupt sehr streng in der Beobachtung äußerlicher religiöser Vorschriften. Ihre große Fastenzeit, während welcher sie nur nach Sonnenuntergang Speise zu sich nehmen, dauert vier Wochen. In der siebenundzwanzigsten Nacht legen sie sich nicht schlafen, da sie behaupten, daß während dieser Nacht die Engel vom Himmel zur Erde herabsteigen. Mit dem Aufgange des Neumondes haben die Fasten ein Ende und es beginnt eine Reihe von Festen. Da der Koran den Gläubigen Wissenschaften und Künste untersagt, so lernen die Kinder derselben nichts weiter als Sprachen, die ihnen im Handelsverkehr von Nutzen sind.

Kasan treibt einen bedeutenden Handel, der sich zum größten Theile in den Händen der Tataren befindet. Hierher kommen die kostbaren Stoffe Asiens, die Gewebe Indiens, die Shawls und Seidenzeuge aus Persien und China, um nach Moskau und Petersburg befördert zu werden. Auch einheimische Produkte, besonders Tuche, werden ausgeführt, wie denn überhaupt neben dem Handel die Gewerbe schon in früher Zeit einen hohen Grad der Blüte erreicht haben.

Peter der Große besuchte einst auf einer Reise auch Kasan und besichtigte hier die Tuchweberei des Kaufmanns Miklaew. Beim Ausgange trat der Besitzer derselben und dessen Frau dem Zaren entgegen, Miklaew mit einer Schüssel voll Goldmünzen, die Frau mit einer Vase voll echter Perlen: „Nimm in Gnaden, mein Väterchen; nimm, so gut wir's haben", sagte der Kaufmann sich, tief verbeugend; „Du wirst's vielleicht brauchen in Deiner gegenwärtigen Lage; kannst es uns ja wiedergeben, wenn Du reich wirst."

Es ist schon so viel von den Tataren die Rede gewesen, daß es angemessen erscheint, der Vergangenheit dieses Volks, welches in der Geschichte Rußlands eine so wichtige Rolle gespielt, einige Worte zu widmen.

Die Tataren bildeten ursprünglich eine große Nation türkischer Abstammung. Derjenige Zweig derselben, welcher sich nach seinem Oberhaupte, Namens Tatar, Tataren nannte, breitete sich über verschiedene Gegenden von Asien aus. Ein großer Theil dieses Zweiges ließ sich an den Grenzen von China nieder und gerieth unter dessen Herrschaft. Bevor Dschingis-Khan mit seinen wilden Kriegsscharen das Chinesische Reich überschwemmte und verheerte, war sein erster Kriegszug gegen die tatarischen Horden an der Grenze gerichtet, und erst nach deren vollständiger Unterwerfung begann der schreckliche Anführer der Mongolen seinen Eroberungszug.

Zu der Zeit, wo die Tataren mit ihrer Einverleibung in das Mongolenthum aufgehört hatten eine Nation zu bilden, tritt ihr Name aus der Dunkelheit hervor. Mit den Mongolen nahmen sie Theil an deren Kämpfen. Man muß es einer sonderbaren Laune des Schicksals zuschreiben, daß in den Augen der Nachwelt Ehre und Ruhm der Eroberungen den Mongolen zugetheilt, aller Greuel derselben dagegen den Tataren aufgebürdet wird.

Seit dieser Zeit verbreitete sich der bis dahin unbekannte Name der Tataren im östlichen Asien und in Europa; der Name des Besiegten ging auf die Sieger über. Während der letzten Eroberungszüge Dschingis-Khan's machten

die Tataren den größten Theil seines Heeres aus, und die tatarische Sprache gewann in den unterworfenen Ländern die Oberhand. Es war dies namentlich der Fall in der Bucharei, unter den Baschkiren, den Tschuwaschen, in der Krim und am Kuban. Der Name der Mongolen ging förmlich unter in dem der Tataren, es fand eine so vollkommene Verschmelzung beider Völker statt, daß selbst die Spuren einer solchen Vermischung seit dem Umsturze des Mongolenreiches sich völlig verwischt haben.

Batu-Khan, ein Enkel Dschingis-Khan's, war der Erste, welcher den Namen der Tataren in Rußland bekannt machte. Unsere Leser wissen, daß er sich im Jahre 1237 Rußland unterwarf und das Reich Kaptschak gründete, welches insbesondere das nordwestliche Asien, ganz Rußland und außerdem noch einen Theil von Polen umfaßte. Batu war auch der erste Khan der Horde, welche sich den Namen die „Goldene Horde" erwarb.

Wie alle durch Eroberung plötzlich geschaffenen, ausgedehnten Reiche eben so schnell wieder in Verfall gerathen und untergehen, so war es auch mit dem Kaptschakreiche der Fall. Die Geschichte von Kaptschak ist eine Kette innerer blutiger Kämpfe und fortwährender Theilungen, bis endlich ein neuer, glücklicher Barbar, Tamerlan, in den letzten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts erschien und die Dynastie Batu's über den Haufen warf. Aus den Trümmern der Goldenen Horde gingen vier neue Reiche oder Khanate hervor, die Khanate Kasan, Astrachan, Kaptschak und Krim. Von diesen zerfiel zuerst Kaptschak und vergrößerte die übrigen. Die Tataren des Kaptschak fanden eine Zuflucht bei den Baschkiren und Kirgisen, wo sie noch heute ihren Namen und, wie man sagt, das Andenken an ihre Abstammung bewahrt haben.

Kasan wurde im Jahre 1552 und Astrachan einige Jahre später durch Johann IV. unterworfen. Das Khanat der Krim bestand bis zum Jahre 1783; die Eroberung desselben ist eine der glänzendsten Seiten in der Geschichte der Regierung der Kaiserin Katharina II.

Seitdem leben die Tataren in Rußland unter dem Schutze der Gesetze. Sie betreiben mit wenigen Ausnahmen Handelsgeschäfte.

Die Tataren bilden jedenfalls den besseren Zweig unter allen Volksstämmen, welche aus der Vermischung mongolischen und türkischen Blutes hervorgegangen. Einen solchen Vorzug verdanken sie ohne Zweifel dem wohlthätigen Einfluß der Bulgaren an der Wolga, welche, ihre Volksthümlichkeit einbüßend, in den Tataren vollständig aufgegangen sind.

Die gesammte tatarische Bevölkerung im Gouvernement Kasan soll gegen 450,000 betragen. Genaue Zählungen finden nicht statt.

Die kasanischen Tataren haben bis auf unsere Zeit noch viel Eigenthümliches bewahrt: sie leben von den Russen oder anderen Volksstämmen getrennt und halten fest an ihren alten Ueberlieferungen und Gebräuchen.

Sie haben meist einen spärlichen Bart und rasiren ihr Kopfhaar. Die Gesichtsbildung der Frauen ist nicht unangenehm, ihre geschmacklose Kleidung jedoch und mehr noch ihre unthätige Lebensweise geben ihnen etwas Ungeschicktes, Schwerfälliges. Die wohlhabenden Tatarinnen leben vollkommen nach orientalischer Art, d. h. faul und müßig. Eine reiche Tatarin kann als

Beweis dienen, wie Trägheit und Faulheit die besten Mittel sind, um fett zu werden. Die jungen, reichen Weiber denken an weiter nichts, als an ihren Magen und Putz. Entstellt werden auch die Hübschesten unter ihnen durch die traurige Mode, sich weiß und roth zu schminken und Augenbrauen und Augenlider schwarz zu färben, um dadurch den Glanz ihrer ohnehin schon schwarzen, lebhaften Augen noch zu erhöhen. Um einer solchen Entstellung ihrer selbst die Krone aufzusetzen, schwärzen die Frauen auch ihre Zähne und bemühen sich, den Nägeln eine braungelbe Farbe zu geben.

Das Haus eines wohlhabenden Tataren ist gewöhnlich in zwei Hälften getheilt, in eine vordere und eine hintere; beide Theile sind durch einen Flur getrennt, in welchem die Hausandacht gehalten wird. Die vordere Hälfte der Isba hat wieder zwei Abtheilungen, ein Männer- und ein Frauengemach. An den Wänden befinden sich breite Pritschen zum Sitzen und hinter denselben, von einem Vorhange verdeckt, Federbetten. Auf dem Ofenrande stehen zwei Waschkrüge von Messing oder Eisenblech, der eine für den Hausherrn, der andere für die Frau; — das Gesetz verbietet, sich eines und desselben zu bedienen. Ein Schrank mit verschiedenem Geschirr, Tassen und Theekannen, einige mit buntem Eisenblech beschlagene Kasten und bucharische Teppiche auf dem Fußboden vollenden die Einrichtung der Zimmer. Selbst bei den Aermeren ist hinter dem großen Ofen ein Plätzchen, wo die Hausfrau bei Anwesenheit von Gästen hinter einem Vorhang verborgen bleibt.

Die Kleidung der Tataren ist eine orientalische, d. h. dieselbe richtet sich nicht nach der natürlichen Form des Körpers, sondern ist so bequem und weit als nur immer möglich. Das glatt geschorene Haupt bedeckt ein mehr oder weniger reich gesticktes Käppchen (Jermolka) und dieses ein glatter oder kegelförmiger Filzhut. Die Mollah, Muderissi (Professoren) und Chadji, d. h. solche, welche eine Wallfahrt nach Mekka gemacht, tragen einen weißen Turban. Ein bis zum Knie reichendes Kamisol ohne Aermel, welches bei den Reichen von buntem Seidenzeug ist, und endlich darüber der Khalat, d. h. ein Schlafrock oder Kaftan mit seidenem Gürtel, machen das Kostüm der Tataren aus.

Die tatarischen Frauen sind, wie schon erwähnt, sehr putzsüchtig. Die gewöhnliche Kleidung derselben besteht aus einem bis auf die Fersen reichenden Hemde von buntem Kattun und einem mit Schnüren und Stickereien besetzten und mit kleinen silbernen Münzen behängten Brustlatz.

Als Oberkleid tragen die Meisten einen Chalat von Seide oder Kattun mit langen, herabhängenden Aermeln; der Chalat wird über den Kopf geworfen und dient zugleich als Schleier. Als Kopfbekleidung tragen die Armen einfach ein turbanartig um das Haupt gewundenes Handtuch mit gestickten Kanten, die Reicheren eine Art Stirnbinde von Seide oder Sammt, die häufig mit Perlen gestickt und mit Edelsteinen besetzt ist. Die reichen Frauen lieben es, Schmucksachen, Armbänder, Ohrringe und Halsbänder anzulegen, flechten Gold- und Silbermünzen in ihre Zöpfe, tragen an jedem Finger einen Ring und über der linken Schulter einen mit Perlen oder Türkisen besetzten Riemen, an welchem ein kleines Täschchen hängt, in dem sich eine Miniaturausgabe des Korans befindet. Die Tataren sind, wie alle Orientalen, höchst gastfreundschaftlich.

Der Thee spielt bei Empfang von Gästen die Hauptrolle und man erzählt unglaubliche Dinge von der Quantität Thee, welche ein Tatar vertilgen kann.

Tatarische Kindergruppe.

So ein tatarischer Theetrinker soll selbst den russischen Kaufmann übertreffen, der, wie bekannt, in dieser Beziehung etwas Erkleckliches zu leisten vermag.

Der Tatar ist kein Freund der Landwirthschaft, sein Element ist der Handel. Die geringeren Handelsleute und Hausirer zeichnen sich gerade nicht durch Gewissenhaftigkeit aus, sie sind schlau, gewandt und zum Betruge geneigt.

Die Mollah sind zugleich auch die Lehrer der Jugend, die fast durchgängig Elementarunterricht erhält, sodaß es sogar wenig Frauen geben wird, die nicht lesen und schreiben könnten. Die Knaben lernen außerdem noch die arabische Sprache und den Koran. Diejenigen jungen Leute, welche Mollah werden wollen, endigen ihre Studien in Buchara.

Jeder Muselmann darf vier gesetzliche Frauen haben; doch selbst die Reichen besitzen selten mehr als zwei, die Armen fast ohne Ausnahme nur eine.

Die Hochzeiten der Tataren werden gewöhnlich durch Freiwerberinnen vermittelt. Das Gesetz verbietet dem Bräutigam, die Braut zu sehen, bevor sie seine Frau geworden; diese strenge Vorschrift wird jedoch nicht beobachtet und die Freiwerberin versteht es so einzurichten, daß Braut und Bräutigam einander heimlich sehen. Beim ersten Besuche des Bräutigams nach seiner Werbung wird sogleich der Kaufpreis (Kalym) für die Braut bestimmt; bei den reichen Tataren in Kasan beträgt derselbe oft gegen 1000 Rubel. Die Hälfte davon erhält die Braut bei der Verlobung zum Einkauf der Aussteuer; die andere Hälfte halten die Eltern der Braut für den Fall einer Ehescheidung zurück. Die Scheidung ist nach den Gesetzen des Koran erlaubt und erfolgt einfach mittels eines Scheidebriefes, welchen der Mollah ausstellt.

Vom Tage der Verlobung ab schickt der Bräutigam seiner Braut Geschenke, deren Werth sich nach seinem Vermögen richtet, am Tage der Hochzeit aber unbedingt je ein Fäßchen mit Honig und Butter zum Hochzeitsschmaus. Die Hochzeitsgäste versammeln sich eine Woche lang abwechselnd bei den Eltern der Braut und des Bräutigams, die Frauen an einem, die Männer am anderen Tage. Die Braut nimmt an den Gelagen keinen Theil. Alle diese Festlichkeiten haben einen sehr einförmigen Charakter, besonders die Tage der Frauen, die, mit untergeschlagenen Beinen auf dem Teppich sitzend — wenn sie nicht gerade ihrem unnatürlichen Appetit fröhnen — sich über Putz unterhalten.

Wenn am Hochzeitstage das Abendessen beendigt ist, so fangen die Gäste an, in verschiedenen Tonarten zu husten, was so viel sagen will, als daß sie satt sind und sich bedanken. Man erhebt sich und jeder Gast legt ein Geschenk an Geld für die Braut auf das Tischtuch. Der Vater bringt das Geld seiner Tochter und kehrt mit der Antwort zurück, daß diese das Geschenk angenommen, d. h. bereit sei, den Bräutigam zu ihrem Manne zu nehmen. Der Mollah befragt hierauf den Vater des Bräutigams, ob er mit der Wahl des Sohnes, und den Vater der Braut, ob er mit dem Kaufpreis einverstanden, und beginnt das Gebet. Während der ganzen Trauungsfeierlichkeit ist weder der Bräutigam noch die Braut gegenwärtig. Nach Beendigung des Gebetes, Ablesung bezüglicher Stellen aus dem Koran und dem Segen, welchen der Mollah über das abwesende Brautpaar ausspricht, wendet er sich an den Vater der Braut: „Bist du einverstanden, Deine Tochter nach dem muselmännischen Glaubensbekenntnisse dem N. N., Sohn des P. P., zur Frau zu geben?“ — „Ich bin *einverstanden* — ich gebe sie ihm.“

„Und Du" — zum Vater des Bräutigams gewandt — „bist Du damit einverstanden, die Tochter A. des B. B. bei einem Kaufpreis von so und so viel Rubeln als gesetzliche Frau Deines Sohnes anzunehmen?" „Ich bin einverstanden — ich nehme sie." Nach Beendigung dieser althergebrachten Förmlichkeiten gilt der Bund fürs Leben für geschlossen.

Wenn ein Tatar schwer erkrankt, so wird der Mollah gerufen; derselbe liest das sechsunddreißigste Kapitel aus dem Koran (über die Auferstehung der Todten). In Abwesenheit des Mollah geschieht dies von irgend einem alten Manne oder Weibe. Bei einem Todesfall wird der Verstorbene auf einen Tisch, mit den Füßen nach der Gegend von Mekka gelegt, der Körper mit drei Decken bedeckt und ebenfalls ein Kapitel aus dem Koran gelesen. Die Tataren lassen den Leichnam nicht länger als zwölf Stunden unbeerdigt. Der Verstorbene wird auf einem Bret nach dem Kirchhof getragen, wobei man vor jeder Moschee, an welcher der Begräbnißzug vorüberkommt, ein Gebet abliest. Am Tage der Beerdigung nehmen die Angehörigen und nächsten Verwandten des Verstorbenen weder Speise noch Trank zu sich.

Die Tataren beobachten besonders streng den Fastenmonat, Ramasan, welcher 28 Tage dauert. Am Tage enthalten sie sich der Speise; nach Sonnenuntergang thun sie ihr Möglichstes, das Versäumte nachzuholen. Die Nacht vom 26. auf den 27. Tag der Fasten ist ihnen besonders heilig, weil nach der Ueberlieferung in dieser Nacht den Rechtgläubigen der Koran gegeben worden, und weil während derselben Engel vom Himmel herabsteigen, um Gottes Vorherbestimmungen zu erfüllen. Am letzten Tage des Ramasan wird das Bairamfest gefeiert. Ein zweites wichtiges Fest ist das Kurbanfest am 10. des letzten Monats (Sulkada). An diesem Kurban- oder Opferfeste wird von jedem Familienvater oder Hauswirth, wer er auch sei, eigenhändig ein Opferthier geschlachtet. Außer diesen beiden Hauptfesten wird noch der Ssaban (Pflug) als Frühlings- und Ackerbaufest gefeiert. Die Tataren begehen dieses Fest mit Spielen, Ringkämpfen, Wettlauf und Pferderennen; die Frauen sehen, in ihre Khalate gehüllt, den Spielen von Weitem zu.

Aus Allem, was wir über die tatarische Bevölkerung angeführt, wird man den Schluß ziehen dürfen, daß dieselbe von dem russischen Element wenig berührt worden. Der Koran scheidet die Rechtgläubigen von christlicher Gesellschaft und Bildung. Doch abgesehen von der Scheidewand, welche der Glaube zwischen Tataren und Russen im Familien- sowol als auch im bürgerlichen Leben zieht, sind die historischen Erinnerungen der Tataren an die Zeit ihrer Unabhängigkeit nicht so ganz spurlos erloschen. Wie schwach diese Reminiscenzen auch sein mögen, so tauchen sie nichtsdestoweniger bei gewissen Gelegenheiten auf. So glaubten während des Krimkrieges die Tataren, der türkische Sultan werde das Kasan'sche Reich wiederherstellen.

Nach den Tataren nehmen die Tschuwaschen unter den fremden Völkerschaften im Gouvernement Kasan an Kopfzahl die nächste Stelle ein. Die Gesammtbevölkerung der Tschuwaschen in den Gouvernements Orenburg, Ssimbirsk, Ssaratow und Kasan wird annähernd 570,000 Seelen betragen, von denen vielleicht 300,000 auf Kasan kommen.

Ueber den Ursprung der Tschuwaschen ist viel gestritten worden; die einen rechnen sie zum finnischen, die anderen zum türkischen Stamme. Ihre Sprache ist ein Gemisch finnischer, türkischer und slavischer Wörter.

Der Name der Tschuwaschen wird von den russischen Annalisten erst um das Jahr 1551 angeführt. In frühester Vorzeit waren die Gegenden, über welche die Tschuwaschen heute zerstreut sind, von drei Völkerschaften bewohnt, von den Bulgaren, Khosaren und Burtassen; einige Orientalisten behaupten, Burtassen und Tschuwaschen seien ein und dasselbe Volk.

Die mongolische Gesichtsbildung ist bei den Tschuwaschen weniger hervortretend als bei den Tataren. Erstere sind meist von blasser Gesichtsfarbe, mittlerer, magerer, schwächlicher Körpergestalt. Man kann sie überhaupt keinen schönen Menschenschlag nennen, ein Uebelstand, welcher bei dem sogenannten schönen Geschlechte auffallend bemerkbar ist. Die Frauen sind dem äußeren Anschein nach so gebaut und zum Theil auch so kostümirt, daß es beim ersten Anblick schwer ist, eine Frau von einem Manne zu unterscheiden.

Die Tschuwaschen haben eine Vorliebe für die Einsamkeit, daher liegen ihre Dörfer meist zerstreut in Wäldern und Schluchten. Sie sind größtentheils Christen; die Ungetauften halten sich an ihre alten heidnischen Gebräuche, obgleich sie eigentlich zu den Mohammedanern zählen.

Wenn die Tschuwaschen mit den obenerwähnten Burtassen, welche als ein wildes, barbarisches Volk geschildert werden, ein und desselben Stammes sind, so mag sich daraus manches Rohe und Wilde in ihrem Charakter erklären. Diese angestammte Wildheit verliert sich aber immer mehr und mehr, und es wird jetzt wol schwerlich vorkommen, daß ein Tschuwasch sich auf dem Hofe seines Feindes aus Rache nur deshalb erhängt, um demselben eine gerichtliche Untersuchung auf den Hals zu laden. Vor dem ganzen Heere der Schreiber, Beamten, überhaupt vor der Obrigkeit, sowie vor jeder schriftlichen Abmachung, hat der Tschuwasche eine heillose Angst. So erzählt man sich folgende Anekdote: Eine russische Kaufmannsfrau will bei einem Tschuwaschen Fisch kaufen; derselbe fordert aber einen unmäßigen Preis. Die Frau wird ungehalten und ruft: „Du tschuwaschisches Schweinsohr, fürchtest Du nicht Gott?“ — „Was soll ich Gott fürchten“, versetzt jener, „Gott ist doch kein Schreiber!“

Einen weiteren Theil der Bevölkerung in den Wolgaprovinzen bilden die Tscheremissen. Dieselben gehören zu den ältesten Bewohnern dieser Gegenden, deren schon Nestor in seinen Annalen erwähnt. Sie leben auch heute noch gleich ihren wilden Vorfahren in zerstreut liegenden Dörfern. Man unterscheidet sie gewöhnlich als Bergtscheremissen und Wiesentscheremissen. Erstere sind unter allen hiesigen fremden Völkerschaften der schönste Menschenschlag; sie sind wohlgebaut, gewandt und mehr entwickelt als ihre Mitbrüder in der Niederung. Erstere wohnen auf dem rechten Ufer der Wolga und treiben Ackerbau, letztere meist auf unfruchtbarem Boden in Wäldern. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd. Mit Flinte, Beil und Messer bewaffnet verläßt der Tscheremisse seine Hütte auf viele Wochen lang und zieht mehr als hundert Werst weit in die Wälder. Solche Jagd*streifereien*, welche sie zu dauernder Einsamkeit und Entbehrungen aller

Art verurtheilen, sind auf ihren Charakter nicht ohne Einfluß geblieben; sie sind rauh und finster. In ihrem häuslichen Leben sind die Tscheremissen ebenso unsauber wie die Tschuwaschen.

Die getauften Tscheremissen tragen wie die Russen einen Kaftan von grobem weißen Tuch, im Sommer einen dicht mit rothen Schnüren besetzten Leinwandkittel und einen ledernen Gürtel, an welchem Beil und Messer hängen. Das weiße Unterkamisol und Hemde bedecken Stickereien von rother Wolle. Die Frauen kleiden sich mit Ausnahme des Gürtels fast ebenso; sie lieben es, sich mit Schnüren von Glasperlen und kleinen Geldstücken zu behängen, tragen Ringe an den Fingern, Armbänder von Messing und auf der Brust meist ein viereckiges, mit Silbermünzen verziertes Leder.

Tschuwaschen.

Die Tscheremissen halten, wie auch die Tschuwaschen, den Freitag heiliger als den Sonntag. Besondere Festtage sind bei ihnen der „Taron-iol“ vor Weihnachten und der „Kon-Ketsche“ in der Charwoche, an welchem das Vieh kein Futter erhält, damit es auf der Weide keinen Schaden erleide, und am Donnerstag derselben Woche der

„Surt-Ketsche" als Gedächtnißfeier für die Verstorbenen. Die Begräbniß-ceremonien sind dieselben wie bei den Tataren. Dem Todten wird außerdem noch ein Geldstück für die Reise nach der anderen Welt in die Hand gelegt und als Opfer ein Hahn geschlachtet.

Ein anderes Volk im Wolgagebiete sind die Wotjäken; klein von Wuchs, in ihren Gesichtszügen an die Finnen erinnernd, leben sie meist in schmuzigen, ärmlichen Hütten. Die Religion der nichtgetauften Wotjäken ist ein dunkles Gemisch ihres ursprünglichen Glaubens mit tschuwaschischer, tscheremissischer Mythologie, Islam und Christenthum. Sie glauben an ein Leben nach dem Tode, an das Paradies und an eine Hölle mit siedendem Pech. Die Ehe wird auch bei den Wotjäken sehr einfach geschlossen — der heirathslustige Ehemann kauft sich eine Frau. Bei den Nichtchristen besteht der Akt der Trauung darin, daß man dem Brautpaar den geheiligten Wein zu trinken giebt. Der Wotjäke schätzt den Werth seiner Frau nur nach ihrer Arbeitsfähigkeit.

So zurückgezogen und menschenscheu die Wotjäken, so umgänglich sind dagegen die Mordwinen, ihre Stammgenossen; unter allen hiesigen Völkerstämmen haben sich diese am meisten mit den Russen verschmolzen. Die Tracht der Männer ist russisch. Die Mädchen flechten ihr Haar in mehrere Zöpfe und schmücken sie mit Bändern und Geldmünzen. Auch bei ihnen ist in der Kleidung die weiße Farbe vorherrschend; die rothe Stickerei auf denselben ist häufig reich und geschmackvoll.

Die Mordwinen sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag; ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau. Wir führen hier zu ihrer Charakteristik das Gebet eines Mordwinen an:

„Wahrhaftiger Paß (Gott), erhabener Paß! Gieb uns unser täglich Brot; gieb mir Alles, um was ich Dich bitte: gieb mir ein Pferd, um zu pflügen, Amen. Paß, schaffe auch Vieh, Herr, ganz nach Deinem Gefallen, schaff' es aber so, daß es den Pflug ziehen kann, Amen. Schaffe, Herr, auch einen Knaben, um mir beim Pflügen zu helfen, auch mehr Kinder noch. Um was ich bitte, das schaffe, Herr; vor Allem Getreide. Bewahr' mich, Herr, vor Zauberern und Verleumdern! Amen."

Die Lieder und Märchen der Mordwinen sind gedanken- und lebensvoller als die der Tschuwaschen, es macht sich sogar in denselben ein poetischer Zug, die Idealisirung der Frauen, bemerkbar. So heißt es z. B. in einem mordwinischen Märchen: „Es war einmal ein Räuber, Demon, der hatte eine Bande von dreißig Mann. Eines schönen Tages überfiel die Bande den Hof des reichen Abisa, um zu plündern. Abisa befand sich gerade mit seiner jungen, schönen Frau in der Badestube; er eilte herbei und trat in die Isba. Die Räuber ergriffen ihn und drohten ihn zu verbrennen. Abisa flehte um sein Leben und rief: „Habt nur einen Augenblick Geduld, Brüder; gleich kommt meine Frau, die soll Euch all mein Gold ausliefern." Abisa's Frau trat in die Isba. Sie verneigte sich tief nach drei Seiten; darauf trat sie den Räubern entgegen und sah sie an. Ein Blick aus ihren Augen und die Räuber standen wie versteinert, so groß war die Macht der Schönheit. Sie fielen auf ihre Kniee und baten, *sie aus der Isba zu entlassen.* Auch im Hofe waren sie wie berauscht und

konnten den Ausgang nicht finden. Und sie fielen wiederum der Frau zu Füßen, berührten die Erde mit der Stirn, legten all ihr Gold und Silber vor dem herrlichen Weibe nieder und baten um Oeffnung des Thores. So flohen die dreißig Räuber Demon's, besiegt von der Schönheit einer Frau."

Nach dieser kurzen Skizzirung der Volksstämme an der Wolga gehen wir wieder zur Beschreibung der an diesem Strome gelegenen Städte über. Simbirsk, mit über 27,000 Einwohnern, hat als Handelsstadt eine nicht geringe Bedeutung. Sie erhebt sich amphitheatralisch am steilen Abhange des gartenreichen Wolga-Ufers und bietet durch diese Lage, welche die Häuser, Kirchen, Kuppeln und Gärten in dem zu der Breite eines Sees angewachsenen Strom abspiegeln läßt, ein reizendes Bild dem Auge dar. Man darf in Simbirsk keine Monumente der Vorzeit suchen; die Stadt ist erst im Jahre 1548 erbaut, im Jahre 1848 gänzlich abgebrannt, mithin im vollen Sinne des Wortes in unserer Zeit erst entstanden. Man muß sich damit begnügen, eine moderne, elegante Stadt zu finden, mit geraden, breiten Straßen, einem schönen Park, vielen herrlichen Gärten und einer wunderbaren Aussicht auf den Strom und die weite Niederung des linken Ufers derselben.

Der Name Simbirsk erweckt in dem Herzen eines jeden Russen theure Erinnerungen. In der Nähe der Stadt ist einer der größten Schriftsteller, Nikolaus Karamsin, am 13. Sept. 1766 geboren, dessen Denkmal sich auf einem freien Platz der Stadt vor dem Hause des Gouvernements erhebt. Um den großen Einfluß Karamsin's auf die russische Literatur zu würdigen, ist es nothwendig, die Zustände derselben von der frühesten Zeit bis auf diesen ersten Reformator näher zu beleuchten. Es sei uns diese kurze Abschweifung hier gestattet.

Während der ersten neun Jahrhunderte der moskowitischen Geschichte, d. h. vom 9. bis zum 18. Jahrhundert, lassen nur wenige Fragmente nationaler Dichtungen in der Volkssprache die Elemente einer alten, volksthümlichen Literatur durchblicken. Vergebens würde man unter den zahlreichen Sammlungen geistlicher Schriftsteller, welche die Seiten der russischen Literatur-Geschichte füllen, nach jenen lebensfrischen Minnesängern oder Troubadours suchen, nach der reichen Sagenwelt einer ritterlichen Heldenzeit oder den romantischen Abenteuern des Ritterthums! Es hat in Rußland keine Literatur gegeben, welche mit derjenigen der Kirche und der Klöster fortgeschritten wäre; das Einzige, was die alte Literatur Rußlands aufzuweisen hat, beschränkt sich fast nur auf geistliche Streitschriften, Abhandlungen und Chroniken. Das alleinige Denkmal einer epischen Dichtung der Vorzeit dürfte eine aus dem 12. Jahrhundert stammende, im Jahre 1796 aufgefundene Dichtung „von den Thaten Igor's (Sslowo o Polke Igora)" sein. Auch kann man hierzu eine Sage, eine Ueberlieferung aus der Zeit Wladimir's des Großen rechnen („Dobrina Nikititsch"), das ist aber auch Alles.

Peter der Große, dessen Genie nichts vergaß, Alles umfaßte, wollte in seinem Reiche auch eine volksthümliche Poesie schaffen. Mit diesem Zeitpunkt sehen wir eine Trennung der Volkssprache von der slavischen, welche Kirchensprache wurde. Es war natürlich nicht zu vermeiden, daß viele Ausdrücke des Slavischen in der Volkssprache verblieben, welche außerdem, von fremden

Sprachen beeinflußt und Ueberreste des weißrussischen Dialekts in sich aufnehmend, ein Gemisch roher Elemente wurde, die einander beigeordnet und geregelt werden mußten. Die große Aufgabe der Schriftsteller dieser Epoche bestand darin, eine Schriftsprache zu schaffen; es handelte sich daher im Anfange nur um Grammatik und Prosodie. Unter allen Schriftstellern jener Epoche, welche in dieser Richtung wirkten, steht Lomonossow, der Sohn eines armen Fischers vom Weißen Meere, obenan; ihm gebührt der Ruhm, Gründer der russischen Prosa und Poesie gewesen zu sein. Als sein Nachfolger kann Sumarokow, ein fruchtbarer dramatischer Schriftsteller und der erste Direktor eines russischen Theaters am Hofe der Kaiserin Elisabeth, bezeichnet werden.

Unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. nahm die Literatur eine französische Richtung. Nichtsdestoweniger gelang es dem national-russischen Element, sich zu entwickeln. Wir sehen in der Person von Derjawin den Vertreter dieser nationalen Richtung, den ersten wahren Dichter Rußlands.

Gegen das Ende der Regierung der Kaiserin Katharina und am Anfange der Regierung Alexander's I. hatte übrigens die Nachahmung des Fremden einen mehr rationellen Charakter angenommen; man lehnte sich an Deutschland und England und beschäftigte sich ernstlich mit dem Studium des klassischen Alterthums. In dieser Epoche begegnen wir Karamsin.

Die russische Prosa war trotz der Anstrengungen ihrer alten Reformatoren noch immer eine rohe, schwerfällige geblieben. Karamsin unternahm es, derselben Geschmeidigkeit und Klarheit zu geben, was ihm vollkommen gelang. Karamsin ist aus seiner Zeit hervorgegangen und schuf wiederum für seine Zeitgenossen das Werk, zu welchem ihn die Natur mit reichen Gaben ausgestattet hatte. Er besaß einen durchdringenden Geist, ausgedehnte Kenntnisse und einen durch das Studium der modernen Literaturen geläuterten Geschmack. Ihm war es gegeben, das zu beendigen, was Lomonossow begonnen hatte. Der eine hatte die Schriftsprache aus dem Chaos hervorgezogen, der andere vervollkommnete sie, gab ihr Stil, Seele, Leben, und kleidete sie in neue künstlerische Formen. In seinem „Moskauer Journal", welches er 1792 herausgab, sehen wir die Sprache Lomonossow's von den langen lateinischen Perioden, von den unentwirrbaren deutschen Satzbildungen befreit.

So nothwendig eine solche Reform auch allgemein gefunden worden, führte dieselbe nichtsdestoweniger ein literarisches Schisma herbei. Moskau nahm das neue System Karamsin's an, Petersburg dagegen erklärte sich für die alte Sprache Kantemir's nnd Lomonossow's. Es entspann sich ein leidenschaftlicher Federkrieg, welcher die russische Literatur lange beschäftigte, bis sie späterhin ganz zufällig in andere Bahnen gelenkt wurde.

Karamsin unternahm eine längere Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England. Nach seiner Zurückkunft gründete er ein Blatt, den „Courier Europa's", an welchem gleichgesinnte Schriftsteller theilnahmen. Zu gleicher Zeit gab er seinen Zeitgenossen in seinen „Briefen eines Reisenden" ein Bild der Sitten, Literatur, Künste und des geistigen Lebens derjenigen Länder, welche er bereist hatte. Sein „Pantheon russischer *Schriftsteller*", sowie das Werk „Ueber die Alterthümer Rußlands", zeigen

seine Neigung zu historischen Studien. Die „Geschichte Rußlands", dieses große Werk, welches seinen Namen unsterblich gemacht, nahm den Rest seines Lebens in Anspruch. Der Tod ereilte ihn leider zu früh. Er starb am 3. Juni 1826. Sein Geschichtswerk reicht nur bis zur Epoche des falschen Dimitri.

Am äußersten östlichen Punkte des großen Bogens von Ssamara nimmt die Wolga die Ssamara auf, welche, vom Uralgebirge herkommend, die weiten Steppen zwischen Orenburg und der Wolga in vielfachen Krümmungen durchläuft. An ihrer Einmündung in die Wolga liegt die Stadt Ssamara, früher eine unbedeutende Kreisstadt, welche, 1590 gegründet, als Schildwache gegen die häufigen Einfälle der Kirgisen diente, jetzt ein blühender Handelsplatz und Hauptstadt des Gouvernements. Früher nur mit Kirgisen und Kalmüken Tauschhandel betreibend, ist heute Ssamara einer der bedeutendsten Mittelpunkte des Handels mit Sibirien auf der großen Handelsstraße über Orenburg, diesem wohl bewachten, aber stets offenen Thor des asiatischen Rußlands.

Nikolaus Karamsin (geb. 13. Sept. 1766, gest. 3. Juni 1826).

Die Stadt Ssaratow (85,000 Einw.) ist unstreitig, ebenso wie auch das ganze Gouvernement, dessen Hauptstadt sie ist, eine der schönstgelegenen Städte von Rußland. Kein anderes Gouvernement bietet eine solche Abwechselung, solche Kontraste dar, wie dieses. Die Wolga theilt dasselbe in zwei Theile, den östlichen und westlichen, und es scheint, als habe der Strom zwei entgegengesetzte Naturen, zwei fremde Länder von einander scheiden wollen. Gegen Osten, am linken Ufer, stromabwärts Steppen, Wüste, Kibitken und Zelte von Kirgisen und Kalmüken; gegen Westen am rechten Ufer dagegen

ein lachender Horizont, bergige Landschaften, wogende Getreidefelder, ausgedehnte Fischereien, bewaldete Hügel, die blühenden deutschen Kolonien, mit einem Worte: Leben, Bewegung, Thätigkeit und Industrie. Und neben diesem heiteren Bilde der Gegenwart so manches historische Denkmal als Erinnerung an eine schwere, traurige Vorzeit, an die Einfälle der Tataren, an die Verheerungen eines Stenko-Rasin und Pugatschow. Die sprechendsten Zeugen jener Zeit sind die Ruinen von Sarai, jener Hauptstadt der Khane der Goldnen Horde, wohin die russischen Großfürsten kamen, in Demuth ihr Haupt beugten, Tribut zahlten, um die Gunst der Khane buhlten, aus ihren Händen die Bestätigung ihrer Würde entgegennahmen und — zuweilen ihren Kopf zurückließen.

Ssaratow heißt im Tatarischen „gelbes Gebirge." Das alte Ssaratow lag am linken Ufer der Wolga beim Einflusse eines Flüßchens gleichen Namens; nachdem es aber von den Tataren zerstört worden, legten die Einwohner die neue Stadt am rechten Ufer des Stromes an, wo dieselbe, von einer natürlichen Mauer abschüssiger Felsen umgeben, den Anblick einer Festung gewährt. Diese feste Lage verhinderte jedoch nicht die Zerstörung und Einäscherung der Stadt durch Stenko-Rasin und im Jahre 1774 durch die Horden Pugatschow's.

Gegenwärtig sind jene Tage des Schreckens längst vergessen, und Ssaratow bebaut seine Felder, kultivirt ganze Anpflanzungen von Maulbeerbäumen, baut Tabak und zieht einen bedeutenden Gewinn von seinen Fischereien. Seine Nachbarschaft mit den Kirgisen und Kalmüken begünstigt den direkten Handel mit diesen Völkern, welche ihm Pferde, Hammel und Wolle liefern. Ein lebhafter Handelsverkehr mit den deutschen Kolonien zu beiden Seiten der Wolga ist für die Stadt ebenfalls eine Quelle reichen Gewinnes.

Die Stadt selbst, so pittoresk ihre Lage auch ist, hat in ihrem Ganzen etwas Starres. Sie ist in ihrer ganzen, meist von kahlen Bergen eingeschlossenen Ausdehnung an verschiedenen Stellen von tiefen Schluchten durchschnitten und durch einen steilen Abhang in zwei Theile getheilt. Das Auge wird durch unangenehme Kontraste berührt, welche der Schönheit der Stadt Abbruch thun; fast überall sieht man elende, hölzerne Häuschen neben schönen, steinernen Gebäuden. Solche Spuren früherer Zeiten verschwinden aber mit jedem Tage mehr und mehr, und das alte, unschöne Ssaratow wird bald einem neuen, eleganten gewichen sein. Vergebens würde man in der Stadt Schatten, Gärten oder einen Park wie in Ssimbirsk suchen .... überall kahler Felsen, Dürre, Trockenheit. Wendet man dagegen seine Blicke der Wolga zu, so verwandelt sich Alles und man hat eine wahrhaft entzückende Aussicht. Am jenseitigen Ufer liegen stromaufwärts reizende Dörfer und Flecken. Da ist zuerst Pokrowsk mit seinen drei byzantinischen Kirchen, ferner Uwiki im Hintergrunde einer Bucht, welche von dem Vorsprunge eines mächtigen Hügels gebildet wird, an dessen Fuß ein anderes Dorf liegt. Nach der Ueberlieferung soll auf dem Gipfel dieses Hügels eine große tatarische Stadt gestanden haben. Nach Osten hin breitet sich ein grüner Wiesenteppich aus, welcher, dem Strome folgend, sich an die eigentliche Steppe anschließt, während die Wolga in weiten Krümmungen ihren majestätischen Lauf zwischen Steppen und Bergen nach Süden

fortsetzt und mit ihren Wellen Ufer bespült, die sich in ihrem Gegensatze zu einander verwundert zu betrachten scheinen.

Das Gouvernement Ssaratow enthält mehr als hundert deutsche Kolonien, welche theils an beiden Ufern der Wolga, theils im Innern der Steppe an kleineren Flüssen unweit deren Mündung in die Wolga liegen. Die meisten dieser Kolonien sind im Jahre 1764 von der Kaiserin Katharina gegründet und denselben bedeutende Privilegien verliehen worden. Diese Privilegien haben indessen mit dem Jahre 1864 ihr Ende erreicht. Die berühmteste dieser Kolonien ist Sarepta am Einflusse der Sarpa in die Wolga.

Nicht alle Kolonien sind von fremden Einwanderern bewohnt. Vierzig Werst von Ssaratow wurde von der verstorbenen Kaiserin Maria, der Großmutter des jetzigen Kaisers Alexander II., an den Ufern der Wolga eine Kolonie für fünfhundert arme russische Familien gegründet. Jedes Haus ist für zwei Familien eingerichtet und von einem Garten umgeben; Kirche, Hospital, Apotheke und Rathhaus fehlen in keiner Kolonie. Fast alle haben eine schöne Lage: von einer Seite grüne Hügel, von der anderen einen Fluß, Gärten, Felder — und in weiter Ferne die Steppe und den blauen Horizont.

Einer jeden Familie in der von der Kaiserin Maria gegründeten Kolonie werden zwei Findelkinder zur Erziehung übergeben. Sämmtliche Findlinge erhalten ihren Unterricht in einer Ackerbauschule, um sie für ihren künftigen Beruf, den Landbau, vorzubereiten. Wenn sie das erforderliche Alter erreicht haben, so wählen sie sich eine Lebensgefährtin unter den gleichfalls als Findlinge aufgenommenen Mädchen, erhalten eine kleine Summe zur Einrichtung und sind dann verpflichtet, ihrerseits wieder zwei Findlinge aufzunehmen.

Die Bevölkerung sämmtlicher Kolonien beträgt mehr als 150,000; man zählt 73 evangelische und 17 katholische Kirchen. Landbau, Gartenkultur und Viehzucht sind hier zwar die Hauptbeschäftigung, doch auch die Gewerbthätigkeit ist bedeutend und ihr Handel ein sehr ausgedehnter.

Das freundliche Sarepta, eine Kolonie, welche im Jahre 1764 von der Sekte der Mährischen Brüder oder Herrnhuter gegründet worden, liegt an beiden Ufern der Sarpa, welche, aus den dürren Steppen von Astrachan herkommend, sich hier zwischen lachenden, grünen Wiesenflächen hinschlängelt und ungefähr eine Werst unterhalb von Sarepta in die Wolga fällt. Auf einer Insel der Sarpa sind so fette, saftige Weiden, daß man sich bei dem Anblick der zahlreichen dort grasenden Herden in eine jener friedlichen Landschaften von Flamland versetzt glauben könnte, würde man nicht durch den Anblick der kirgisischen Zelte in die lokale, originelle Wirklichkeit zurückgeführt.

Im Jahre 1763 erging von mehreren Ausländern das Gesuch an die Kaiserin Katharina II., ihnen zwischen Ssaratow und Astrachan Land zur Gründung einer Kolonie abzutreten. Die Kaiserin erkannte den Vortheil, welcher Rußland aus einer Kolonisation dieser wenig bebauten, aber kulturfähigen Ländereien erwachsen mußte, bewilligte den Bittstellern ihr Gesuch und verlieh denselben bedeutende Gerechtsame. Die Fruchtbarkeit des Bodens, das gesunde Klima zogen bald neue Einwanderer herbei, die Zahl der Kolonisten wuchs, und in kurzer Zeit entstand im Westen von Zaritzin eine ganze Reihe von Kolonien.

Als im Jahre 1764 fünf Abgesandte der Mährischen Brüdergemeinde in Zaritzin erschienen, um einen vortheilhaften Platz für die Gründung ihrer Kolonien zu wählen, so erinnerte die weite, öde Steppe, welche bis dahin nur nomadisirende Mongolenstämme durchzogen hatten, die frommen Herrnhuter an die Wanderung des Propheten Elias durch die Wüste nach Sarepta, und an die Worte, welche er zu der Wittwe von Sarepta gesprochen, „daß das Mehl in ihrem Gefäße sich nicht verringern, das Oel in ihrem Kruge nicht abnehmen werde." Diesen Gedanken als einen Fingerzeig Gottes nehmend ließen sie sich hier nieder, und nannten die neue Kolonie Sarepta; das Gemeindesiegel enthält, hierauf Bezug nehmend, ein Gefäß mit Kornähren und einen Oelkrug unter einem Oelbaume. Die Ansiedler hatten in der ersten Zeit mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und es gehörte trotz der Unterstützung der Regierung ihre ganze, nie ermüdende Thätigkeit, ihre zähe Ausdauer und unerschütterliche Geduld dazu, diese Schwierigkeiten zu besiegen, den Boden der Steppe urbar zu machen und den Grund zu der Industrie zu legen, welche heute Sarepta zu einer reichen, blühenden Stadt macht.

Die Kolonie genießt bis heute große Privilegien, welche ihr bei ihrer Gründung verliehen worden. Die Kolonisten waren bisher vom Militärdienste befreit und zahlen eine Grundsteuer von nur $7\frac{1}{2}$ Kopeken (20 Pf.) vom Morgen Landes. Sie haben eine eigene Gemeindeverwaltung und Obrigkeit ohne Einmischung der Distrikt- und Gouvernementsbehörden, und stehen allein unter der Kontrole des Ministeriums der Apanagen. Die Verwaltungsbehörde der inneren kirchlichen und bürgerlichen Angelegenheiten Sarepta's besteht aus einem Bischof der Evangelischen Brüdergemeinde, einem Pastor, dem Inspektor der Schulen und dem Direktor des Finanzwesens.

Es erscheint fast unglaublich, was für Resultate das verhältnißmäßig kleine Sarepta in den verschiedensten Industriezweigen und Fabriken liefert. Außer seinen Seiden- und Wollenwebereien, Seifensiedereien und Tabaksmanufakturen verdient die Senffabrikation besonderer Erwähnung, die große Senffabrik von Glitsch liefert beispielsweise 30—40,000 Pud Senf jährlich, welcher seiner Qualität wegen in ganz Rußland berühmt ist.

Die sauberen, freundlichen Häuser mit ihren spiegelblanken Fenstern und kleinen Blumengärtchen in den breiten, schnurgeraden Straßen, die mit zwei Reihen italienischer Pappeln und Maulbeerbäume bepflanzt sind, haben etwas Anheimelndes. Man sieht es auf den ersten Blick, daß hinter den Mauern derselben Glück und Frieden wohnen.

Musik und Gesang haben eine große Bedeutung, sowol bei dem Gottesdienst der Herrnhuter als auch im gesellschaftlichen Leben. Die Frauen sind fast alle musikalisch, besonders wird die klassische Musik hochgeschätzt.

Fast allabendlich sind in Sarepta Andachtsstunden, an welchen Hymnen gesungen, Missionsbriefe und Auszüge aus den Berichten über das Gedeihen der Mission und das Schicksal der Missionare gelesen werden. Bekanntlich bildet das Missionswesen eines der Hauptelemente der Brüderschaft und die verschiedenen Gemeinden schicken Missionare in die entferntesten Theile der Welt. Von den heute in Sarepta angestellten Pastoren ist einer in Grönland,

ein anderer in Labrador geboren. Schon im Jahre 1732 hatten die Missionen der evangelischen Brüdergemeinde der Herrnhuter großen Erfolg in Westindien, auf Surinam, in Süd- und Mittelafrika und unter den Eskimos. Die Hauptveranlassung zu der Gründung einer Niederlassung in den Wolga-Steppen war die Nähe der Kalmüken, welchen sie das Christenthum zu predigen gedachten. Bis zum Jahre 1815 studirten daher einige Mitglieder der Gemeinde zu Sarepta mit Eifer die kalmükische Sprache, und Eines derselben, der spätere Akademiker Schmidt, übersetzte im Auftrage der russischen Bibelgesellschaft das Neue Testament ins Kalmükische. Die ersten Versuche der Sareptaner Missionare hatten glückliche Erfolge; ihrer Wirksamkeit wurde jedoch bald ein Ziel gesetzt, indem es den Missionaren von der Regierung untersagt wurde, den Kalmüken das Evangelium zu predigen.

Diejenigen kalmükischen Familien, welche den evangelischen Glauben bereits angenommen, wurden der rechtgläubigen russischen Kirche zugezählt.

Die Gemeinde ist in verschiedene Chöre oder Klassen getheilt und jeder Chor hat bei gewissen Gelegenheiten seine besonderen Hymnen und Gesänge. Wenn einer der Brüder stirbt, so erschallt vom Kirchthurme mit Posaunenbegleitung eine Hymne, welche anzeigt, zu welchem Chore der Verstorbene gehört hat. Jeder Chor hat seine Begräbnißhymne und keine Begräbnißfeier findet ohne Musik und Gesang statt. Zu den besonderen religiösen Gebräuchen der Herrnhuter gehört die Feier des öfteren Abendmahles, welchem stets ein sogenanntes Liebesmahl vorhergeht, bei welchem Gebete gehalten, Hymnen gesungen werden und Thee herumgereicht wird.

Sämmtliche Glieder der Gemeinde werden nach Geschlecht und Alter in gesonderte Chöre getheilt: so giebt es einen Chor der Mädchen, Knaben, unverheiratheten Schwestern, Brüder, Wittwer und Wittwen. Jeder Chor hat einen Vorsteher oder eine Vorsteherin, welche über Sitten und Ordnung in ihrem Chor zu wachen haben. Die unverehlichten Brüder wohnen in dem sogenannten Brüderhause, Wittwer, Wittwen und Schwestern im Schwesternhause.

Die Tendenz einer Genossenschaft, in welcher der religiöse Grundgedanke sich mit weltlichen Elementen zu einem Ganzen vereinigt, wo das Individuum als solches verschwindet und im großen Ganzen aufgeht, ist vielfach angegriffen und als mit der Vernunft, der Würde des Menschen und mit seinen Rechten als Individuum nicht im Einklange stehend verworfen worden. In Rußland entspringen die Angriffe, welche die Sareptaner Brüdergemeinde erfährt, aus der Anschauung, daß es unzulässig sei, mitten im russischen Lande, umgeben von Russen, eine deutsche Gemeinde wie auf einer Insel, ohne jede organische Verbindung mit dem Lande selbst, nur ihrem Nutzen und Vortheil leben zu lassen, ohne daß sie mit der russischen Bevölkerung dieselben Lasten trage.

Unterhalb Ssamara verliert die Wolga ihre malerische Umgebung und die Steppe beginnt. Das Auge wird durch keine freundliche Stadt an den Ufern des Stromes erfreut; derselbe vollendet seinen Lauf bis nach Astrachan durch eine endlose, traurige, sandige Wüste.

Die Zeit der Schiffahrt auf der Wolga richtet sich nach den verschiedenen Breitengraden, in welchen sie fließt, und durch die ihre Winterzeit bestimmt wird.

Im Norden, in Rybinsk, ist die Wolga im November mit einer Eisdecke bedeckt, welche erst Mitte Mai aufgeht; in Simbirsk ist der Fluß schon im Anfang April eisfrei und in Ssaratow dauert die Winterzeit von Anfang Januar bis März. Was für eine Arbeitskraft und Thätigkeit der Verkehr auf der Wolga in Anspruch nimmt, kann man daraus entnehmen, daß allein im Gouvernement Ssaratow 40,000 und an der ganzen Wolga überhaupt nicht weniger als 300,000 Menschen durch die Schiffahrt beschäftigt werden. Im Jahre 1843 bildete sich eine Dampfschiffahrts-Gesellschaft, welche zwischen Rybinsk und Astrachan eine beträchtliche Anzahl von Dampfschleppschiffen unterhält, hauptsächlich um den bedeutenden Getreidetransport aus dem Süden stromaufwärts zu bewerkstelligen. Eine Menge von Barken und Segelschiffen führen die Produkte des Nordens stromabwärts. Vier bequeme und solide Dampfer sind für den nicht geringen Personenverkehr eingerichtet.

Der Fischfang im Großen, wie er von den Gesellschaften unternommen wird, welche im Besitz der Fischereien sind, findet zu vier verschiedenen Zeiten im Jahre statt. Der erste Fang dauert vom März bis Mitte Mai und zwar in den mittleren und südlichen Regionen; er bezweckt die Gewinnung des Fischleims und Kaviars. Der zweite Fang geschieht im Juli, der dritte im September und der letzte endlich im Winter.

Zur Zeit des Fischfangs werden die bis dahin öden Ufer der Wolga an den Stellen, wo die Fischer ihr Lager aufschlagen, der Schauplatz eines bunten Treibens und Lebens. Eine Menge größerer und kleinerer Boote, von welchen die langen Netze ausgeworfen werden, bedecken die Oberfläche des Stromes. Am Ufer herrscht weithin volle Thätigkeit. Gewaltige Netze sind an Stangen ausgehängt, Berge von Tonnen und Fässern liegen zwischen leeren und beladenen Fuhren; im Hintergrunde sieht man eine Reihe von Baracken aus Bastmatten, und dazwischen ist ein Hin- und Herrennen, Rufen und Schreien, daß man glauben könnte, das Lager irgend eines nomadisirenden Völkerstammes der Wüste zu sehen. Hier werden bis vier Meter lange Störe, Hausen und Welse, aus welchen man den Rogen zur Bereitung des Kaviars herausnimmt, ans Ufer geschleppt; dort ist man mit dem Einsalzen und Verpacken in große Fässer beschäftigt, hier wieder werden Sterlete in Tonnen mit Wasser gesetzt, um lebendig nach Kasan, Nischni-Nowgorod und von da nach Moskau und Petersburg expedirt zu werden. Beim Einbruch der Nacht gewährt ein solches Lager einen malerischen Anblick: am Ufer entlang brennt eine Reihe von Feuern, deren Widerschein sich in den Fluten spiegelt; hier sieht man dunkle Gestalten in Gruppen um das Feuer gelagert, dort wird das Tagewerk auch bei Nacht unermüdlich fortgesetzt und über dem Ganzen, über diesem Stück Leben, dem Fluß und der lautlosen Wüste, der tiefblaue, sternenbesäete Himmel.

Der feinste und delikateste Fisch, welcher namentlich in der Wolga und deren Nebenflüssen gefangen wird, ist unstreitig der Sterlet (Acipenser Ruthenus). Kein Festessen, kein Hochzeitsmahl in reichen Häusern findet statt ohne Fischsuppe (ucha) vom Sterlet. Es wird namentlich in Moskau und Petersburg in dieser Beziehung ein großer gastronomischer Luxus getrieben — man zahlt zur Fastenzeit für einen großen, lebendigen Sterlet — und es kommen Sterlete

von $1^1/_3$ m. Länge auf die Tafel — 200—300 Rubel. Die Hauptfischereien sind in der Nähe von Astrachan, und dieses ist der Hauptpunkt für den ganzen Fischhandel; hierauf werden wir später wieder zurückkommen.

Eine ganz besondere Art des Fischfangs findet häufig in den kleineren Nebenflüssen der Wolga statt. Dieselbe verdient auch eher den Namen einer Fischjagd, trägt mehr den Charakter einer Jagdpartie zum Vergnügen und liegt außer dem Bereiche des gewerbemäßigen Fischfangs; dies ist das Harpuniren der Fische Nachts bei Fackelschein.

Tatarenschiff auf der Wolga.

Das Flußbett wird dabei von zwei Seiten durch bis auf den Grund gehende, unten befestigte Netze auf eine kurze Strecke abgesperrt. Während eine Reihe leichter Nachen, auf deren vorderer Spitze ein helles Feuer von Kienspänen lodert, mit einem Ruderer und Harpunirer den Fluß langsam hinabgleitet, zündet man an beiden Ufern Feuer an und es wird von den Leuten daselbst ein wahrer Höllenlärm erhoben: man schreit, tobt, schießt und schleudert Steine in den Fluß. Die aus ihrer Ruhe aufgeschreckten Bewohner des Wassers schießen hin und her, oder schnellen sich aus dem Wasser empor, welches bis auf den Grund klar erleuchtet ist. Die Harpunirer sind in voller Thätigkeit, wozu übrigens eine geübte Hand und, bei dem täuschenden Wiederschein des Wassers, ein gutes Auge gehört. Eine solche Jagd verläuft auch nicht ohne tragi-komische Scenen: Bei der allgemeinen Aufregung, der heftigen Bewegung, schwanken die leichten Nachen, die häufig nichts Anderes als ein ausgehöhlter Baum, ein sogenannter „Seelenverkäufer" (Tschelnok) sind; hier stürzt unter allgemeinem Gelächter ein Harpunirer über Bord, dort schlägt der Nachen um, was bei der geringen Tiefe des Wassers keine Gefahr hat.

Wenn die Ufer des Flüßchens, wie das bei den kleineren Nebenflüssen der Wolga bei Kasan und Simbirsk gewöhnlich der Fall ist, steil und mit Gebüsch bewachsen sind, so gewährt eine solche Fischjagd bei dunkler Nacht mit ihren hellen Feuern und dem wilden Toben ein originelles Nachtstück.

Zur Charakterisirung der Völkerschaften im Gebiete der unteren Wolga übergehend, haben wir zunächst die Tataren zu erwähnen. Die Tataren in den Steppen von Astrachan gehören zu dem Stamme der Nogaï, welcher Name von Nogaï, einem Enkel von Dschingis-Khan, herrührt; sie haben nichts gemein mit den nomadisirenden Tataren an der Achtuba bei Zaritzin. Man theilt sie ein in Stadt-, Dorf- und Zelttataren.

Zur Zeit der Eroberung von Astrachan durch Johann IV. betrug das tatarische Vertheidigungsheer 25,000 Mann; seitdem hat die tatarische Bevölkerung beständig abgenommen; heute zählt man 6000 Tataren in der Stadt. Die zunehmende Verminderung wird hauptsächlich der unsteten Lebensweise und dem unruhigen Charakter des Volkes zugeschrieben. So sieht man die Tataren noch heute, bald einzeln bald in ganzen Gruppen, aufbrechen und nach dem Kaukasus oder der Krim ziehen.

Die Tataren der Stadt bilden eine getrennte Kolonie, sie haben ihre Kaufbuden, ihre Moschee, ihren eigenen Richter. In Sitten und Gebräuchen weichen sie wenig von den Nogaiern ab, welche in der Steppe wohnen. Ihr Kostüm ist fast genau dasselbe wie das der Kasaner Tataren mit dem alleinigen Unterschiede, daß die Aermel ihres Khalats nur bis zum Ellenbogen reichen.

Die Frauen kleiden sich nach Art der Armenierinnen. Die Religionsgebräuche dieses Stammes sowie die Ceremonien bei Geburten, Hochzeiten und Begräbnissen sind dieselben wie die des Kasan'schen Brudervolkes.

Die tatarischen Bewohner der Dörfer sind Frucht- und Gemüsegärtner und versorgen die Stadt mit diesen Artikeln. Die Regierung hat sie mit einer leichten Abgabe belegt, welche sie durch Tagelohn entrichten, indem sie im Frühjahr und Herbst in den Weinbergen der Krone arbeiten.

Die nomadisirenden Tataren treiben Viehzucht und leben von dem Ertrage ihrer Herden; außerdem unterhalten sie namentlich als Postillone, aber auch als selbstständige Unternehmer, die Postverbindung zwischen Astrachan und Kißlar, einer kaukasischen Festung am Einfluß des Terek in den Kaspisee.

Die Kalmüken gehören zur mongolischen Rasse und stammen aus der großen Tatarei. In der Vorzeit bildeten die Kalmüken einen zahlreichen Volksstamm, der sich wie ein reißender Strom über weite Länder ausbreitete und seine Spur mit Schrecken und Verwüstung bezeichnete; waren doch Dschingis-Khan und Batu Fürsten jenes Volkes. Im sechzehnten Jahrhundert theilten sich die Kalmüken in verschiedene Stämme, unter welchen die bedeutendsten die Ereter, Schoïten, Tumuts und Burga-Borats waren. Diese vier Hauptstämme vereinigten sich später; diejenigen, welche dieser Vereinigung nicht beitraten, sondern sich von derselben trennten, wurden mongolisch Elete und tatarisch Kalmük genannt, was so viel bedeutet als „Diejenigen, welche geblieben sind." Dieselben zerfielen in vier Horden, von welchen zwei, und zwar zuerst die Derbets, im Jahre 1723 sich an der Wolga niederließen und

sich bis zum Don ausbreiteten; später folgten diesen die Torgo-Ust oder „die Riesen", welcher Stamm einst die Leibgarde von Dschingis gebildet hatte.

Fischer an der Wolga.

Ein Theil der Torgo-Ust nahm seinen Wohnsitz in der Umgegend von Astrachan, wo er noch heute weilt. Später stellten sich auch die anderen kalmükischen

Horden unter russische Herrschaft und blieben mit ihren Herden in den Steppen zwischen Astrachan und Zaritzin, wo sie noch gegenwärtig anzutreffen sind.

Die Kalmüken sind von Mittelgröße. Sie haben ohne Ausnahme schwarzes, straffes Haar, schmale, schräg geschlitzte Augen, die ihrer Physiognomie einen ganz eigenthümlichen Ausdruck geben, eine platte Nase und abstehende Ohren. Die Kalmüken haben keine festen Wohnplätze. In ihren Kibitken, das sind Zelte von Filzdecken, bringen sie Sommer und Winter zu, brechen dieselben mit Leichtigkeit ab, ziehen mit ihren Familien und Herden von einem Weideplatz zum andern, aus einer Steppe in die andere. Die ganze Kalmükenwirthschaft gewährt einen sehr wunderbaren Anblick. Ringsumher, soweit man den Horizont überschauen kann, zeigen sich die verschiedenen Herden, bei denen die Männer zu thun haben. Die Weiber buttern oder fabriziren Filz aus Kameel- und Kuhhaaren. Die Kinder laufen bis zur Mannbarkeit vollständig nackt umher. Jedermann, vom Greise bis zum kleinen Mädchen von drei Jahren hat die brennende Tabakspfeife im Munde. Wie die Paviane sehen diese nackten Krabben mit dem breiten Kopfe und der Pfeife aus. Eigenthümlich ist, daß die Kalmüken den Thee mit Milch, Butter und Salz bereiten, der dadurch mehr einer Suppe ähnlich wird, indessen gar nicht schlecht schmeckt.

Ein interessantes Schauspiel gewährt der Uebergang eines solchen nomadisirenden Stammes mit seinen Familien und Herden über die Wolga.

Frauen, Kinder und Kameele werden auf Flößen und Fahrzeugen untergebracht; die kleinsten Kinder setzt man in mit Flaumfedern gefüllte Körbe, die an der Seite der Kameele hängen. Zuletzt steigen die Männer ein und die Fahrzeuge stoßen ab. Gewöhnlich besitzt ein solcher Stamm zahlreiche Herden; diese werden einfach in den Fluß getrieben und erreichen schwimmend das andere Ufer; den Anfang machen die Pferde, dann folgen die Kühe und zuletzt die Hammel. Hin und wieder wird bei einem solchen Uebergange eins der schwächeren Thiere von der Strömung des Wassers fortgerissen und geht unter. Die Herden sind aber gewöhnlich so zahlreich, daß ein solcher Verlust nicht in Betracht kommt, wenn er überhaupt bemerkt wird.

Die Kalmüken, ein streitbares Volk, bilden gewissermaßen einen Schutz der Grenzen gegen die Räubereien der Kirgisen. Ihre Religion ist der Lamaismus; sie waren früher dem Dalaï-Lama unterworfen, dessen geistige Macht sie anerkennen und verehren. Der Dalaï-Lama schickte ihnen auch einen Priester, einen Lama, dem sie eine grenzenlose Ehrfurcht und Unterwürfigkeit bezeigen. Der Lama wohnt in Astrachan, wo sich auch der Tempel befindet.

Nach einer Ueberlieferung stammt der Name „Kirgisen" von einem der ersten Stammesältesten „Kirghis" her; sie selbst nennen sich Sara-Kaïssak, d. h. Kosaken der Steppe, oder auch Kaïssak-Kirgisen. In den frühesten Zeiten sollen die Kirgisen am Ufer des Jkrani in der Nähe der chinesischen Mauer gewohnt haben, von wo sie mit Tataren und Mongolen nach dem Westen auswanderten. Zur Zeit der Eroberung von Sibirien findet man sie am Jenissey, wo sie von den Russen unterworfen wurden. Ihre Geschichte bildet eine fortlaufende Kette von Empörungen, Kampf, Mord, Plünderung und unerhörter Grausamkeit. Von den Kalmüken besiegt und gedrängt, zogen sie an die Ufer

des Ob und von da nach und nach immer weiter nach Süden und Westen. Ihr heutiger Wohnsitz sind die Steppen am Ural; sie streifen jedoch auch nach Süden vom Ural und kommen bis zur Wolga und theilen sich hier in drei Horden, von welchen jede ihren Khan hat. Zwei dieser Horden überwintern gewöhnlich in den Steppen zwischen dem Ural und der Wolga.

Schon seit einem Jahrhundert sind die Kirgisen Unterthanen Rußlands, ohne indessen einen Tribut zu zahlen. Sie müssen Geißeln stellen, zu denen Kinder oder Verwandte der Khane gewählt werden, was sie indessen nicht verhindert, bei Gelegenheit die durch ihre Steppen ziehenden russischen Karawanen zu überfallen und zu plündern.

Kirgise.

Ihr Khan ist von Rußland als Souverain anerkannt und, wenn er Orenburg besucht, werden ihm als solchem die üblichen Ehrenbezeigungen erwiesen. In Orenburg findet ein lebhafter Tauschhandel mit den Kirgisen statt. Dieselben kaufen nur das, was sie sich nicht durch Beraubung der Karawanen verschaffen können, und die russischen Kaufleute sind gezwungen, sich durch einen freiwilligen Tribut den Schutz der Chefs der Kirgisenhorden zu erkaufen.

Gegenwärtig dehnen die Kirgisen ihre Wanderungen bis in die Nähe von Zaritzin aus und lagern an der Sarpa. Ihre Zelte sind wie die der Kalmüken aus Filzdecken hergestellt, jedoch viel geräumiger und reinlicher; sie führen überhaupt ein bequemeres und mehr komfortables Leben als diese. Ihre Kleidung ist sehr verschieden; die Reicheren tragen gewöhnlich ein kurzes Oberkleid aus

den glänzenden Fellen junger Füllen, oder aus Ziegenfell ohne Haar. Man rasirt den Kopf und trägt ein schwarzes, gesticktes Käppchen wie die Tataren, oder eine kegelförmige, mit Pelz besetzte Mütze. Auffallend ist die Fußbekleidung der Kirgisen. Sie haben nämlich Stiefel von weichem Ziegenleder mit so ungewöhnlich hohen Absätzen, daß ihnen das Gehen dadurch erschwert wird. Die Frauen tragen ein langes Beinkleid und über demselben ein vorn geschlossenes blaues Hemde, bei festlichen Gelegenheiten noch eine kurze seidene Tunika; ihre Kopfbedeckung besteht aus einem Aufsatz von turbanartig zusammengewundenen bunten Tüchern; das straffe, schwarze Haar ist gewöhnlich mit einem Netz von Perlen oder Goldfäden bedeckt. Sie sind vortreffliche Reiterinnen und überhaupt entwickelter, freier und graziöser als die tatarischen oder kalmükischen Frauen. Die Kirgisen sind zwar Mohammedaner, die Frauen genießen jedoch bei ihnen eine viel größere Freiheit als der Koran erlaubt, und es herrscht in ihren Auls ein gewisser gesellschaftlicher Verkehr zwischen beiden Geschlechtern. In dieser Beziehung zeichnen sich namentlich die Kirgisen aus, welche zwischen dem Kaspi- und Aralsee nomadisiren.

Sämmtliche Kibitken oder Zelte der Nomaden-Auls zwischen dem Ural und der Wolga mögen sich auf 10,000 belaufen, was eine Totalbevölkerung von 200,000 ausmachen würde, da jede Kibitke zwanzig Personen enthalten kann.

Die Kalmükenstämme haben eine Aristokratie und zwar giebt es unter ihnen auch „Nojonen" oder Fürsten, welche größtentheils Offizierstellen in den uralischen Kosakenregimentern bekleiden. Solche Fürsten sind sehr reich; man schätzt ihr Vermögen nach der Anzahl der Kibitken, die sie besitzen.

Ungefähr hundert Werst oberhalb Astrachan lebte auf seiner Besitzung der reiche Kalmükenfürst Zeren-Djab-Tjumen, früher Oberst in einem Kosakenregiment. Er hatte hier ein zweistöckiges Wohnhaus und einen Lamatempel gebaut, welcher weit und breit berühmt war und die Lamaisten besonders bei Gelegenheit großer Feste nach Tjumenowka, so hieß die Besitzung, herbeizog. Der Ort war außerdem der beständige Lagerplatz von 50—60 Kibitken und 3—400 Einwohnern. Zeren-Djab war einer der reichsten Fürsten, er besaß im Distrikt von Chotoutowsk über 2000 Kibitken.

In diese Kalmükenniederlassung führen wir unsere Leser zu einer Zeit, wo sich daselbst eines Festes wegen viele Kalmüken eingefunden hatten. Treten wir in die Kibitke des vor einigen Jahren gestorbenen Besitzers. Es war eine geräumige, bequem eingerichtete Kibitke. Auf einer Erhöhung stand ein Divan, welcher als Bett diente, ein wenig niedriger ein zweiter mit einem runden Tisch davor. An einer Seitenwand befand sich der Heiligenschrank oder richtiger ein kleiner Götzentempel, welcher mit Götzenbildern behängt war; nach der Vorschrift standen in demselben eine Menge silberner Glöckchen und Opferschalen, vor den Götzenbildern brannte eine Laterne. Sonst unterschied sich die innere Einrichtung dieser Kibitke wenig von den kalmükischen Kibitken.

Der Lamatempel (Churul) ist in einem gefälligen Stil von Stein erbaut. Der obere Theil zeigt, wie die chinesischen Pagoden, spitze Thürmchen und nach außen gebogene Dachkanten. Der untere Theil ist vor dem Eingange in einem Halbkreise von Säulen umgeben. Im höchsten Grade merkwürdig ist die

lamaitische Kirchenmusik, welche bei besonderen festlichen Gelegenheiten vor Beginn des Dienstes im Tempel aufgeführt wird. Es dürfte schwer sein, ein ähnliches Orchester, ähnliche Instrumente zu sehen und ein gleiches ohrenzerreißendes, nervenerschütterndes Konzert zu hören. Man denke sich Riesenposaunen von $2^2/_3$ m. Länge, Hörner von allen Größen, kleine und große Trommeln, Pauken, Messingbecken und noch andere Instrumente von nie gesehener Form, und man kann sich eine Vorstellung machen von dem Höllenlärm, von dem Konzert der brüllenden, schmetternden und quiekenden Töne. Vom Eingange des Tempels führt zum Hauptaltar ein Säulengang, in welchem die Bakschi (Oberpriester), Gelunen (Unterpriester) und andere lamaitische Tempeldiener auf dem Fußboden Platz nehmen. Vor dem Hauptaltar haben der Lama und Ober-Bakschi ihren Sitz auf niedrigen Bänken, sie halten jeder eine Glocke in der Hand. Die lamaitische Geistlichkeit ist sehr zahlreich und ihre Hierarchie zerfällt in eine Unzahl von Graden und Abstufungen. Ein jeder Lamatempel gleicht in dieser Beziehung einem Kloster, zu welchem eine Menge verschiedener geistlicher Diener und Beamten gehört; da sind Obere, Superintendenten, Verwalter, Aufseher, Vorsänger, Examinatoren, Kassenbeamte u. a. m. außer den Musikanten, Sängern und Vorlesern.

In einer tiefen, dunklen Nische steht unter einem Baldachin der Opferaltar, matt beleuchtet von einigen kleinen Laternen und mehreren farbigen Kerzen von Harz. Im Opferaltar befindet sich eine vergoldete sitzende Figur, welche aller Wahrscheinlichkeit nach den buddhistischen Halbgott Schakajamuni, den Gründer des Buddhaismus, vorstellen soll. Auf dem Altar stehen kleine silberne Schalen mit Opfergaben, welche meist aus Weizenkörnern, frischen Aepfeln und kleinen Kuchen bestehen.

Nach der buddhistischen Lehre zerfällt die Darbringung der Opfer in sechs Kategorien: das Wasser gilt dem Meere, der Samen der Erde, das Räuchern der Luft, die brennende Ampel dem Feuer, ungesäuertes Brot den Menschen, Musik und Glocken gelten der ganzen Welt. Zu beiden Seiten des Opferaltars hängen Abbildungen aus der buddhistischen Mythologie. Zwei Kirchendiener mit glattrasirten Köpfen, ohne Kopfbedeckung, in langen rothen Gewändern, stehen als Wächter am Altar, brennende Kerzen von rother und grüner Farbe in den Händen haltend. Die buddhistische Priesterschaft zeichnet sich durch ihr mannichfaltiges, barockes, buntes Kostüm aus; ein „Gelun" oder Tempelgeistlicher in seinem vollen Ornat mit Kamisol, Obergewand, Kragen, Binden, Bändern und Gürteln gleicht einer in buntscheckige Zeuge eingewickelten, mit Schnüren und Bändern aller nur möglichen Farben zusammengeschnürten Puppe. Die buddhistische Hierarchie gehört, wie die katholische, verschiedenen Orden an; jeder derselben hat seine besondere Tracht und Disziplin. Die Geistlichkeit, welche ebenfalls wie die römische zum Cölibat verpflichtet ist, zerfällt in vier Klassen: eine gelbe, rothe, weiße und schwarze. Die gelbe Klasse ist dem Schakjamuni, dem Gott der Barmherzigkeit und Liebe, geweiht, die drei anderen Klassen den „Dokschiten" oder bösen Geistern. Die Kopfbedeckung ist in dem Kostüm der Priester der originellste Theil. Dieselbe wird je nach der Klasse und dem Orden in den fabelhaftesten Formen getragen.

Man sieht sechseckige, hohe, mit Götzenbildern oder Todtenköpfen verzierte Mützen, bunte Pyramiden, unter welchen das schwarze Haar über das Gesicht herabhängt, cylinderartige Hüte und andere Formen. Die kleinen Glocken haben im Lama-Kultus eine große Bedeutung; auf einer jeden derselben befinden sich symbolische Zeichen und das erste heilige buddhistische Gebet. Der Lama sitzt während des Gottesdienstes unbeweglich auf seinem Sessel; hin und wieder läßt er ein Glöckchen erklingen, oder macht gewisse Zeichen mit den Fingern, indem er die Handflächen aneinander legt.

Sonderbar ist die Idee, daß ein geschriebenes Gebet, wenn es nur in Bewegung gesetzt wird, schon hilft. Vor jeder Hütte an den Eingangspfosten ist daher ein Apparat nach Art der Windmühlenflügel angebracht, worauf die Priester Gebete geschrieben haben. Wenn der Wind mit diesen Flügeln sein Spiel treibt, dann steigen die Gebete für die Insassen der Wohnung zum Himmel auf. Auch die Priester, denen es obliegt, für die ganze Gemeinde zu beten, machen sich aus gleichem Grunde die Sache sehr bequem. Die Gebete werden in einen hölzernen Cylinder gesteckt, dem ein Stock als Achse dient. Den Stock pflanzen sie nun in die Erde und ziehen mit der einen Hand die Büchse hin und her, während die andere höchst gemüthlich die brennende Tabakspfeife hält. Es versteht sich von selbst, daß die Herren dabei sitzen.

In jedem Lamatempel befindet sich auch eine Anzahl heiliger Bücher, welche in einer achtfachen Hülle von Seidenzeug, in Rollen zusammengeschnürt, sorgfältig aufbewahrt werden. Dieselben enthalten auf großen, einzelnen Bogen Vorschriften der buddhistischen Lehre in tibetanischer Schrift. In keiner Religion der Welt hat die Zahl der heiligen Bücher nur annähernd eine solche Höhe erreicht, wie im Buddhismus. Die heiligen Bücher Tibets bilden 350 Folianten, welche theils in Lassa, theils in Peking gedruckt werden. Für ein Exemplar der heiligen Bücher des „Kan-djiura", welches aus 100 Folianten besteht, zahlte man 7000 Ochsen. Die geistliche Literatur des Buddhismus kommt mithin etwas theuer zu stehen.

Der Lama, sowie die ganze lamaitische Geistlichkeit in Rußland, waren früher vom Dalai-Lama in Tibet abhängig; gegenwärtig stehen dieselben in keiner Beziehung zu den Oberhäuptern der buddhistischen Hierarchie, und der Lama der russischen Buddhisten wird von den Chefs der Distrikte unter den Bakschi, d. h. Oberpriestern, gewählt und vom Minister des Innern bestätigt.

Die lamaitische Geistlichkeit hat einen unbegrenzten Einfluß auf das Volk, besitzt alle Mittel, sich auf Kosten desselben zu bereichern, und benutzt jede Gelegenheit, den Aberglauben der Kalmüken auszubeuten. Der gemeine Kalmüke ist bereit, seinem „Gelun" (Pfaffen) Alles abzutreten, was ihm dieser als unheilbringend, verflucht oder unrein erklärt.

Die kalmükische Geistlichkeit ist ungemein zahlreich; sie wirbt in allen Familien Schüler. Häufig wird schon das Kind in der Wiege für den geistlichen Stand bestimmt, sodaß es nicht selten vorkommt, daß man in der Kibitke eines gemeinen Kalmüken Gelunen oder „Mandji" (Chorknaben) antrifft, welche zur Geistlichkeit gehören, ohne jedoch am Tempeldienste Theil zu nehmen. Es ist noch nicht so lange her, daß von frommen kalmükischen Großen ganze,

ihnen unterthänige Kalmükengeschlechter an die Tempel zu lebenslänglicher Dienstbarkeit abgetreten wurden. So bildete sich nach und nach eine ganze Klasse kirchlicher oder klösterlicher Leibeigener, welche als geistliches Eigenthum abgabenfrei waren. Noch vor 30—40 Jahren machte diese Klasse den fünften Theil der ganzen kalmükischen Bevölkerung aus.

Wenn man die wilde Kirchenmusik hört und die grotesken Gestalten der Priester sieht, so sollte man nicht glauben, daß ein solcher Kultus einer der ältesten Religionen angehört, zu welchen sich noch heute der größere Theil der Menschheit bekennt. Zweitausend Jahre sind seit der Gründung der buddhistischen Religion vergangen, und noch heute gehören derselben 450 Mill. Menschen an.

Die Todten aus vornehmer Familie werden verbrannt. Man bindet den Körper mit untergeschlagenen Beinen auf einem eisernen Stuhl fest und stellt diesen, indem man den Körper mit wohlriechendem Oel übergießt, auf den Scheiterhaufen. Die Asche wird gesammelt, mit Teig vermischt und zu kleinen, runden Fladen geformt, welche unter den Freunden und Verwandten des Verstorbenen als Andenken vertheilt werden. Die Körper der gemeinen Kalmüken werden weder beerdigt noch verbrannt, sondern einfach in die Steppe geworfen, wo die Sonne sie ausdörrt oder wilde Thiere und Raubvögel sie verzehren.

Die Kalmüken lassen festliche Gelegenheiten nicht ohne besondere Belustigungen und Spiele vorübergehen; Ringkampf, Wettrennen und das Einfangen ungezähmter Pferde, bei welchem der Kalmük seine ganze Gewandtheit als Reiter zeigen kann, sind die beliebtesten.

In den weiten Kreis der Zuschauer tritt unter allgemeinem Gelächter eine komische Figur, in eine Art Leichenhemd gehüllt, aus welchem nur ein kupferrothes Gesicht mit pechschwarzem Haar hervorguckt; von der entgegengesetzten Seite erscheint eine ähnliche Gestalt. Der kalmükische Ringkampf beginnt. Die weiße Hülle wird abgeworfen und die beiden Kämpfer stehen bis auf ein kurzes Beinkleid vollkommen nackt da. Ihre muskulösen Arme reckend und hin und wieder die Hände mit Sand reibend, umgehen sie einander vorsichtig im Kreise, um den günstigen Moment zu erhaschen. Sie stürzen sich endlich auf einander, umschlingen sich und suchen einander entweder in die Höhe zu heben oder auf den Boden niederzudrücken. Endlich fällt einer nieder, springt aber wie der Blitz auf und hebt seinen Gegner in die Luft. So dauert der Kampf fort, bis einer mit dem Rücken auf den Sand zu liegen kommt; die Schiedsrichter treten hinzu und erklären seine Niederlage, womit der Kampf ein Ende hat. Dem ersten Paare folgt dann ein zweites.

Ein interessanteres Schauspiel gewährt das Einfangen wilder Pferde.

Eine Herde wird aus der Steppe an die Zelte herangetrieben. Einige der Hüter springen mit langen Lassos mitten in den Haufen. In einem Augenblick sitzt die mit geschickter Hand geworfene Schlinge des Lasso dem erwählten Pferde auf dem Halse; das Thier läuft wie toll davon, während der Hüter nacheilend mit allen Kräften den Lasso kürzer faßt und die Schlinge fester zusammenzieht. Das Pferd bleibt endlich mit schnaubenden Nüstern stehen oder stürzt nieder. Es wird alsdann entweder an den Ohren oder am Schweif gefaßt, der Reiter ist mit einem Sprunge auf dessen Rücken und wirft den Lasso von sich.

Man kann sich kaum die Wuth des befreiten Thieres vorstellen, welches noch nie einen Reiter auf sich gehabt. Das wilde Steppenpferd sprengt wie rasend fort, schlägt aus, bäumt sich und sucht seinen Reiter abzuwerfen, der ohne Sattel und Zaum wie festgewachsen auf dem Thiere sitzt, sich an dessen Mähne hält und es mit Peitschenhieben traktirt. Zuweilen wirft es sich auf die Erde — Alles vergebens, der Reiter läßt sich nicht abschütteln. Gewöhnlich dauert dieser Kampf zwischen Mensch und Thier fort, bis das Pferd erschöpft, mit Schaum bedeckt, am ganzen Körper zitternd stehen bleibt.

Wenn man tagelang nichts als die einförmige Wüste vor Augen hat, auf deren endloser, dürrer Oberfläche sich nur hin und wieder hier einige Kalmükenzelte, dort ein Kosakenposten oder eine Reihe träg hinschreitender beladener Kameele zeigen, so fühlt man sich endlich ermüdet und geistig abgespannt. Immer derselbe klare, blaue Himmel mit seinem gelblichen Horizont, und hinter diesem Horizont dieselben sanddurchstreiften Wüsten. Endlich sieht man die blitzenden Kuppeln und Thürme von Astrachan in der Ferne erscheinen. Auf drei Hügeln, die gleichsam aus dem Wasser auftauchen, erhebt sich diese Vorstadt Asiens, diese Kalmükenstadt in russischem Gewande, mit ihren Kirchen und schlanken Minarets, das Kreuz neben dem Halbmonde. Astrachan ist eine fremdartige Stadt, welche sich mit keiner anderen vergleichen läßt. Nicht durch das, was überhaupt die Schönheit großer Städte bedingt, hat Astrachan seinen wunderbaren Reiz, sondern durch seine Existenz in einer solchen Gegend, durch die Physiognomie, den moralischen Ausdruck und Charakter, welchen die innewohnenden asiatischen Völkerschaften der Stadt verleihen. Unter den 40,000 Einwohnern sind kaum 10,000 Russen, die übrigen sind Tataren, Kalmüken, Armenier, Inder, Perser und Bucharen.

Wenn man ein geographisches Handbuch aufschlägt, liest man: Astrachan hat 46,000 Einwohner, liegt am Einfluß der Wolga in den Kaspisee. Streng genommen ist dies nicht der Fall, sondern die Stadt liegt 80 Werst ($11\frac{1}{2}$ M.) von der Küste entfernt, wo die Wolga sich in ihre 72 Arme zu theilen beginnt, und zwar auf einer Insel, Saitschi-Bugor (Hasenhügel) genannt, welche durch zwei dieser Arme gebildet wird. Zieht man jedoch das mächtige Wassernetz, welches sich von hier bis zum Meere ausbreitet, sowie die Beschaffenheit der Meeresküste in Erwägung, deren Sandbänke und Landzungen den offenen Meeresspiegel weit zurückdrängen, so mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn man sagt: Astrachan, gelegen am Einfluß der Wolga in den Kaspisee.

Im Allgemeinen bietet Astrachan dieselbe Eintheilung wie Moskau: Im Innern der Stadt der Kreml, eine von Johann IV. erbaute Festung, welche von einer zweiten Stadt umschlossen wird, der sogenannten „Beloï-Gorod“ (weißen Stadt). Unmittelbar an die Stadt stoßen die Dörfer der Tataren, die Wohnungen und Zelte der Kalmüken liegen weiter ab. Welch buntes Treiben herrscht hier! Tataren bringen auf Kameelen Gemüse nach der Stadt, russische Telegen mit Büffeln und kalmükische Kibitken mit Ochsen bespannt ziehen die Straße entlang. Vor Allem aber imponirt der mächtige Strom mit seinen Inseln, Fischereien, Barken und Dampfschiffen und dem bunten Leben und Treiben an seinen Ufern.

Wenn man durch das Moskauer Thor in die Stadt kommt, gelangt man auf den Hauptplatz und befindet sich in einer vollkommen russischen Stadt moderner Architektur mit den gewöhnlichen Regierungsgebäuden und vielen geschmackvollen Privathäusern. Auf dem Platze steht die Kathedrale, das Hotel des Gouverneurs, die Bibliothek und das Museum. Sähe man nicht hin und wieder auf dem Platze Menschengruppen in asiatischem Kostüm, man würde sich in irgend einer russischen Gouvernementsstadt des Inneren wähnen.

Astrachan.

In dem weiten Hafen liegt gewöhnlich ein Theil der kaspischen Flotte vor Anker, welche nicht wenig dazu beiträgt, die russische Macht in diesen halb barbarischen Ländern aufrecht zu erhalten, deren Nomadenbewohner so leicht keine andere Oberherrschaft als die der materiellen Macht anerkennen würden. Wenn man einen Spaziergang durch das Innere der Stadt macht, so empfängt man den Eindruck, als sei bei deren Gründung der Hauptgedanke vollkommene Toleranz gewesen. Außer 2 Klöstern und 25 russischen Kirchen hat die Stadt zwei armenische, ein katholisches und ein evangel.-lutherisches Gotteshaus, mehrere Moscheen und einen Lamatempel, sodaß der russische Pope, der katholische Priester, der lutherische Pastor, der Mufti und der Lama, auf dem Wege nach ihren Tempeln, einander begrüßen können.

Der originelle Charakter der Stadt, das ganze Gepräge ihrer Fremdartigkeit, tritt aber erst auf ihren vollkommen asiatischen Bazars hervor.

Der eine dieser Bazars dient den russischen Kaufleuten als Versammlungsplatz, als Börse; ein zweiter ist der sogenannte asiatische Bazar, wo man fast alle Völker Asiens, Perser, Bucharen, Armenier, Tataren, Kalmüken und selbst Türken vertreten sieht. Diese Orientalen tragen sämmtlich ihr bequemes, wallendes Kostüm, welches in Form, Farbe und Verzierung dieselbe Verschiedenheit darbietet, wie die Züge der ausdrucksvollen Physiognomien der Personen. Wenn man endlich den dritten, den indischen Bazar betritt, welcher nur von Indern besucht wird, so könnte man sich beim Anblick der ernsten, bronzefarbigen, schwarzbärtigen Gestalten, welche in großen weißen Turbanen, langen seidenen Obergewändern über der kurzen Tunika gravitätisch auf- und abschreiten, in eine der reichen Städte des Pendschabs versetzt glauben. Auf dem indischen Bazar sind namentlich Shawls und kostbares Seidengewebe die Hauptartikel des lebhaften Handels.

Die meisten dieser indischen Kaufleute, welche ihren Handel mit gleicher Würde abschließen wie am Ufer des Ganges, sind sehr reich. Wenn man sich unter diesen Gestalten bewegt, in ihre Buden tritt und die verschiedenen Kostbarkeiten vor sich ausgebreitet sieht, so fallen Einem unwillkürlich die Kaufleute von Bagdad und Bassora in den alten arabischen Märchen ein.

Am volkreichsten ist Astrachan zur Zeit des Fischfanges, im Herbst, Winter und Frühjahr; dann strömen viele Tausende von Arbeitern zu diesem Behufe daselbst zusammen. Etwas Großartigeres als diese Fischerei giebt es aber auch nicht. Der jährliche Ertrag des Astrachaner Fischfangs beziffert sich im Durchschnitt auf etwa 100,000 Hausen, 300,000 Störe, $1^1/_2$ Millionen Sewrugen und außerdem noch eine große Anzahl Seehunde. Das kaiserliche Fischkontor verpachtet den Fang, der von einzelnen, in der Nähe des Flusses liegenden Dörfern aus betrieben wird.

In der Nähe derselben sind Abdämmungen angebracht und zwar allemal in solchen Deltaarmen, welche für die Handelsschiffahrt nicht benutzt werden können; die Fischerbarken finden ihren Eingang durch eine einzige Oeffnung. Am Ufer stehen große hölzerne Gebäude auf Pfählen und große Treppen führen bis ans Wasser hinab, damit man den Ertrag bequem nach oben zur Verarbeitung bringen kann. Kleinere Fische werden gesalzen, getrocknet und sind für das innere Rußland bestimmt; mit dem Stör (Acipenser sturio) und dem Hausen (Acipenser huso) verfährt man anders. Jede Fischereistation hat verschiedene Arten von Fahrzeugen, welche sich für die verschiedenen Stellen des Wassers und für den besonderen Fang eignen. Man zieht den Fisch ins Boot, hier wird er sogleich aufgeschnitten, gespaltet und gereinigt. Am Lande bringt man ihn in die Magazine, welche kellerartige Vertiefungen haben, in diesen stehen viele Kübel mit starker Salzlake, welche über den Fisch gegossen wird. Man benutzt beim Fang theils Netze, theils lange und starke Grundleinen, an welchen Angeln in großer Menge befestigt sind.

Alles Zeug muß sehr fest sein, denn nicht selten beißen Fische von 3 bis 5 Meter Länge an. Eine solche Grundleine liefert oft in Zeit von einer Stunde mehr als hundert zum Theil sehr große Fische. Die ganz großen Thiere zieht man ans Land und verarbeitet sie dort.

Störfang bei Astrachan.

Das Fleisch derselben bringt man in die erwähnten, durch Eis kühl gehaltenen Magazine, wo es etwa 12 Stunden in Salz liegen bleibt und dann zum Verschiffen geeignet ist. Die Blase der Fische dient zur Bereitung des bekannten feinen Fischleimes. Die Rückensehnen oder die innere Scheide des Rückenmarks der Störe und Hausen werden in langen Streifen zerschnitten, zu Zöpfen geflochten, dann getrocknet und unter dem Namen Wäsiga in den Handel gebracht. Sie kocht zu einer kräftigen Gallerte ein, welche zu Suppen, Saucen u. s. w. gebraucht wird. Der Rogen der beiden Acipenser-Arten und der Sewrugen liefert den Kaviar. Beiläufig sei bemerkt, daß dieses Wort vom italienischen caviale, Salzrogen, stammt; der russische Name für Kaviar ist Ikra. Nach dem Ausschlachten des Fisches wird der Rogen in eine bessere und geringere Sorte geschieden. Letztere wird einfach gesalzen und in kleine Holzfäßchen gefüllt. Die gute Sorte verarbeitet man entweder zu gepreßtem oder zu körnigem Kaviar. Die Masse wird sanft durch Siebe gedrückt, auf welchen die Häute zurückbleiben. Was gepreßt werden soll, wird in konzentrirter Salzlösung so lange gerührt, bis es reif ist, d. h. sich in der Hand ballen läßt, dann ausgeschöpft, abtropfen gelassen und in Bastsäcken in Massen von etwa 60 Kilogramm unter die Presse gebracht, alsdann in kleine leinene Säcke, die etwa 2 bis 3 Kg. fassen, oder in Fässern eingestampft. Der körnige Kaviar wird blos durchgerieben und zwar gleich in die Fässer, wo er schichtenweise mit trocknem Salz, je nach der Jahreszeit, mit $^1/_2$ bis 1 Kg. und mehr pro Pud (20 Kg.) eingestreut wird. Diese Fässer enthalten gewöhnlich 60 Kg. Der Preßkaviar ist in Astrachan eine Speise für Jedermann, die fast als Brot genossen wird. Der frische, nur mit wenig Salz angerührte Kaviar ist der beste; die Körner sind dann von der Größe einer kleinen Erbse, ganz klar und haben einen graulichen, halbdurchsichtigen Fleck. Der Kaviar, der versendet wird, ist von weit geringerer Güte.

Im Winter, wenn die Wolga zugefroren, betreibt man den Fischfang in der Weise, daß man an offenen Stellen der Eisdecke mit harpunenartigen Stangen nach den vorüberschwimmenden Fischen stößt.

Nicht nur die Menschen, sondern auch die zahlreich an der Wolga sich vorfindenden Pelikane stellen den Fischen in regelrechter Weise nach. Auf den höher gelegenen Punkten am Ufer sind einzelne Pelikane als Wachen aufgestellt, während die Schar der übrigen einen großen Halbkreis bildet und dieser gegen eine Sandbank vorrückt. Alle Pelikane schlagen mit den Flügeln und treiben so die Fische dem seichteren Uferwasser zu. Dann rücken alle Vögel enger aneinander, ganz in derselben Weise, wie der Fischer sein Zugnetz immer mehr zusammenzieht, und nun ist ihnen die Beute sicher. Die Leute an der Wolga erzählen, daß nach vollendetem Fange jeder Pelikan das, was er in seinem großen Kropfsacke hat, herauswürgt und auf den Sand legt, wonach dann eine Theilung der gesammten Beute erfolgt, bei welcher die auf Wache gestandenen Pelikane nicht etwa vergessen werden.

Andreaskirche in Kiew.

VII.

Kleinrußland.

Verschiedener Charakter der großen Ebene des europäischen Rußland. Die Polänen. Charakter der Kleinrussen. Geschichte des Kosakenthums. Poesie der Kleinrussen. Von Kursk nach Charkow. Die Ukraine. Ukrainische Dörfer. Bevölkerung in Charkow. Poltawa. Die vier Jahreszeiten in der Steppe. Ein Tag in der Steppe. Die Tschumaki. Die Nacht in der Steppe. Kleinrussische Häuser. Heuernte. Charakter der Kleinrussen im Vergleich mit den Großrussen. Volksaberglauben. Der Wih. Trappenjagd. Die Stromschnellen im Dniepr. Die Saporoger. Die Sseitscha auf der Insel Chortitza. Kiew. Historisches. Die Nikolausbrücke. Die Lawra von Petschersk. Das alte Kiew. Die Sophienkirche. Das Monument Wladimirs. Kloster St. Michael. Wladimir der Heilige und sein Hof. Die Tafelrunde. Rogneda und Isjaslaw.

Die Oberfläche des europäischen Rußland macht im Vergleich mit dem Westen Europa's auf den ersten Blick den Eindruck einer großen Einförmigkeit. — Die im westlichen Europa vielfach verzweigten Gebirgszüge sind meist die natürlichen Grenzen verschiedenartiger Länder geworden und haben im Vereine mit den in den Kontinent eindringenden Meeren jedem dieser Länder seinen eigenthümlichen Charakter gegeben. Die Oberfläche des europäischen Rußland dagegen, die nur an der östlichen Grenze von einem Gebirge abgeschlossen wird, und im Innern eine nur sehr geringe wellenförmige Erhebung des Bodens zeigt, stellt sich vom äußersten Norden bis zum Schwarzen Meere, vom Westen bis an die Grenze von Asien, als eine Ebene dar.

Die Einförmigkeit der russischen Ebene verschwindet jedoch bei aufmerksamerer Betrachtung; der Reisende, welcher sowol Groß- als Kleinrußland,

die Urwälder von Wologda im Norden und die Steppen Neurußlands kennen gelernt hat, wird bei der Vergleichung seiner empfangenen Eindrücke finden, daß diese dem Anscheine nach überall gleiche, ungeheure Ebene eine auffallende Verschiedenartigkeit darbietet.

Der Charakter der heutigen Bewohner von Großrußland, der Nachkommen jener baltischen Slaven an den Quellen der Oka und am Ilmensee, hat im Laufe der Jahrhunderte infolge der Bodenverhältnisse sein eigenthümliches Gepräge angenommen, welches die Großrussen in Lebensart, Sitten und Gebräuchen von ihren Stammverwandten, den Kleinrussen, wesentlich unterscheidet. Erstere treiben zwar auch Ackerbau, doch sind Gewerbe und Handel ihre Haupterwerbsquellen, die Kleinrussen dagegen sind im vollen Sinne des Wortes Ackerbauer. Sprache und Religion sind allerdings ein Band für beide, im Charakter bilden sie aber einen vollkommenen Gegensatz.

Die Stammväter der heutigen Kleinrussen sind die Polänen, die sich, wie der Chronist Nestor erzählt, in grauer Vorzeit am mittleren Dniepr niedergelassen haben. Sie sind von jeder Vermischung mit fremden Volksstämmen rein geblieben. Die Geschichte weiß von Urbewohnern, welche die Polänen am Dniepr vorgefunden hatten, nichts zu berichten, während dagegen in Großrußland die eindringenden Slaven auf finnische Völker stießen.

Die Polänen, welche Nestor als einen friedliebenden, Ackerbau treibenden Volksstamm schildert, und die heutigen Kleinrussen sind ein und dasselbe Volk, das während zwölf Jahrhunderten weder seine Wohnplätze noch seinen eigenthümlichen Charakter als Ackerbauer verändert hat.

Die Slaven des mittleren Rußlands bauten ihre Dörfer, dem Laufe der Flüsse folgend, die Kleinrussen ließen sich bei ihren Ansiedlungen durch die Annehmlichkeit der Gegend bestimmen. In Kleinrußland giebt es eigentlich keine Dörfer wie in Großrußland, sondern „Sloboden", d. h. große Kirchdörfer, die häufig Tausende von Einwohnern zählen, oder einzelne über die Steppe zerstreut liegende Gehöfte (Chutori).

Der Charakter der Steppe spiegelt sich auch vollständig getreu in der Anschauungsweise der Bevölkerung wieder, deren ganze Lebensart sich unter dem Einflusse des Ackerbaues entwickelte; alle Gebräuche, Ueberlieferungen und Volkslieder der Bewohner derselben tragen diesen Charakter.

Nicht immer hat aber dieser Volksstamm so still und friedlich gelebt. Es hat eine Zeit gegeben, wo der an seinem häuslichen Herd so unbewegliche Kleinrusse uns als kühner Krieger und Abenteurer, mit einem Worte als „Kosak" entgegentritt, für welchen die Beschwerden und Gefahren weiter Kriegszüge eine Erholung waren, der, in leichtem Fahrzeuge den Stürmen des Schwarzen Meeres Trotz bietend, große türkische Schiffe angriff, oder mit der Genossenschaft die Küsten von Kleinasien plünderte. Niemals vertauschte er jedoch die Fremde mit seiner Heimat, sondern er kehrte stets, wenn auch oft erst im Alter, nach seinem Chutor, seiner Chate (Hütte), zurück.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Umstände, unter welchen das Kosakenthum entstanden, sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt und Formen angenommen hat, welche sich selbst in den heutigen Zuständen Kleinrußlands geltend

machen und auf den Charakter seiner Bewohner von Einfluß gewesen sind. Versuchen wir, soweit dies möglich, die Geschichte des Kosakenthums zu erzählen.

Die Steppen, welche sich zwischen dem unteren Don und dem Dniepr erstrecken, waren im Süden seit den Zeiten Rurik's bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts von halb nomadisirenden, räuberischen Volksstämmen bewohnt. Unter diesen waren es namentlich die Chasaren, Petschenegen und Polowzen, die sich durch fortwährende Einfälle und Streifzüge ihren nördlichen Nachbarn, den Russen, furchtbar machten. In diesen russischen Ländern finden wir in der frühesten Zeit sogenannte „Groden", d. h. große, durch Mauern und Wälle befestigte Plätze und Burgen, welche den Fürsten oder deren Statthaltern zum Aufenthalt dienten. Hinter ihren Wällen fanden die Landbewohner, welche in zerstreut liegenden Dörfern und einzelnen Chutoren lebten, bei Ueberfällen räuberischer Horden, sicheren Schutz. — Aus diesen Groden entstanden die späteren Städte Tschernigow, Kiew, Belgorod u. a. So bedrängt auch die Lage des Landmannes zu jener Zeit gewesen sein mochte, so häufig auch sein häuslicher Herd zerstört, seine Felder verwüstet worden und derselbe sich gezwungen sah, den Pflug mit dem Schwert zu vertauschen, so waren diese Zustände doch nichts gegen die Bedrängnisse, welche über die Bewohner des Landes hereinbrachen, als die Tataren ihre ersten Einfälle in die russischen Fürstenthümer begannen und Alles mit Feuer und Schwert verwüsteten. — Der Landmann besaß weder eigenen Herd noch Feld mehr, aller Ackerbau hatte aufgehört, seine einzige Zuflucht waren die befestigten Plätze. Hinter dem Schutze der Wälle wollte man jedoch nicht sein Schicksal abwarten, sondern man entschloß sich, den Kampf mit dem furchtbaren Feinde aufzunehmen. Mit dem Muthe der Verzweiflung zogen die Kleinrussen den Tataren entgegen und es entbrannten blutige Schlachten. Von diesem Zeitpunkte an haben wir die Bildung von zwei verschiedenen Ständen festzustellen, dem des Bürgers oder Bewohners der Groden und Städte, und dem der bewaffneten Landbewohner; letztere treten von dieser Zeit an unter dem Namen der Kosaken auf. —

Die Tataren hatten alles Land zwischen der Wolga und dem Dniepr in Besitz genommen und die Unterlegenen fanden eine Zuflucht in dem Lande am unteren Don, unfern des Asow'schen Meeres und in den Gegenden unterhalb der Wasserfälle des Dniepr. Hier haben wir die Wiege des Kosakenvolkes zu suchen.

Andere, gleichfalls von den Tataren aus der Steppe verdrängte Flüchtlinge, wie die Völkerstämme der Polowzen, Kalmüken, Russen und Lithauer, schlossen sich den Kosaken an und bildeten mit denselben zwei hervortretende Hauptstämme: die Kosaken des Don und die des Dniepr.

Bei der Mischung so fremdartiger Elemente mußte natürlich eine auffallende Verschiedenheit in Charakter und Sitten hervortreten, das gemeinsame Band aber, welches die heterogenen Theile zu einem Ganzen vereinigte, war außer der gemeinschaftlichen Benennung „Kosaken" (nach dem Russischen richtiger „Kasáken") die russische Sprache und die orthodoxe griechische Religion.

Angezogen von dem freien, unabhängigen Leben in der Steppe, von der reichen Beute und den Abenteuern der Kriegszüge, fanden sich in kurzer Zeit Viele, welche sich den Kosaken anschlossen.

In welch poetischen Bildern schildert das Volkslied das Leben des Kosaken! — Verwegen durchflog er auf feurigem Roß die Steppe, zog Gefahren und Tod verachtend in den Kampf. Ereilte ihn der Tod in der Schlacht, so küßte er das Säckchen mit heimischer Erde, welches er stets auf seiner Brust trug, sein letzter Seufzer war ein Gruß und Segen an seine Lieben daheim. Kehrte er aber, oft nach monatelanger Abwesenheit, mit reicher Beute von seinen vielen Streifzügen zurück, so lebte er sorglos, herrlich und in Freuden, seine Freigebigkeit und Verschwendung kannten keine Grenzen. Ein Leben in Saus und Braus folgte den Entbehrungen und Gefahren. Dem Kosaken gilt nur der Genuß des Augenblicks — weiß er denn, wie lange die Ruhe dauern wird?

Wie schon bemerkt, sind Sprache und Religion das Einzige, was die Kosaken mit den Russen gemein haben; in jeder anderen Beziehung, in Sitten, Lebensweise und Charakter, weichen sie von einander ab. Auf diesen Unterschied zwischen Russen, oder besser gesagt, Großrussen und Kleinrussen, werden wir später eingehender zurückkommen.

Im Laufe der Zeit gewann das Kosakenthum eine feste Organisation, es entstanden verschiedene Verbrüderungen oder Genossenschaften.

Alle diese Verzweigungen, wie sie noch heute in anderer Gestalt am Ural, in Sibirien, am Terek und Kuban und am Asow'schen und Schwarzen Meere bestehen, lassen sich, wie erwähnt, in zwei große Hauptstämme theilen, die Kosaken am Don und am Dniepr. Aus letzterem Stamme sind die Kleinrussen, die heutige Bevölkerung der Ukraine, hervorgegangen, und mit diesen haben wir es jetzt zu thun. Der Stamm der Kosaken am Dniepr besaß anfangs nur die Gegend in der unmittelbaren Umgebung der Wasserfälle. Nach und nach dehnte sich das Gebiet dieser Kosaken westlich bis zum Ingul und Dniestr, östlich bis an den Kalmiuß und nördlich weit in Kleinrußland bis in die Nähe von Kiew aus. Tscherkassy, Samara und Tschigrin sind uralte Kosakenstädte. Der polnische König Stephan Bathori vertraute die ganze südöstliche Grenze Polens, das frühere Großfürstenthum Kiew, ihrer Hut an, und dasselbe bekam seitdem den Namen Ukraine (d. h. Grenzland) oder Kleinrußland, im Gegensatz zu dem Großfürstenthum Moskau oder Großrußland. Alles Land nördlich von den Wasserfällen bis nach Kiew ertheilte Stephan den kleinrussischen Kosaken. Dasselbe hörte damit auf, Besitzthum Derer zu sein, die an den Wasserfällen wohnen blieben und zum Unterschiede von Jenen von nun an den Namen Saparoger (d. h. die jenseit der Wasserfälle Wohnenden) erhielten.

Die Genossenschaft der Saparoger war auf die Grundsätze eines reinen Kommunismus begründet. Alle Saparoger waren untereinander gleich, und damit kein Hausstand den Kosaken von seinen Pflichten abzog, war Ehelosigkeit Gesetz. Als mit der Zeit die Einwanderungen in das Saparogerland sich häuften, veränderte sich der Zustand nur insofern, als die Unverheiratheten die herrschende Kaste bildeten und nur aus ihnen die Mitglieder der Regierung gewählt wurden. Der Centralsitz (die Sfetscha) befand sich meist an einem unzugänglichen Orte, später auf der Insel Chortitza, auf der die Unverheiratheten mit den Mitgliedern der Regierung (Kosch) wohnten. Ihr Oberhaupt, Hetman oder Ataman genannt, wurde von den Kosaken gewählt; seine Macht war

groß und der Gehorsam der Gemeinen ein unbedingter. Sobald es diesen jedoch beliebte, einen neuen Hetman zu wählen, meist nach einem Jahre, so trat der frühere in die Reihen seiner Brüder zurück und wurde wieder ihresgleichen. Die Dörfer (Sselá) wurden nur von den Verheiratheten bewohnt, während die Bauern, meist aus Gefangenen bestehend, auf Vorwerken ihren Aufenthalt hatten. Die Saparogen zogen bei Streifereien mit viereckigen Wägen aus, deren sie sich sowol zur Vertheidigung, als auch um die Beute darauf heimzufahren, bedienten. Ihre Fahrzeuge (russisch Tschaiken) waren meist nur ausgehöhlte Baumstämme, mit denen sie oft so rasch türkische Galeeren angriffen, daß diese sich ihrer nicht erwehren konnten. Die Seeräubereien wurden im 16. und 17. Jahrhundert so bedeutend, daß die Türken sich gezwungen sahen, die Mündungen des Dniepr durch zwei Festungen, Otschakow und Kinburn, zu bewachen und sogar den Fluß durch eine Kette zu sperren. Aber auch diese Vorsicht vereitelte bald die Schlauheit der Kosaken und ihre Kühnheit wurde so groß, daß sie nicht nur Trebisonde, Sinope und andere Städte Kleinasiens mehr als einmal überfielen, sondern selbst Konstantinopel bedrohten. — Diejenigen Kosaken, welche sich nördlich von den Wasserfällen angesiedelt hatten, waren zwar mit den Saparogern im engeren Bunde geblieben, hatten sich aber mehr dem Ackerbau gewidmet und lebten in Familien.

Das Volk der Ukraine hatte an seinen beiden Nachbarn, den Polen und Russen, gleich mächtige, gefährliche Feinde, und einen langen, schweren Kampf für seine Unabhängigkeit zu bestehen, welcher beinahe drei Jahrhunderte lang dauerte und endlich mit der Vereinigung oder, wie die Kleinrussen sagen, mit dem Anschluß an das mächtige Zarenreich endigte.

Die ukrainischen Kosaken und die Saparoger behielten zwar ihre Privilegien, ihre Organisation und hatten nach wie vor ihren Hetman — der einstige poetische Nimbus des Kosakenthums aber war verschwunden.

Unter der Regierung der Kaiserin Katharina wurden ihnen diese Privilegien genommen und die ukrainischen Kosaken und Saparoger als abgeschlossene Genossenschaften aufgelöst. Der letzte Hetman von Kleinrußland war der Feldmarschall Rasumowski, welchen die Kaiserin mit Gnaden überhäufte; sie schenkte ihm die Stadt und Herrschaft Baturin am Dniepr, die bekannte Residenz der alten Hetmans, und außerdem 200,000 Leibeigene.

Die Geschichte Kleinrußlands ist von der Geschichte des Kosakenthums nicht nur unzertrennlich, sondern die Geschichte des Einen ist so recht eigentlich zugleich Geschichte des Anderen. — Und welch ein wunderbares, farbenreiches Bild bietet uns der Wechsel der Begebenheiten auf dem Boden Kleinrußlands! — Der verheerende Einfall der Tataren, die heldenmüthige Vertheidigung Kiew's gegen die Horden von Dschingiskhan, die Abenteuer der umherirrenden Flüchtlinge in den Steppen und auf den Inseln des Dniepr, die tollkühnen Streifzüge, die Kämpfe mit Polen und Lithauen, die Thaten der ruhmvollen Hetmans, wer kennt und lobt sie nicht? Alles dies, in einen Rahmen zusammengefaßt, giebt die hochpoetische Geschichte Kleinrußlands.

Ein Volk, das auf eine so lebensvolle Vergangenheit zurückblicken kann, besitzt in der Regel auch eine eigenartige und beziehungsreiche Volkspoesie.

Die Poesie der Kleinrussen unterscheidet sich wesentlich von derjenigen der Großrussen; in den ukrainischen Liedern namentlich liegt ein eigenthümlicher poetischer Reiz. Zwei solcher Lieder in der vortrefflichen Uebersetzung von Fr. Bodenstedt mögen hier als Probe dienen.

1.

Ist dies die Quelle, die mich gelabt und getränkt?
Ist dies das Mädchen, dem ich mein Herz geschenkt?
O böses Geschick!
Mein Mädchen, mein Glück
Einem Andern gehört!
Ist der Quell dies, wo badend die Taube saß?
Ist die Maid dies, die ich zum Weibe erlas?
O böses Geschick! u. s. w.
Ja, der Quell ist derselbe, doch die treulose Maid
Hat mich vergessen seit langer Zeit!
O böses Geschick! u. s. w.
Ist der Quell überschüttet mit goldenem Sand,
Reicht das Mädchen einem andern Kosaken die Hand.
O böses Geschick! u. s. w.
Mit Kraut ist bewachsen zur Quelle der Weg,
Ein andrer Kosak führt mein Mädchen hinweg!
O böses Geschick! u. s. w.
Es rauschen die Weiden, die am Bache steh'n,
Mit der Liebsten die Kosaken zur Kirche gehn.
O böses Geschick! u. s. w.
Der Eine führt sie am Arm, der Andere faßt sie bei der Hand,
Mit schwerem Herzen in der Ferne ein Dritter stand.
Stand allein — es war bleich wie die Wand sein Gesicht;
Er liebte so das Mädchen und — bekam es nicht!

2.

Die Winde heulen, es wogt das Gras,
Der arme Kosak liegt todt und blaß;
Auf schwankendem Sträuchlein ruht sein Haupt,
Die Augen von grünen Blättern umlaubt.
Ist zur Erde gefallen sein blank' Geschoß,
Steht ihm zu Füßen sein schwarzes Roß;
Doch ihm zu Haupte, im hohen Gras,
Ein taubenfarbiger Adler saß.
Und er pflegt den Kosaken, bringt Trost ihm dar,
Hüpft um sein Haupt mit dem Lockenhaar...
Und der Kosak spricht dem Adler zu:
Sei, grauer Adler, mein Bruder du!
Und wenn du anfängst, Bruder Aar,
Mir auszuhacken mein Augenpaar:
Fliege, fliege zu meiner Mutter hin.
Bring' der Mutter, der vor Gram sich verzehrenden,
Kunde vom Sohne, dem nimmerkehrenden;
Aber wisse, Bruder Aar, eh' du zu ihr fliegst,
Was du, wenn sie dich fragt, ihr zur Antwort sprichst:
Sag' der Mutter: Dein Sohn im Dienste stand
Bei dem Khane der Krim, im Tatarenland,
Hat durch den Dienst gewonnen eine Königsmaid,
Eine Todtengrube auf kahler Heid'!

Nach diesen historischen und poetischen Betrachtungen wenden wir uns nun zur Beschreibung der Ukraine selbst.

Wer Land und Leute kennen lernen will, der dürfte wol, um diesen Zweck zu erreichen, jede andere Reisegelegenheit der Fahrt auf der Eisenbahn vorziehen. Wenn man sich aber, wie dies zwischen Kursk und Charkow der Fall ist, der Grenzscheide von zwei in Charakter, Sitten und Lebensart so heterogenen Volksstämmen nähert, wie es Großrussen und Ukrainer sind, so wird die Wahl der großen Landstraße jedenfalls besonders lohnend sein.

Wenn man auf der an 34 Meter breiten, von Gräben eingefaßten Landstraße von Kursk nach Charkow wandert, wird man schon wenige Meilen nach Kursk den Uebergang aus Groß- nach Kleinrußland bemerken. Man sieht an der Bauart der Häuser, daß man sich in einer waldarmen Gegend befindet. Die Fugen zwischen den übereinander gelegten Balken sind mit Lehm verschmiert. Zum Theil bestehen die Wände der Häuser, wie im Süden, aus Flechtwerk und Lehm. Die Dörfer sind meistens sehr ausgedehnt und ziehen sich oft mehrere Werst weit zu beiden Seiten der Landstraße hin. Das hügelige Land hat aufgehört und man sieht ein unabsehbares Feld vor sich, dessen Einförmigkeit durch Gebüsche und kleine Laubwälder unterbrochen wird. — Auffallend ist die große Menge von Singvögeln, die in den schattigen Gebüschen und Hainen in der Nähe der Dörfer nisten: die kurskischen Nachtigallen werden trotz ihrer ebenbürtigen ukrainischen Schwestern in ganz Rußland sehr geschätzt. Die russischen Kaufleute namentlich treiben einen großen Luxus mit diesem Singvogel, und es ist nichts Seltenes, daß eine vorzügliche Nachtigall mit 100—150 Rubel bezahlt wird. In Moskau erschallen im Gostinoi-Dwor, mitten im Geräusche der hin- und herwogenden Menge, die schmetternden Triller der Lerche und die harmonischen Weisen der Nachtigall. Es giebt in dieser Stadt wol keine Restauration, wo nicht bei heller Gasbeleuchtung vom November bis Ende Juni eine kurskische Nachtigall im Käfig schlüge.

Die Dörfer sind hier ohne Ausnahme von großen Gärten umgeben. Auch einen in der Ukraine und in Kleinrußland sehr geschätzten Gast findet man hier: gravitätisch spaziert der Storch auf dem Felde in der Nähe des Hauses einher, während seine Ehehälfte mit dem Schnabel klappernd auf einem Bein im Neste steht. — Auf der Landstraße begegnet man immer häufiger jenen mit Ochsen bespannten, schmalen Fuhrwerken, die in endlosen Zügen meist Getreide aus Kleinrußland führen. Ueberhaupt verschwindet nach und nach das Pferd als Zugthier, der Ochse tritt an dessen Stelle. Auch zahlreiche Herden silbergrauer, podolischer oder tscherkessischer Ochsen sieht man zur Schlachtbank nach Moskau treiben; des Nachts weiden sie an den Grabenböschungen der Straße, während die Führer in malerischen Gruppen tabakschmauchend um die hellodernden Feuer sitzen und ihr jederzeit sehr einfaches Nachtmahl kochen.

Unter der Regierung des Zaren Alexei, des Vaters Peter's des Großen, traten viele Kosaken aus dem Süden in russische Dienste; aus denselben wurden verschiedene Regimenter gebildet, welche man an den Grenzen als Schutz gegen Polen in „Sloboden" ansiedelte. Die Vortheile, welche die Ansiedler hier fanden, zogen mit der Zeit noch mehrere derselben herbei. Es entstanden aus

den Sloboden die Städte Charkow, Jsum u. a., und der ganze schmale, nordwestliche Strich Landes von Kleinrußland, wo die Kosaken sich in Sloboden niedergelassen und viele Dörfer gegründet hatten, erhielt den Namen Ukraine, d. h. Grenzland, Mark, von dem russischen Worte „Krai", d. i. Rand. Die Bewohner dieses Landstriches waren durchaus durch keinen nationalen Unterschied von den Kleinrussen getrennt, wurden jedoch mit dem besonderen Namen „Ukrainzi" (Ukrainer), d. h. an der Grenze Wohnende, benannt. Diejenigen Theile Kleinrußlands, welche die heutigen Gouvernements Poltawa, Kiew und Tschernigow bilden, gehörten nicht zu der Ukraine, sondern machten das eigentliche Kleinrußland aus. Eben so wenig wie es auf der Karte eine Grenze zwischen der Ukraine und Kleinrußland giebt, so wenig nennen sich auch die Bewohner der Ukraine anders als „Maloroſſi", d. h. Kleinrussen. Bis zum Jahre 1836 gab es noch einen Generalgouverneur von Kleinrußland. Heute kennt man nur die Gouvernements von Poltawa, Kiew, Tschernigow und Charkow.

Die meisten Dörfer in der Ukraine, wie überhaupt in Kleinrußland, gewähren einen recht malerischen Anblick, besonders wenn man nach langer Wanderung über das einförmige Plateau der Steppe an einem jener großen Dörfer anlangt, macht die anmuthige Lage desselben einen um so angenehmeren Eindruck. Diese Dörfer zählen meist 3—4000 Einwohner und liegen nicht auf der Ebene der Steppe, sondern an solchen Orten, wo dieselbe sich in Schluchten und Thalgründen verzweigt. An den Abhängen der letzteren, denen selten ein murmelnder Bach fehlt, lehnen sich die von Blumengärten und Hollunderſträuchern umgebenen Häuser; weithin zerstreut verschwinden sie fast gänzlich in grünem Laube. Auf den Vorsprüngen der Thalränder erheben sich zwei bis drei Kirchen mit ihren Thürmen. Zahlreiche kleine Windmühlen schließen auf der Höhe der Steppe in einem weiten Kranze das Bild ab.

Die Bevölkerung dieser Dörfer bestand bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft aus leibeigenen Bauern, aus freien Bauern und Edelleuten. Die freien Bauern nennen sich im gerechten Stolze auf ihre Freiheit und ihre Abkunft noch heute „Kosaken"; sie scheiden sich scharf von den früheren Leibeigenen, leben im Dorfe getrennt von diesen und vermischen sich selten durch Heirath mit ihnen. Die großen Sloboden in Kleinrußland, von denen manches Dorf mehr als hundert zählt, sind die Wiege des kleinen Adels. Derselbe ist aber meist so verarmt, daß er außer seinen verbrieften Adelsrechten nichts besitzt. In Bildung, in Lebensart und selbst Kleidung unterscheiden sich diese kleinen Edelleute wenig vom Bauer. Es giebt im Süden von Großrußland, besonders aber in Kleinrußland, eine Masse solcher verbauerten, den polnischen „Schlachtitzen" ähnliche Edelleute, welche gewissermaßen eine besondere Adelskaste bilden und mit dem Namen „Odnodworzi" (Einhöfler) bezeichnet werden. Vor einigen Jahren hat die Regierung die Adelsrechte derselben einer näheren Prüfung unterworfen, infolge deren Hunderte von Namen aus den Adelsbüchern gestrichen worden. Es giebt jedoch unter den Edelleuten im Dorfe auch wohlhabende, deren geschmackvoll gebaute Häuser mit Gärten und Wirthschaftsgebäuden nicht wenig zur Zierde des Dorfes beitragen; hin und wieder trifft man ein Schloß, stolz aus seinem Parke hervorragend.

Es ist wol natürlich, daß bei dem Verkehr von zwei in Charakter, Sitten und historischer Entwicklung so verschiedenartigen Völkern, wie die Groß- und Kleinrussen, das gegenseitige Verständniß und mithin auch die rechte Sympathie fehlt. Der Kleinrusse nennt seinen Vetter stirnrunzelnd „Moskal", d. h. Moskowiter; dieser, der mehr ein Auge für die Fehler als für die Vorzüge jenes hat, spricht geringschätzend von dem „Chochol". Das verhindert jedoch Beide nicht, im Ganzen recht gute Freunde zu sein. Mit dem Spottnamen „Chochol" hat es folgende Bewandtniß: Chochol heißt soviel als Schopf oder Zopf; die Kleinrussen hatten und haben oft auch noch die Gewohnheit, den unteren Theil ihres Haupthaares zu scheren und auf dem Schädel einen langen Haarbüschel stehen zu lassen, sodaß das Haar zu beiden Seiten herunterhing; häufig wurde dasselbe in Zöpfe geflochten und um die Ohren gelegt.

Bauernkinder in Kleinrußland.

Der Kleinrusse ist kein Freund vom Leben in der Stadt, er wohnt am liebsten auf dem Lande, in den großen Dörfern, im Chutor. Selbst der reichere Adel besucht die Gouvernementsstadt nur dann, wenn seine Pflicht oder sein Interesse ihn dahin ruft. Daher kommt es auch, daß es im Verhältniß zu der über 10 Millionen betragenden Bevölkerung Kleinrußlands wenig Städte giebt, und daß die industrielle Entwicklung derselben hinter den Städten Großrußlands weit zurückgeblieben ist.

Charkow, die Hauptstadt der Ukraine, oder, wie es noch vor einigen Jahren hieß, des slobodo-ukrainischen Gouvernements, ist nebst Kiew nicht nur

die bedeutendste Stadt von Kleinrußland, sondern überhaupt in vieler Beziehung eine der wichtigsten Gouvernementsstädte von ganz Rußland. Charkow ist, wie fast alle Städte Kleinrußlands, eine junge Stadt. In den ersten Jahren der Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch erbaute hier ein Kosak, Namens Charkow, auf dem hohen Ufervorsprung der Flüßchen Lopan und Charkowka seine Lehmchate. Bald fanden sich noch mehre Ansiedler ein, sodaß nach und nach die Slobode Charkow entstand. Der Zar verlegte ein Kosakenregiment nach der in kurzer Zeit zu einer Stadt erblühten Slobode. Im Jahre 1780 wurde Charkow Sitz des Gouverneurs der Ukraine. Die günstige Lage, am Knotenpunkt der drei Hauptstraßen, die nach dem Asow'schen und Schwarzen Meere führten, hat viel zu dem schnellen Emporwachsen der Stadt beigetragen.

In vielen Beziehungen läßt sich, wenn auch in verjüngtem Maßstabe, zwischen Kiew und Charkow eine ähnliche Parallele führen, wie zwischen Moskau und Petersburg. Auch Kiew, die Wiege des Altrussenthums, erscheint, wenn man die vorhandenen polnischen Elemente in Abrechnung bringt, mit seinen Monumenten der Vergangenheit, als echter Vertreter des altrussischen Elements, wogegen Charkow in seiner Entwicklung, seinem Aufblühen die moderne Phase des Russenthums bezeichnet.

Die Gesellschaft, das rege geistige Leben, die Universität und Bildungsanstalten der verschiedensten Art, sowie der blühende Handel zeichnen Charkow vor allen Gouvernementsstädten Rußlands aus.

Charkow hat 60,000 Einwohner und ist nach Odessa, Kiew und Kasan die größte Provinzialstadt in Rußland. Gleich den meisten russischen Städten gewährt Charkow auf dem über hundert Fuß hohen Flußvorgebirge, mit seinen vorzüglichsten Gebäuden, der Universität, dem Kloster und dem großen Gostinoi-Dwor, einen recht malerischen Anblick. Die meist aus elenden Lehmhütten bestehenden Vorstädte stehen zwar nicht mit der inneren Stadt, mit ihren geraden, breiten Straßen und schönen drei- bis vierstöckigen steinernen Häusern im Einklang, doch findet man solche Kontraste in den meisten russischen Städten; nach einem Jahrhundert werden auch diese Gegensätze verschwunden sein.

Außer der Universität, zwei Gymnasien und vielen Privatunterrichtsanstalten hat Charkow einen botanischen Garten, eine öffentliche Bibliothek, welche besonders viele alte Handschriften enthält, ein naturhistorisches und ein physikalisches Kabinet.

Die günstige Lage der Stadt hat dem Handel derselben einen großen Aufschwung gegeben und die Märkte, namentlich die Wintermessen, sind die bedeutendsten in Kleinrußland. Charkow ist Centralpunkt des ganzen Handels zwischen Norden und Süden des weiten Russischen Reiches, daher hat es unter allen kleinrussischen Städten die größte Zukunft vor sich.

Poltawa, die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, zählt 30,000 Einwohner; sie liegt theils am hohen Ufer der Worskla, theils am Rande einer tiefen Thalschlucht. Die „alte" Stadt aus den Zeiten Peter's des Großen ist durch einen weiten Zwischenraum von der „neuen" Stadt getrennt. Diese hat freie, große Plätze, regelmäßige Straßen und prächtige Regierungsgebäude, unter welchen sich das Findelhaus, das kaiserliche Institut

für junge Edeldamen und das Kadettenhaus auszeichnen. Eine Zierde und große Annehmlichkeit gewährt der Stadt der reizende öffentliche Garten. Zwei Monumente im Innern der Stadt erinnern an die ruhmvolle Regierung des großen Zaren und an die denkwürdige Schlacht vom 27. Juni 1709. In der Mitte des größten Platzes erhebt sich auf einem Piedestal von Granit eine über 13 m. hohe Säule von Metall, welches aus erbeuteten schwedischen Waffen zusammengeschmolzen worden; ein anderes Denkmal ist neben dem Stein errichtet, auf welchem der Zar, als er nach der Schlacht in Poltawa eingerückt war, sitzend den Rapport des Kommandanten der Festung empfing.

Das berühmte Schlachtfeld liegt im Nordosten der Stadt und bildet ein ebenes Plateau, welches im Norden von einer steilen Schlucht begrenzt wird. Diese Schlucht entschied das Schicksal der Schlacht: die Schweden waren Sieger, die russische Reiterei in voller Flucht nach der Schlucht hin; noch einige hundert Schritt weiter verfolgt, wäre sie in die Schlucht hinabgestürzt worden. Da hörten die Schweden in der Verfolgung auf und kehrten um; die Russen ermannten sich, ein neuer Kampf entbrannte, der Tag endete mit der vollkommenen Niederlage der Schweden. Und welch große Bedeutsamkeit hat dieser Sieg des Zaren für Rußland und Europa gehabt! Wie Manches hätte sich anders gestaltet, wenn Karl XII. Sieger geblieben wäre!

In der Mitte des Schlachtfeldes ist ein mächtiger Hügel von 20 m. Höhe aufgeworfen, unter welchem die in der Schlacht gefallenen Russen begraben worden. Auf der Spitze des Hügels steht ein Kreuz mit der Inschrift: „Ihr wißt von Peter, daß ihm das Leben nicht theuer war, wenn nur Rußland lebt und sein Glück blüht, sein Ruhm und euer Wohlsein."

Im Monat März scheint in der Steppe die Sonne bereits heiß vom Himmel herab. Leichtes, weißes Gewölk umflort hier und da den blauen Himmel, Lerchen steigen wirbelnd empor und schmettern ihr Frühlingslied. Zugvögel ziehen in langen Reihen, in Dreiecksform oder regellosen Scharen hoch in der Luft dahin und rufen aus tausend Kehlen, die Tag und Nacht nicht verstummen, der Steppe ihren Ankunftsgruß zu. Die Flüsse sind ausgetreten, die Wiesen zu Seen geworden, aus denen die Aeste der Bäume hervorragen; die Inseln im Dniepr sind verschwunden und die Granitstufen der Stromschnellen überflutet. Ein neuer grüner Teppich drängt sich zwischen der abgestorbenen Pflanzenwelt hervor und die schwarzen Gerippe des hohen Steppengrases starren leblos auf die Auferstehung der Natur. Im ersten Sommermonat prangt die Steppe in einem farbenglänzenden Festgewande und die Luft ist mit Wohlgerüchen geschwängert. Gräser und Blumen sind in voller Ueppigkeit, unsichtbar reift in den Blüten der Same eines neuen Lebens, eines neuen Frühlings. Die Vöglein verbergen sich mit der jungen Brut im dichten Grase. Alles Lebende schweigt und scheint nur im Genuß zu schwelgen. Ringsum herrscht eine erquickende, unbeschreibliche Stille.

Im September ist die Ernte beendigt; in den Feldern liegen die goldenen Getreidegarben in Haufen. Das silberflockige Pfriemgras wogt wie ein breiter See, dessen Wellen an das gelbe Ufer des welkenden Grüns zu plätschern scheinen. Die Mittagssonne brennt heiß, Morgen und Abende sind kühl.

Die Tage werden kürzer, die Abenddämmerung verschwindet, der Herbst des Südens naht. Schwere, graue Wolken ziehen am Novemberhimmel hin, Regen strömt herab und die Sonne hat aufgehört die Erde zu erfreuen; kaum erscheint sie, so verbirgt sie sich auch wieder. Das Gras ist verwelkt und die grünen Saatfelder inmitten dieses erlöschenden Lebens machen einen wehmüthigen Eindruck. Zugvögel finden sich in zahllosen Schwärmen auf den Sammelplätzen ein; wilde Gänse und Kraniche geben hoch in der Luft das Signal zum Aufbruch und am folgenden Tage befinden sich die gefiederten Gäste der Steppe auf ihrer Wanderung nach dem Süden.

Im Januar glaubt man sich in die Tundren Sibiriens versetzt — überall nur Schnee und Eis. Ein dichtes Schneegestöber schlägt prasselnd an die Fenster des Chutors. Von Osten rast ein Orkan über die Steppe, fegt heulend Schneewellen zusammen, füllt Gräben aus und verdeckt die Kurgane. Der wilde Gast aus der fernen Wüste durchjagt zügellos sein neues Gebiet und zürnt, auf demselben menschlichen Wohnungen zu begegnen. Er stürzt über sie her, umkreist sie in aller Wuth, reißt und rüttelt an Thüren und Fenstern, Dächern und Schornsteinen, als wolle er die Hütten mit sich fortreißen. Endlich legt sich seine Wuth — erschöpft zieht er weiter. Die Wolken zertheilen sich wieder und in der Sonne erscheinen die weiten Schneeflächen wie mit Krystallstaub überzogen. Die eisbedeckten Stengel und Zweige des hohen Burjans erglänzen in Regenbogenfarben.

Gleichwie die Steppe in jeder Jahreszeit ihren eigenthümlichen Charakter trägt, wechselt das Bild derselben auch zu den verschiedenen Tageszeiten. Man befindet sich in zwei einander entgegengesetzten Welten, wenn zur Mittagszeit die Sonne ihre völlige Glut über die lautlose Steppe ergießt und wenn die Nacht ihren Sternenmantel über sie ausbreitet.

Das Reisen hat durch den Dampf viel von seiner Poesie eingebüßt; so ist es auch hier, wo jetzt das Dampfroß die ganze Ausdehnung der Steppen bis zum Schwarzen Meere in wenigen Stunden durchfliegt. Der Reisende, welcher die Steppe aus den Fenstern seines Waggons an sich vorübergleiten sieht, kann von derselben nicht den Eindruck empfangen, als wenn er in leichtem Tarantaß auf der großen Landstraße von Kiew nach Charkow oder Jekaterinoslaw — oder auf einem der Nebenwege, über den harten Boden der Grasfläche, wie über eine Dreschtenne hinrollt.

Dasselbe mochten auch die beiden Männer denken, welche in den letzten Tagen des Juni, auf dem Wege von Poltawa nach Jekaterinoslaw, bequem in ihrem Tarantaß ausgestreckt, in einer Wolke von Staub durch die Steppe fuhren. Beide waren, soviel der graue Humusstaub erkennen ließ, welcher ihre Gesichter wie eine Maske bedeckte, noch junge Männer. Der Aeltere der Beiden mit dem langen, schwarzen Schnurrbart und den dunkeln Augen war ein Kleinrusse und Besitzer eines Chutors in dieser Gegend. Der Jüngere mit dem blonden Vollbart, ein Deutscher aus Livland, Namens Ranke, war auf einer Reise im südlichen Rußland zufällig mit seinem frühern Studiengenossen Iwan Klimenko in Poltawa zusammengetroffen und hatte dessen Einladung nach seinem Chutor Dikanka angenommen.

Die Mittagssonne brannte heiß auf die Steppe, welche, in lautlose Ruhe versenkt, ohne Leben, ohne Bewegung, sich endlos ausbreitend im fernen Dunstkreise des Horizontes verschwand. In der erhitzten Luftschicht, welche auf der Ebene lagerte, blitzte und glitzerte es, wie auf den kräuselnden Wellen eines Wasserspiegels. Alles Leben schien erstarrt, nichts bewegte sich!

„Wie gefällt Ihnen unsere Steppensonne?" wandte sich Klimenko an seinen Freund; „sie meint's gut — nicht wahr?"

„Die Steppe hält ihre Siesta", versetzte Ranke. „So ist es auch", sagte Klimenko; „alles Lebende schläft oder scheint zu schlafen. Sehen Sie dort jenen großen Steppenadler, der unbeweglich auf der Spitze des Kurgans (alter Grabhügel) wie ein Wächter auf seiner Warte sitzt, oder bemerken Sie den Sperber über uns, wie er mit ausgespannten Flügeln regungslos in der Luft steht — scheinen nicht beide zu schlafen? Und jenes steinerne Götzenbild aus grauer Vorzeit, dort am Wege, kommt es Ihnen nicht wie ein in Stein verwandeltes lebendes Wesen vor? Die ganze Steppe erscheint bezaubert."

„Und birgt vielleicht auch ein verzaubertes „Dornröschen" in sich — sagte Ranke lächelnd. „Es fehlt nur noch der Märchenprinz, welcher das verzauberte Dornröschen durch seinen Kuß erweckt nnd den Zauber der schlafenden Steppe löst", fuhr er fort.

„Er wird erscheinen, dieser Erlöser, Sie werden's mit eigenen Augen sehen, wenn die Sonne am Horizont verschwindet und der Abendstern im Osten aufgeht. Der Erlöser ist die Nacht mit ihrem Sterngefolge."

„Sehen Sie dort", sagte Klimenko nach einiger Zeit — mit der Hand nach der einen Seite des Weges weisend — „da haben Sie ein nationales lebendes Bild in unserer Steppe!"

Am Wege standen lange Reihen mit Weizen beladener Fuhren; die ausgespannten Ochsen lagen schläfrig wiederkäuend daneben. Einige der Fuhrleute schliefen auf dem Boden ausgestreckt, Andere saßen — die kurze Pfeife — die unzertrennliche Begleiterin eines jeden Kleinrussen — im Munde, theils auf der Erde, theils auf der Fuhre, blickten gedankenlos vor sich hin und schienen mit offenen Augen zu schlafen. Das Kostüm dieser echten Söhne der Steppe war ein sehr einfaches — es bestand aus Hemde und weiter Pluderhose, beide mit Theer beschmiert. Als Kopfbedeckung trugen sie wie alle Kleinrussen, selbst im heißen Sommer, die hohe Pelzmütze von Lammfell.

„Woran mögen wol jene Beiden denken?" sagte Ranke, auf zwei Gestalten zeigend, welche, mit den Rücken gegen ein Rad der Fuhre gelehnt, unbeweglich auf dem Boden saßen; „sie haben das Aussehen von zwei lamaitischen Gelunen, welche über die Nichtigkeit alles Irdischen nachdenken."

„Sie denken entweder nichts — oder, daß die Steppe ein Paradies — und daß es nichts Besseres in der Welt giebt, als eine Schüssel voll „Galuschki" (gefüllte Mehlklöße) und ein tüchtiges Stück Speck dazu", erwiederte Klimenko.

„Ihre Landsleute scheinen eben keine großen Freunde von reinlicher Kleidung zu sein", lachte Ranke.

„Ach, Sie meinen den Theerüberzug? Das, mein Lieber, geschieht absichtlich. Jeder Kleinrusse aus der Steppe schmiert sein nagelneues Beinkleid

plaudern, spielen Balalaika und Schalmei der Jugend zum Tanz auf. Fröhlicher Gesang erschallt weithin über die Steppe und verstummt selten vor Mitternacht. Man beschuldigt den Kleinrussen mit Unrecht der Faulheit. Das Langsame, welches sich in seinem ganzen Wesen ausdrückt, wird vornehmlich durch das südliche Klima und den phlegmatischen Charakter des Kleinrussen bedingt und ist ihm nicht als Fehler anzurechnen.

Im Winter beginnt in den kleinrussischen Dörfern ein ähnliches geselliges Leben wie in Großrußland. Auch hier hat man Abendvereine, wo gesponnen, gesungen, erzählt, getanzt und — gefreit wird.

Bei der Wahl der Braut nehmen die Eltern keinen Theil. Wenn ein Bursche sich zu verheirathen gedenkt, bittet er seine Eltern um ihren Segen und begiebt sich mit zwei Freiwerbern in das Haus des Mädchens, wo jene die Werbung anbringen. Wird letztere angenommen, so bindet die Braut, als Zeichen ihres Einverständnisses, den Freiwerbern ein Handtuch über die Schulter, dem Bräutigam aber ein seidenes Tuch um den rechten Arm. Wird jedoch der Antrag abgelehnt, so herrscht in manchen Gegenden der Gebrauch, daß das Mädchen dem Heirathskandidaten einen Kürbiß überreicht.

Die Stellung der Frauen ist in Kleinrußland eine viel bessere als in Großrußland. Man fragt das junge Mädchen bei ihrer Verheirathung um ihre Einwilligung. Im Hause ihres Mannes wird die angetraute Gattin unumschränkte Hauswirthin, Gehülfin des Mannes. Ohne ihren Rath, ohne ihre Zustimmung unternimmt der Mann nichts von Bedeutung.

In Großrußland dagegen ist die Frau Sklavin ihres Mannes; hier spielt die Liebe bei der Verheirathung die Hauptrolle, dort die Berechnung.

„Sie werden heute zwei meiner mir lieben und werthen Nachbarn kennen lernen", sagte Klimenko eines Tages zu Ranke. „Beide sind echte Kleinrussen, nur ist ein Jeder von ihnen in seiner Art vom Andern verschieden. Der Eine, Namens Affaschenko, ist unser Kreisarzt, ein sehr gebildeter Mann; der Andere, der Besitzer eines Chutors, heißt Gritzko; er ist ein braver Mann, gehört aber ganz der alten Schule an und ist im vollen Sinne des Worts — „Chachol."

Am Abende saß die kleine Gesellschaft auf der luftigen Veranda des Hauses. Die weite Steppe lag vom fahlen Mondlichte beschienen vor ihnen, Hunderte von Nachtigallen und andern Singvögeln schlugen in den Gebüschen längs des Baches, es war ein herrlicher Abend. Man kam auf den Unterschied der Charaktere der Groß- und Kleinrussen zu sprechen:

„Der Großrusse ist Sanguiniker, der Kleinrusse Phlegmatiker", sagte Klimenko, „das erklärt Alles."

„Es ist nicht uninteressant, näher darauf einzugehen, wie diese Unterschiede zu Tage treten", bemerkte der Doktor. „Der Kleinrusse ist langsam, seine Züge geben ihm etwas Ernstes, sogar Finsteres; der Großrusse dagegen hat ein offenes Wesen, er ist heiter und sorglos. Ersterer besitzt eine große Anhänglichkeit an seine Heimat, letzterer hat die Neigung zum Wandern; außerhalb Kleinrußlands trifft man selten einen Kleinrussen an; den Großrussen dagegen sieht man häufig in allen Theilen des Reiches. Beide sind mißtrauisch; der Kleinrusse aber zugleich verschlossen, der Großrusse offenherzig."

„Die Großruſſen, wie Sie dieſelben nennen, ſind und bleiben „Moskali“ (Moskowiter)“, unterbrach Gritzko den Doktor; „ſagt doch das Sprüchwort: „Wir können gute Freunde ſein — doch faſſ' ich zur Vorſicht einen Stein.““

„Dafür machen die Großruſſen ſich über uns „Chachli“ luſtig und erzählen manche nicht übel erfundene Anekdote von den naiven, gutmüthigen Kleinruſſen“, ſagte Klimenko.

„Sie ſprechen wie ein Buch, lieber Doktor, die Hauptſache haben Sie aber vergeſſen, und nach meiner Meinung iſt das ein großer Unterſchied“, wandte Gritzko ein; „der Großruſſe liebt ſelbſt im Sommer ſeinen kurzen Pelz, der Kleinruſſe die Pelzmütze. Der Eine ſorgt für den Leib, der Andere für den Kopf — und endlich“, fügte er lachend hinzu, „der Eine trägt das Hemde über der Hoſe, der Andere in derſelben.“

„Ein weſentlicher Unterſchied im Volksleben liegt bei den Großruſſen auch darin“, fuhr der Doktor fort, daß bei denſelben die Familien nicht getheilt werden. Sämmtliche verheirathete Söhne bleiben zuſammen, der Vater und — nach deſſen Tode — der älteſte Sohn iſt das Oberhaupt derſelben. Die Familien bilden die Gemeinde; ſie arbeiten gewöhnlich in Genoſſenſchaften (Artel) und theilen den Ertrag der Arbeit. Nun, den Kleinruſſen wäre eine ſolche Einrichtung unerträglich. Der verheirathete Sohn ſcheidet gewöhnlich aus dem Hauſe des Vaters und gründet ſeine eigene Häuslichkeit.“

„Die Verſchiedenheit der Charaktere beider Völker drückt ſich auch in der Poeſie derſelben aus“, bemerkte Klimenko.

„Gewiß“, verſetzte der Doktor; „in den großruſſiſchen Liedern werden Heldenthaten, männliche Kühnheit, Abenteuer verherrlicht und aus denſelben ſprechen Affekte der Seele; wir vermiſſen jedoch darin jenen ſchwärmeriſchen Zug, welcher den kleinruſſiſchen Liedern einen ſolchen poetiſchen Reiz verleiht. Die Natur namentlich tritt in den kleinruſſiſchen Liedern viel ſtärker und poetiſcher hervor als bei den Großruſſen; die Natur iſt von den kleinruſſiſchen Liedern unzertrennlich und belebt dieſelben. Pflanzen und Bäume, die ganze Thierwelt, Mond und Sterne, Abend und Morgen, die Glut der Sonne und der Schneeſturm, Alles athmet zuſammen mit dem Menſchen und ſpricht zu ihm. Die Frau erſcheint in der Poeſie der Großruſſen mehr als materielles Weſen und man preiſt und ſchätzt ihre äußere Schönheit, während das kleinruſſiſche Lied die moraliſche Schönheit des Weibes ungleich höher ſtellt.“

„Auch die Sagen- und Märchenwelt der Kleinruſſen ſcheint mir reicher zu ſein als bei den Großruſſen“, ſagte Ranke.

„Reicher und poetiſcher“, erwiederte der Doktor; „ſie trägt zugleich den Charakter des ſüdlichen Bodens, auf welchem ſie entſtanden.“

„Ich habe einige ſolcher vortrefflichen phantaſtiſchen Bilder aus dem kleinruſſiſchen Volksglauben von Ihrem genialen Gogol in der Ueberſetzung geleſen“, bemerkte Ranke.

„Keine Sprache der Welt vermag den eigenthümlichen Reiz derſelben wiederzugeben“, verſetzte der Doktor; „ſolche Erzählungen wie „Die Weihnachtsnacht“, „Der Vorabend des St. Johannistages“, „Die Mainacht oder die Ertrunkene“, „Der Jahrmarkt zu Sartſchinsk“, ſind lebende Bilder aus der phan-

tastischen Welt des Volksaberglaubens; sie sind poesievoll und athmen volksthümliches, kleinrussisches Leben, kleinrussische Natur."

„Ueber den Aberglauben, wie er sich in den Erzählungen von Hausgeistern, Hexen, Nixen u. s. w. offenbart, kann uns Gritzko eine interessante Vorlesung halten", sagte der Doktor; „er ist darin zu Hause und — was die Hauptsache ist — er glaubt an Hexen und Geister", fügte er lachend hinzu.

„Und warum sollte ich nicht an Geister glauben?" rief Gritzko; „glaubt doch der Mensch an so Mancherlei, weshalb nicht an Geister? Erzählen will ich gern, wenn ich nicht fürchten muß zu ermüden.

„Es giebt also", fing er an, „böse und gute Hausgeister. Der böse Geist rumort und poltert Nachts im Hause herum, beunruhigt die Kinder in der Wiege, erschreckt Erwachsene und peinigt den Hauswirth und die Wirthin als beängstigender Alp. Der gute Geist dagegen ist für den Wohlstand der Familie ein Segen; er nimmt das Vieh und die Pferde unter seinen Schutz, ist der Tochter des Hauses zugethan und beschert ihr einen reichen Bräutigam. Die Hausgeister haben eine haarige Haut, nehmen gern menschliche Gestalt an und erscheinen häufig als Schornsteinfeger.

„Ein anderer böser Geist ist der „Vampyr" (Upir); derselbe wird vom Teufel mit einer Hexe gezeugt, tritt auf der Erde als ein böser Mensch auf und bleibt nach seinem Tode unverwest im Grabe.

„Der Vampyr verläßt Nachts sein Lager, saugt den Schlafenden Blut aus, ja saugt sie zuweilen zu Tode.

„Die Wassernymphen (Russalken) erscheinen Nachts im Mondscheine an den Ufern der Seen und Flüsse. Bekränzt mit Schilf und Laub, entsteigen die nackten, bestrickenden Gestalten dem Wasser, lassen sich im Grase nieder und kämmen ihr langes Haar. Wenn bei Tagesanbruch die Dorfmädchen nach Wasser kommen, verbergen sie sich in den Gebüschen. Wehe dem unvorsichtigen Mädchen, welches vergessen hat sich bei diesem Gange mit Wermuth zu versehen. Die Russalka ergreift das Mädchen und fragt: „Wermuth oder Petersilie?" Antwortet dasselbe „Wermuth", so flieht die Russalka; erwiedert aber das Mädchen „Petersilie", so kitzelt es die Russalka zu Tode und trägt es hinunter in die Tiefen. Kommt ein junger Bursche und giebt zur Antwort „Petruschka" (Petersilie), so ruft die Nymphe: „Du bist meine Duschka" (Seelchen), und zieht ihn in die Fluten.

„Die Russalken wohnen in Krystallpalästen, in welchen Alles von Gold und Perlen glänzt; smaragdgrüne Quellen sprudeln aus Muschelgrotten hervor und das Sonnenlicht dringt durch die Wellen in den Zauberpalast. Zu Pfingsten besuchen sie den Wald, schaukeln sich auf den Baumzweigen und singen und spielen. Wenn man oberhalb einer Mühle badet, so sieht man sie oft auf dem sich drehenden Mühlrade sitzen und ihr Haar kämmen.

„Die armen Wesen sehnen sich aber nach christlicher Taufe, denn sie sind die Seelen verstorbener, jedoch noch nicht getaufter Kinder und sie rufen die Menschen um Erlösung an; sagt man darauf: „Iwan und Maria! — ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" so geht die ungetaufte Kinderseele ins Paradies ein. Findet sich aber in Zeit von sieben

Jahren Niemand, welcher dieſe Worte ausſpricht, ſo muß die Kinderſeele auf ewig eine Ruſſalka bleiben, ebenſo wie die der Ertrunkenen.

„Ganz etwas Anderes iſt es mit den Hexen", fuhr Gritzko in ſeiner Erzählung fort; „die Hexen haben fürs Erſte einen Schweif, gehen mit aufgelöſtem Haar, in langen Hemden einher, und vermögen ſich in Katzen zu verwandeln und überhaupt andere Geſtalten anzunehmen. Ihr Hauptverſammlungsort iſt auf dem Gipfel des Kahlenberges bei Kiew, wohin ſie in der Johannisnacht, auf einem Beſenſtiel oder einer Ofengabel reitend, zum Schornſtein hinausfliegen. Die Kleinruſſen glauben feſt an einen Verkehr der Verſtorbenen mit ihren Freunden und Verwandten.

„Die Bären werden für die Nachkommen von Menſchen gehalten, die einſt finſter und menſchenſcheu im Walde gelebt und gegen Niemanden gaſtfrei geweſen; da habe ſie ein Mönch, den ſie einſt rauh von ihrer Schwelle gewieſen, verflucht und in Bären verwandelt. Das Geſicht im Monde iſt das Geſicht Kain's. Die Schwalben haben den Juden bei der Kreuzigung Chriſti die Nägel geſtohlen, daher iſt es Sünde, ſie in ihren Neſtern unter'm Dach zu ſtören.

„In der Mitternacht vom 23. zum 24. Juni blüht die feuerrothe Blüte eines Farrnkrautes auf; wer dieſe Blume findet, pflückt und aufbewahrt, wird ein Zauberer, jeder Schatz in der Erde liegt offen vor ſeinen Augen. Solche Schätze ſind aber meiſt verflucht und nur durch beſondere Zauberformeln zu heben; den Schlüſſel dazu giebt die Wunderblume. Das Auffinden derſelben iſt mit den größten Gefahren verbunden. Unbeſchreibliche Schrecken umgeben den Kühnen, der die Blume Nachts im Walde ſucht: ein ganzes Heer von Hexen, böſen Geiſtern, Waldteufeln und Todten umſchweben ihn mit Hohngelächter, die Bäume krachen, der Donner rollt, Schreien, Toben, Heulen ... nein, nur Wenige entſchließen ſich, die Zauberblume zu ſuchen."

Recht charakteriſtiſch finden wir den Aberglauben der Kleinruſſen in dem Phantaſieſtücke „der Wih" geſchildert, welches wir einer längeren Erzählung Gogol's entnehmen.

„Es war in den erſten Tagen der Sommerferien, als ein junger Seminariſt aus dem philoſophiſchen Kurſus, Namens Chома Brut, den Schulſtaub des Kiew'ſchen Seminariums abſchüttelnd, mit leerer Taſche, leichtem Ränzelchen und eben ſo leichten Herzens den Wanderſtab ergriff und in die weite Steppe hinauszog. Sorglos war er bis Abend ins Blaue gewandert, er hatte keinen beſtimmten Weg, kein Ziel. Die erſten Abendſterne, noch mehr aber ſein leerer Magen ließen ihn an ein Unterkommen für die Nacht denken. Dieſer Gedanke machte ihm übrigens wenig Sorge, denn bei der unbegrenzten Gaſtfreundſchaft des Landes fand Jeder, vor Allen aber ein „fahrender Schüler", überall offenes Thor und offene Tafel. Der Abend war indeſſen hereingebrochen und ringsum kein Chutor zu ſehen.

„„Das geht nicht mit rechten Dingen zu", dachte Chома; „ich habe doch deutlich einen Chutor vor mir geſehen — und jetzt iſt er wie in die Erde geſunken."

„Und wieder ging er über eine Stunde lang weiter, es war dunkle Nacht geworden... Chома rief laut in die Nacht hinaus ... keine Antwort; nur kam es ihm vor, als höre er in weiter Entfernung heiſeres Wolfsgeheul. —

Nachdem er noch ein Stück weiter gegangen, hörte er deutlich Hundegebell und helles Feuer leuchtete ihm entgegen.

„„Ein Chutor, Gott sei Dank, ein Chutor!" rief er freudig.

„Nach einigen Minuten befand er sich vor dem verschlossenen Thore eines kleinen Chutors.

„„Heda, Ihr guten Leute, aufgemacht!" rief er, mit seinem Stock an das Thor klopfend. — Knarrend öffnete sich die Thür einer niedrigen Chate und ein altes Weib erschien auf der Schwelle.

„„Wer klopft da?" rief sie hustend mit heiserer Stimme.

„„Choma Brut, ein Seminarist aus Kiew", erwiederte dieser; „habe mich verirrt, bin müde und hungerig geworden, gieb mir ein Nachtlager, Babussa (Großmütterchen)!"

„„Unmöglich", brummte das Weib; „die Chate ist voller Gäste, nirgends ein Winkel leer; ich mag so einen Trunkenbold von Seminaristen nicht aufnehmen, packe Dich weiter!"

„„Sei barmherzig, Babussa!" rief Brut; „ich bin kein Trunkenbold, bin mit Allem zufrieden und — will's Dir reichlich bezahlen, wenn sich ein rother Heller in meiner Tasche findet", fügte er leise murmelnd hinzu.

„„Nun, meinetwegen", sagte die Alte gastfreundlicher gestimmt und öffnete das Thor; „mußt aber zufrieden sein mit dem, was wir haben."

„Nachdem Brut eine Schale voll gesäuerter Milch und ein mächtiges Stück Piroge zum Nachtmahl verzehrt hatte, geleitete ihn die Alte nach seiner Schlafstelle in einen leeren Schafstall.

„Ermüdet warf er sich hier in einen Winkel aufs Stroh und wollte eben einschlafen, als sich die niedrige Thür öffnet und die Alte gebückt in den Stall tritt.

„„Was willst Du, Babussa?" ruft er.

„Die Alte schreitet, ohne zu antworten, mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu; ihre Augen glühen wie feurige Kohlen. Entsetzt sprang Brut auf und wollte fliehen; die Alte vertrat ihm den Weg und näherte sich ihm noch mehr. Brut wollte sie zurückstoßen, er war jedoch nicht im Stande, eine Hand zu erheben, sein ganzer Körper war wie gelähmt, die Stimme in seiner Brust erstorben. Die Alte trat auf ihn zu, legte ihm die Hände übereinander, beugte ihm den Kopf zur Erde, sprang mit der Behendigkeit einer Katze auf seinen Rücken, versetzte ihm einen Hieb mit dem Besen — und Brut fühlte, wie seine Füße sich wider seinen Willen hoben; mit der Schnelligkeit eines tscherkessischen Renners sprengte er mit der Alten auf seinen Schultern vom Chutor in die Steppe hinaus. —

„„Aha, also eine Hexe bist Du!" dachte Brut für sich.

„Es kam ihm vor, als lege sich eine durchsichtige Decke über den grünen Boden, und er sah tief unten wie in einem Spiegel sein eigenes Bild mit der Alten auf seinen Schultern. Goldlockige Russalken tauchten im Weiher auf, blickten neugierig durch das dichte Rohr und lachten ihn an; die blauen Glockenblumen in der Steppe erhoben ein Geläute, der blasse Mond wurde zur Sonne.... Wachte er wirklich oder war das Alles nur ein Traum?

„Während der Schweiß von seiner Stirn perlte, durchströmte seine Adern ein dämonisch-süßes Gefühl; er empfand Furcht und Entsetzen und betäubenden

Genuß zu gleicher Zeit. Es kam ihm vor, als höre sein Herz auf zu schlagen; in seiner Todesangst murmelte er Beschwörungsformeln gegen böse Geister, und er fühlte, wie der Zauber um ihn her allmählich schwand, die Arme der Alten sich von seinem Halse lösten. Da schüttelte er sie plötzlich von sich ab und sprang ihr auf den Rücken. Die Alte rannte so schnell mit ihm fort, daß Brut fast der Athem verging. Er langte nach einem auf dem Wege liegenden Knittel und schlug unbarmherzig auf die Alte los.... Sie stieß laute Klagerufe aus, Anfangs zornig und drohend, dann aber immer schwächer, sanfter, und zuletzt mit so leiser, süßer Stimme, daß sein Herz erbebte und er sich unwillkürlich sagte: „Kann das ein altes Weib sein?“

„„Ach, ich kann nicht mehr!“ rief sie erschöpft und sank auf den Boden.

„Der Morgen dämmerte bereits. Brut beugte sich zu der Alten nieder und blickte ihr in die Augen ... und vor ihm lag ein wunderschönes, junges Mädchen, welches ächzend die thränenden Augen zu ihm erhob.

„Zitternd wie Espenlaub starrte er die Erscheinung an. Furcht, Mitleiden und ein ganz eigenes, ihm bisher unbekanntes Gefühl beschlichen sein Herz; er schlug ein Kreuz und lief, so schnell seine Füße ihn zu tragen vermochten, in der Richtung nach Kiew zu, dessen goldene Thurmspitzen in der Ferne am Horizont glänzten. —

„In der Stadt hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Tochter eines reichen Sotniks, dessen Chutor 50 Werst von Kiew lag, auf einem entfernten Spaziergange überfallen und so schwer mißhandelt worden sei, daß sie sich dem Tode nahe fühle. Sie habe den Wunsch ausgesprochen, hieß es, daß ein Seminarist, Namens Choma Brut, nach ihrem Tode drei Tage lang die üblichen Gebete an ihrem Sarge verlese.

„Als der Rektor des Seminariums Brut den Befehl ertheilte, ungesäumt nach dem Chutor des Sotniks aufzubrechen, erbebte der Jüngling unter dem Eindruck eines Gefühls, über welches er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte; eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß ihn nichts Gutes erwarte.

„In der Nacht desselben Tages langte Brut auf dem Chutor des Sotniks an. Als er am Morgen erwachte, war das ganze Haus in Aufruhr, die Tochter des Sotniks war in der Nacht gestorben.

„Brut wurde zum Sotnik beschieden. Derselbe saß in einer Ecke des Zimmers, in welchem die Todte auf einer Decke von blauem Sammet auf einem hohen Tisch unter den Heiligenbildern lag; am Kopfende und zu ihren Füßen brannten hohe Wachskerzen. Bei seinem Eintritt erhob der Sotnik das Haupt, welches er, auf beide Hände gestützt, der geliebten Tochter zugewandt hatte; der Ausdruck eines tiefen Kummers lag auf dem Gesichte des alten Mannes.

„„Wie bist Du mit meinem Kinde bekannt geworden?“ redete er Brut nach kurzem Schweigen an.

„„Bin niemals mit ihr bekannt gewesen, gnädiger Pan; so wahr Gott lebt, niemals!“ erwiederte Brut.

„„Sonderbar... Weshalb hat sie gerade Dich gewählt und nicht einen Anderen?... hätte sie nur eine Minute länger gelebt, ich würde Alles erfahren haben. „Schicke nach dem Seminaristen Choma Brut; er soll drei

Nächte für meine sündige Seele beten ... er weiß" ... und das war ihr letztes Wort — ich aber weiß Nichts."

„Seufzend erhob sich der Sotnik und wies mit der Hand nach der Stelle, wo die Gebetbücher lagen. „Der Wille meines geliebten Kindes soll erfüllt werden. Du wirst drei Nächte die Gebete lesen und reichlich belohnt werden — sonst aber will ich dem Teufel selbst nicht rathen, mich zu erzürnen!" Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

„„Drei Nächte sind ja keine Ewigkeit!" dachte Brut, ergriff ein Gebetbuch und las mit lauter Stimme. Er wagte es Anfangs nicht, seine Augen zu dem Gesichte der Todten zu erheben; endlich konnte er einem inneren Drange nicht widerstehen, wandte sein Haupt, blickte sie an und ... er erbebte in seinem Innern. Vor ihm lag eine liebliche Mädchengestalt, in deren schönen, harmonischen Zügen noch die ganze Frische des Lebens zu blühen schien. Je länger er jedoch diese Züge betrachtete, desto schwerer legte sich das Gefühl einer unbestimmten Angst auf seine Seele. Es war ihm, als legten sich diese Rosenlippen an sein Herz und färbten sich von seinem eigenen Herzblut. Plötzlich sprach ihn aus diesen Zügen etwas schrecklich Bekanntes an ... „Hexe!" rief er erblassend aus, wandte seine Augen ab und las eifrig sein Gebet.

„Nach Sonnenuntergang wurde die Leiche in den Sarg gelegt und in die Kirche gebracht.

„Es war bereits dunkle Nacht, als Brut, nachdem er sich durch eine gute Mahlzeit und besonders durch einen mächtigen Krug Branntwein gestärkt, seine erste Nachtwache in der Kirche begann. Der schwarze Sarg stand dem Altar gegenüber in der Mitte der Kirche; der düstere Raum wurde durch die brennenden Wachskerzen nur schwach erhellt.

„Brut blickte um sich. „Was ist hier zu fürchten?" sagte er; „Menschen können nicht herein — und gegen Todte und Gespenster habe ich Gebete... Schade, daß ich hier meine Pfeife nicht anzünden darf."

„Er trat zu dem offenen Sarge und blickte die Todte an; er bebte zurück vor dem Ausdruck dieser dämonischen Schönheit. Er ergriff sein Gebetbuch und las mit lauter Stimme, immer aber schielte er unwillkürlich nach der Todten hin. „Nun, und wenn die Todte aufstände?" sagte er sich. Im Sarge rührte sich nichts.

„„Wenn sie aber doch aufstände?" Die Todte erhob ihr Haupt.

„Brut blickte wild um sich und rieb sich die Augen. Die Todte hatte sich im Sarge aufgerichtet und schritt mit geschlossenen Augen, mit den Händen um sich greifend, als wolle sie Jemanden fangen, auf Brut zu. Dieser beschrieb in seiner Todesangst einen Kreis um sich und sprach Beschwörungsformeln gegen böse Geister. Sie hatte nicht die Gewalt, den Kreis zu überschreiten; mit vor Wuth verzerrten Zügen blieb sie, die Zähne fletschend, stehen, während ihr Gesicht die Farbe der Verwesung annahm. Langsam wich sie dann zurück, erhob drohend die Hand gegen Brut und legte sich wieder in den Sarg. Dann erhob sich plötzlich der Sarg in die Luft und fuhr sausend in der Kirche umher, ohne jedoch den Kreis zu berühren, in welchem Brut stand. Der Angstschweiß brach ihm aus, sein Herz klopfte, da ertönte der erste Hahnenschrei ... er athmete auf, der Sarg stand unbeweglich an seinem Platze. —

„Als Brut sich in der zweiten Nacht wieder allein in der Kirche befand, suchte er sich selbst Muth einzusprechen: „Was habe ich zu fürchten? Wieder die alte Geschichte und nichts weiter ... nichts, gar nichts!“ Er schlug sein Gebetbuch auf und las mit lauter Stimme. Als er aber seine Augen aufschlug, stand die Todte auf der Kreislinie vor ihm. Sie schaute ihn mit ihren grünen Todtenaugen an und murmelte mit hohler Stimme Worte, die Jener nicht verstand; sie mußten aber schreckliche Beschwörungen enthalten, denn es erhob sich ein Sturm in der Kirche, es schlug mit Flügeln gegen die Fenster und er hörte ein Winseln, Heulen und Kratzen an den Fensterscheiben, als wolle ein ganzes Heer böser Geister in die Kirche dringen.

„Brut war mehr todt als lebendig vor Entsetzen, und als bald nach dem ersten Hahnenrufe zwei Kosaken vom Chutor erschienen, um ihn abzulösen, fanden sie ihn leichenblaß, kaum athmend, an einen Pfeiler gelehnt.

„„Was ist mit Dir geschehen, Choma?“ rief einer der Kosaken; „Dein Haar ist ja über Nacht schneeweiß geworden, was ist Dir begegnet?“

„„Begegnet? Mein Haar ist weiß? Nun, es giebt ekelhaftes Zeug genug in der Welt“, sagte er, ein abwehrendes Zeichen mit der Hand machend. „Gebt mir einen Schluck Branntwein!» Er setzte die mächtige Flasche an den Mund und leerte sie bis auf den letzten Tropfen. „So“, sagte er tief aufathmend, „jetzt noch eine Nacht, und dann hole der Satan alle Hexen, Vamphre und — schöne Sotnikstöchter!“ setzte er die letzten Worte leise murmelnd hinzu. —

„Beim Anbruch der dritten Nacht fand Brut bei seinem Eintritt in die Kirche Alles beim Alten. Der Sarg der schrecklichen Hexe stand unbeweglich inmitten der Kirche. „Ich fürchte mich nicht, weiß Gott, ich fürchte mich nicht!“ rief er. Plötzlich sprang der eiserne Deckel des Sarges krachend auf und die Todte erhob sich aus demselben; schrecklicher als je war sie anzusehen. Wild kreischend stieß sie mit verzerrten Lippen ihre Beschwörungen aus. Ein Sturmwind erhob sich, klirrend flogen die Fensterscheiben auf den Steinboden, die Heiligenbilder stürzten von den Wänden, die Kirchenthür wurde aus ihren Angeln gehoben und eine Unzahl scheußlicher, geflügelter Gestalten drang zu Thür und Fenstern in das Innere der Kirche. — Brut's Branntweinrausch verflog, er schlug ein Kreuz nach dem anderen und las mit lallender Zunge Gebete. Ihm gegenüber stand eine riesige Gestalt, zwischen deren mähnenartig herabhängendem Haar zwei Augen, gleich rollenden Feuerrädern, ihn anglotzten. Alle diese bösen Geister sahen sich nach dem armen Seminaristen um, suchten ihn, konnten ihn aber in seinem schützenden Kreise nicht sehen.

„„Ruft den Wih her! Holt den Wih!“ rief plötzlich die Todte.

„Und es wurde still in der Kirche. Draußen hörte man wie fernes Wolfsgeheul und Brut vernahm einen dröhnenden Schritt auf dem Boden der Kirche. Er schielte hin und sah einen gewaltigen Riesen hereinführen. Die Füße und Hände desselben waren mit Erde bedeckt, sein Gesicht war von Eisen, seine langen Augenlider reichten bis zur Erde. Man führte ihn unter den Armen und stellte ihn dem zitternden Brut gegenüber.

„„Hebt mir die Augenlider auf!“ sagte der Wih mit einer Grabesstimme; „ich sehe nichts!“

„Und Alles eilte herbei, ihm zu gehorchen.

„„„Sieh' nicht hin!" flüsterte eine geheime Stimme Brut zu; er konnte aber nicht der Versuchung widerstehen und blickte den Wih an.

„„„Da ist er!" schrie der Wih, mit eisernem Finger auf Brut zeigend, und die ganze unheimliche Schar fiel über ihn her . . . er stürzte entseelt zu Boden.

„Da krähte draußen der Hahn zum zweiten Mal. Den ersten Ruf hatten die bösen Geister überhört; erschrocken ergriffen sie die Flucht, doch vergebens, sie waren gefangen und blieben an Thüren und Fenstern hangen.

„Als der Pope am Morgen in die Kirche trat, entsetzte er sich vor solch einer Entweihung der heiligen Stätte und wagte es nicht, die Todtenmesse zu halten.

„Und in diesem Zustande ist die Kirche mit allen gefangenen bösen Geistern im Innern derselben bis auf den heutigen Tag verblieben. Sie ist mit Dornengestrüpp und Wald umwachsen, und weder Weg noch Steg führen zu dem verrufenen Orte." —

Zur vollkommenen Schilderung des Lebens in der Steppe gehört auch die Beschreibung einer Trappenjagd. Außer dem gelbgesprenkelten, weißen Steppenhuhn (Strepet), dem gewöhnlichen Feldhuhn und der Wachtel ist die Trappe Hauptgegenstand für den Jagdliebhaber. Die Trappen sind bekanntlich den wilden Truthühnern sehr ähnliche Thiere und in den Steppen von Kleinrußland zu jeder Jahreszeit in großen Scharen zu finden. Die Jagd auf dieselben ist jedoch eine sehr schwierige, indem das Anschleichen an den überaus vorsichtigen Vogel auf der freien Ebene fast unmöglich wird. Man sucht die Trappenschar, welche es niemals unterläßt, ihre Schildwachen auszustellen, auf verschiedene Art zu überlisten. Am erfolgreichsten geschieht dies gewöhnlich, indem der Jäger in einer Laube von grünen Zweigen versteckt auf einer Telega nach und nach an die Trappen langsam heranfährt. Es gehört aber große Geduld zu einem solchen Jagdzuge. Der Jäger muß häufig sein Fuhrwerk anhalten und das Pferd weiden lassen, um die Wachsamkeit der Vögel zu täuschen, bis es ihm gelingt, sich denselben auf Schußweite zu nähern. Die günstigste Zeit für die Trappenjagd ist Regenwetter, wo der im Fluge schwerfällige Vogel mit seinem durchnäßten Gefieder, seine Ohnmacht fühlend, Zuflucht in den Hirsefeldern sucht und nur dann auffliegt, wenn der Jäger unmittelbar auf ihn stößt. Klimenko hatte mehrere Jäger aus der Nachbarschaft zu einer Trappenjagd eingeladen. Die Gesellschaft, welche außer dem Wirth, seinem Gast Ranke und Gritzko aus noch zwölf Jägern bestand, brach am frühen Morgen zu Pferde auf; man hatte nämlich beschlossen, wie solches häufig mit Erfolg geschieht, die Trappen einzukreisen. Wenn der Anfangs weite Kreis sich um die Vögel immer enger zusammenzieht und diese endlich auffliegen, so kommt dabei wenigstens ein Jäger gewöhnlich zum Schuß. Das Einkreisen beginnt dann von Neuem und die Jagd wird häufig bis zum späten Abend fortgesetzt.

„Ich habe manch Kuriosum auf der Trappenjagd erlebt", erzählte Gritzko, während die Gesellschaft über die Steppe hinritt. „So ist mir vor einigen Jahren eine Geschichte passirt, die ans Unglaubliche grenzt. . . . Sie mögen mir dieselbe glauben oder nicht, meine Herren, ich will sie Ihnen jedoch erzählen."

„Schießen Sie nur immer los, lieber Gritzko, wir glauben Ihnen", sagte Klimenko lächelnd. „Also, wie ich gesagt", begann Gritzko, „vor einigen Jahren, ganz recht, es war im Spätherbst Anno Sechsundsechzig, zeigten sich ungemein viele Trappen in der Steppe; sie schienen es besonders auf meine Hirsefelder abgesehen zu haben und ich sah täglich aus dem Fensters meines Chutors drei bis vier Scharen in der Steppe herumspazieren. Sie können sich nun wol denken, ob da ein alter Jäger, wie ich, ruhig sitzen blieb oder nicht. . . . In meinem ganzen Leben hatte ich aber nicht solchen Aerger wie damals. Täglich war ich hinter den Trappen her, und kam nicht zum Schuß. All meine Schlauheit half mir nichts, es schien mir, als führten sie mich absichtlich an der Nase herum; oder sollte hier gar Hexerei im Spiel sein?" dachte ich.

Trappe.

„Da, eines schönen Morgens, seh' ich zum Fenster hinaus und das Herz hüpfte mir vor Freude. . . . Sträucher, Burjan, das Gras in der Steppe, Alles war wie mit Zucker überzogen, d. h. — Sie verstehen mich — es hatte „geglatteist" und ein feuchter Nebel lag über der Steppe. Aha, endlich hab' ich euch, meine Täubchen, eure Stunde hat geschlagen, und eure ganze Schlauheit wird euch nichts helfen . . . jetzt ist auf meiner Straße Kirmeß!" rief ich und rüstete mich zur Jagd. „Bei solchem Wetter konnte ich sicher auf ein paar Trappen rechnen. Nun kommt aber das Unglaubliche in der Geschichte, passen Sie auf!"

„Geniren Sie sich gar nicht, Gritzko!" lachte Klimenko.

„Also", fuhr Gritzko fort, „ich nehme meinen Doppellauf, der Tiras, der Karo und noch so ein paar Köter, als wüßten sie, was es geben sollte, hinter mir drein; so gings in die Hirsenfelder. . . . Kaum war ich herangekommen, so standen beide, der Tiras und der Karo, die anderen Köter aber fuhren bellend in die Hirse. . . „Pille! Tiras! Pille! Karo!" ruf' ich und lege mich in Anschlag, die Hunde aber rühren sich nicht, sondern sehen sich wedelnd nach mir um. . . Da, meine Herren, jetzt kommts, da reckt hier eine Trappe den Kopf in die

Höhe, dort eine zweite, dritte, vierte, da rennt ein Paar durch das Feld, der kläffende Köter hinterher... Es kam mir vor, als schämten sich die Vögel, daß ich sie endlich attrapirt, und sähen mich bittend an.

„Ja, meine Herren, so war es; ich jagte ihrer zwanzig aus der Hirse, sie waren sämmtlich überglast, kandirt, konnten keine Feder rühren.... Halten Sie so Etwas für möglich? ...

„Ich faßte mich kurz, löste meine Peitsche vom Gurt und trieb sie alle zwanzig wie eine Heerde Truthühner vor mir her nach dem Chutor."

„Es mag unglaublich klingen", sagte Einer aus der Gesellschaft; „Aehnliches kommt aber vor; so weiß ich, daß Dorfbuben Trappen in einem ähnlichen Zustande in der Steppe mit den Händen gefangen."

Die Gesellschaft mochte zwei Stunden fortgeritten sein, als man in der Entfernung eine beträchtliche Schar Trappen entdeckte. Die Einkreisung begann mit aller Vorsicht, und es dauerte länger als eine Stunde, bis der Kreis geschlossen war; die Entfernung von den Vögeln war noch so bedeutend, daß diese auf derselben Stelle verblieben. Langsam näherten sich die Jäger, das Gewehr in Bereitschaft, dem Mittelpunkte; unruhig hoben die Vögel zuweilen die Köpfe, sie erschienen wie in einen Zauberkreis gebannt. Da, als die auf der Kreislinie vertheilten Jäger ungefähr 400 Schritt von den Trappen entfernt waren, flogen diese nach drei verschiedenen Richtungen auf; die Jäger mochten sich 150—200 Schritt weit von einander befinden, die Trappen mußten demnach in Schußweite passiren; so geschah es auch: Piff! Paff! und wieder und wieder knallte es ... dann aber waren die Vögel außer Schußweite. Man hatte bei dieser ersten Einkreisung fünf Trappen geschossen. Nach einer kurzen Erholung brach die Gesellschaft wieder auf, um die Jagd in gleicher Weise fortzusetzen.

„Sie wollen also eine Spazierfahrt über die Stromschnellen und Wasserfälle im Dniepr machen, lieber Ranke, und morgen aufbrechen?" sagte Klimenko am Abend nach der Jagd zu seinem Gast. „Ich habe die Fahrt schon oft gemacht", fuhr er fort, „ich will Sie indessen begleiten; morgen sind wir bei Zeiten in Jekatherinoslaw, finden hoffentlich eine Barke zur Abfahrt bereit und gehen mit dieser stromabwärts. Jekatherinoslaw, obgleich Gouvernementsstadt, bietet nichts Interessantes. Es ist eine Stadt von „gestern", von der großen Kaiserin im Jahre 1787 angelegt, hat also weder Erinnerungen noch eine Vergangenheit, wie außer Kiew fast alle Städte Kleinrußlands. „Wollen Sie den Dniepr bis Cherson hinabgehen und Neurußland und Bessarabien bereisen?" fragte Klimenko weiter.

„Das nicht", versetzte Ranke; „ich gehe nur bis zur deutschen Kolonie Kitschkas am Dniepr und behalte mir Neurußland für eine spätere Zeit vor; es zieht mich vor Allem nach Kiew und ich möchte Kleinrußland nicht verlassen, ohne Kiew kennen gelernt zu haben."

„Sie wissen", hub Klimenko an, während die Tarantasse auf dem Wege nach Jekatherinoslaw hinrollte, „daß die Wasserfälle des Dniepr den Alten bekannt waren und schon Herodot derselben bei seiner Schilderung der Skythen erwähnt. Eine sehr genaue Beschreibung finden wir bei Konstantin Porphy-

rogenitos, welcher erzählt, daß die Russen die Fahrt über die Wasserfälle unter fortwährenden Angriffen der Petschenegen bewerkstelligten."

Die Stromschnellen beginnen sieben Werst unterhalb Jekatherinoslaw bei dem Lootsendorfe Kamenki und ziehen sich 65 Werst weit bis zu der deutschen Kolonie Kitschkas.

„Denken Sie sich", erzählte Klimenko, „ungeheuere Felsenbänke, welche, in Stufen von einigen Metern Höhe übereinander gelagert, sich von einem Ufer des Flusses bis zum anderen hinziehen. Die Wassermasse des Flusses stürzt schäumend und donnernd diese steinerne Riesentreppe hinab. Mit reißender Geschwindigkeit schießt die Barke unter den hoch aufspritzenden Wellen von einer Stufe auf die andere. Das Kommando des Lootsen ist nicht zu hören, die Bootsleute folgen dem Winke seiner Hand.

„Man zählt gegenwärtig auf der Ausdehnung von 65 Werst neun solcher Stromschnellen oder Wasserfälle; der größte und gefährlichste derselben ist der „Nenassitetz" (der Unersättliche), welcher bei einer Breite von 960 m. und 4 m. Fall zwölf Stufen hat. Außer diesen neun, die ganze Flußbreite einnehmenden Felsenbänken giebt es auch noch andere, welche sich nur bis zur Mitte des Flusses erstrecken und in Gemeinschaft mit einer Menge einzelner Felsblöcke, Strudel und Untiefen den Uebergang der Barken, Flöße und sonstigen Fahrzeuge sehr erschweren. Einige der Felsbänke liegen unter Wasser, andere gleich hoch mit dem Wasserspiegel, andere aber erheben sich 2—3 m. hoch über die Oberfläche und lassen nur einen schmalen Durchgang frei. Die Wassermasse des Flusses staut sich hinter einem solchen Steindamm an und stürzt dann 1—2 m., zuweilen auch höher hinab. Im Frühjahr sind sämmtliche Felsbänke außer dem Nenassitetz vom Wasser bedeckt; im Sommer dagegen bei niedrigem Wasserstande, wo die Wasserfälle oft eine Höhe von 3—5 m. erreichen, ist der Uebergang über die Stromschnellen, trotzdem daß die Regierung für Sprengung der Felsen und Bildung einer Art von Kanal Millionen verwendet hat, stets mit Gefahr verbunden."

Unsere Reisenden fanden in Kamenki eine Barke vor Anker liegen. Alles war zur Abfahrt bereit. Sechs Mann standen am Steuer, einem mächtigen Mastbaum von 64 m. Länge, die übrige Mannschaft saß auf den Ruderbänken. Der Lootse entblößte sein Haupt und schlug ein Kreuz; sämmtliche Bootsleute knieten nieder und sprachen voll Andacht ein kurzes Gebet. Auf den Gesichtern Derjenigen, die zum ersten Mal an einer solchen Fahrt mit Theil nahmen, zeigten sich Angst und Besorgniß.

„Anker auf!" kommandirte der Lootse, und der schwere Anker wurde emporgewunden. Langsam trieb die Barke, vom Steuer geleitet, nach der Mitte des Flusses. Nach kurzer Zeit vernahm man von ferne das Brausen des ersten Wasserfalls, des Falls von Kodatzk; die Strömung wurde stärker, die Barke glitt schneller dahin.

„Ruder fort! Ans Steuer!" erscholl das Kommando des Lootsen. Die ganze Mannschaft stellte sich zu beiden Seiten des Steuers.

Unwillkürlich fühlte ein Jeder beim Herannahen der Gefahr, bei dem betäubenden Getöse der hoch aufspritzenden Wellen, sein Herz mächtig schlagen...

„Rechts gehalten! noch mehr!“ ruft der Lootse; der Donner der Wogen verschlang seine Worte, er kommandirte durch Zeichen. „Festgehalten, Brüder!“ schrie er und eilte selbst zum Steuer...

Und die Barke schießt, in ihren Fugen zitternd, über die vier Stufen den Fall hinab. Die Gefahr war glücklich überstanden. Die Barke glitt wieder im ruhigen Fahrwasser dahin. Der Lootse und die Mannschaft fielen auf ihre Kniee und bekreuzigten sich.

Die drei folgenden Fälle gehören zu den weniger gefährlichen; unterhalb der „Ziegeninsel“ aber, wo die Fahrzeuge gewöhnlich anlegen und die Mannschaft ausruht, kommt der gefürchtete Nenassitetz, oder, wie er bei den Lootsen heißt „der Großvater“ (Diäd). Aus weiter Ferne hört man sein donnerähnliches Brausen, und je näher man kommt, desto mächtiger schlagen die schäumenden Wellen zwischen den Felsstücken empor.

„Eimer und Schlägel zum Kalfatern in Bereitschaft! Alle Mann ans Steuer!“... Zwanzig Mann standen am Steuer, jedes Winkes des Lootsen gewärtig. Der Wellenschlag wurde immer stärker und stärker, endlich zeigte sich die blitzende, weiße Schaumkrone des Falls. Die Barke gehorchte dem mächtigen Steuer, und während es um sie her wüthete, donnerte und barst, die Wellen das Verdeck überströmten, schoß das Fahrzeug ächzend und stöhnend hinab und legte die ganze Strecke der 12 Stufen, d. h. über eine Werst, in weniger als drei Minuten zurück.

Oberhalb und unterhalb des Falles stehen Rettungsböte in Bereitschaft und die Lootsen zeigen bei vorkommenden Unglücksfällen bewundernswerthe Selbstaufopferung.

„Geschehen hier keine Unglücksfälle?“ fragte Ranke.

„O, oft genug, mein Herr“, erwiederte einer der Nebenstehenden; „vor wenigen Tagen bin ich selbst Augenzeuge einer schrecklichen Scene gewesen. Eine große Barke gerieth mit dem Vordertheil in einen Strudel der eilften Stufe; die Mannschaft hielt sich auf dem Hintertheil der Barke; die Wellen schlugen donnernd an die Seiten derselben und drohten sie jeden Augenblick zu zertrümmern. Vergebens kämpften die Lootsen des oberen und unteren Rettungsbootes gegen die Macht der Wellen, den Unglücklichen Hülfe zu bringen. Nach vieler Mühe gelang es der Mannschaft, den Lootsen einen langen Strick zuzuwerfen, an welchem das Rettungsboot an die Barke herangezogen und sämmtliche Leute gerettet wurden.“

Endlich hatte die Barke den letzten Wasserfall hinter sich und landete an der Insel Chortitza.

„Wir befinden uns hier auf einem klassischen Boden Kleinrußlands“, bemerkte Klimenko seinem Freunde. „Sie wissen, daß sich auf den Inseln des Dniepr einst die Niederlassung der saparogischen Kosaken und auf Chortitza das Hauptlager derselben, die „Sfetscha“, befunden hat. Ihren Namen führten diese unternehmenden Abenteurer von den Stromschnellen, unterhalb welcher sie sich niederließen, denn Parogi heißt eben Schnellen, Fälle, und „sa“ hinter.“

„Man hat die Saporoger, welche ja auch das Gelübde der Ehelosigkeit legten, mit den geistlichen Ritterorden, namentlich den Maltesern, verglichen.

Der Kampf gegen die Ungläubigen war, so viel ich weiß, bei den Saporogern auch Hauptaufgabe ihres Lebens", erklärte Ranke.

„Ohne dem Heldenmuthe, dem Ruhm und mancher glänzenden Eigenschaft der Saporoger zu nahe zu treten, muß ich jedoch behaupten, daß diese Aehnlichkeit nur eine scheinbare ist und eben nur darauf beruht, daß diese wie jene gegen die Ungläubigen kämpften. Die Malteser, Johanniter und Templer waren die Söhne einer schwärmerischen Zeit, eines romantischen Ritterthums, denen bei manchen Schattenseiten ein poetisches Ideal vorschwebte; die Saporoger dagegen sind die Helden einer rohen, gesetzlosen Zeit, der sie in Sitten und Lebensart vollkommen entsprachen. Ihre Kriege gegen Tataren und Türken waren zugleich Raubzüge und sie selbst erscheinen mehr wie Raubritter, als wie Kämpfer für den Glauben.

In späterer Zeit treten übrigens die Kriege gegen die Ungläubigen in den Hintergrund; wir sehen sie in eine Reihe von blutigen Kämpfen mit den Lächen (Polen) verwickelt und den Haß gegen die römische Kirche an Stelle der Feindschaft gegen den Islam treten. Diese Kriege wurden beiderseits mit unerhörter Erbitterung und Grausamkeit geführt, und wenn sie uns auch von mancher glänzenden Heldenthat erzählen und Namen wie die der Hetmane Chmielnitzki und Naliwaiko nennen, deren ruhmvolles Andenken noch heute in Kleinrußland fortlebt, so sind sie nichtsdestoweniger ein Bild von Greuelscenen, Verheerung und Plünderung.

Die Ehelosigkeit war für den Saporoger kein bindendes Gelübde, obwol die Mehrzahl unverheirathet blieb. Die vornehmeren Offiziere der Kosaken waren meist wohlhabende Leute, die bedeutenden Grundbesitz in Kleinrußland hatten, auf ihrem Chutor lebten und sich nur von Zeit zu Zeit, wenn allgemeiner Kriegsrath wegen irgend einer Unternehmung gehalten werden sollte, in der Sfetscha oder Sfitsch einfanden.

In der ersten Zeit beschränkten sich die Unternehmungen der Genossenschaft auf abenteuerliche Raubzüge an die Küste des Schwarzen Meeres, sogar auch bis nach Kleinasien. Als jedoch diese Vereinigung an Ausdehnung gewann und unter den unumschränkten Atamanen eine gesetzliche Organisation erhielt, wurde das Saporogenthum zu einer Korporation von politischer Bedeutung.

Nach der Unterdrückung des Kosakenaufstandes am Ural im Jahre 1775 wurde auch dem Dasein der Saporogen-Sfetscha ein Ende gemacht. Ein Theil der Saporoger widersetzte sich der Aufforderung der Regierung, die Waffen niederzulegen, floh nach der Türkei und bot dem Sultan seine Dienste an; die Mehrzahl jedoch gehorchte, ließ sich in den benachbarten Theilen von Kleinrußland nieder und griff zu friedlichen Gewerben. Beim Ausbruch des Krimkrieges erging ein Aufruf an die Saporoger, unter ihren alten Rechten der Krone zu dienen, jedoch nicht mit Beibehaltung der früheren Sfetscha im Dniepr. Von allen Seiten strömten die Saporoger herbei und bildeten ein regelmäßiges, gut bewaffnetes Kosakencorps von 12,000 Mann. In Anerkennuung der großen Dienste, welche dieses Corps während des Krieges geleistet hatte, verlieh die Regierung den Saporogern neue Privilegien und bedeutende Ländereien an den Ufern des Kuban.

Die heutigen Kosaken am Kuban, die Kosaken des „Schwarzen Meeres" oder Plastuni, mit welchen wir unsere Leser später bekannt machen werden, sind die Nachkommen jener Saporoger, deren Sprache, Sitten und Lebensart sie treu bewahrt haben.

Wie es früher in der Sfetscha auf der Insel Kortitza zuging, möge folgende Erzählung zeigen: Der alte Taraß Bulba war mit seinen beiden Söhnen nach einem dreitägigen Ritt durch die Steppe an das Ufer des Dniepr gekommen. Während ein Haufe Volkes sich mit den Fährleuten herumstritt, richtete der alte Saporogenführer sich stolz im Sattel auf, zog seinen Gürtel fester an und strich sich den grauen Schnurrbart; seine Söhne blickten nicht ohne eine gewisse Angst neugierig nach dem anderen Ufer hinüber.

Eine halbe Stunde weit vor der Sfetscha befand sich die Vorstadt derselben. Aus einer Reihe von halb unter der Erde liegenden Schmieden schallte den Reitern ein ohrbetäubendes Gehämmer entgegen. Gerber saßen unter dem Vordach ihrer Chate und hatten Haufen von Rinderhäuten vor sich liegen, denen sie mit ihren mächtigen Fäusten die letzte Walke gaben. Hier gab es Buden, in welchen Feuersteine, Feuerstahl und Pulver zu haben war, dort hatte ein Armenier bunte, seidene Tücher ausgehängt, und dort sah man Juden geschäftig Branntwein ausschenkend. Mitten auf dem Wege lag ein Saporoge und schlief; seine Pluderhose von feinem rothen Tuch war, zum Zeichen der Geringschätzung, mit Theer beschmiert. Nachdem die Reiter mit Mühe durch das Gedränge in der schmalen Straße gelangt waren, erblickten sie die ersten, zerstreut liegenden Kuränjs (Erdhütten) der Sfetscha. Diese Hütten, theils mit Rasen, theils mit Filz gedeckt, sind größer als die in der Vorstadt, vor einigen waren Kanonen aufgepflanzt. Nirgends sah man einen Zaun, alle diese Erdhütten waren mit Wällen umgeben. Von derartigen Wohnstätten gebildet, dehnte sich die Sfetscha wol über fünf Werst weit aus. Ueberall sah man Gruppen von Kosaken beim Schmause oder Tanz, überall Musik, Jubel und Lustbarkeit. Das war die Sfetscha, dieses Nest, aus welchem die stolzen Adler ausflogen, von wo das Kosakenthum sich über die ganze Ukraine ergoß. So sah die Sfetscha aus, wenn die Waffen ruhten und die Saparoger sich des Lebens erfreuten. Die Reiter kamen auf einen großen, freien Platz. Auf einer umgestürzten Tonne saß hier ein Saporoger, sein Hemde flickend. Weiter wurde der Weg durch einen dichten Haufen von Musikanten versperrt, in deren Mitte ein junger Saporoger, mit den Händen in der Luft fechtend und die unglaublichsten Sprünge und Bewegungen mit den Beinen ausführend, seine ganze Geschicklichkeit als Tänzer entfaltete. . . „Schneller, Musikanten! schneller!" rief er fortwährend. „He, Fomka! eingeschenkt!" Und Fomka mit einem braun und blau unterlaufenen Auge trug Branntwein in großen Krügen herum, und die Zuschauer sprachen tapfer zu. Bald begannen noch vier Andere die Menge durch ihre Tanzkunst in Verwunderung zu setzen. Bald sprangen sie vom Boden in die Luft, bald seitwärts, bald streckten sie die Beine fast in gerader Linie aus und schlugen wieder aufspringend mit den silberbeschlagenen Stiefelabsätzen an einander. Die Tanzlust ergriff die Umherstehenden, und es wurde der große Platz zu einem allgemeinen Tanzsaal. Immer wilder ertönte die Musik und

immer leidenschaftlicher und schrankenloser wurde der Tanz. Alles tobte in den tollsten Sprüngen schreiend und jauchzend umher und der Branntwein floß in Strömen. Greise, die an dem rasenden Kosakentanz (Kasatschok) nicht Theil nehmen konnten, standen seitwärts und stampften den Takt mit den Füßen; selbst der alte Bulba würde sich unter die Tanzenden gemischt haben, hätte er nicht zu Pferde gesessen.

Taraß fand viele alte Freunde und die Begrüßungen nahmen kein Ende. „Ah, bist Du es, Petscheriza? Wie geht's Dir, Kosolup? Wie führt Dich der Himmel her, Taraß? Seid gegrüßt, Remen, Sasteschka!" So begrüßten und küßten sich die kühnen Kosakenführer, welche sich von allen Enden des südwestlichen Rußland hier zusammengefunden hatten. „Was ist von Kassian zu hören? Wo sind jetzt Borodawka? Kolopjer? wo steckt Pidsitkow? Und Taraß hörte als Antwort, daß Borodawka in Tolopan gehenkt, Kolopjer vor Kisikirmen lebendig geschunden und der Kopf Pidsitkow's eingesalzen in einem Faß nach Zargrad geschickt worden. Und der alte Bulba senkte nachdenklich sein ergrautes Haupt und sagte: „Es waren brave Kosaken!"

Es giebt wenige Städte in Rußland, welche eine so malerische Lage wie Kiew haben. Der Anblick dieser „Mutter" aller russischen Städte ist ein wahrhaft entzückender, besonders wenn man sich der Stadt auf der Straße von Moskau nähert. Kiew, auf dem steilen rechten Ufer des Dniepr gelegen, zieht sich mit seinen Gärten und Landhäusern an den Abhängen der Höhen bis zum Fluß hinab. Die byzantinischen Kathedralen, die Kirchen und Klöster mit den goldenen Kuppeln und Kreuzen, die alten Paläste und die schönen Gebäude aus neuerer Zeit verleihen der Stadt zu ihrer landschaftlichen Schönheit den Reiz der imposanten Alterthümlichkeit und die Eleganz moderner Architektur. Schon in einer Entfernung von 25 Werst sieht man am Horizonte die Umrisse des Thurmes der Petscherskischen Lawra von vielen anderen Thürmen sich unterscheiden. Die Tausende von Wallfahrern, welche die Moskauer Chaussee bedecken, sagen dem Reisenden, daß er sich einem Orte nähert, für welchen jeder gläubige Russe eine tiefe Verehrung empfindet. Mit jeder Werst nehmen die Umrisse der fernen Stadt eine deutlichere Gestalt an. Anfangs glaubt man mehrere zusammenhängende Orte vor sich zu sehen, die jedoch später sich von einander trennen. Auf der einen Seite liegen die kahlen Abhänge der Berge des „alten" Kiew mit seinen goldenen und silbernen Kuppeln, auf der anderen die Mauern der Petscherskischen Festung, über welcher sich der hohe Thurm der Lawra erhebt. Tief unten aber, gleichsam aus den Wellen auftauchend, breitet sich die untere Stadt „Podol" aus, mit grünen Dächern, Kuppeln, Gärten, Marktplätzen, Bazars und einem Wald von Masten im Hafen. Entzückt von dem reizenden Panorama, gelangt der Reisende an die über zwei Werst lange Nikolajew'sche Brücke, von welcher eine breite Auffahrt im Zickzack, an dem Kirchhof mit dem Grabe Askold's vorüber, den steilen Abhang des Petscherskischen Berges hinanführt. Interessant ist es, von hier einen Blick aus der Vogelperspektive auf Kiew zu werfen. Der Petscherskische Berg bietet dann dem Beschauer auf seinen Abhängen das Bild einer originellen Vereinigung von Gärten, Landhäusern und Gehölzen, neben den Gebäuden der Festung,

hinter deren Wällen sich byzantinische Kuppeln und der hoch zum Himmel emporstrebende Thurm der Lawra erheben. Nach Norden hin trennt eine tiefe Schlucht Petschersk von dem „alten" Kiew. Die Schlucht, deren Sohle mit hübschen Häusern, Gärten und Anlagen für den Verkehr und das öffentliche Leben, Magazinen und Hotels malerisch übersäet ist, bildet die Hauptstraße, die Newski-Perspektive von Kiew. Das alte Kiew mit seinen glänzenden Kuppeln erscheint, von der Moskauer Straße gesehen, in weiter Ferne als ein dreigipfeliger Berg, dessen ganze Oberfläche mit weißen Kirchen im byzantinischen Stil, großen Gebäuden neuerer Architektur, elenden Hütten und Gartenanlagen dicht bedeckt ist.

Die ältesten Nachrichten über Kiew und die Gründung der Stadt finden sich bei Nestor, dem ersten russischen Geschichtsschreiber. Derselbe giebt eine dem griechischen Chronisten Sonar entnommene Angabe wieder, nach welcher der Apostel Andreas die Höhen von Kiew besucht und daselbst das Kreuz aufgepflanzt haben soll.

Nestor erzählt weiter, daß drei Brüder: Kih, Schtscheck und Choriw, mit ihrer Schwester Libed, als Anführer des slavischen Stammes der Polänen, von der Donau nach dem Dniepr gekommen wären und hier sich niedergelassen hätten, welche Ansiedelung nach dem Aeltesten der Brüder benannt worden sei.

Nach dem Zeugniß Nestor's hat das Geschlecht Kih's bis zum Anfange des 8. Jahrhunderts über die Polänen geherrscht, zu welcher Zeit sich dieselben neuen Einwanderern, den Chasaren, unterwarfen.

Die Waffengefährten Rurik's, Askold und Dyr, welche im Jahre 864 in ihren Fahrzeugen den Dniepr hinabschwimmend, in Kiew landeten, fanden nur den Abhang des „alten" Kiew'schen Berges bebaut. Zwanzig Jahre später machte Oleg, nachdem er Askold und Dyr hinterlistiger Weise hatte ermorden lassen, Kiew zur Hauptstadt des Großfürstenthums, indem er sagte: „Dieser Ort hier wird die Mutter aller russischen Städte sein."

Zur Zeit der Herrschaft Wladimir's d. G. (980—1014) hatte Kiew bereits zwei christliche Kirchen, von welchen eine von Olga, der Gemahlin des Großfürsten Jugor, über dem Grabe Askold's erbaut wurde.

Wladimir vergrößerte und verschönerte die Stadt; er legte den Landsitz Berestow, eine Art von Sommerresidenz, an und erbaute nach Annahme des Christenthums (989) auf dem Hügel, wo das Götzenbild Perun's gestanden, die Kirche des heiligen Basilius, die heutige Dreiprälatenkirche. In der Nähe des großfürstlichen Terems (Schlößchen, Belvedère) errichtete er zu Ehren der Himmelfahrt Mariä eine prachtvolle steinerne Kirche, die dann den Namen „Zehntenkirche" erhielt, weil Wladimir derselben den zehnten Theil seiner Einkünfte überwies. Kiew wurde als Hauptstadt des Großfürstenthums und Sitz der russischen Metropoliten, sowie durch seinen wachsenden Reichthum und durch seinen Handel mit Byzanz, die erste Stadt des damaligen Rußland und ihr Name wurde in Europa und Asien bekannt.

Die Macht und Blüte Kiew's dauerte bis zu dem Einfalle der Tataren.

Batu-Khan, welcher viel von der Schönheit und dem Reichthum Kiew's gehört hatte, schickte, nach der Unterwerfung des nordöstlichen Rußland, Mangy, mit einen Enkel Dschingis-Khan's, gegen Kiew. Mangy sah mit Erstaunen die

riesige weiße Mauer der Stadt und die goldenen Kuppeln unzähliger Kirchen. Er sandte einen vornehmen Tataren in die Stadt und ließ dieselbe unter Androhung der schonungslosen Zerstörung zur unbedingten Unterwerfung unter die Herrschaft Batu's auffordern. Die Einwohner von Kiew verwarfen mit Stolz einen solchen Antrag, tödteten den Gesandten und schwuren, sich bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Augenzeugen erzählen, die Stadt sei von so unübersehbaren Horden der Feinde umringt gewesen, daß die Einwohner auf den Straßen sich vor dem Geschrei der Tataren, dem Gebrüll der Kameele und dem Wiehern der Pferde nur mit lauter Stimme einander verständlich machen konnten.

Der Großfürst Michael hatte die Stadt verlassen und die Vertheidigung derselben dem Bojaren Dimitri übergeben. Die Chronisten erzählen, daß letzterer sich mit einem Haufen heldenmüthiger Reiter, nachdem die Mauern der Stadt bereits zertrümmert waren, in die Zehntenkirche geworfen und hier fast bis auf den letzten Mann gekämpft habe. Batu, voll Bewunderung einer solchen Tapferkeit, schenkte dem verwundeten Bojaren das Leben, mit den Einwohnern und der Stadt verfuhr er jedoch ohne Schonung. Das einst so blühende, reiche Kiew wurde ein Schutthaufen und die Einwohner suchten einen Zufluchtsort in den Wäldern.

Nach neun Jahren kehrte ein Theil der ehemaligen Bevölkerung zurück und siedelte sich von Neuem an, abwechselnd gebrandschatzt und verheert von Tataren, Lithauern und Polen fiel Kiew schließlich an das Königreich Polen. In richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit Kiew's, als Grenz- und Handelsstadt, verliehen die polnischen Könige der Stadt viele Privilegien, welche dazu beitrugen, den Wohlstand derselben von Neuem zu heben. Andererseits thaten aber die Polen Alles, um die russische Volksthümlichkeit und die orthodoxe Kirche zu unterdrücken und aus Kiew eine polnische, katholische Stadt zu machen; so durfte z. B. weder eine neue russische Kirche gebaut noch eine alte restaurirt werden.

Endlich, nachdem Kleinrußland den Zaren unterthan geworden und diese mit Polen um den Besitz von Kiew blutige Kriege geführt, kam letzteres 1668, also nach 414 Jahren, wieder unter russische Herrschaft. Anfangs veränderte sich die Stadt nur wenig; erst nach dem schrecklichen Brande von 1811 verschwanden die engen, krummen Straßen und es entstanden die schönen Anlagen und Bauten, worunter das prachtvolle kaiserliche Palais, welche Kiew heute zu einer der schönsten Städte Rußlands machen.

Im Jahre 1834 wurde die St. Wladimir-Universität von Wilna hierher verlegt und außerdem ein zweites Gymnasium und ein Fräuleinstift errichtet. Zu einer der größten Merkwürdigkeiten der Stadt, sowie zu einem der vorzüglichsten Bauwerke der Welt, gehört jedenfalls die Nikolaus-Brücke über den Dniepr. Dieselbe, von dem englischen Ingenieur Deviniol erbaut, wurde 1850 beendigt; sie ist gegen 2 Werst lang und hat eine Breite von 17m. Seit Beendigung der Eisenbahn zwischen St. Petersburg und dem Schwarzen Meer hat Kiew einen bedeutenden Aufschwung genommen; seine Einwohnerzahl beträgt jetzt 75,000. Als Handelsstadt nimmt sie keinen geringen Platz ein. Von den monumentalen Merkwürdigkeiten Kiew's nimmt das Petscherskische

Kloster oder die Lawra-Petschersk, als das geschichtlich sehr merkwürdige und älteste Kloster in Rußland, die erste Stelle ein.

Der Grund zur Petscherskischen Lawra wurde vom Großfürsten Jaroslaw gelegt, sein Sohn Isjaslaw vollendete den Bau. Die Entstehungsgeschichte ist folgende:

Im Dorfe Berestow lebte ein Priester, Namens Hilarion (Ilarion). Derselbe zog sich als Einsiedler auf einen dicht bewaldeten Hügel am Dniepr zurück und grub sich hier nach der Sitte der damaligen Zeit eine kleine Höhle, welche ihm als Zelle diente. Einige Zeit darauf kam ein gottesfürchtiger Mann, der unter dem Namen Antonius in einem Kloster auf dem Berge Athos in der jetzigen türkischen Provinz Rumilien Mönch gewesen war, aus der Stadt Liubitsch nach Kiew. Demselben gefiel die Oertlichkeit, wo Hilarion seine Höhle gegraben hatte, und er ließ sich auf selbigem Berge ebenfalls in einer Höhle nieder. Der Ruf seiner Frömmigkeit zog bald mehrere Einsiedler herbei; ihrer zwölf an Zahl, erweiterten sie die Höhle im Innern des Berges und bauten ihre Zellen nebst einer Kirche hinein. Als sich immer mehr fromme Brüder dort einfanden, überließ der Großfürst Isjaslaw ihnen den ganzen Berg oberhalb der Zellen und es wurde dann eine große Kirche, ein Kloster und eine Menge neuer Zellen im Innern des Berges angelegt. Berg und Kloster erhielten von dem russischen Worte „Peschtschera" — Höhle — den Namen Petschersk. Die Benennung „Lawra", welche nur drei Klöster in Rußland führen, nämlich das Troitzki'sche bei Moskau, das Alexander-Newski'sche in St. Petersburg und das Kiew'sche, stammt aus dem Orient. Es wurden daselbst die Orte, an welchen sich mehrere Einsiedler in Zellen oder Höhlen, wie z. B. in der Thebaischen Wüste, vereinigt hatten, „Lauren", genannt. Aus solchen Lauren entstanden die ersten Klöster.

Bei der Einnahme von Kiew durch Batu theilte die Lawra das traurige Schicksal der Stadt. Dreißig Jahre lang verbargen sich die Mönche in den benachbarten Wäldern und vereinigten sich nur hin und wieder zu heimlichem Gottesdienste in den erhaltenen Katakomben. Zur Zeit der Polenherrschaft wurden die Kirchen der Lawra zum Theil wiederhergestellt, doch erst, als Kiew unter russischen Scepter kam, erhob sich das Kloster zu neuer Blüte.

Gegenwärtig zählt die Petscherskische Lawra außer dem großen Kloster 16 Kirchen, von denen sich 3 in den oberen, 3 in den unteren Katakomben befinden. Die merkwürdigste dieser Kirchen ist die zur Himmelfahrt Mariä. Sie hat 7 vergoldete Kuppeln und 9 Altäre und zeichnet sich aus durch den großen Reichthum der priesterlichen Meßgewänder, der Kirchengefäße und der mit Edelsteinen besetzten Heiligenbilder. Unter letzteren ist namentlich das Bild der Verklärung Mariä als das älteste in Rußland berühmt, es soll um das Jahr 1070 aus Griechenland nach Kiew gebracht worden sein. Der Hauptaltar ist mit Platten von massivem, vergoldetem Silber belegt. Zur Rechten des Altars befindet sich in einem goldenen Kästchen der Kopf Wladimir's des Apostelgleichen.

Das weitläufige Gasthaus der Lawra mit seinen Nebengebäuden wird zu keiner Zeit leer von fremden Wallfahrern. Der Arme findet hier unent-

geltlich Unterkommen und Unterhalt; doch auch der Reiche ist keiner Taxe unterworfen, sondern zahlt nach Belieben. Um zwei Uhr in der Nacht läuten die Glocken der Lawra zur Frühkirche und die Wallfahrer strömen in der Dunkelheit der Nacht nach den oberen oder unteren Katakomben, oder auch in die Kathedrale. Sämmtliche Kirchen der Lawra sind immer gedrängt voll von Andächtigen, und der Gottesdienst wird hier mit einer Feierlichkeit gehalten, wie an keinem anderen Orte, selbst zur Zeit großer Feste.

Die Lawra von Petschersk.

Die sogenannten „näheren" Katakomben sind von den höher gelegenen durch eine tiefe Schlucht getrennt. Man steigt in der Kirche des Klosters zu den ersteren hinab und gelangt durch einen schmalen Gang auf einen runden Platz, von welchem Galerien oder Gänge nach verschiedenen Richtungen hin auslaufen. In diesen Katakomben befinden sich, außer einer ganzen Anzahl von Nischen, Zellen und Kapellen, drei kleine Kirchen, vor deren Altären und Heiligenbildern ununterbrochen große Wachskerzen und Ampeln brennen. Die Andächtigen versäumen es selten, auch ihrerseits kleine Wachskerzen anzuzünden, wodurch die düstern Räume genügend erhellt werden. Wie zur Zeit der Christenverfolgung in den Katakomben Roms, so mag auch in diesen Räumen so mancher Christ während der Tatarenherrschaft eine Zufluchtsstätte gefunden haben, obgleich die Tataren — ob aus Politik oder Gleichgiltigkeit, bleibt dahingestellt — die Christen ihres Glaubens wegen niemals verfolgt haben. In besonderen Nischen an den Seitenwänden der Gänge, oder in den Kapellen

und Kirchen stehen Reihen von Särgen, welche die irdischen Ueberreste der heiligen Märtyrer und Kirchenhirten enthalten. Die Körper sind wie die Mumien eingehüllt, das Gesicht aber ist bei den meisten unbedeckt. In tiefer Andacht sieht man die Gläubigen an den Särgen der Heiligen knien, die Gewänder derselben küssen und den steinernen Fußboden mit ihrer Stirn berühren. In den Katakomben befinden sich 126 Reliquien, darunter diejenigen des heiligen Antonius, des eigentlichen Gründers der Lawra, und die von Nestor, dem ältesten russischen Annalisten, welcher hier als Jüngling Mönch geworden war. Man stößt freilich auch auf manchen „wunderlichen" Heiligen; so ruhen hier die Gebeine von Ilja von Murom (Murometz), dem sagenhaften Helden und Tafelgenossen Wladimir's. In einer besonderen Kapelle sieht man die Särge der 12 griechischen Baukünstler, welche die Kirche der Lawra errichtet haben. Die Kapelle hatte aber gerade nur für eilf Särge den gehörigen Raum; da man indessen die 12 Genossen nicht trennen wollte, so wurde der zwölfte Sarg auf die übrigen gestellt.

Noch eine andere Merkwürdigkeit müssen wir hier erwähnen, ohne uns auf eine Erörterung des Wunders einer solchen Erscheinung einzulassen; wir erzählen einfach, was da ist. Unter den Reliquien einiger Heiligen befinden sich nämlich solche, aus deren offenem Schädel das heilige Salböl, das Chrisam, im Russischen „Myro" fließt; in der russischen Heiligengeschichte sind sie unter dem Namen der „myrofließenden Häupter" bekannt. Das bei der Taufe und den Sterbesakramenten gebrauchte Myro wird nur in Kiew und Moskau bereitet und von hier an alle Kirchen Rußlands versandt.

In früheren Jahrhunderten suchten häufig fanatische Schwärmer in den Katakomben eine Zufluchtsstätte vor der sündigen Welt. Dieselben verdammten sich in ihrer exaltirten Frömmigkeit freiwillig zum Hungertode und wurden zwischen zwei Pfeilern oder Säulen in einer engen Zelle eingemauert, in welcher nur eine schmale Oeffnung blieb. Wenn die so Eingemauerten halb im Todeskampfe sich an der Oeffnung zeigten und darum baten, auch diese zu vermauern, so geschah dies, wie man sagt — und das Grab schloß sich über dem Lebendigen. In der russischen Kirche werden solche Heilige „Stolpniki" (Säulenheilige) genannt, da ihre Zellen, wie gesagt, sich zwischen zwei Säulen befanden. Auch heute noch finden sich Schwärmer, die in der Abtödtung des Fleisches die einzige Rettung vor der Sünde dieser Welt sehen und nie mehr ihre Zelle in den Katakomben verlassen, in welche man ihnen täglich ihre kärgliche Fastenspeise bringt, die oft nur in Wasser und Brot besteht.

Abgesehen von der drückenden Luft, welche in diesen unterirdischen Räumen herrscht, kann man sich eines beengenden Gefühles nicht erwehren, wenn man die weiten Galerien durchwandert. Der Eindruck, welchen man in diesem Reiche des Todes empfindet, wird ein unheimlicher, man kommt sich zuletzt selbst wie ein lebendig Begrabener vor — und sehnt sich hinaus an's Tageslicht. Es ist etwas Anderes, zwischen den Gräbern eines Friedhofs zu wandeln, wenn man den blauen Himmel über sich, eine grünende, blühende Natur um sich hat und das Leben mit seinem Treiben hört; hier aber in diesen engen Gewölben befindet man sich in einer anderen Welt, in der sich Alles

vereinigt, um sich wie ein düsterer, unheimlicher Schatten auf Gemüth, Phantasie und Geist zu legen.

Diese Räume sind nicht nur ein Grab für Todte, sondern auch für Lebende, die sich in ihrem frommen Wahn dem Tode geweiht.

Man athmet erleichtert auf, wenn man aus diesen düsteren Todtengrüften wieder in die Kirche tritt und die Sonne durch die bemalten Glasfenster ihr belebendes Licht ergießt.

Den nordöstlichen Theil des Petscherskischen Berges nimmt die Festung ein; dieselbe ist auf derselben Stelle gebaut, wo der Lieblingslandsitz Wladimir's, Berestow, einst lag. Obwol schon 1679 von den ukrainischen Kosaken Erdwälle aufgeführt worden sind, so wurde doch erst von Peter d. G. der Grund zu den eigentlichen Festungswerken gelegt. Im Innern derselben befinden sich außer vier Kirchen das Haus des Kommandanten und ein ansehnliches Arsenal. Als Festung hat der Platz gegenwärtig nur eine geringe Bedeutung.

Die Höhlengruft des Chronisten Nestor.

Der dreigipfelige Berg, auf dem das „alte" Kiew liegt, wird, wie schon erwähnt, von Petschersk durch eine tiefe Schlucht getrennt, in welcher die Kreschtschatnik-Straße, die schönste der Stadt, hinführt. Hier ist auch die Kreschtschatnik-Quelle, an welcher, nach der Ueberlieferung, Wladimir seine 12 Söhne hat taufen lassen. Vor Allem ziehen aber die Aufmerksamkeit auf sich: die St. Sophienkirche, das Monument Wladimir's des Heiligen und das Kloster St. Michael.

Die Sophienkirche wurde von Jaroslaw I. zum Andenken an seinen Sieg über die Petschenegen erbaut, und zwar nach dem Muster der Sophienkirche in Byzanz. Das Innere wurde von griechischen Künstlern mit Fresko- und

Mosaikgemälden geschmückt und reich mit Gold, Silber und Marmor verziert. Bei der allgemeinen Zerstörung durch Batu-Khan hat die Sophienkirche weniger als Andere gelitten und die hohen Mauern derselben blieben fast bis zu den Kuppeln unversehrt. Unter den Mosaiken sind besonders ein Marienbild, das heilige Abendmahl und die Darstellungen einiger Kirchenprälaten aus dem 3. und 4. Jahrhundert zu bemerken. Die Freskomalerei, welche einst die Wände und Galerien bedeckte, kam erst im Jahre 1843 wieder zum Vorschein, als die Kirche mit einer Kalkschicht übertüncht werden sollte. Zu den Alterthümern der Kirche gehört noch ein Grabmal von weißem Marmor, unter welchem die Gebeine des Gründers der Kirche, Jaroslaw's des Weisen, ruhen sollen. Unweit der Ringmauer der Sophienkirche befinden sich die Ueberreste „der goldenen Pforte" Jaroslaw's, über welcher sich einst die goldene Kuppel der Kirche zur Verkündigung Mariä wölbte. Gegenwärtig stehen nur noch die Trümmer des oberen Bogens des Haupteingangs nebst zwei 10 m. hohen Seitenwänden.

Das Erste, was Einem in die Augen fällt, wenn man den sogenannten Andrejewskischen Abhang, die Vorstadt des ursprünglichen Kiew, betritt, ist die kolossale Bronzestatue Wladimir's. Sie ist ein Meisterwerk Klodt's und wurde im Jahre 1853 auf der höchsten Spitze des schroffen Abhanges über dem Dniepr errichtet. Der Künstler hat den Großfürsten in dem Momente dargestellt, als er nach vollzogener Taufe an den Einwohnern von Kiew das Gebet spricht. In der rechten Hand hält der Fürst das ihn hoch überragende Kreuz. Die ganze Höhe des Denkmals beträgt mit dem Piedestal von Gußeisen 22 m.

Unweit des Denkmals erhebt sich hinter einer weißen Ringmauer, umgeben von einer Menge alterthümlicher Häuser, das Kloster St. Michael mit seinen 15 goldenen Kuppeln. Im Volke ist es unter dem Namen des Klosters der heiligen Barbara (Warwara) bekannt, weil es die in einem silbernen Sarge ruhenden Reliquien dieser Heiligen enthält. Tausende von Andächtigen drängen sich vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, um hier zu beten; die Ringlein, Kreuzchen und Bildchen, das geweihte Wasser und Oel vom Grabe der heiligen Barbara werden von den Wallfahrern bis nach den entferntesten Theilen von Rußland gebracht.

Wenn man die Alexanderstraße nach der unteren Stadt Podol hinabsteigt, gelangt man an das von hohen Linden beschattete Mönchskloster der „Erscheinung Christi", dessen geistliche Akademie bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts die einzige Hochschule für ganz Rußland war. Hinter dem Kloster liegt am Ufer des Dniepr das Seminarium, und dicht neben demselben die Eliaskirche, welche, wie man behauptet, an derselben Stelle erbaut sein soll, wo einst die erste christliche Kirche unter dem Großfürsten Igor gestanden hat.

Wenn man von hier aus das Gesicht dem Dniepr zuwendet, so überblickt man das ganze Podol, welches unten zwischen dem Berge des „alten" Kiew, dem Schloßberge und dem Skawikowberge sich ausbreitet. Während das Auge sich an der herrlichen Aussicht ergötzt, versenkt man sich unwillkürlich in die Erinnerungen, welche die Orte wach rufen, und die Bilder einer längst vergangenen Zeit tauchen in der Phantasie des Beschauers auf. Vor Allem treten

die Gestalten des heiligen Wladimir und seiner Tafelrunde, des sagenhaften Helden, deutlich hervor. Unsere Leser haben die Bedeutsamkeit Wladimir's in rein historischer Beziehung kennen gelernt. Die Vereinigung der russischen Fürstenthümer unter einen Scepter, die Annahme der christlichen Religion und die Taufe des ganzen Volks sind Handlungen von größter, folgenreicher Bedeutung, welche die historische Forschung Wladimir nicht absprechen kann. Wie sehr auch dieser als echter Sohn einer dunkeln und rohen Zeit zwischen Geschichte und Sage dastehen und wie manches trübe Licht auch auf ihn als Mensch fallen mag, so nennt ihn nichtsdestoweniger die Geschichte „den Großen" und die Kirche einen „Heiligen", einen „Apostelgleichen!"

Kloster St. Michael in Kiew.

Wir haben es hier aber nicht mit Wladimir dem Großen zu thun, den Einige den russischen Karl den Großen nennen, obgleich zwischen Beiden nicht die geringste Aehnlichkeit existirt, nicht mit Wladimir dem Heiligen, sondern mit Wladimir „der hellen Sonne" (krasnoe solnetschko), mit Wladimir dem sagenumwebten, tapferen Helden und Zecher.

Man hat die Schmausereien und Trinkgelage Wladimir's im Kreise seiner Helden an der Eichentafel im Terem (Schloß) mit der Tafelrunde des sagenhaften Königs Artus verglichen, jedoch war der Geist, welcher in beiden Kreisen herrschte, ein sehr verschiedener, und Wladimir's Helden Dobrünja Nikititsch, Ilja Murometz, Aleoscha Popowitsch, der sanfte Dunai (Donau) ꝛc. hatten nichts gemein mit Lanzelot vom See, Titurel, Parcival u. a. m.

Hier wie dort wurde getafelt und gezecht, hier wie dort erzählte man sich von Kämpfen, Heldenthaten und Abenteuern; der Geist jedoch, welcher aus den Sagen des Abendlandes spricht, war ein anderer. Im Abendlande geben religiöse Schwärmerei, das Streben nach einer gewissen idealen Reinheit, Keuschheit, die Huldigung und Verehrung der Frauen ꝛc. diesen Sagen einen poetischen Nimbus. Die Helden derselben, die auch Riesen und Drachen bekämpften, erscheinen als Träger eines romantischen Ritterthums, während die Degen von Kiew gleich den alten griechischen Helden als die Vertreter roher physischer Kraft betrachtet werden müssen.

Alle diese Sagen von Wladimir „der hellen Sonne" und seinen Helden haben sich von Geschlecht zu Geschlecht durch Ueberlieferungen fortgepflanzt. Namen und Begebenheiten sind größtentheils erdacht, und wenn auch Personen erwähnt werden, welche wirklich existirt haben, so giebt ihnen der Mund des Volkes eine eigenthümliche Gestalt. Unverfälscht ist jedoch die Hauptsache geblieben: der Charakter und die Sitten, das Fühlen und Glauben des Menschen in jener fernen Zeit. —

An der nordöstlichen Spitze des Altkiew'schen Berges, an dem heutigen Andrejewskischen Abhange, lag einst hoch über dem Dniepr das in den Chroniken erwähnte Städtchen des räthselhaften Kih. Hier wurde schon zur Zeit der ersten Kiew'schen Fürsten ein Terem von Stein gebaut. In dem weiten Hofe des Terems fanden unter Wladimir, der „hellen Sonne", Festgelage statt; hier stand die große eichene Tafel, an welcher er mit seinen Recken saß. Außerhalb des Terems stand das von den Einwohnern Kiew's hochverehrte Götzenbild Perun's mit silbernem Haupt und goldenem Schnurrbart. Wladimir war ein eifriger Bekenner des Heidenthums und versäumte nie, nach erfolgreichen Kriegszügen den Götzenbildern Opfer darzubringen. Selbst Menschenopfer waren nichts Ungewöhnliches. So erzählen die Annalen, daß nach einem Siege über die Lächen die Bojaren beschlossen hatten, den Götzen einen Jüngling und eine Jungfrau zu opfern, welche durch das Loos bestimmt werden sollten. Das Loos fiel auf den Sohn eines reichen warägischen Christen, Namens Feodor, dessen Hof in der Nähe des fürstlichen Terems lag. „Euere Götter sind von Holz und verfaulen. Der Gott, an welchen ich glaube, ist ewig und hat Erde, Himmel und die Sterne geschaffen. Wenn Euere Götzen Götter sind, so mögen sie selbst kommen und meinen Sohn holen", erwiederte Feodor den Abgesandten. Das wüthende Volk erschlug Vater und Sohn und zerstörte den Hof. Auf derselben Stelle, wo der Hof Feodor's gestanden, erbaute Wladimir später die Kirche der Verklärung Mariä.

Die Annalisten können die Leutseligkeit und Wohlthätigkeit Wladimir's, nachdem er Christ geworden, nicht genug erheben. Alle Sonntage war für Jedermann, für Bettler und Krüppel, im Hofe seines Terem's offene Tafel. Besonders war er freigebig gegen seine Krieger (drujini). So erzählt u. A. ein Chronist, die Gäste des Großfürsten hätten darüber gemurrt, daß sie mit hölzernen Löffeln speisen mußten; Wladimir habe darauf befohlen, silberne Löffel anzufertigen, und gesagt: „Silber und Gold können mir meine treuen Krieger nicht ersetzen, mit ihrer Hülfe aber kann ich Silber und Gold überall erwerben."

Die Folgen der Verheirathung Wladimir's mit Rogneda, der Braut seines Bruders Jaropolk, schildert eine Romanze „Rogneda und Isjaslaw" aus „Fürst Wladimir und seine Tafelrunde", die wir hier anschließen.

1.

Auf der Burg an Lybeds Ufer
Wohnt Rogneda, Rochwolds Tochter,
Denn dahin von seinem Hofe
Hat Wladimir sie entfernt.
Doch sie heißt nicht mehr Rogneda,
Jammerruhm ist jetzt ihr Nam' —
Denn bekannt wird sie durch Unglück.
Vater, Brüder sind gefallen.
Der Gemahl hat sie verlassen,
Und so lebt sie nur im Jammer.
Einst, da Fürst Wladimir jagte,
Kam er ab von dem Gefolge
Und allein an Lybeds Ufer.
Er gewahrt Rogneda's Zwinger,
Und nach Ruh' und Rast verlangend,
Reitet er zu der Verlass'nen.
Wie sie von dem hohen Söller
Den so seltnen Gast gewahret,
Eilt die Stiegen sie hinunter,
Den Gemahl dort zu empfangen,
Führet ihren Sohn entgegen,
Isjaslaw, den holden Knaben,
Und seit langen, langen Jahren
Glänzet Freud' aus ihren Augen.
Aber der sonst milde Herrscher
Tritt ihr finster, kalt entgegen.
War sein Herz einmal gewendet! —
Heischt gebietrisch Speis' und Ruhe,
Würdigt kaum sie eines Blickes.
Arme Fürstin, deine Freude
Ist in bitt'res Leid verwandelt,
Jammerruhm ist wol dein Name!
Doch sie birgt den inn'ren Kummer,
Eilt und ordnet selbst das Mahl an,
Wartet selber auf, und nirgends
War solch' edle Magd zu schauen.
Doch Wladimir, milde Sonne,
Ist wie ein bewölkter Himmel;
Düster schaut er, übersiehet,
Welcher edle Dienst ihn ehret;
Und wie er das Mahl geendet,
Schläft er ein, sie nicht beachtend.

2.

Auch ein Fürstenherz kann brechen,
Wenn des Grams zu viel sich häufet.
Thränen stürzen aus den Augen
Der gebeugten armen Fürstin;
Ihr bejammernswerthes Schicksal
Drängt sich vor die trüben Blicke,
Und der Brüder frühes Sterben
Füllt die Brust mit tiefem Grame,
Und des Vaters dunkler Schatten
Mit dem blutigrothen Schädel
Preßt das Herz ihr mit Entsetzen.
Ach, da wird der Sinn ihr irre,
In dem Busen tobt Verzweiflung,
Blut'ger Vorsatz keimt im Herzen.
Ist der Engel erst gewichen,
Hat das Böse freien Spielraum;
Ward ein Mord nur erst beschlossen,
Ward der Dolch zu bald gefunden.
In der zarten Hand der Fürstin,
Ueber Fürst Wladimir's Antlitz,
Blitzt des dunkeln Mordes Werkzeug.
Doch sie zaudert — ungeübt noch
Sind die Hände und Gedanken; —
Und wie sie noch also schwanket,
Oeffnen mild sich seine Augen,
Und er sieht die spitze Waffe,
Und empor fährt er im Zorne:
„O verruchte, böse Tücke",
Ruft er; „o du schlimme Schlange,
Den Gemahl, den Herrn und Fürsten,
Willst im Schlafe du ermorden;
Wer wird künftig schlafen dürfen!
Sprich, was hat Dich so gereizet?"
Doch sie schweigt, die Augen starren
Und kein Laut drängt sich zur Lippe.
Arme, unglückselige Fürstin,
Deine Schuld liegt leider offen,
Doch dein Kummer ist verborgen
Und dein Stolz läßt dich nicht sprechen,
Tiefgekränktes Herz will schweigen,
Jammerruhm ist wol dein Name! —

3.

Fürst Wladimir blicket strenge,
Er ist Fürst, Gemahl und Richter,
Und die Schuld liegt hell zu Tage,
Auf die Schuld muß folgen Strafe,
Doch die Schuldige ist Fürstin!
„Richten muß ich, ich muß strafen",
Spricht Wladimir tiefbeweget,
„Doch ich kann nicht niedern Schergen
Solches hohe Amt vertrauen.
Drum will ich es selbst verwalten.

Sterben muß sie, eine Fürstin. —
Weib, bereite dich zum Tode,
Bete zu dem Allerlöser,
Daß er dir die Sünd' erlasse,
Ordne dann dein weltlich Wesen
Und bestelle deinen Willen.
Aber dann nimm jede Zierde,
Allen Fürstenschmuck zusammen,
Lege an Juwel' und Seide
Und erwarte mich, den Richter."
Demuthsvoll neigt sich Rogneda,
Schweigt und schwanket aus dem Zimmer.

4.

In der Burg an Lybeds Ufer,
In der goldgezierten Kammer,
Auf den goldgewirkten Polstern
Sitzt Rogneda reich geschmücket,
Eine holde Braut zu schauen.
Aber nicht ein heitrer Jüngling
Kommt, die schöne Braut zu holen,
Nein, der Tod, der ist ihr Freier
Und ein Sarg das Hochzeitsbette.
Arme Braut, dem Tod verlobet,
Jammerruhm ist wol dein Name.
Durch die Hallen geht Wladimir,
Strengen Blicks, ein Fürst und Richter.
Wo die Todesbraut sein harret,
Tritt er ein, des Amts zu wahren.
Ruhig, still, den Blick zur Erde,
Sitzt Rogneda, die Unsel'ge.
Isjaslav, der holde Knabe,
Hat die Mutter still begleitet,
Die Gewänder zu bewundern,
Die er nie so schön gesehn.
Doch er sieht die Mutter weinen,
Und so hält er sich im Winkel.
Als Wladimir, droh'nden Blickes,
Mit dem Schwert der Fürstin nahet,
Stürzt der Knabe zwischen Beide.
„Vater", ruft er, „nicht allein,
Wie du glaubst, bist du im Zimmer,
Um die Mutter mir zu tödten!
Aber willst du mir sie nehmen,
Ach, dann nimm mir erst mein Leben!"
Fürst Wladimir's Richterstrenge
Schwindet vor den Kindesworten,
Und des Knaben Jammerausruf
Trifft das Herz mit schneller Rührung.
„Ach, ich hab' dich, lieber Knabe",
Spricht der Fürst, „nicht hier vermuthet;
Schuld und Strafe sei vergessen! —
Lebe, liebe deine Mutter,
Und behalte werth den Vater!"

Nach Polotzk, des Vaters Reiche,
(Nach dem Rathe seiner Degen,
Die der Fürst darum befragte)
Schickt Wladimir jetzt Rogneda,
Mit ihr Isjaslav, den Knaben,
Giebt das ganze Land ihm eigen.
Und er wächst heran, ein tapferer,
Weiser Fürst und hoher Degen.

„Der Terem Wladimir's wurde nicht leer von fahrenden Helden, Pilgern und Bettlern, und weit und breit reichte der Ruf von den Eichentafeln in Wladimir's gastlicher Halle. Wenn ein fremder Degen in den fürstlichen Hof einreitet, so bindet er sein Roß an den vergoldeten Ring am Pfahl, tritt durch den neuen Flur in die Festhalle, bekreuzt sich vor dem Bilde des Erlösers, verbeugt sich, wie es Sitte war, nach allen vier Seiten hin, und insbesondere vor Wladimir, und spricht: „Sei gegrüßt, helle Sonne Wladimir, Großfürst von Kiew, nebst Deiner Fürstin Apraxia!" Der Fürst fragt: „Woher des Weges, wackerer Degen? Bei welchem Namen soll ich Dich nennen? Wo ist Deine Heimat?" Darauf wird dem Fremden ein Platz an der Eichentafel angewiesen, und wenn derselbe seine Stärke und Kühnheit gezeigt, so spricht der Fürst: „Ich gebe Dir drei Ehrenplätze: der erste ist neben mir, der zweite mir gegenüber, den dritten kannst Du nach Belieben wählen!"

Eine Kosakenschildwache.

VII.

Südrußland.

Das Gebiet der Donischen Kosaken. Geschichte und Charakter der Kosaken am Don. Kosakendorf und -Haus. Weinbau. Religiosität. Heldenlieder. Steinkohlenbau. Kosakenlinie am Kuban. Der Kosak im Chutor. Lebensweise. Charakter. Die Plastuni. Jagdabenteuer. Gefangene Engländer. Neurußland. Neurussische Steppen. Bevölkerung. Arbeiter und Flüchtlinge. Arbeitermarkt. Die Tschumaki. Der Tschaban. Kurgane. Heuschrecken. Salzgewinnung in den Limans. Nikolajew. Odessa. Sommer-Chutors. Die deutschen Kolonien in Neurußland. Majak. Akkerman. Fischfang im Dniestr-Liman. Bessarabien. Beschaffenheit des Landes. Charakter der Moldawanen. Tracht derselben. Wohnhäuser. Lebensweise und Hochzeitsgebräuche der Moldawanen. Aberglauben. Nationaltanz und -Gesang. Stephan der Große. Kischinew. Bendér. Chotin. Podolien und Wolhynien. Charakter des Landes und der Bewohner. Dörfer. Balta. Schaf- und Viehzucht. Städte. Weißrußland. Geschichtliches. Wohnhäuser. Der Koltun. Volkstracht. Zustände. Juden. Der Krug.

Das Gebiet der Donischen Kosaken wird von dem Don und dessen Nebenflüssen durchströmt und besteht theils aus unübersehbaren Ebenen, welche fast das ganze Jahr über mit Blumen und aromatischen Kräutern bedeckt sind, theils aus Hügelreihen, die reiche Schätze an Metallen, Steinkohlen und Graphit (Reißblei) bergen. Die Nähe der Wolga, welche mit dem Don durch eine Eisenbahn verbunden ist, sowie die Häfen des Asow'schen und Schwarzen Meeres, geben dem Lande die Möglichkeit, seine Produkte gut zu verwerthen. Das Gebiet selbst erstreckt sich im Süden der Ukraine und des Gouvernements Woronesch bis zum Asow'schen Meere und dem Flusse Manisch; im Westen grenzt es an Neurußland und nähert sich im Osten der Wolga.

Aller Wahrscheinlichkeit nach waren die Stammväter der Donischen Kosaken Auswanderer und Flüchtlinge aus Rußland, welche theils der Druck der

Gutsbesitzer und Bojaren, theils die Schreckensregierung Iwan's IV. veranlaßt hatten, ihrer Heimat zu entfliehen; die meisten jedoch hatten ihre Städte und Dörfer aufgegeben, um ein freies, abenteuerliches Leben in der Steppe zu führen. Später kamen Einwanderer aus Kleinrußland und Saporoger hinzu; auch Flüchtlinge aus Polen, Griechenland und der Türkei suchten und fanden am Don eine Zuflucht.

Aus der Vereinigung so verschiedenartiger Nationen ist die heutige Bevölkerung des Don hervorgegangen und es kann sonach gar nicht auffallen, daß die Stammeseigenthümlichkeiten sich noch jetzt in Körperbau, Tracht u. s. w. der einzelnen Vertreter geltend machen. Ein gemeinsames Band verband jedoch diese einzelnen Elemente zu einem Ganzen: Sprache und Religion. Jeder Flüchtling, welcher Nation und welcher Religion er auch angehören mochte, war verpflichtet, den russischen Glauben anzunehmen und russisch zu sprechen.

Diese in verschiedene kleine Genossenschaften vereinigten Abenteurer lebten Anfangs von Raub und Plünderung. Sie unternahmen nicht nur Streifzüge nach den Küsten des Asow'schen und Schwarzen Meeres, sondern überfielen sogar gelegentlich auch benachbarte russische Städte. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts jedoch vereinigten sich sämmtliche Genossenschaften der Donischen Kosaken zu einem Ganzen zum Schutz der Christen gegen die Türken und Tataren. Die Einrichtungen und Gesetze dieser Kosakenverbindung sind in der Hauptsache dieselben wie die bei den Saporogern, mit welchen die Donischen Kosaken in vielfache Verbindung traten. Als Hauptsammelplatz erbauten die Donischen Kosaken auf einer der sieben Inseln des unteren Don, kaum 8 Meilen von der türkischen Festung Asow entfernt, das befestigte Städtchen Tscherkask, südlich vom späteren Nowotscherkask, der Gouvernementsstadt des Gebietes. Außer diesem Hauptorte legten die Kosaken am Ufer des Don und längs der Nebenflüsse desselben im Laufe der Zeit eine Menge kleiner Städtchen, Stanitzen (Stationen) und Winterlager an. Im 17. Jahrhundert zählte man deren mehr als fünfzig. Aus denselben entstanden zum Theil die vielen kleinen Landstädtchen, welche dem Gebiete der Donischen Kosaken einen eigenthümlichen Charakter verleihen.

Bei der kriegerischen Bestimmung der Kosaken war ihr häusliches Leben ein sehr einförmiges; ihre ganze Beschäftigung während der Friedenszeit bestand in Jagd und Fischfang, Ackerbau ward verachtet. In der Stanitza saßen sie beisammen, strickten Netze, erzählten ihre Abenteuer und sangen Lieder, in welchen die Heldenthaten ihrer Vorfahren gefeiert wurden.

Wie bei allen Völkerschaften, welche das Kriegführen als Lebensberuf ansehen, offenbarte sich auch im Charakter der Donischen Kosaken ein sonderbares Gemisch von Lastern und Tugenden. Während Raub und Plünderung in Feindes Land als etwas ganz Natürliches gelten, wird daheim der Diebstahl als das größte Verbrechen bestraft. Die Strafen für Vergehen waren sehr hart und grausam. „In den Sack und ins Wasser!" lautete das gewöhnliche Urtheil für Verrath, Feigheit oder Diebstahl. Dasselbe wurde sofort nach der Fällung vollzogen. Man steckte den Verurtheilten in einen Sack und warf *ihn ins Wasser.* Im Jahre 1570 erkannten die Donischen Kosaken die Herrschaft

Rußlands an und stellten ihre Dienste den Zaren zur Verfügung. Letztere, welche den großen Nutzen dieses Volkes für die Kriege gegen die Tataren und Türken wohl zu schätzen wußten, verliehen den Kosaken bedeutende Privilegien. Die russische Regierung bemühte sich, die räuberischen Einfälle in die Krim und die Türkei während der Zeiten, wo Rußland mit jenen Ländern im Frieden lebte, abzustellen, jedoch vergeblich. Die Kosaken betrachteten den Krieg nach wie vor als Handwerk und fuhren bis zur Zeit Peter's des Großen fort, in jene Gebiete während des Friedens einzufallen, und nicht nur türkische und persische, sondern auch russische Kaufleute wurden beraubt. Häufig verübten sie in großen Banden Plünderungen auf der Wolga und wiegelten das Volk gegen die Gutsbesitzer, den Adel und die Obrigkeit auf.

Kosaken. 1. Linienkosak. 2. 3. Kosaken vom Don.

Die strengen Maßregeln der Regierung gegen diese Uebelstände führten zur offenen Auflehnung, welche mit der Gewalt der Waffen unterdrückt wurden. Der letzte Aufruhr fand unter der Regierung Peter's des Großen statt, gegen 7000 Kosaken kamen dabei ums Leben, im Kampfe oder auf dem Richtplatze.

Die ganze Organisation der Donischen Kosaken erlitt von dieser Zeit an eine Veränderung und besteht gegenwärtig in folgenden Hauptzügen: Der Ataman wird von der Krone eingesetzt, Chef-Ataman sämmtlicher Kosaken ist stets der Großfürst-Thronfolger. Die bisherige allgemeine Dienstpflicht hat aufgehört und es steht dem Edelmann sowol wie auch dem gemeinen Kosaken frei, aus dem militärischen Verbande zu treten. Kosaken der unteren Grade haben jeder 30 Dessätinen (32 Hektare) Land zu freier Benutzung erhalten; den höheren Chargen wurden je nach ihrem Range 100 bis 1000 Dessätinen

verliehen, die seit dem Jahre 1870 in erbliches Eigenthum übergegangen sind. Den am Don wohnenden Kalmüken wurde in der südlichen Steppe ein beträchtlicher Strich Landes als Weideplatz für ihre Herden angewiesen. Man zählt gegenwärtig gegen 650,000 Kosaken im ganzen Gebiete, von welchen 12,000 adeliger Herkunft sind. —

Wenn man die Ufer des Don und seiner Nebenflüsse, des Donez, der Sapera und Medwediza, und zwar bis zur Einmündung der letzteren bereist, und dann seinen Weg über Nowotscherkask bis zum Asow'schen Meer fortsetzt, so wird man zwischen den Kosaken des oberen und unteren Don nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch in Charakter, Sitten und Lebensart einen großen Unterschied bemerken. Die Mündung der Medwediza bildet die Grenze zwischen den „oberen" und „unteren" Kosaken, welche sich wie zwei von einander verschiedene Stämme unterscheiden.

Die oberen Kosaken sind meist blond und blauäugig, von kräftiger Gestalt, etwas schwerfällig und nicht besonders empfänglich für Neuerungen. Bis auf den heutigen Tag haben sich bei denselben Einfachheit der Lebensart, patriarchalische Sitten und unbegrenzte Gastfreundschaft erhalten. Sie sind weniger unternehmend als ihre Brüder im Süden und sind durch die Beschaffenheit des Bodens fast ausschließlich auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen. Der Vater ist stets Familienoberhaupt, eine Trennung der Familienglieder findet nicht statt, selbst die verheiratheten Söhne bleiben im väterlichen Hause und arbeiten in Gemeinschaft.

Die meisten Kosakendörfer am Don und an dessen Nebenflüssen sind von Fruchtgärten umgeben; vor dem Hause fehlt selten ein Blumengarten, denn Frauen und Mädchen sind Liebhaberinnen von Blumen, mit denen sie sich gern schmücken. Ein solches Dorf mit den weißgetünchten Häusern inmitten grünen Laubes gewährt einen recht freundlichen Anblick.

Das Innere eines Kosakenhauses zeichnet sich aus durch große Reinlichkeit und Sauberkeit, und bei den Reichen, namentlich bei den unteren Kosaken, findet man sogar einen gewissen Komfort. Das Haus enthält gewöhnlich drei Zimmer. An den Wänden hängen Heiligenbilder in Silber, Oelgemälde auf Holztafeln und die Bildnisse des Kaisers, des Großfürsten-Thronfolgers in Kosakenuniform und die berühmter Hetmane. Selten fehlt ein Glasschrank mit Tisch- und Theegeschirr. Die Bänke sind mit Kattun überzogen. Die beiden übrigen Zimmer dienen als Schlafzimmer und Küche, letztere mit russischem Koch- und Backofen. Hinter dem Wohnhause befinden sich gesonderte Stallungen für Pferde, Hornvieh und Schweine. In den Gemüsegärten werden hauptsächlich Kohl, Zwiebeln und Mohn gebaut. Weiter hinein in die Steppe erstrecken sich die Arbusen- und Gurkenfelder (Bachtschi). — Bis zum 18. Jahrhundert war der Ackerbau verachtet. Als die Verwaltung der Kosakenkreise im Jahre 1690 erfahren, daß einige Dörfer an der Chopra und Medwediza sich mit Landbau beschäftigten, ließ dieselbe an alle Stanitzen den strengen Befehl ergehen, daß kein Kosak Land pflügen und Getreide säen dürfe, — wer aber dawider handle, den solle man bis aufs Blut mißhandeln und ausplündern. Nachdem jedoch Peter der Große den Kosakenaufstand Bulawin's und

Nekrassow's unterdrückt hatte, wurde den Kosaken anbefohlen, Land zu bebauen. Seit dieser Zeit verbreitete sich der Ackerbau namentlich bei den oberen Kosaken, weniger bei den unteren, da hier die Natur und die Beschaffenheit des Bodens dieselben auf andere, zum Theil ergiebigere Betriebszweige hinwies.

Die unteren Kosaken, welche den südlichen Theil des Gebietes bewohnen, haben ihrer äußeren Erscheinung und ihrem Charakter nach das Gepräge des Südländers. Sie sind meist brünett und von nicht so kräftiger Gestalt als ihre Brüder im Norden. Sie zeichnen sich auch nicht durch Einfachheit der Lebensart, patriarchalische Sitten und Gastfreundschaft wie jene aus, besitzen aber den Vorzug einer größeren Gewandtheit. Ihre Leichtlebigkeit artet häufig in Leichtsinn und Verschwendung aus. Männer und besonders Frauen lieben es, in ihrer Kleidung Putz und Aufwand zur Schau zu tragen; so sieht man in den Stanitzen des Südens, und besonders in Nowotscherkask, junge Mädchen in seidenen Kleidern und im Winter in pelzbesetzten Sammtmänteln, während das Innere ihrer Häuser eher Armuth als Wohlstand anzeigt. Die Männer sind ehrgeizig und prahlerisch. Jener unternehmende, kecke, abenteuerliche Charakterzug des Kosaken tritt bei ihnen entschiedener hervor als bei den Männern des oberen Don.

Während die oberen Kosaken durch die geographische Lage ihres Gebietes, wie gesagt, fast ausschließlich auf den Ackerbau angewiesen sind, haben die unteren Kosaken ein weites Feld für andere Erwerbszweige. Außer dem Fischfang im Don und auf dem Asow'schen Meere, der Pferdezucht in den Steppen und der Salzgewinnung in den nahen Salzseen sind ihnen besonders in neuester Zeit die Metall- und Steinkohlenlager, sowie der Weinbau, zu Quellen reichen Gewinns geworden.

Wenn man von der Einmündung der Medwediza an den Ufern des Don hinabfährt und die großen Weingärten überblickt, welche sich zu beiden Seiten des Flusses theils auf niedrigen Hügeln, theils an den Abhängen der Kreidefelsen erstrecken, so fühlt man sich von dem Odem des Südens angeweht. Das Grün der Reben gewährt dem Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt, einen erquickenden Gegensatz zu der von den Sonnenstrahlen versengten gelben Steppe, welche hinter den Weingeländen sich ausdehnt.

Wie der große Reformator Rußlands zu der heutigen Industrie und Kultur des Landes fast überall den ersten Grund gelegt, so war es auch mit dem Weinbau am Don der Fall. Peter der Große hat in der Stanitza Rasdori die ersten Weinreben pflanzen lassen. Der Weinbau am Don hat gegenwärtig eine große Ausdehnung gewonnen. Der Wein wird gewöhnlich zu einer moussirenden, champagnerartigen Sorte fabrizirt und ist unter seiner nationalen Etikette über ganz Rußland verbreitet. Unter den Tausenden von Pfropfen, welche fröhliche Zecher aus den weniger begüterten Kreisen an den Tischen der Moskauer und Petersburger Restaurationen knallend an die Zimmerdecke fliegen lassen, gehört der größte Teil dem beliebten donischen Champagner (Donskoi) an.

So verschieden die oberen und unteren Kosaken in Charakter und Sitten auch sind, so giebt es doch ein gemeinsames Band, welches sie zu einem Ganzen vereinigt; dieses Band ist die große Religiösität, welche beiden eigen ist.

verliehen, die seit dem Jahre 1870 in erbliches Eigenthum übergegangen sind. Den am Don wohnenden Kalmüken wurde in der südlichen Steppe ein beträchtlicher Strich Landes als Weideplatz für ihre Herden angewiesen. Man zählt gegenwärtig gegen 650,000 Kosaken im ganzen Gebiete, von welchen 12,000 adeliger Herkunft sind. —

Wenn man die Ufer des Don und seiner Nebenflüsse, des Donez, der Sapera und Medwediza, und zwar bis zur Einmündung der letzteren bereist, und dann seinen Weg über Nowotscherkask bis zum Asow'schen Meer fortsetzt, so wird man zwischen den Kosaken des oberen und unteren Don nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch in Charakter, Sitten und Lebensart einen großen Unterschied bemerken. Die Mündung der Medwediza bildet die Grenze zwischen den „oberen" und „unteren" Kosaken, welche sich wie zwei von einander verschiedene Stämme unterscheiden.

Die oberen Kosaken sind meist blond und blauäugig, von kräftiger Gestalt, etwas schwerfällig und nicht besonders empfänglich für Neuerungen. Bis auf den heutigen Tag haben sich bei denselben Einfachheit der Lebensart, patriarchalische Sitten und unbegrenzte Gastfreundschaft erhalten. Sie sind weniger unternehmend als ihre Brüder im Süden und sind durch die Beschaffenheit des Bodens fast ausschließlich auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen. Der Vater ist stets Familienoberhaupt, eine Trennung der Familienglieder findet nicht statt, selbst die verheiratheten Söhne bleiben im väterlichen Hause und arbeiten in Gemeinschaft.

Die meisten Kosakendörfer am Don und an dessen Nebenflüssen sind von Fruchtgärten umgeben; vor dem Hause fehlt selten ein Blumengarten, denn Frauen und Mädchen sind Liebhaberinnen von Blumen, mit denen sie sich gern schmücken. Ein solches Dorf mit den weißgetünchten Häusern inmitten grünen Laubes gewährt einen recht freundlichen Anblick.

Das Innere eines Kosakenhauses zeichnet sich aus durch große Reinlichkeit und Sauberkeit, und bei den Reichen, namentlich bei den unteren Kosaken, findet man sogar einen gewissen Komfort. Das Haus enthält gewöhnlich drei Zimmer. An den Wänden hängen Heiligenbilder in Silber, Oelgemälde auf Holztafeln und die Bildnisse des Kaisers, des Großfürsten-Thronfolgers in Kosakenuniform und die berühmter Hetmane. Selten fehlt ein Glasschrank mit Tisch- und Theegeschirr. Die Bänke sind mit Kattun überzogen. Die beiden übrigen Zimmer dienen als Schlafzimmer und Küche, letztere mit russischem Koch- und Backofen. Hinter dem Wohnhause befinden sich gesonderte Stallungen für Pferde, Hornvieh und Schweine. In den Gemüsegärten werden hauptsächlich Kohl, Zwiebeln und Mohn gebaut. Weiter hinein in die Steppe erstrecken sich die Arbusen- und Gurkenfelder (Bachtschi). — Bis zum 18. Jahrhundert war der Ackerbau verachtet. Als die Verwaltung der Kosakenkreise im Jahre 1690 erfahren, daß einige Dörfer an der Chopra und Medwediza sich mit Landbau beschäftigten, ließ dieselbe an alle Stanitzen den strengen Befehl ergehen, daß kein Kosak Land pflügen und Getreide säen dürfe, — wer aber dawider handle, den solle man bis aufs Blut mißhandeln und ausplündern. *Nachdem* jedoch Peter der Große den Kosakenaufstand Bulawin's und

Nekrassow's unterdrückt hatte, wurde den Kosaken anbefohlen, Land zu bebauen. Seit dieser Zeit verbreitete sich der Ackerbau namentlich bei den oberen Kosaken, weniger bei den unteren, da hier die Natur und die Beschaffenheit des Bodens dieselben auf andere, zum Theil ergiebigere Betriebszweige hinwies.

Die unteren Kosaken, welche den südlichen Theil des Gebietes bewohnen, haben ihrer äußeren Erscheinung und ihrem Charakter nach das Gepräge des Südländers. Sie sind meist brünett und von nicht so kräftiger Gestalt als ihre Brüder im Norden. Sie zeichnen sich auch nicht durch Einfachheit der Lebensart, patriarchalische Sitten und Gastfreundschaft wie jene aus, besitzen aber den Vorzug einer größeren Gewandtheit. Ihre Leichtlebigkeit artet häufig in Leichtsinn und Verschwendung aus. Männer und besonders Frauen lieben es, in ihrer Kleidung Putz und Aufwand zur Schau zu tragen; so sieht man in den Stanitzen des Südens, und besonders in Nowotscherkask, junge Mädchen in seidenen Kleidern und im Winter in pelzbesetzten Sammtmänteln, während das Innere ihrer Häuser eher Armuth als Wohlstand anzeigt. Die Männer sind ehrgeizig und prahlerisch. Jener unternehmende, kecke, abenteuerliche Charakterzug des Kosaken tritt bei ihnen entschiedener hervor als bei den Männern des oberen Don.

Während die oberen Kosaken durch die geographische Lage ihres Gebietes, wie gesagt, fast ausschließlich auf den Ackerbau angewiesen sind, haben die unteren Kosaken ein weites Feld für andere Erwerbszweige. Außer dem Fischfang im Don und auf dem Asow'schen Meere, der Pferdezucht in den Steppen und der Salzgewinnung in den nahen Salzseen sind ihnen besonders in neuester Zeit die Metall- und Steinkohlenlager, sowie der Weinbau, zu Quellen reichen Gewinns geworden.

Wenn man von der Einmündung der Medweditza an den Ufern des Don hinabfährt und die großen Weingärten überblickt, welche sich zu beiden Seiten des Flusses theils auf niedrigen Hügeln, theils an den Abhängen der Kreidefelsen erstrecken, so fühlt man sich von dem Odem des Südens angeweht. Das Grün der Reben gewährt dem Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt, einen erquickenden Gegensatz zu der von den Sonnenstrahlen versengten gelben Steppe, welche hinter den Weingeländen sich ausdehnt.

Wie der große Reformator Rußlands zu der heutigen Industrie und Kultur des Landes fast überall den ersten Grund gelegt, so war es auch mit dem Weinbau am Don der Fall. Peter der Große hat in der Stanitza Rasdori die ersten Weinreben pflanzen lassen. Der Weinbau am Don hat gegenwärtig eine große Ausdehnung gewonnen. Der Wein wird gewöhnlich zu einer moussirenden, champagnerartigen Sorte fabrizirt und ist unter seiner nationalen Etikette über ganz Rußland verbreitet. Unter den Tausenden von Pfropfen, welche fröhliche Zecher aus den weniger begüterten Kreisen an den Tischen der Moskauer und Petersburger Restaurationen knallend an die Zimmerdecke fliegen lassen, gehört der größte Teil dem beliebten donischen Champagner (Donskoi) an.

So verschieden die oberen und unteren Kosaken in Charakter und Sitten auch sind, so giebt es doch ein gemeinsames Band, welches sie zu einem Ganzen vereinigt; dieses Band ist die große Religiösität, welche beiden eigen ist.

Die schönen Kirchen mit ihren kostbaren „Ikonostasen", Altären und Heiligenbildern sind sprechende Zeugen für dieses religiöse Gefühl. Diese großen, architektonisch schön gebauten Kirchen mit grünen Dächern und hohen, weißen Thürmen, sind eine Zierde der Sloboden und Stanitzen und fallen dem Reisenden schon aus weiter Ferne in die Augen.

Der religiösen Richtung der Kosaken, welche sämmtlich der orthodox-griechischen Kirche angehören, geschieht durch die große Anzahl von Altgläubigen und Raskolniken, welche über das ganze Gebiet der Donischen Kosaken verbreitet sind, kein Abbruch. Im Gegentheil, die Altgläubigen, welche beinahe den fünften Theil der ganzen Bevölkerung ausmachen, und unter denen es hier keine fanatischen Sekten giebt, zeichnen sich durch Frömmigkeit, Rechtschaffenheit und strenge Moralität aus, und genießen eine allgemeine Achtung.

Wenn es sich um den Bau einer Kirche, um neue Glocken u. dgl. handelt, sind die Kosaken zu jedem Opfer bereit. Leider entwickeln sie nicht denselben Eifer in Betreff ihrer geistigen Bildung, und es geschieht selten, daß ein Kosak für Errichtung von Schulen freiwillig beitrüge. Seit dem Jahre 1860 hat sich jedoch wie in ganz Rußland so auch bei den Donischen Kosaken ein lebhafter Drang nach geistiger Bildung geltend gemacht, und es begann für sie eine neue Lebensepoche. In den letzten Jahren werden von gemeinschaftlichen Kapitalien der Stanitzen zwei Gymnasien in Nowotscherkask und Ust-Medwedinsk, eine Erziehungsanstalt für Mädchen, ein Seminar, sechs Kreisschulen, in jeder Stanitza eine Gemeindeschule und 185 Dorfschulen unterhalten.

In früheren Zeiten gab es am Don, namentlich bei den unteren Kosaken, keine Stanitza, wo man nicht Kosaken gefunden hätte, welche die Heldenlieder aus der Blütezeit des Kosakenthums sangen. Nicht selten gab es darunter Sänger, welche ihre Lieder improvisirten. Die Ueberlieferungen aus jenen ruhmvollen Zeiten haben sich bis auf die heutigen Nachkommen erhalten. So giebt es noch Lieder von der ältesten Einwanderung der Kosaken in Rasdori, vom Kosakenaufstand unter Bulawin und Nekrassow, von den Siegen Jermak's, des Eroberers von Sibirien. Auch Stenka Rasin, jener berüchtigte Räuber, der angeblich für die Freiheit der leibeigenen Bauern, gegen Adel und Geistlichkeit mit seinen Horden in einem weitverbreiteten Aufstande die scheußlichsten Grausamkeiten verübte, lebt noch im Andenken der Kosaken und wird in ihren Liedern gefeiert.

Der Süden Rußlands, welcher von der Natur schon so reich gesegnet ist mit dem überaus fruchtbaren Humusboden, mit den grasreichen Steppen, in welchen zahlreiche Pferdeherden (Tabuns) und Hunderttausende von Rindern und Schafen eine vortreffliche Weide finden, mit den Fischereien, dem Weinbau und den Salz liefernden Seen, hat in jüngster Zeit eine neue Bereicherung erfahren, welche nicht nur für diese Gegenden allein, sondern für ganz Rußland von großer Bedeutung ist. Es sind dies die Steinkohlen in Neurußland und die Braunkohlen- und Anthrazitlager im Donischen Gebiet.

Schon Peter d. Gr. hatte den Steinkohlen des südlichen Rußland seine Aufmerksamkeit geschenkt und die denkwürdigen Worte gesprochen: „Dieses Material wird, wenn nicht für uns, so für unsere Nachkommen von großer Wichtigkeit sein."

Nach dem Tode des großen Zaren geschah nichts für die Ausbeutung der Kohlenlager. Viele Jahre sind darüber hingegangen; die Kosaken brachen die Kohlen an solchen Stellen, wo sie dicht unter der Oberfläche zu Tage traten, gebrauchten sie in den Schmieden und verkauften sie nach den benachbarten Städten. Eine planmäßige, regelrechte Bearbeitung der Lager unterblieb jedoch, theils weil das Bedürfniß in der Verwendung des Materials damals noch nicht so fühlbar geworden wie jetzt, theils weil dasselbe bei dem Mangel an jeder Kommunikation und dem billigen Preise, für welchen englische Schiffe es als Ballast in die Häfen des Schwarzen Meeres brachten, entwerthet wurde. Die Anlegung von Eisenbahnen, welche in zwei großen Linien den Süden mit dem Norden Rußlands verbinden, sowie Zweigbahnen, welche von den Kohlenbergwerken nach Woronesch, Rostow, Nowotscherkask, Taganrog und Odessa führen, haben eine rege Bearbeitung derselben ins Leben gerufen, die mit jedem Jahre sich steigert.

Die Gruben im Nordosten von Nowotscherkask an der Gruschowka sind in mancher Beziehung merkwürdig; sie sind nicht nur die reichhaltigsten im ganzen Süden, sondern zeichnen sich auch dadurch aus, daß die Bearbeitung der Gruben sich vollkommen selbständig und nicht nach ausländischem Muster entwickelt hat. Wenn man vor 40 Jahren an den Orten vorüberkam, wo jetzt die Gruben sind, so bemerkte man weiter nichts als einige Spuren der früheren Versuche. Vor 30 Jahren wurde der erste Schacht gegraben und heute erhebt sich hier eine ausgebreitete Possada, welche in kurzer Zeit das Ansehen einer Stadt gewonnen hat, deren hohe, rauchende Schornsteine schon von Weitem in der Steppe zu sehen sind.

Zwei Eisenbahnen verbinden Gruschowka mit dem Norden und Süden; erstere geht nach Woronesch, letztere über Nowotscherkask nach der Stanitza Aksaisk und von hier nach dem Asow'schen und Schwarzen Meere. Gleich wie Gruschowka in kurzer Zeit zu einer blühenden Possada geworden, so steht den meisten Stanitzen des Südens eine reiche Zukunft bevor. Namentlich Nowotscherkask, welches mit seinen 23,000 Einwohnern im strengen Sinne genommen die einzige Stadt von einiger Bedeutung gewesen, wird den wohlthätigen Einfluß des neuen Lebens im Süden zunächst erfahren.

Von dem Erfolg des Steinkohlenbaues wird die Dampfschiffahrt auf dem Don und der Wolga belebt, der Verkehr auf den Eisenbahnen billiger und endlich werden die letzten Ueberreste der Wälder erhalten bleiben. Das maßlose Abholzen hat in diesen Gegenden bereits seinen Einfluß auf das Klima geäußert. Der Absatz und die Verwerthung des Metall- und Kohlenreichthums hängt ab von der größeren Entwicklung des Fabrikwesens in den Städten am Asow'schen und Schwarzen Meere. In Cherson, Taganrog und Odessa hat sich ein solcher Aufschwung seit einigen Jahren schon bemerkbar gemacht. —

Südrußland vereinigt heute Alles, was die Blüte eines Landes gewährleistet; es hat ein schönes Klima, einen überaus fruchtbaren Boden, es hat Metall- und Kohlengruben und ist mit einem Eisenbahnnetz bedeckt — es fehlt nur noch Eins — es fehlen Menschen. Südrußland wird eine glänzende Zukunft haben! —

Die Kosakenlinie am Kuban. Nach der Auflösung der Saporoger im Jahre 1775 hatte die Regierung denjenigen Kosaken, welche infolge einer Aufforderung wieder in Dienst getreten waren und als regelmäßiges Corps während des Krieges mit der Türkei im Jahre 1792 sich als sehr brauchbar erwiesen hatten, zur Belohnung an den Ufern des Kuban Land angewiesen. Gegen 20,000 Kosaken ließen sich daselbst nieder. Die Bestimmung dieser kolonisirten, gewöhnlich mit dem Namen „Kosaken am Schwarzen Meer" (Tschernomorzen) bezeichneten Truppe war, die Grenzbewachung gegen die räuberischen Einfälle der Tscherkessen. Während des zwanzigjährigen kaukasischen Krieges vermehrte sich die Zahl der kubanischen Kosaken durch Einwanderer aus den Gouvernements von Kleinrußland, besonders aber durch Kosaken aus der Ukraine, vom Don und vom Ural, sodaß das bunte Gemisch der Bevölkerung dieser militärisch organisirten Ansiedlungen gegenwärtig mehr als 200,000 Köpfe zählt. Nach der Unterwerfung des Kaukasus hatte diese Kosakenlinie ihre eigentliche Bedeutung verloren. Früher erfreuten sich auch diese Kosaken mancher Vorrechte und noch jetzt halten sie sich für besser und freier als andere Russen, auf welche sie mit einer gewissen Vornehmheit herabblicken und auf deren Kosten sich lustig machen. Uebrigens werden sie jetzt auch bei der Rekrutirung herangezogen, man stellt sie aber nicht in die Linie ein, sondern nur in Kosakenregimenter, namentlich in die kaukasischen. In Bezug auf die Kleidertracht hat dieser Kosak Manches von den Bergvölkern angenommen, insbesondere auch die gewaltige Pelzmütze und die feinen Stiefeln. Er war ein geschworener Feind der Eingeborenen, aber er versagte so tapfern und muthigen Gegnern seine Hochachtung nicht, und der junge Kosak legte Werth darauf, solch einem Kaukasier so viel als möglich zu gleichen.

Wenn man von Jekaterinodar am Kuban, dem Hauptorte der Kosakenstanitzen, dem Laufe des Flusses bis zur Mündung in das Schwarze Meer folgt, so bietet die ganze Gegend den Anblick einer endlosen Steppe, welche mit dichtem Burjan bedeckt ist, dessen trockene, stachelige, mit Schilf vermischte Gräser die Steppen am Schwarzen Meere charakterisiren. Es ist dies nur ein schmaler Streifen der weiten, baumlosen Grassteppe, welche sich zwischen dem Manitsch und Kuban und dem Asow'schen und Kaspischen Meere erstreckt, mit den Kalmükensteppen und deren Salzsümpfen bis zur unteren Wolga hin zusammenhängt und für sich allein einen Flächenraum von 2000 □Meilen einnimmt.

In der einförmigen Steppe sieht man hin und wieder Kosakenchutors hinter dem Burjan hervorragen; diese einzelnen, zerstreut liegenden Gebäude gehören meist Offizieren. Die gemeinen, ärmeren Kosaken leben in Kurenjs (Kosakendorf) oder in den Stanitzen, welche aus einem originellen Gemisch von Chutoren, umgeben von zahllosen Schobern von Heu, Burjan und Schilf, bestehen. Wenn ein solcher Chutor in der Nähe eines fischreichen Limans oder Flusses liegt, so befinden sich hier noch außerdem Trockenhäuser zum Ausdörren des Balük (gedörrter Störrücken). Straßen giebt es in solchen Stanitzen nicht; die einzelnen Chutore sind durch Plätze von einander getrennt, die entweder *mit dichtem* Burjan bewachsen oder mit bodenlosem Schmuz bedeckt sind.

Die Chutore der Offiziere und gemeinen Kosaken sind wenig von einander verschieden. Kolossale Heu- und Burjanschober als Wintervorrath nehmen einen großen Theil des rohrumzäunten Hofes ein. Einige Beete mit Kohl, hin und wieder ein Apfel- oder Birnbaum vollenden das Bild der mehr als bescheidenen Wirthschaft des Chutorbesitzers. Ein im dichten Grase ausgetretener Fußpfad führt zu einem von alten Weiden beschatteten, schilfverwachsenen, schlammigen Flüßchen oder Teiche, auf welchem jedoch niemals ein aus einem Baumstamm gezimmerter Nachen und der aus Weidenruthen geflochtene Fischkasten fehlt. Weiter ab vom Chutor liegt der „Laschtan", d. i. ein Stück Land, bepflanzt mit Melonen, Arbusen, Kürbissen, Gurken und Sonnenblumen.

Kosaken nach der Scheibe schießend.

Außerdem hat man noch ein kleines Korn- und Weizenfeld und einige Rinder und Schafe, welche unfern in der Steppe weiden. Die Eigenthümer solcher Chutore führen ein höchst einfaches, originelles Leben. Bei dem Mangel an Arbeitern sind die Besitzer dieser Landwirthschaften, selbst wenn sie einen höheren militärischen Grad bekleiden, gezwungen, einfache Kosakenkleidung anzulegen und in Gemeinschaft mit ihren Leuten schwere Feldarbeit zu verrichten. Es kommt oft vor, daß ein verdienstvoller Offizier im Schafpelz, mit Orden auf der Brust, mit der Telega ins Feld fährt und das Gespann Ochsen selbst lenkt. Neben ihren Wirthschaftsarbeiten haben die „Tschernomorzen" einen sehr beschwerlichen, mit großen Gefahren und Entbehrungen verbundenen Dienst zu verrichten. Die Linie, welche sie bewachen müssen, zieht sich in

einer sumpfigen, dicht mit Schilf bewachsenen Niederung hin, deren faule Ausdünstungen bösartige Fieber erzeugen. Monatelang bringt hier der Offizier mit seinem Kommando in ununterbrochener Wachsamkeit auf seinem Posten zu, durch nächtliche Alarme, Streifpatrouillen und Aufspüren tscherkessischer Räuber stets in Athem erhalten. Im Winter hat er Kälte und Schneestürme zu ertragen, unüberschreitbare Ueberschwemmungen trennen ihn im Frühjahr zwei Monate lang von der übrigen Welt. Im Sommer hat er bei unerträglicher Hitze unter Myriaden von Mücken zu leiden, welche ihn Tag und Nacht plagen, sodaß man das Gesicht mit einer Maske bedecken muß. Im Herbst endlich wieder Ueberschwemmung, Nebel, Regen und Fieber. Kaum hat die Stunde seiner Ablösung von der Linie geschlagen, so eilt er nach seinem Chutor, um die Arbeit zu verrichten, die während seiner Abwesenheit versäumt worden.

Es ist wol natürlich, daß sich bei dieser Lebensweise in dem Charakter dieser Kosaken weder eine besondere Liebenswürdigkeit im Umgange noch Neigung zur Gastfreundschaft entwickelt haben. Der Tschernomorze hat etwas Ernstes, Finsteres, ist wenig umgänglich, schwerfällig und apathisch.

Die Hauptbeschäftigung der Kosaken besteht in Vieh-, Pferde- und Schafzucht. Die grasreichen Steppen am Schwarzen Meer bieten unabsehbare Weideplätze, auf welchen sich nach allen Richtungen zahlreiche Herden von Rindern, Schafen und Pferden tummeln. Neben der Viehzucht wird auch der Fischfang gewinnbringend betrieben. Auf mehr als 300 Stationen findet man gegen 4000 Fischer beschäftigt, welche an 200,000 Pud Salz jährlich zum Einsalzen der Fische verbrauchen. Die vielen Limane des Meeres und die Flüsse sind reich an allen Arten von Fischen, unter welchen namentlich der Stör, der Weißfisch, der Sewruga (große Stör), der Wels u. a. m. in großen Mengen gefangen werden.

Unter den Tschernomorzen genießen besonders die sogenannten Plastuni ein großes Ansehen. Diese Plastuni sind unerschrockene, unermüdliche Kundschafter, welche nur auf einem Boden und unter Umständen, wie sie hier sind, erscheinen und sich ausbilden konnten. Die Aufgabe des Plastuns besteht in ununterbrochenem Umherstreifen in dem Schilflabyrinth auf beiden Ufern des Kubans. Er hat unbekannte Pfade durch die Sümpfe und Furten im Fluß aufzusuchen, Spuren zu verfolgen und sich als lebendige Falle in den Hinterhalt zu legen. Die Plastuni stehen auf den am weitesten vorgeschobenen Vorposten und unternehmen von hier aus in kleinen Abtheilungen von 3 bis höchstens 8 Mann ihre Streifpatrouillen. Ein gewisser Instinkt, ein sicheres Auge und ihre nie fehlende Kugel ersetzen die geringe Anzahl, und jeder Einzelne des kleinen Trupps zieht den Tod der Gefangenschaft vor.

Wenn auf der Linie kein Ueberfall zu befürchten steht, so wird der Plastun-Kundschafter zum leidenschaftlichen Jäger — und er hat es dann hauptsächlich mit dem wilden Eber zu thun, der vielfach in den Sümpfen des Kubans vorkommt. So hatten sich einst zwei Plastuni, Vater und Sohn, im Rohrdickicht in den Hinterhalt gelegt. Gegen Tagesanbruch hören sie plötzlich ein nahes Grunzen: ein mächtiger schwarzer Eber tritt, gefolgt von seiner Familie, auf dem *Wege zur Tränke aus* dem Dickicht. Er stutzt und bleibt wie eingewurzelt stehen.

Der Alte legt seine Büchse an und schießt; das getroffene Thier macht einen wüthenden Sprung vorwärts, kehrt aber, seine Wunde fühlend, um und rennt dem Rudel folgend in's Dickicht zurück, während der Alte, ärgerlich vor sich hin murmelnd, den Lauf seiner Büchse ausbläst und frisch ladet. Der Sohn aber springt ungeduldig auf und folgt dem verwundeten Eber durch das Dickicht.

Kosakentypus.

Er sieht die blutige Spur, hört das Rauschen und Knacken im Rohr, vermag aber den fliehenden Eber im dichten Schilf nicht zu erblicken. Plötzlich fühlt er sich von hinten gestoßen und zugleich einen Schmerz wie von dem Schnitt einer Sense über beide Waden, er fällt rücklings und sieht sich in demselben

Augenblick auf dem Rücken des Ebers. Der Eber schüttelt sich und schlitzt seinem Reiter die Kleider vom Gürtel bis zum Nacken mit den Hauern auf ... noch ein Augenblick, und das grimmige Thier hätte seinem Opfer unfehlbar die Eingeweide herausgerissen, da fällt ein Schuß — und der in die Stirn getroffene Eber stürzt mit weit geöffnetem Rachen todt nieder.

„Aha, Bursche, in Zukunft wirst Du Dich schön umsehen, wenn Du ein Wildschwein verfolgst", sagte der hinzutretende Alte und verband seinem Sohne die Wunden.

„Die Natur ist meine Schule, das Herz mein Lehrer", sagte der Weise. „Der Sumpf mit seinen wilden Bewohnern ist meine Kriegsschule, die Jagd mein Lehrer", dürfte der Plastuni sagen. Und in der That, in dieser Schule gewöhnt er sich an Beschwerden, Gefahren und Selbstverleugnung, aus dieser Schule geht er als ein so unübertrefflicher Schütze hervor, daß er ohne zu fehlen im Dunkeln nicht nach dem Auge, sondern nach dem Gehör schießt.

Während des Krimkrieges haben die Plastuni vortreffliche Dienste geleistet und man erzählt manchen Zug ihrer Tapferkeit und beispiellosen Unerschrockenheit.

So brachten die Plastuni einst zwei französische Offiziere als Gefangene ein. „Ihr bringt mir immer nur blaue Uniformen", sagte der Ataman im Scherze; „ich möchte gern einmal rothe sehen." Infolge dieser Bemerkung ihres Atamans machten sich fünf Kosaken auf und ließen sich vier Tage lang nicht sehen.

Sie krochen im stacheligen Burjan 2 bis 3 Werst weit auf dem Bauche durch die feindliche Vorpostenlinie. Am Tage lagen sie unbeweglich im dichten Burjan, Nachts krochen sie weiter. Auf diese Art gelang es ihnen, bis ins feindliche Lager zu kommen, wo sie im Dickicht liegend den günstigen Augenblick abzuwarten beschlossen. In diesem Hinterhalt lagen sie hungernd und dürstend, eine harte Brotrinde als einzige Nahrung, zwei Tage und Nächte, während mancher Soldat, mancher Offizier an ihnen vorüberging, leider aber nicht in rother Uniform. Endlich, am Abende des zweiten Tages, näherten sich zwei Offiziere in rother Uniform der Stelle, wo unsere Plastuni auf der Lauer lagen... Wie wilde Katzen stürzten sich die Kosaken auf ihre Beute, und ehe die Engländer einen Laut ausstoßen konnten, waren sie niedergeworfen, gebunden und ihnen der Mund mit trockenem Grase verstopft. Man kann sich vorstellen, welcher Vorsicht, welcher Anstrengung es bedurfte, um die Gefangenen aus der unmittelbaren Nähe des Lagers drei Werst weit durch den dichten Burjan zu schleppen, was nur geschehen konnte, indem die Kosaken auf der Erde hinkrochen.

Sie gelangten glücklich ins russische Lager und führten dem erstaunten Ataman die Gefangenen vor, welche in ihren beschmuzten und zerfetzten Uniformen und zerkratzten, von Mückenstichen rothgeschwollenen Gesichtern kaum zu erkennen waren.

„Excellenz haben „Rothe" gewünscht — und da haben wir zwei Rothe erwischt", sagten die Plastuni und erzählten in schlichter Weise ihr Abenteuer. —

Neurußland wird jener Theil von Südrußland genannt, welcher zwischen Kleinrußland und den Küsten des Asow'schen und Schwarzen Meeres liegt, im Westen an den Dniester und im Osten an das Gebiet der Don'schen Kosaken grenzt.

Diese Benennung ist jedoch, wie die von Klein- oder Weißrußland, keine offizielle. Neurußland bildet kein abgeschlossenes „Gebiet" (Oblast) wie Bessarabien oder das Gebiet der Don'schen Kosaken, sondern es besteht aus den Gouvernements Jekaterinoslaw und Cherson.

Wenn man von Krementschuk, einem elenden Städchen am Dniepr mit 2000 Einwohnern, welches eigentlich nur durch die am andern Ufer liegende Possade Krimkow mit ihren kolossalen Salzmagazinen wichtig ist — über Alexandria und Jelisawetgrad die neurussischen Steppen betritt, so wird man den großen Gegensatz bemerken, welcher zwischen diesen und den Steppen Kleinrußlands besteht.

Poststation in der Steppe.

Von Jelisawetgrad an beginnt die eigentliche nackte, menschenleere Steppe, die sich von hier Hunderte von Meilen nach Westen und Süden bis zum Schwarzen Meere und zur unteren Donau erstreckt.

Wenn man mitten im Sommer über diese Steppen kommt, wo der bunte Blumenteppich des kurzen Frühlings bereits seit den ersten Tagen des Mai verschwunden, so ist der Anblick der endlosen, sich als ehemaligen Meeresboden kennzeichnenden Fläche durch die traurige Einförmigkeit für das Auge ein sehr ermüdender. Tausende von Ringeltauben, welche unaufhörlich über der breiten Landstraße flattern, kleine, lustig im Grase hüpfende Erdhäschen (Ssusliki) und unbeweglich auf einem Punkt in der Luft schwebende Steppenhabichte sind die einzigen lebenden Wesen im weiten Rahmen des todten Bildes der Steppe.

Der Mensch ist noch nicht Herr der Steppe geworden; weite Strecken derselben sind noch derselbe jungfräuliche Boden wie vor Jahrhunderten. Die wenigen Ortschaften liegen meist am Ufer von Flüssen, die im Sommer zum Theil austrocknen, im Innern der Steppe fehlen sie fast ganz.

Zwischen dem Dniepr und Jelisawetgrad trifft man in der Steppe kleine Häuschen. Dieselben sind aus jenem weißen, aus unzähligen, mikroskopischen Muschelthierchen gebildeten Gestein aufgebaut, welches einst auf dem Grunde des Meeres gelegen. Solche Häuschen mit ihren Rohrzäunen und dem unvermeidlichen Storchennest auf dem Dache sind für den Bewohner nördlicher Gegenden eine auffallende Erscheinung. Die Umgebung dieser Wohnstätten wird weder durch ein Gärtchen noch selbst durch einen grünen Strauch belebt.

Weiter nach Süden werden auch solche Häuschen seltener; die Bewohner der eigentlichen Steppe leben, wie ihre Urväter nach der Erzählung Herodot's, meist in Erdhütten, sogenannten Semlänken.

So große Schwierigkeiten die Kolonisation im Innern der Steppen auch bieten mag, so sind in den letzten Jahren doch immerhin Resultate erlangt worden, welche mit Rücksicht auf die geringe Bevölkerung wahrhaft staunenswerth sind. Wenn man bedenkt, daß bei kaum einer Million Menschen, welche auf der Fläche zwischen dem Don und dem Dniester wohnen, es möglich geworden, 15 Millionen Pud Weizen in die Häfen des Schwarzen Meeres abzusetzen, so darf man wol an eine reiche Produktionskraft dieses Landstriches glauben.

Die Pferde-, Vieh- und Schafzucht hat hier eine bedeutende Ausdehnung angenommen: Rinderherden, Tausende von Häuptern, und zahlreiche Pferdetabuns bedecken die Steppen, in denen mehr als drei Millionen feinwollige Schafe weiden. Noch vor hundert Jahren waren diese Steppen eine von hohem Burjan und Pfriemgras überwachsene Wildniß, in welcher es kaum eine menschliche Wohnung gab — und heute? .. Heute sind sie von einem Eisenbahnnetz durchzogen; Taganrog, Cherson, Kertsch, Nikolajew sind blühende Städte und Odessa eine Weltstadt geworden. Aus ärmlichen Fischerhütten ist in Zeit von drei Jahren die Stadt Berdjänsk am Asow'schen Meere emporgewachsen.

Die Bevölkerung von Neurußland ist ein Gemisch der verschiedensten Völker, welche, theils von der Fruchtbarkeit des Bodens angezogen, theils von Wanderlust getrieben oder durch andere Umstände gezwungen, sich in der Steppe niederließen. So hat sich seit früher Zeit ein Konglomerat verschiedener Nationalitäten, von Russen, Polen, Armeniern, Moldauern und Zigeunern gebildet, unter welchen sich jedoch als Hauptstamm und Grundbevölkerung die Kleinrussen geltend machten. Doch nicht nur Kolonisten im eigentlichen Sinne des Wortes, nicht etwa nur arbeitscheue Einwanderer aus dem Norden Rußlands, haben den Grund der heutigen Bevölkerung gebildet, sondern auch Abenteurer, Vagabonden ohne Paß, Flüchtlinge, welche der Strafe des Gesetzes, und Leibeigene, die dem Druck der Gutsbesitzer entflohen waren, fanden hier in den Steppen gastliche Aufnahme und ein sicheres Asyl.

Wenn der Fremde Etwas über diese Flüchtlinge zu erfahren wünscht und einen hiesigen Einwohner um Aufklärung ersucht, erhält er zur Antwort: „Ah, *Flüchtlinge*? Die Flüchtlinge sind eben Flüchtlinge — und nichts Anderes...

Hier zu Lande sind fast Alle Flüchtlinge oder stammen von Flüchtlingen her... Forschen Sie in dem Geschlechtsregister vieler reichen Kaufleute von Rostow oder Taganrog nach, und Sie werden finden, daß ihre Vorfahren Leibeigene aus Rußland oder Flüchtlinge der Krone waren."

Von allen Enden Rußlands, besonders aus dem Norden, zogen seiner Zeit zahlreiche Scharen, Männer und Frauen, mit der Sense auf der Schulter, nach dem Süden, um sich als Arbeiter zu verdingen. Die Einwohner ganzer Dörfer verließen mit Hab und Gut ihre Heimat und wanderten nach den Steppen.

Brunnen in der Steppe.

Die Arbeiter fanden Arbeit, die Flüchtlinge Arbeit und ein Asyl.... Noch heute ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß, wenn in der Ferne die Postglocke von dem Tarantaß des Kreishauptmanns oder irgend eines Polizeibeamten ertönt, aus dem Haufen der Mäher dieser und jener verschwindet und sich im dichten Burjan oder in einem Heuschober verbirgt. Wo Menschenhände so nöthig sind wie hier, fragen die Grundbesitzer nicht nach dem Paß oder der Vergangenheit ihrer Arbeiter.

Der Hauptsammelplatz dieser aus allen Gegenden von Rußland mit dem Anfange des Frühlings herbeiziehenden Arbeiterkarawanen sind die Schenken in den größeren Sloboden. Ein interessantes Bild gewährt die Slobode namentlich Sonntags, an welchem Tage der Menschenmarkt stattfindet. Der weite Platz zwischen Schenke und Kirche und die Straßen sind gedrängt voll von Männern, Frauen und Kindern, welche ermüdet vom weiten Wege in bunten Gruppen sich gelagert haben.

Unter diesen Arbeitern giebt es auch solche, welche im Spätherbst nach ihrer Heimat zurückkehren, um im nächsten Frühjahr wieder zu erscheinen.

Dazwischen sieht man auch staubige, zerlumpte Gestalten mit wahren Banditengesichtern, sicherlich Leute, welche stets mit den Gesetzen auf gespanntem Fuße stehen. Zwischen diesen Gruppen bewegen sich die Verwalter und Gutsbesitzer, gleich den Pflanzern Amerika's auf dem Sklavenmarkte, und sehen sich ihre Waare an. Hier wird gehandelt und gestritten um den Tageslohn, dort preist ein Verwalter die Vorzüge seines Herrn, da werden Kontrakte abgeschlossen und dort sieht man ganze Züge aufbrechen und nach ihrem Bestimmungsorte abgehen. Ueber den ganzen Platz hin ein Wogen und Drängen, ein ohrenbetäubendes Lärmen und Schreien. Aus der Schenke hört man bald Jauchzen und Gesang, bald Toben, Fluchen und lauten Streit.

Wenngleich die Eisenbahnen den Waarentransport hauptsächlich übernommen haben und man in den Steppen von Klein- und Neurußland nicht mehr so häufig jenen langen Reihen ochsenbespannter Fuhren, jenen endlosen Zügen, „Obosen" (in Neurußland „Walki" genannt), begegnet, so sind dieselben doch keineswegs verschwunden.

Der „Tschumak" ist hier, auf den Nebenwegen und Hauptstraßen zwischen Taganrog, Odessa und Jekaterinoslaw eine ebenso bekannte Persönlichkeit wie auf den Straßen Kleinrußlands, und das „Zobbe" (rechts) und „Zebä" (links), mit welchem der Tschumak sein Ochsengespann lenkt, sind hier ebenso bekannte und oft gehörte Worte wie dort.

Eine andere charakteristische Figur in den neurussischen Steppen ist der „Tschaban" oder Schäfer. Die Schafzucht bildet eine Haupterwerbsquelle in Neurußland. Die hiesigen Steppen entsprechen allen Erfordernissen für eine ergiebige Schafzucht: sie bieten weite Flächen, fette Weide, ein trockenes, warmes Klima und einen kurzen Winter.

Es ist mithin natürlich, daß bei der Wichtigkeit dieses Erwerbszweiges tüchtige Schäfer sehr geschätzt werden. Die Tschabans bilden hier eine ganz eigene Klasse von Leuten. Fast das ganze Jahr hindurch ziehen sie fern von jedem menschlichen Verkehr mit ihren Herden in der Steppe umher. Muth und Entschlossenheit sind unumgängliche Eigenschaften eines tüchtigen Tschabans. Es treten in der Steppe nicht selten kritische Momente ein, wie z. B. Steppenbrand oder Schneestürme, wo durch Unerfahrenheit des Hüters die ganze Herde zu Grunde gehen kann. Der erfahrene Tschaban wird, wenn er einen solchen Brand in der Steppe bemerkt, in der Nähe der Herde, dem Winde entgegengesetzt, das trockene Gras der Steppe ohne Zeit zu verlieren anzünden, sodaß sich die Herde zwischen zwei Feuern befindet. Er treibt dann die Herde auf den von ihm angezündeten, abgebrannten Platz der Steppe und wartet hier ruhig den Zeitpunkt ab, wo er sich mit seiner Herde entfernen kann.

Wenn man den von Kopf bis zu Fuß in gegerbtes Schaffell gekleideten Tschaban sieht, wie er, auf den langen Schäferstab gestützt, mit den großen, zottigen Schäferhunden zu seinen Füßen, unbeweglich dasteht, so glaubt man eins jener mongolischen Götzenbilder aus der Vorzeit zu sehen, wie sie hier in der Steppe noch häufig zu finden sind.

Die Steppe zwischen Jekaterinoslaw und Cherson bietet in ihrer traurigen Einförmigkeit dem Auge nur selten eine Abwechselung, einen Ruhepunkt;

weder Baum noch Strauch, noch eine menschliche Wohnung, so weit das Auge reicht. Hin und wieder erblickt man ein bebautes Feld, ein Zeichen, daß hier Menschen leben, dann aber wieder die endlose, grau-grüne Steppe.

Zuweilen sieht man in der Ferne Rauch aufsteigen und hört das Hämmern einer Schmiede, wandernde Zigeuner, welche hier in der Steppe auf ihren ruhelosen Fahrten einen kurzen Aufenthalt nehmen.

Am fernen Horizont taucht eine der großen Rinderherden auf, oder man hört das Blöken vorüberziehender Schafe, ohne sie zu sehen. Hin und wieder erheben sich auf der Steppe jene räthselhaften Kurgane oder Grabhügel, die stummen Zeugen, durch welche die Völker, die einst in grauer Vorzeit aus dem Innern Asiens über diese Steppen bis in das Herz Europa's vordrangen, ihren Weg bezeichneten. Ueber diese künstlich aufgeworfenen Erdhügel, welche noch immer in mancher Beziehung räthselhaft erscheinen, haben wir viele Schilderungen, sind jedoch über Zweck, Entstehung und Gründer immer noch nicht im Klaren. Diese Kurgane findet man, und zwar in verschiedenen Gestalten über eine sehr weite Region verbreitet, von den südrussischen Steppen an durch das ganze südliche Sibirien hindurch bis in das Gebiet des Amur hinein. Man unterscheidet Grabkurgane, Erdaufwürfe über Gräbern und einfache Kurgane, welch letztere immer in einer gewissen Verbindung zwischen den ihnen zunächst liegenden stehen. Man meint nun, daß diese keine Gräber enthaltenden Kurgane in alten Zeiten errichtet worden seien, um als Wegweiser durch die flachen Steppen zu dienen. Es ist wahrscheinlich, daß sie keine religiöse Bedeutung hatten, trotz der Steinfiguren („Baba's", d. h. Mütterchen), welche auf vielen derselben gestanden haben. Wir haben nicht den mindesten geschichtlichen Nachweis, von welchem Volke diese Hügel herrühren. Im Russischen Reiche werden dieselben auch „Tschudengräber" genannt, wie denn überhaupt alle Alterthümer ehemals den „Tschuden" zugeschrieben wurden, welche Beziehung mit dem Namen Skythen lautverwandt, vielfach gemißbraucht ward.

Auf der Spitze dieser Kurgane fand man die genannten Baba's, das sind aus Stein gehauene Bilder weiblicher, selten männlicher Gestalten, meist von übermenschlicher Größe und sehr plump angefertigt. Dieselben sind im Allgemeinen einander sehr ähnlich und lassen den mongolischen Typus erkennen, ein schwacher Anhaltspunkt für den Ursprung der Kurgane.

Leider hat man diese Baba's sehr wenig geschont. Man hat sie allerwärts von den Kurganen herabgestürzt, zum größten Theil fortgeschafft, ist auch sonst übel mit ihnen umgegangen und heute kann man bei vielen nur mit Mühe die Umrisse der menschlichen Gestalt erkennen. Manche sind in der Steppe aufgestellt worden, damit das Vieh sich daran reibe, oder sie dienen als Thürpfosten oder Prellsteine. Im Gouvernement Jekaterinoslaw hat man mit ihnen die Landstraßen eingefaßt, oder sie liegen auch zerschlagen auf der Steppe umher. Manche stehen auch noch als eine Art Zierrath in Gärten und diese sind am besten erhalten.

Wenn man sich dem Ufer des Dniepr nähert, mehrt sich die Zahl der bebauten Felder, und hier wie am Ingulez, welcher unweit Cherson in den Dniepr fällt, liegen einige große Sloboden.

Wie einst in der Vorzeit Hunnen, Mongolen und Tataren verheerend über diese Fluren zogen, so werden noch heute diese Steppen von einem nicht weniger schrecklichen Feind heimgesucht, welcher, in der Zahl von Milliarden hereinbrechend, in wenigen Stunden den Segen der ausgedehntesten Felder vernichtet; diese furchtbaren Feinde sind die Heuschrecken.

Wenn man Beschreibungen von dem Erscheinen von Heuschreckenschwärmen und deren Verheerungen liest, so hält man dieselben für kaum glaublich. Man muß Augenzeuge eines solchen Schauspiels gewesen sein, und man wird finden, daß die Schilderungen desselben keineswegs übertrieben sind.

Wenn ein Heuschreckenschwarm sich nähert, so sieht man zuerst am klaren Himmel in einer Ausdehnung von einigen Werst einen dunkeln, wolkenähnlichen Streifen, welcher dem Uneingeweihten als der Rauch eines fernen Steppenbrandes erscheint.

In kurzer Zeit verwandelt sich der Streifen in eine drohende Gewitterwolke, welche die Sonne verdunkelnd mit rasender Schnelligkeit herankommt.

Die erschrockenen Dorfbewohner kennen sehr wohl diese unheimliche Wolke. Die Glocken werden geläutet, Schüsse gelöst, und Alles eilt mit Sensen, Sicheln und Schaufeln bewaffnet nach den Feldern. Doch der mit Windeseile heranfliegende Feind ist schneller, als selbst die zu Pferde oder auf Telegen herzukommenden Bauern. Rauschend schießen ganze Schwärme von Heuschrecken auf die Felder nieder, während viele Millionen wie ein dichter Nebel in der Luft schweben bleiben oder sich nach anderen Richtungen verbreitend weiter ziehen. Auf dem Felde erhebt sich ein wahrer Höllenlärm: Frauen und Kinder schlagen an metallene Geschirre, es wird geschossen, geschrieen, und man thut Alles, um die ungebetenen Gäste zu verscheuchen.

Um wenigstens Etwas zu retten, mäht man in der Eile von dem noch grünen Getreide so viel als möglich ab. Eine dichte Schicht von Heuschrecken beginnt und vollendet trotz allem Schaufeln, Zertreten und Schlagen in unglaublich kurzer Zeit ihr Werk der Verwüstung; während Hunderttausende sich gesättigt in die Luft erheben, sausen neue Schwärme herab, das ganze Feld in eine dichte Wolke hüllend.

Ein Bundesgenosse kommt dem Menschen aus der Luft zu Hülfe: Hunderte von Krähen, Raben, Habichten und Staaren schießen auf die willkommene Beute herab und halten unter fortwährendem Lärmen und Toben ein reiches Mahl. Nach weniger als einer Stunde bietet ein solches oft mehr als 10 Dessätinen (9 Hektaren) umfassendes Feld das Bild einer vollkommenen Verwüstung — nicht ein einziger Halm ist stehen geblieben.

Wenn das Werk der Zerstörung vollendet ist, erhebt sich wol vom Felde eine dichte Wolke von Heuschrecken, Milliarden derselben bleiben aber wie abgespannt und übersättigt zurück und bedecken gleich einer lebenden Decke Felder, Wege, Brücken, Rohr- und Schilfdickichte, ja sogar das Wasser. In großen Massen werden sie in Gruben zusammengeschaufelt und verbrannt oder mit Erde bedeckt.

Doch nicht allein durch ihre augenblicklichen Verheerungen sind die Heuschreckenschwärme so schreckliche Feinde des Landmanns, sondern noch vielmehr

dadurch, daß sie in den Boden, den sie heimsuchen, ihre Eier niederlegen, und so denselben, wenn die jungen Larven auskriechen, der Vernichtung weihen. Sobald die Larve sich aus dem Ei löst, ist die Steppe und das Feld förmlich bedeckt von denselben. Es ist schwer, sich von ihrer Unzahl eine Vorstellung zu machen. Die Gefräßigkeit der Larven übersteigt alle Begriffe; Alles, was nur grün ist, selbst Leinwand, Kleider, Federn, Alles verschwindet in wenigen Augenblicken. Die Larve, welche sich von ausgewachsenen Heuschrecken nur durch Fehlen der Flügel unterscheidet, hüpft und springt mit unglaublicher Behendigkeit; sie ist in fortwährender Bewegung und läßt sich durch kein Hinderniß zurückhalten. Sie schwimmt über Flüsse, kriecht über Häuser und scheut selbst das Feuer nicht, sie erstickt die Flamme durch die Masse der Körper. Die Zeit bis zur zweiten Häutung, wo die Larve ihre Flügel erhält, wird gewöhnlich mit Erfolg zu ihrer Vernichtung benutzt.

Wanderheuschrecke.

Die Nordwestküste des Schwarzen Meeres zeigt von der Mündung des Dniepr bis zu der des Dniester ganz eigenthümliche Formenbildungen; die Mündungen sämmtlicher hier sich in das Meer ergießender Flüsse bilden nämlich tiefe, schmale, mehr oder weniger in das feste Land eindringende Busen oder Becken, denen kleine Inseln und Werder vorliegen. Sie stellen sich sonach als eine Art Lagunen dar, welche hier zu Lande „Limans" genannt werden.

Die Entstehung dieser Limans läßt sich wie folgt erklären: Durch das Eindringen des Meeres, besonders bei Süd- und Südwestwinden, haben sich die Flüsse auf große Strecken hin stromaufwärts erweitert. Die Uferränder stürzten und es entstanden Becken, und das Wasser in den Flüssen wurde oft mehrere Werst weit mehr oder weniger salzhaltig.

Durch Anhäufung von Sand bildeten sich von der Meeresseite her Dünen und Sandbänke vor den Limans, welche sich durch Anschwemmung von Schlamm von der Flußseite erweiterten und mit der Zeit, die Limans schließend, natürliche, mehr oder minder breite Dämme hervorbrachten, die hier „Peresips", d. h. Aufschüttungen, genannt werden. Das Meer hat diese Peresips an manchen Stellen durchbrochen; durch diese Oeffnungen, hier „Girl" genannt, findet ein beständiges Zuströmen des Salzwassers und Ausfließen des Süßwassers der Flüsse statt. Diese Limans sind von großer Bedeutung, denn viele derselben liefern den Menschen eins ihrer nothwendigsten Bedürfnisse — das Salz.

Einige dieser Limans sind nämlich von geringer Wassertiefe, trocknen im Sommer theilweise aus und lassen auf dem Boden einen Ueberzug von Salzkrystallen zurück, der an einigen Stellen 2—3 Zoll stark ist, an manchen aber bis zur Dicke eines Fußes anwächst.

Im Monat Juli beginnt in solchen Limans ein reges Leben, Hunderte von Arbeitern brechen das Salz vom Boden und tragen es in Körben nach den Vorrathshäusern, oder nach den an den Ufern wartenden „Obosen", welche es nach dem Innern des Landes transportiren. Das Salz ist in Rußland zwar ein Monopol der Krone — die Hauptausbeute geschieht daher durch diese und die Arbeiten werden durch Beamte beaufsichtigt —, die Regierung überläßt jedoch kleinere und größere Strecken gegen einen mäßigen Pachtzins an Privatleute. Da, wo der Boden des Limans ganz ausgetrocknet ist, hat die Gewinnung des Salzes für den Arbeiter keine Schwierigkeit. Zuweilen aber liegt das Salz auf einem schlammigen Grunde, der mitunter noch 1—2 Fuß hoch mit Wasser bedeckt ist; die Arbeiter sind dann an solchen Stellen gezwungen, sich schmale Breter unter die Füße zu binden, um nicht in dem Schlamme zu versinken; unterläßt er solches aus Mangel an Vorsicht oder sonst einem unglücklichen Zufall, so ist der Arbeiter, wenn ihm nicht schleunigst Hülfe wird, unrettbar verloren. Der seichte, elastische Schlamm zieht ihn gleichsam mit Gewalt in die Tiefe und schließt sich in wenigen Augenblicken über dem Unglücklichen.

Städte wie Cherson und Nikolajew haben vor Allem eine militärische Bedeutung als Kriegshäfen, Schiffswerften und Kriegsmagazine. Bürgerliche Gewerbe, Industrie und Handel haben sich unter diesen Verhältnissen daher weniger entwickelt. Der ganze Handel und Verkehr fand seinen Mittelpunkt in dem nahen Odessa. Wie fast alle Städte Neurußlands in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden sind, so wurde auch der erste Grund zu Nikolajew um das Jahr 1789 gelegt. Es ist schwer zu sagen, was die Regierung bewogen haben mag, einen Kriegshafen wie Nikolajew 35 Werst weit von der Küste im Innern des Landes am äußersten Ende des Bug-Limans anzulegen. Obwol Cherson und Nikolajew der Charakter von rein militärischen Städten verblieben ist, so haben nichtsdestoweniger die Eisenbahnen auf die Entwicklung beider, namentlich aber auf das Emporblühen von Nikolajew, einen bedeutenden Einfluß gehabt. Ein Beweis hiervon ist, daß letzteres vor ungefähr 30 Jahren nicht viel über 15,000 Einwohner zählte, gegenwärtig deren über 40,000 und mit Einschluß der Vor- oder vielmehr Nebenstädte Wissunsk, Bogojawlensk, Pokrowsk, Wossfresensk und Kalinowsk gegen 60,000 hat.

Auf der Straße von Cherson aus gewährt Nikolajew auf dem hohen Ufer des Bug mit den großen Gebäuden der Admiralität, den Werften und Schiffen einen schönen Anblick.

Ungefähr zwei Meilen unterhalb von Cherson liegen die Ruinen der alten griechischen Handelsstadt Olbia, die einst, wie heute Odessa, der blühendste Handelsplatz am Pontus war.

Wenn man sich auf der großen Poststraße, welche die Kavallerie-Station Wossfresensk mit Odessa verbindet, der Küste des Schwarzen Meeres nähert, so vernimmt man schon das Brausen desselben aus weiter Ferne, bevor noch

die Stadt oder das Meer zu sehen ist. Unmittelbar am Meeresufer führt die Straße auf einen sogenannten „peressip“ hinab, von welchem Odessa in einer Entfernung von 7 Werst am gegenüber liegenden Ufer eines Busens zu sehen ist, der sich an dieser Stelle 3 Werst tief und 8 Werst breit ins Land hinein erstreckt. Im eigentlichen Sinne des Wortes ist von der Stadt und ihren nächsten Umgebungen außer der Thurmspitze der Hauptkathedrale und den Kuppeln der Marienkirche vor der undurchdringlichen Staubwolke, welche über Odessa liegt, wenig zu sehen.

Odessa.

Der Weg nach der Stadt geht auf dem Peressip entlang. Man hat auf demselben schon vor einigen Jahren Anpflanzungen gemacht, um die Stadt vor dem Flugsand zu schützen. Die verkrüppelten Bäume sind mit einer Staubdecke von der Farbe der Chaussee bedeckt und gewähren einen traurigen Anblick, ohne ihren Zweck zu erfüllen. Wenn der Wind vom Lande her weht, so wälzt er solche Wolken von feinem Sand und Staub über die Stadt, daß die Fußgänger von der Straße in Magazine oder ins Innere der Höfe flüchten. Bei Windesstille steigt der Staub von den Fußgängern und Equipagen aufgeregt empor und steht wie eine graue Rauchwolke über den Straßen. Dieser Staub ist während des Sommers eine arge Plage für Odessa, die einem Jeden den Aufenthalt dort verleiden kann.

Odessa ist, wie alle neueren russischen Städte, sehr regelmäßig gebaut und nimmt einen bedeutenden Flächenraum ein; der schönste Theil der Stadt zieht sich in einem Halbkreise um die Boulevards an der Meeresküste.

Unter den vielen schönen, zum Theil in italienischem Stil gebauten Häusern zeichnen sich ganz besonders die großen Waarenniederlagen und Getreidemagazine aus. Dieselben sind zum Theil wahre Prachtgebäude, wenn

auch die großen Schlösser vor den Thüren und die geschlossenen Fensterläden gerade keinen angenehmen Eindruck machen, und den Straßen, in welchen sie liegen, etwas Oedes geben.

Am hohen Ufer des Meeres zieht sich ein 500 m. langer, mit drei Akazienalleen bepflanzter Boulevard hin; das Laub der Bäume ist aber auch hier nur im Mai und Juni grün, später kleiden auch sie sich in trauriges Grau. Auf der einen Seite des Boulevards eröffnet sich eine freie Aussicht auf das Meer und die Häfen, auf der anderen erhebt sich eine Reihe prächtiger Paläste reicher Privatpersonen. In der Mitte dieser Straßenanlage steht die Bronzestatue des Herzogs v. Richelieu; in dem Piedestal derselben befindet sich die Kugel, von welcher es während der Beschießung des anglo-französischen Geschwaders getroffen wurde.

Der äußere Eindruck, den Odessa macht, ist der einer schönen, modernen, eleganten Stadt; ihre Bedeutung als Metropole des Handels am Schwarzen Meere wird man erst ermessen können, wenn man die Häfen sieht, diesen Schauplatz einer nie ruhenden Bewegung und Thätigkeit, dieses ewige Hin- und Herströmen, Wogen und Drängen von Tausenden von Menschen und Fuhren nie endender Waarenzüge. Den besten Ueberblick über dieses Leben und Treiben erhält man von der Höhe des Boulevards, von der Stelle, wo man auf einer kolossalen steinernen Treppe mit 204 Stufen zum Meeresstrand hinabsteigt. Vom Ufer führen zwei Molen tief in die See hinein, wodurch zwei Häfen gebildet werden. Der eine, der Quarantäne-Hafen, ist für ausländische Schiffe, der andere heißt der Kriegs- oder Kronhafen, und ist für Schiffe aus russischen Häfen bestimmt. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: Getreide, besonders Weizen, aus Bessarabien und Neurußland, dann Leinsaat, Talg, Eisen, Kupfer, Wolle, Segeltuch, Butter und Kaviar. Zur Einfuhr kommen die Produkte der Länder am Mittelländischen Meere, die persischen und asiatischen Artikel, die Erzeugnisse der Berberei und Aegyptens, Kleinasiens ꝛc.

Eine ganz besondere Erwähnung verdient der Quarantänehafen. Am ganzen Mittelländischen Meere dürfte eine ähnliche großartige Anlage wie hier nicht zu finden sein. Sobald sich in einem der Häfen des Schwarzen oder Mittelländischen Meeres die Pest oder die Cholera zeigt, so werden alle von daher kommenden Schiffe einer strengen Quarantäne unterworfen, welche sich auf die Passagiere, je nach Umständen, bis auf 40 Tage erstrecken kann. Ehe die Schiffe in den Quarantänehafen einlaufen dürfen, müssen sie 14 Tage lang vor der sogenannten „Brandwache" vor Anker liegen. Genannter Hafen ist eine Stadt für sich und enthält Räume zum Räuchern der Waaren, Niederlagen, Magazine, ein besonderes Hospital für Pestkranke, ein Postbureau, einen Garten, Alleen, Restaurationen u. s. w. Bei herrschenden Epidemien hat dieses Etablissement das Ansehen eines großen Gefängnisses, welches von der Seeseite durch eine Kette von Wachtschiffen, von der Landseite durch ein doppeltes Gitter und Schildwachen mit geladenen Gewehren, von allem Verkehr mit der Stadt abgeschlossen ist. Unter allen ankommenden Waaren wird besonders die Baumwolle einer höchst sorgfältigen Prozedur unterworfen. Die Ballen werden von eigens hierzu angestellten Sträflingen geöffnet,

die Baumwolle in Flocken aus einander gezogen, mit Chlor durchräuchert, nach einer bestimmten Zeit erst wieder verpackt und dann in die Niederlagen (Ambarren) gebracht.

Die Stadt hat 9½ Werst im Umfange; der steinichte Boden, auf welchem sie erbaut ist, besteht aus Seemuscheln und Sand und giebt ein vortreffliches Baumaterial. Sämmtliche Keller werden daher ohne Mauern oder Gewölbe in dem Boden selbst gegraben und ziehen sich dieselben oft unter den Höfen, ja selbst bis unter den Straßen hin. Es kommt jedoch auch nicht selten vor, daß, wenn im Frühjahr oder Herbst der Boden vom Wasser aufgeweicht wird, solche unterirdische Gänge einstürzen.

In der Stadt befinden sich über 800 Cisternen, 200 Brunnen und 4 Springbrunnen; nichtsdestoweniger wird der Mangel an gutem Trinkwasser während anhaltender Dürre sehr fühlbar, da die Cisternen austrocknen, das Brunnenwasser aber zum Theil salzhaltig und kaum genießbar ist. Man zahlt zu solchen Zeiten 25 Pfennige für einen Eimer Trinkwasser.

Der Großhandel mit dem Auslande, namentlich der Export von Weizen, Talg und Wolle befindet sich fast allein in den Händen von Griechen, Italienern und Deutschen, während der russische Kaufmann mehr den Zwischen- und Binnenhandel betreibt. Es kann keine zweite Stadt geben, deren Bevölkerung so gemischt, aus allen Nationen Europa's und Asiens so zusammengesetzt wäre, wie die von Odessa. Auf den Straßen herrscht ein wahrhaft babylonisches Sprachengewirr, man hört Italienisch, Englisch, Deutsch, Griechisch, Türkisch, Persisch, Tatarisch, Serbisch, Polnisch und Russisch mit allen nur möglichen Idiomen. Alles dieses verleiht der Stadt einen fremdartigen Charakter, und dieselbe ist auch im Grunde genommen eine nichts weniger als national russische Stadt.

Wie schnell Odessa sich entwickelt hat, ersieht man aus dem Wachsthum seiner Bevölkerung; im Anfange dieses Jahrhunderts zählte die Stadt 8000 Einwohner, gegenwärtig aber 139,000. Odessa ist in dieser Beziehung ein Lichtpunkt in der Entwicklung Rußlands; solcher Lichtpunkte treten im Süden des weiten Reiches im Laufe der letzten Jahre immer mehr hervor und rechtfertigen den Glauben an eine große Zukunft dieser Landestheile. Unter den 139,000 Einwohnern Odessa's befinden sich 12,000 Juden; sie sind die Mäkler der Börse, rührige Unterhändler, Kommissionäre, Geldwechsler, Verwalter von Hotels, Schenkwirthe, Barbiere, Hausirer, Kleiderhändler und treiben offen oder heimlich noch manch anderes Gewerbe.

Doch nicht blos die Handelsinteressen werden in dieser blühenden Stadt gepflegt, sondern auch die Wissenschaften haben in ihr eine Stätte gefunden. Mehr als 50 verschiedene Unterrichtsanstalten, 10 gelehrte Gesellschaften, eine öffentliche Bibliothek und einen botanischen Garten hat in dieser Beziehung Odessa aufzuweisen. Den ersten Platz unter diesen Anstalten nimmt das frühere Lyceum Richelieu ein, welches gegenwärtig in eine Universität für Neurußland umgewandelt worden ist.

Die Umgebung der Stadt heißt eigentlich mit zwei Worten geschildert: Steppe und Meer. Trotz der Einförmigkeit einer solchen Landschaft hat doch jeder Reiche der Stadt eine Villa in der Steppe, um dem unerträglichen,

erstickenden Straßenstaube entfliehen zu können. Solche „Chutors", wie man hier diese Sommersitze nennt, werden mit großer Mühe und mit bedeutenden Kosten auf dem steinichten Boden der Steppe angelegt. Jeder Baum muß in Humuserde eingebettet werden, die aus weiter Ferne herbeigeführt wird. Gartenliebhaberei ist in diesen Steppen Neurußlands ein kostspieliges Vergnügen. Trotz alles Begießens, trotz aller Pflege geben diese Gärten nur einen spärlichen Schatten; doch „ländlich — sittlich", jeder Reiche muß seinen Chutor haben, und er hat einen. Es giebt in der Steppe Chutors, deren Anlage Hunderttausende gekostet hat. In beschränkter Anzahl hat man auch Sommersitze am Abhange des Meeresufers angelegt. Es ist nämlich längs der Küste des Schwarzen Meeres eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß große Stücken des Ufers, wahrscheinlich von der Brandung unterwühlt, sich ablösen. Solche Abrutschungen geben der Küste ein zerrissenes, zerklüftetes Aussehen. Es lösen sich oft bedeutend umfangreiche, 5—600 Schritt lange Erdmassen los und sinken, ohne selbst die Lage ihrer Erdschichten zu verschieben, senkrecht hinab und bleiben noch mehrere Meter hoch über dem Meeresspiegel stehen. Auf solchen losgerissenen Uferstücken hat man, und zwar mit großem Erfolge, versucht, kleine Häuser zu bauen. Ein solcher Chutor zwischen dem oberen Uferrande und dem Meeresspiegel mit Gärtchen, grünen Lauben und Blumenflor nimmt sich ganz hübsch aus. Wenn man aber daran denkt, daß es dem Meere wieder einfallen könnte, die Grundlage, auf welcher diese Erdstücke jetzt ruhen, nochmals zu unterwühlen und das Tusculum des odessaischen Weizenfürsten zu verschieben, so dürfte es für diesen gerade keine angenehme Rutschpartie abgeben.

Eine eingehendere Besprechung verdienen die Deutschen Kolonien in Neurußland. Dieselben liegen in der Steppe zwischen dem Dniestr und Dniepr weit zerstreut umher und werden, bei einer Bevölkerung von ca. 35,000 Köpfen, in vier Bezirke eingetheilt: den „Liebenthaler", in der Nähe der Dniestrmündung, den „Kutschurganer", am oberen Kutschurgan, einem Nebenflusse des Dniestr, den „Glücksthaler", im Osten, und den „Berefaner", im Norden von Odessa. Zu jedem dieser Bezirke gehören zehn und mehr Dörfer. Wie schon erwähnt, ist die ganze Küste des Schwarzen Meeres von Odessa bis zur Mündung des Dniestr auf einer Strecke von sieben Meilen von einer Menge kleinerer und größerer Limane zerrissen, von welchen einige, durch „Peressips" vom Meere getrennt, Seen bilden. An einem solchen Liman, der sich nach dem Innern des Landes in zwei schmale Arme theilt, liegt auf der von diesen gebildeten Halbinsel die große Kolonie „Klein-Liebenthal."

Die breite, mit Akazienbäumen bepflanzte Straße, die freundlichen, aus weißem Kalkstein erbauten Häuschen mit ihren Blumengärten, zeugen von dem Ordnungssinn, die Einrichtung im Innern der Häuser von großer Reinlichkeit und gemüthlichem Familienleben und größtentheils auch von Wohlhabenheit der Bewohner derselben. Der Deutsche, welcher, aus dem Innern von Rußland kommend, eine solche Kolonie besucht, fühlt sich wunderbar angeheimelt, wenn er die Laute der süddeutschen Mundart hört und in den Steppen am Schwarzen Meere Ortschaften findet, die Worms, Straßburg, Landau, Mannheim, Freudenthal, Petersthal u. a. m. auf „thal" und „heim" endende Namen führen.

Sämmtliche Kolonien des Bezirks Liebenthal sind Anfangs dieses Jahrhunderts von Würtembergern gegründet worden. Die meisten der jetzigen Kolonisten sind hier geboren, nur wenige alte Leute haben aus ihrer Kindheit eine dunkle Erinnerung an ihre deutsche Heimat bewahrt. Wenn man die großen Schwierigkeiten in Erwägung zieht, mit welchen die Kolonisten in den ersten Jahren auf einem dem Land- und besonders dem Gartenbau wenig günstigen Steppenboden zu kämpfen hatten, so muß man über die Resultate erstaunen, welche sie durch ihre Thätigkeit und ihren Fleiß in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit erzielt haben. Die Wein- und Fruchtgärten von Klein-Liebenthal haben unsägliche Mühe und Arbeit gekostet, befinden sich aber gegenwärtig in einem vortrefflichen Zustande.

Die deutsche Tüchtigkeit tritt so recht in hellem Lichte hervor, wenn man die Kolonie Klein-Liebenthal mit der benachbarten griechischen Ansiedelung Alexandrowsk vergleicht. Diese beiden Kolonien sind wie Tag und Nacht von einander verschieden. Die Häuser der Griechen sind elend und verfallen, die Gärten mit Disteln und Unkraut verwachsen, ihre Felder bebauen sie nicht, sondern ziehen es vor, sie an die Deutschen zu verpachten; von irgend einer Gemeindeordnung ist keine Spur.

Einige Werst weit von Klein-Liebenthal liegt die Bezirkskolonie „Groß-Liebenthal."

Der blühende Zustand sämmtlicher zu diesem Bezirk gehörenden zehn Ansiedelungen, die Wohlhabenheit vieler Kolonisten, ihr reicher Viehstand, die ausgebreitete Schafzucht verdienen volle Anerkennung, eine noch größere aber die Art und Weise ihrer inneren Verwaltung, ihr Gemeindewesen.

Jeder Distrikt besitzt ein aus Feld, Obst- und Weingarten, Schäferei und Fischerei bestehendes gemeinschaftliches Eigenthum, dessen Ertrag in eine Bezirkskasse fließt, aus welcher die Kolonisten theils Unterstützungen, theils Vorschüsse erhalten können. Man wird sich von der Wohlhabenheit der Kolonien und der Tragweite eines solchen Instituts eine Vorstellung machen können, wenn man erfährt, daß die Kasse des Bezirks Liebenthal ein Kapital von mehr als 300,000 Rubel repräsentirt.

Die russische Regierung hat bei der Anlage der Kolonien im Auge gehabt, die Landwirthschaft zu heben: die deutschen Kolonien sollten in der besseren Bearbeitung des Bodens und in der Gartenkultur für den russischen Landmann eine Schule, ein Beispiel zur Nachahmung sein. Damit sollte zugleich erreicht werden, daß große Strecken des wüsten Landes bebaut und bevölkert und so dem Reiche ein großer Nutzen geschafft würde.

In neuerer Zeit ist in Rußland in gewissen Kreisen — oder sagen wir lieber — von einer gewissen Partei vielfach die Frage aufgeworfen worden, ob die Kolonien solchen Erwartungen entsprochen oder nicht.

Was den ersten Punkt anlangt, ob die russische Landwirthschaft von der deutschen profitirt, so ist solches allerdings nicht der Fall gewesen. Die deutschen Kolonien sind für den russischen Landmann keine Schule geworden; er hat in derselben im Ganzen nur wenig gelernt. Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur ein russisches Dorf in der Nähe einer Kolonie zu besuchen.

Der russische Bauer bearbeitet sein Feld nach alter Weise, pflanzt keine Bäume, legt keine Gärten an.

Im Grunde genommen trifft hierbei weder die Schule noch die Schüler ein Vorwurf; wenn die Russen wenig gelernt haben, so liegt das in der Eigenthümlichkeit ihres Nationalcharakters ... Wenn der russische Bauer säet, so möchte er auch gleich ernten, sicher aber wird es ihm nie einfallen, Dattelkerne zu pflanzen, d. h. auch an seine Nachkommen zu denken.

Was nun den zweiten Punkt betrifft, ob die Kolonien dem Lande überhaupt Nutzen gebracht, so kann diese Frage nur aus völliger Unkenntniß der Sache mit „Nein" beantwortet werden.

Die Zahl sämmtlicher deutschen Kolonisten im Russischen Reiche, auf den Kolonien bei Petersburg, im Saratow'schen an der Wolga, in Klein- und Neurußland, Bessarabien, in der Krim, im Kaukasus und am Asow'schen Meere beträgt gegen 300,000, eher mehr als weniger. Bei der Anlage jeder einzelnen Kolonie wurden ungefähr 40—60 Dessätinen (43—66 Hektaren) Land jeder Familie zugetheilt; rechnet man durchschnittlich 8—10 Dessätinen auf jeden Kopf, so können wir den Schluß ziehen, daß sämmtliche Kolonien im Laufe der Jahre gegen 3 Millionen Dessätinen wüstes Land in blühende Felder und Gärten verwandelt haben. Dies berechtigt uns zu der ernsthaften Frage: ist dem Lande hieraus ein Nutzen erwachsen oder nicht? —

Die Betriebsamkeit der Kolonisten hat sich nicht nur auf Landwirthschaft, Bodenkultur, Vieh- und Schafzucht beschränkt, sondern sie erstreckte sich auch auf Handel und Industrie und hat auch in dieser Richtung Bedeutendes geleistet.

Die Kolonie Sarepta zum Beispiel besitzt, außer Niederlagen ihrer Produkte in verschiedenen Städten des Reiches, ein großes Handlungshaus unter der Firma Aßmus, Simonsen & Co. in St. Petersburg, welches theils für die Kolonie mit den Produkten derselben, theils auch auf eigene Rechnung einen großen Export- und Importhandel mit dem Auslande treibt; Chef dieses Hauses ist ein Sareptaner, Herr Türstig. Wie großartig der Umsatz, wie bedeutend die Kapitalien sein müssen, welche dieser Firma zu Gebote stehen, möge man daraus schließen, daß eine Filiale dieses Handlungshauses in Moskau, deren Vorstand gleichfalls ein Sareptaner, Herr A. Ehmer ist, nicht weniger als 25 Kommis beschäftigt. Erwächst dem Lande aus einer solchen merkantilen Ausdehnung Nutzen oder nicht? —

Die reichsten aller Kolonien sind jedenfalls die der Mennoniten an der Moloschna, am Asow'schen Meere.

In einer derselben lebt ein Mann, der arm ins Land gekommen und jetzt durch Fleiß und Industrie Millionär geworden ist. Er besitzt eine Herde von 20,000 Schafen, hat auf einer bedeutenden Strecke Landes — was man für unmöglich gehalten — einen Wald angepflanzt, und hat endlich auf seinem Grund und Boden eine Kolonie für Tataren angelegt. Bringen solche und ähnliche Kolonisten dem Lande keinen Nutzen? — —

In den Steppen Neurußlands findet man dieselben Grabhügel aus der Vorzeit wieder, wie in ganz Südrußland bis zur Wolga hin. Im Osten heißen sie Kurgan, hier nennt man sie einfach Gräber. Sie haben ohne Aus-

nahme eine regelmäßig kegelförmige Gestalt, sind aber in Umfang und Höhe sehr verschieden. — Sind es Mongolengräber — wie man gewöhnlich annimmt — oder sind es Grabstätten unbekannter Urbewohner — vielleicht skythischen Ursprungs? — In der Nähe von Liebenthal befindet sich ein solcher mächtiger Grabhügel von 70 m. Umfang und 5 m. Höhe. Eine Reihe kleinerer Hügel umgiebt denselben, und ähnliche ziehen sich in die Steppe hinein.

Die Steppe fällt in terrassenförmigen Absätzen nach der Mündung des Dniestr ab. Die ganze Flußniederung erscheint hier als grünes Schilfmeer, über welchem gewöhnlich ein dichter Nebel liegt. Unzählige Sumpf- und Wasservögel haben in diesem Schilfdickicht ihre Brutplätze.

Mennonitengehöft.

Fünf Werst oberhalb der Mündung des Flusses liegt der russische Ort Majak, welcher Name soviel als „Leuchtthurm" bedeutet.

Majak ist eine Niederlassung russischer Altgläubiger, welche zur Zeit der Verfolgung der Sektirer in Rußland nach der Türkei ausgewandert waren, später aber, nach Abtretung dieser Landestheile an Rußland, letzterem wieder zufielen.

Wenn man von Majak eine Strecke weit den Dniestr hinabfährt und die Fahrt auf einem seiner Arme durch die Schilfniederung fortsetzt, glaubt man in einer todten Wildniß zu sein — man sieht und hört kein lebendes Wesen. Man feuere jedoch einen Flintenschuß ab, und plötzlich erhebt sich eine Wolke von Vögeln kreischend und pfeifend in die Luft, die hier ihre Nester haben oder Schutz suchen vor den Verfolgungen der Seeadler.

An der äußersten nördlichen Spitze des Limans, welcher die Dniestrmündung bildet, liegt Akkermann. Man dürfte so leicht keine zweite Stadt von 30,000 Einwohnern finden, die bei ihrer großen Ausdehnung einen so fremdartigen, einer Stadt wenig ähnlichen Anblick gewährt, als Akkerman.

Die meisten Häuser in dem labyrinthartigen Gewirr der krummen Straßen sind nichts weiter als Schilfhütten oder hölzerne, mit Schilf durchflochtene und mit Lehm beworfene Gerüste; die Dächer sind fast ohne Ausnahme von Schilf. Steinerne Gebäude giebt es nur wenige. Die Einrichtung der Häuser ist ganz orientalisch.

Hier auf einer Landzunge des Limans, hatten seiner Zeit die Genueser ein Fort angelegt, das von den Russen zu einer kleinen Festung umgebaut worden ist.

Das über einem der Thore noch erhaltene Wappen von Genua zeugt von der Herrschaft dieser Republik an den Gestaden des Schwarzen Meeres. Die Bevölkerung ist ein buntes Gemisch von Orientalen, Juden, Griechen, Armeniern, Russen und Bulgaren; Deutsche und Franzosen findet man natürlich — wie überall — so auch hier.

Am Dniestr-Liman wird eine der bedeutendsten Fischereien am Schwarzen Meere betrieben, es liegen deshalb an den Ufern des See's große Fischerdörfer.

Außer den schönen Störarten, welche hier in Menge gefangen werden, liefert die Fischerei hauptsächlich Makrelen. Zu den kostbarsten und seltensten Fischen des Schwarzen Meeres gehört der „Kephal", ein schon bei den alten Griechen gesuchter Leckerbissen.

Ein ganz merkwürdiger, kleiner Fisch, der hier häufig gefangen wird, ist der sogenannte „Meergründel", der nicht in derselben Weise wie die anderen Fische laicht, sondern für seine Jungen ein Nest wie die Vögel baut. Das Weibchen legt darein seine Eier und bewacht es gemeinschaftlich mit dem Männchen.

Bessarabien, der südwestlichste Theil Rußlands mit dem Titel eines „Gebiets" ist zwischen dem Schwarzen Meere, dem Dniestr und dem Pruth gelegen, welch letzterer Fluß die Grenze gegen die Moldau und Bukowina bildet. Es umfaßt dieses Gebiet einen Flächenraum von 651 □ Meilen und wird von einer Million Einwohner bewohnt.

Bessarabien war früher von skythischen Nomadenstämmen bewohnt. Von den im 7. Jahrhundert eingedrungenen Bessen erhielt das Land seinen Namen. Seit dem 13. Jahrhundert gehörte es zur Moldau, dann war es Besitzthum des Tatarenkhans, an welchen es aber erst durch den Frieden von Kutschuk Kainardschi 1774 wirklich abgetreten wurde. Der Frieden von Bucharest 1812 brachte es zum Russischen Reiche. Im Friedensvertrage machte Rußland die Klausel, daß alle Bojaren, welche sowol in Bessarabien als in der Moldau Güter hätten, sich einen bestimmten Aufenthalt wählen und entweder ihre Güter dort oder hier binnen 18 Monaten verkaufen mußten.

Sowol in seinen Bodenverhältnissen, als auch im Charakter seiner Bewohner zeigt dieses Land eine große Verschiedenheit von dem angrenzenden Gouvernement Cherson. Während Neurußland sich als baumlose Steppe darstellt, finden wir in Bessarabien einen angenehmen Wechsel zwischen Steppe und Wiese, Feld und Wald, wozu die vielen kleinen Nebenflüsse des Dniestr

und Pruth in dem nur etwa 10 Meilen breiten Streifen Landes jedenfalls beigetragen. Schon der Umſtand, daß Beſſarabien bei einem halb ſo großen Flächenraum wie das Gouvernement Cherſon dieſelbe Einwohnerzahl hat, kann als Beweis dienen, daß die Bewohner jenes Gebietes in Betreff der Bodenverhältniſſe ſich günſtigerer Bedingungen zu erfreuen haben als die Anſiedler der ruſſiſchen Steppen.

Dieſelbe gemiſchte Bevölkerung wie in Neurußland findet man auch in Beſſarabien; drei Viertel ſind Moldawanen; der Reſt beſteht aus Großruſſen, Polen, Deutſchen, Schweizern, Armeniern, Griechen, Bulgaren, Serben, Arnauten, Juden und Zigeunern.

Bauern in Beſſarabien.

Die Moldawanen gehören zur Griechiſch-ruſſiſchen Kirche, von den anderen Volksſtämmen ſind 10,000 Sektirer, 100,000 Juden, 30,000 Proteſtanten, 5000 Katholiken und 200 Mohammedaner.

Der Charakter des gemeinen Moldawanen trägt im Allgemeinen daſſelbe Gepräge wie der eines jeden Volksſtammes, welcher ſich Jahrhunderte lang

unter dem Druck despotischer Willkür und Sklaverei befunden; so ist auch der Moldawane schlaff, träge, apathisch, ohne Energie.

Selbst die freigebige Natur, welche bei der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens die Arbeit des Landmannes reich belohnt, hat den — wie alle Südländer — genügsamen Moldawanen träge und sorglos gemacht.

Eine andere Ursache dieser Trägheit kann man auch in dem Umstande suchen, daß die Moldawanen, während der früheren unruhigen Zeit der türkischen Herrschaft und später bei der über das Land verbreiteten Unzahl von Beamten unter russischem Scepter, keine genügende Sicherstellung ihres Besitzes sahen und daher solchen auch nicht zu erwerben suchten.

Neben der Trägheit ist die Trunksucht, welcher mit wenigen Ausnahmen jeder Moldawane ergeben ist, die Hauptursache mit, daß die Bewohner von Bessarabien die günstige Beschaffenheit ihres heimatlichen Bodens wenig ausbauten und daß sie für den Aufschwung, welcher nach Anlegung der Eisenbahnen im ganzen Süden von Rußland bemerkbar ist, sich weniger empfänglich zeigen.

Wenn man im Innern des Landes an einem Markt- oder Festtage eins der größeren Dörfer besucht, so fühlt man sich von den südlichen Physiognomien, von den bunten, besonders bei den Frauen kleidsamen Trachten, von dem geräuschvollen, leidenschaftlichen Treiben ganz eigenthümlich berührt.

In der Schenke haben sich die Honoratioren des Dorfes versammelt; das Bezirkshaupt, der Starost und der Dorfschreiber sitzen, die kurze Pfeife im Munde, in einem Kreise von Zuhörern und politisiren.

Unter einer Gruppe von Bäumen spielen Dudelsack, Violine und Schalmei dem jungen Volk zum Tanz auf; ein junger, hochgewachsene Dorflöwe mit langem, glänzend schwarzem Haar stampft mit den messingbeschlagenen Absätzen den Rasen und schwenkt seine schlanke, schwarzäugige Tänzerin mit einem Jauchzer hoch in die Luft.

Die Männer sind meist über Mittelgröße, von sehnigem, muskulösem Körperbau. Das Haar läßt der Moldawane durchweg bis auf die Schultern herabwachsen; er hält dies für den höchsten Schmuck und Viele suchen nur deshalb dem Militärdienste zu entgehen, um die „herrlichen" Locken vor der Alles gleichmachenden Regimentsschere zu retten.

Sie tragen ohne Ausnahme einen Kaftan von Baumwollen- oder Seidenzeug, einen wollenen oder ledernen Gürtel, der mit Metallknöpfen, Kreuzchen und ähnlichen Verzierungen besetzt ist, weite Pluderhosen und lange Stiefeln mit hohen, messingbeschlagenen Absätzen. Ueber den Kaftan wird eine „Kurtka", eine Art Weste mit Aermeln und kurzen Schößen, angezogen, die meist mit Pelzwerk gefüttert ist. Die jungen Leute namentlich suchen Etwas darin, sich durch lange Stiefel, hohe Absätze, schön verzierte Ledergürtel und buntes Kostüm auszuzeichnen. Als Kopfbedeckung dient im Sommer der breitkrämpige schwarze, mit farbiger Schnur versehene Filzhut, im Winter eine spitze wollene Mütze. Die jungen Mädchen in ihren bunten Kleidern und der pelzgefütterten „Kazaweika", einer Art Mantille, mit Perlenschnüren, Halsbändern, Ohrringen und anderen Schmucksachen beladen, geben ein farbenreiches, anmuthiges Bild. Bei den ärmeren Frauen vertritt ein über dem Hemde um die

Lenden geschlagenes Stück Wollenzeug das Kleid, sonst tragen sie sich wie die Männer. Die besser Gestellten in den Städten kleiden sich nach europäischer Weise, wobei oft die lächerlichsten Kontraste zum Vorschein kommen. Einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht es, wenn unter dem Kleide plötzlich ein nackter Fuß hervorsieht, denn den meisten moldawanischen Schönen sind Strümpfe ein überflüssiger Luxusartikel.

Die Frauen sind meist über Mittelgröße und schlank gewachsen. Das volle, schwarze Haar, frei oder in Zöpfen herabhängend, die bräunliche Gesichtsfarbe, das dunkle, feurige Auge und die graziösen Bewegungen verleihen der jungen Moldawanerin jenen wunderbaren Reiz, wie er ausschließlich den Frauen des Südens eigen ist.

Unsere Illustration veranschaulicht, wie die Moldawanerin auf dem feurigen, mit geflochtener Mähne und mit Bändern geschmückten Roß dem vom Büffeln gezogenen Wagen zum Markte folgt. Wie den Schwestern des fernen Ostens ist ihr der komplizirte Damensattel des Westens zu unbequem; so reitet sie in der natürlichen Weise der Männer. Doch so einnehmend das Bild, um so mehr stimmt es zur Klage, da es die Erwartungen täuscht, zu denen es zu berechtigen scheint.

Bei der Trägheit und Sorglosigkeit des Mannes liegt der größte Theil der häuslichen Arbeit und Wirthschaft auf der Frau. Dies mag dazu beitragen, daß die Reize derselben, wie überhaupt bei allen Südländerinnen, schnell verblühen. Im Innern ihres Hauses ist die Frau eine demüthige, gehorsame und treu ergebene Gefährtin des Mannes, den sie als Oberhaupt der Familie achtet; außerhalb des Hauses offenbart sie gegen Fremde einen weniger friedfertigen Charakter. Der Landmann lebt mit seiner Familie in einer sorgfältig geweißten Lehmhütte, deren innere Einrichtung, so ärmlich und bescheiden auch das Aeußere sich dem Auge des Beschauers darstellen mag, bequem, dem Zwecke entsprechend, gemüthlich und vor allen Dingen im höchsten Grade sauber ist. Oberflächlich beobachtende Reisende, die zum Theil auch schon im Voraus gegen Alles, was sie in Rußland finden, eingenommen sind, sehen natürlich nichts weiter als ärmliche Lehmhütten, eben so wie in Neurußland Erdhöhlen, menschliches Elend und Vorkommenheit. Weder dem Charakter der baumlosen Steppe, noch dem Klima, noch den Bedürfnissen des genügsamen Südländers tragen diese Beobachter Rechnung; sie dringen nicht in das Familienleben dieser Erd- und Lehmhüttenbewohner ein, sie lernen nicht auf ihrer Siebenmeilenstiefeltour das gemüthliche Heim unter dem Schilfdache dieser Hütten kennen, sie wissen nichts von dem Komfort, der hier herrscht — mit einem Worte — von der Poesie des Lebens in diesen fernen Gegenden. Wir in Deutschland hören von diesen Commis voyageurs, die in Humanität machen, nichts Anderes als dithyrambische Tiraden über das arme, unterdrückte Volk, mit den beliebten Stichwörtern Sklaverei, Despotismus, Demoralisation und Entartung, wie sie uns noch neuerdings ein Herr Beta in seinen „russischen Bilderbogen" geliefert. Von solchen und ähnlichen Touristen erhalten wir denn ein pikantes, humoristisches Ragout russischer Zustände ... Rußland ist das Land der Gegensätze, ein Welttheil heterogener Elemente,

deren Gährungsprozeß vielleicht lange noch nicht vollendet ist. Man muß selbst in Rußland gelebt haben, lange gelebt und beobachtet haben — und das nicht in den Gesellschaften von Petersburg und Moskau, sondern unter und mit dem Volke im Innern des Landes — um den richtigen Schlüssel zu so manchem Räthsel in der Entwicklung seiner Kulturzustände zu finden. Daran denken solche Feuilletonisten freilich nicht.

An der Stelle, wo der Landmann eine Hütte (Chata) bauen will, werden zur Anlage der Wände hölzerne Pfähle in den Erdboden geschlagen und mit einem Flechtwerk von Reisig mit einander verbunden. Dieses Flechtwerk wird von beiden Seiten mit einer Lage von Lehm, der mit gehacktem Stroh und Pferdemist vermischt ist, beworfen; sind die Wände fertig, so wird die Decke gelegt und über derselben das Dach errichtet.

Der Beginn des Baues einer Hütte ist in vielen Gegenden von Bessarabien mit einer Art Festlichkeit verbunden. Der Erbauer der Hütte ladet sämmtliche Nachbarn und guten Freunde ein, und während ein Theil der Gäste nach der Musik wandernder Zigeuner den „Djog", eine Art Rundtanz wie der russische „Charowod", ausführen, ein anderer Theil das Flechtwerk herstellt und den Strohlehm („Tschamur") bereitet und die Frauen die Wände damit bewerfen, läßt der Wirth reichlich Branntwein herumgeben. Auf ähnliche Weise verfahren auch Geistliche, Klöster und selbst Gutsbesitzer bei der Bestellung ihrer Felder, sie laden das Landvolk zur gemeinschaftlichen Arbeit (Klak) ein.

Im Süden von Bessarabien, wo es keine Wälder giebt, besteht das Flechtwerk der Wände aus Stroh; Schornsteine haben nur die wohlhabenderen Leute, bei den Aermeren findet der Rauch seinen Abzug durch eine Oeffnung im Dache. Die Hütte des Moldawanen besteht gewöhnlich aus einem Flur, zwei Stuben und einer Kammer; die Wände sind sorgfältig weiß getüncht, den Fußboden bildet eine feste Lehmschicht. An der nach Osten gerichteten Wand der Stube hängen die mit künstlichen Blumen geschmückten Heiligenbilder, umgeben von einer Draperie von buntem Kattun oder Seidenzeug. Unter den Heiligenbildern nimmt die ganze Wand ein weicher, mit Teppichen bedeckter Divan ein. Außer einem Tisch, den auch ein Teppich ziert, und zwei bis drei Stühlen bildet das Hauptmöbel der Stube ein großer, bemalter, mit Eisenblech beschlagener hölzerner Kasten. Derselbe dient, obwol er öfters leer ist, zur Aufbewahrung der Aussteuer (Sestre) der Töchter des Hauses. Auf dem Kasten sieht man oft einen ganzen Vorrath von Teppichen und Kissen aufgehäuft; die Höhe dieser Truhe mit ihren Auflagen gilt als Maßstab, nach welchem man den Fleiß der Wirthin und den Wohlstand der Familie abschätzt. Alle diese Hütten zeichnen sich durch große Reinlichkeit und Sauberkeit aus.

In den waldreicheren Gegenden des Landes befindet sich neben der Wohnhütte eine zweite, kleinere, die als Vorrathshaus und zur Aufbewahrung von Wirthschaftsgegenständen dient. In einiger Entfernung liegen Pferde-, Vieh- und Schafställe. In der baumlosen Steppe jedoch entbehrt man der Vorrathshäuser und Ställe.

Die Hauptspeise des gemeinen Mannes ist die sogenannte „Mamaliga", welche aus einem ungesäuerten Teig von Maismehl besteht;

andere Gerichte stammen aus Kleinrußland oder der Türkei. Die Mamaliga ersetzt hier das Brot und ist häufig die einzige Nahrung des Landmannes.

Ein Zimmer wohlhabender Bauern.

Dieselbe wird, ohne daß man Messer und Gabel oder Löffel gebraucht, zu verschiedenen Malen des Tages genossen. Man nimmt ein Stück Teig,

knetet dasselbe in der flachen Hand und taucht es in geschmolzene Butter oder Fett, oder ißt es mit Schafkäse.

Der Moldawane ist überhaupt sehr genügsam; er ist zufrieden, wenn er einen Vorrath von Mais zur Bereitung von Mamaliga hat, um seinen Hunger zu stillen. Diese Genügsamkeit, die er im Essen zeigt, erstreckt sich aber nicht auf das Trinken, sondern die Trunksucht ist im Gegentheil ein in Bessarabien allgemein verbreitetes Laster.

Der Moldawane liebt nicht nur den Zustand der Trunkenheit, sondern er findet einen besonderen Genuß im langsamen Berauschen, indem er nur in großen Pausen ein bedeutendes Quantum von Wein oder Branntwein zu sich nimmt.

Im Familienleben des moldawanischen Landvolks herrscht eine vollkommen patriarchalische Achtung und Unterwerfung unter das Oberhaupt der Familie. Der Mann ist im vollen Sinne des Wortes Herr im Hause, und wenn derselbe nach der Mahlzeit sein Gebet verrichtet hat, so ist die Frau die Erste, welche ihrem Manne die Hand küßt. Die ganze Verantwortlichkeit in der Wirthschaft im Hause und zum Theil auch außerhalb desselben ruht jedoch auf der Frau. Der „Warbatul", d. h. der Wirth, kümmert sich um die Hauswirthschaft nicht im Geringsten. Derselbe ist auch selten zu Hause; er ist entweder in der Schenke hinter einem Liter Branntwein in fröhlicher Gesellschaft zu finden, oder liegt zu Hause auf dem Ofen und schläft.

Die Sitten und Gebräuche, welche sich bei den Moldawanen erhalten haben, lassen dieselben als ein gutmüthiges, gastfreies Volk erscheinen. Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse, Einweihungen einer neuen Hütte oder sonstige wichtige Tage in der Familie, werden stets durch Gastmähler gefeiert. Der Hauswirth versäumt nie bei solchen Gelegenheiten, Gäste einzuladen, und diese erscheinen ihrerseits mit „Salz und Brot", Geschenken, Glückwünschen oder Beileidsbezeigungen, die nach orientalischer Sitte stets in blumenreichen Reden angebracht werden.

Besonders merkwürdig und interessant sind die moldawanischen Hochzeitsgebräuche. Der junge Bursche wählt selbst seine Braut, und die Eltern legen seiner Wahl kein Hinderniß in den Weg. Es ist wol niemals vorgekommen, daß Eltern den Sohn oder die Tochter gezwungen hätten, gegen ihre Herzensneigung zu heirathen. „Wenn sie will, so mag sie den N. heirathen", spricht der Vater sehr vernünftig; „sie wird ja mit ihm leben — nicht ich."

In einigen Gegenden von Bessarabien herrscht noch gegenwärtig die Sitte, die Braut aus dem Hause der Eltern zu entführen. Der Bursche, welchem es gelungen ist, die Liebe eines Mädchens zu gewinnen, entführt dasselbe heimlich, natürlich mit ihrer Einwilligung, aus dem elterlichen Hause. In demselben Augenblick, in welchem die entführte Braut die Schwelle der elterlichen Hütte ihres Bräutigams überschritten, giebt einer seiner Freunde, der ihm bei der Entführung behülflich gewesen, den Einwohnern des Dorfes durch einen Pistolenschuß von dem Vorfall Kenntniß. Der Bräutigam hat jedoch alle Ursache, ein wachsames Auge auf seine Braut zu halten, denn es kommt vor, daß die Kette Dorfschöne denselben zum Gespötte des ganzen Dorfes macht, indem sie sich von einem Andern stehlen läßt. Es ist nicht selten der Fall, daß junge

Mädchen auf diese Art in die zweite und dritte Hand übergehen, bis endlich der Glückliche es verstanden hat, sich die mehrfach umworbene Braut bis zum Gang zum Altare zu bewahren.

„Ich bin Zeuge einer solchen Hochzeit gewesen", erzählt mein Gewährsmann, „wo die Braut sich bereits in dritter Hand befand. Die von der verschmitzten Kokette, einer reizenden Brünette, betrogenen beiden ersten Entführer befanden sich unter den Hochzeitsgästen und waren die Zielscheibe des Witzes und der Verspottung."

Wenn Eltern die Absicht haben, eine Tochter zu verheirathen, so wählen sie einen „Staroſt" oder Aeltermann mit dem Auftrage, über das Vermögen und die Aufführung des Freiers Erkundigung einzuzuziehen; fällt diese zu ihrer Befriedigung aus, so erhält der Bewerber die Erlaubniß, persönlich zu erscheinen. Nachdem über die Mitgift der Braut verhandelt und diese genau bestimmt worden, segnet der Vater die Brautleute mit dem Heiligenbilde, worauf die Braut sämmtlichen Zeugen bei dieser feierlichen Verlobung ebenso wie auch ihrem Verlobten die Hand küßt. Hierauf folgt ein Verlobungsmahl und Trinkgelage, welches unter öfterem Abfeuern von Freudenschüssen bis spät nach Mitternacht dauert. Während des Mahles werden auf einen besonderen Tisch zwei Teller gestellt; auf einen derselben legen die Eltern der Braut einen Ring und ein Tuch, auf den andern legt der Bräutigam Geld. „Wähle nach Deinem Wohlgefallen", spricht der Vater zu seiner Tochter. Die Tochter nimmt das Geld, der Bräutigam Ring und Tuch. Durch diesen Akt ist die Verlobung vollständig geschlossen.

Am Vorabende des Hochzeitstages, gewöhnlich Sonnabends, bricht der Bräutigam, von den jungen Burschen seines Dorfes zu Pferde und seiner ganzen Verwandtschaft in Leiterwagen (Karuzen) begleitet, nach dem Dorfe auf, in welchem seine Braut wohnt. An der Spitze reitet der Bräutigam und die mit bunten Bändern geputzten Bräutigamsführer. In der Mitte des Zuges befindet sich eine Musikbande, gewöhnlich herumziehende Zigeuner. Im Hause der Braut angekommen, hält einer der Bräutigamsführer folgende Ansprache: „Sei gegrüßt, schöne Jungfrau; guten Tag, ehrenwerthe Herren! Unser Zar stieß auf der Jagd einst auf eine Spur; es war aber nicht die Spur von irgend einem Wilde, sondern von einem schönen, ihm würdigen Jungfrauenbilde. Da wählte er zwei von seinen jungen Kriegern, von Ansehen, gewandt und kühn in ihrer Redeweise, und sandte sie in die weite Welt... Sagt an, ihr guten Leute, weshalb ziehen wir umher? Was suchen wir? Wir sind weder Diener noch Viehhändler, sondern auserwählte Gesandte des Zaren... Wir haben hier eine Blume gefunden, und unser Zar hat auf den Rath der Weisen beschlossen, diese Blume in seinen Garten zu verpflanzen... So gebt uns denn ein Zuckerbrot, ein Linnentuch, um den Wein von unseren Lippen zu wischen, und ein Tuch, an die Zäume unserer Pferde zu binden... Wenn der Zar uns dann sieht, so wird er entnehmen, daß wir sein Geheiß erfüllt haben. Wenn aber unser Zar sich naht, so wird der Boden stöhnen; wenn er vom Pferde steigt, die Erde beben. Er kommt jedoch nicht mit Gewalt, in seiner Macht und Größe, mit dem Säbel in der Faust zum Kampf gerüstet; nein, er

naht unterwürfig, bescheiden und voll Leutseligkeit. Ihr guten Leute aber haltet Fuhren voll Heu, fette Hammel, weißes Brot, Fässer mit Wein bereit und ladet auch uns zum Schmause!" Nach solcher Rede besprengt die Braut den Bräutigam mit Wasser und schenkt dem Sprecher ein Tuch, der Bräutigam seinerseits wirft der Braut einen Dukaten hin. Hierauf begeben sich die Gäste und auch der Bräutigam in das für sie vorbereitete Absteigequartier im Dorfe. Hier so wie im Hause der Braut beginnen Rundtanz (djog) und Schmaus, Braut und Bräutigam schicken einander Geschenke und machen sich Besuche.

Am Morgen des Hochzeitstages reiten die Kameraden des Bräutigams durchs Dorf und laden den Wirth jeder Hütte nebst Familie zur Hochzeit. Sobald die Gäste sich versammelt haben, bricht der Hochzeitszug unter den Klängen der Musik nach der Kirche auf, während die jungen Burschen wilde Jauchzer ausstoßen. Nach der Trauung wird das junge Paar bei seinem Heraustreten aus der Kirche unter Glückwünschen mit Samenkörnern und Haselnüssen überschüttet. Während des Hochzeitsmahls gehen die Bräutigamsführer mit einem Teller herum, auf welchen jeder der Gäste Geld legt; das gesammelte Geld gehört der jungen Frau; nach beendigter Sammlung brechen die Gäste auf.

Der religiöse Sinn des Moldawanen findet seinen Ausdruck fast allein in der strengen Beobachtung vorgeschriebener äußerlicher Gebräuche der rechtgläubigen Griechischen Kirche. Wie der Großrusse mit denselben seine Vorurtheile, der Kleinrusse seinen Aberglauben vermischt, so übertrifft der Moldawane in dieser Beziehung seine Stammverwandten und leistet darin alles nur Mögliche.

Montags wird die Hausfrau um keinen Preis Etwas aus ihrem Haushalte verabreichen, weder Feuer noch Brot, noch irgend einen Anderen Gegenstand, aus Furcht, dadurch zu verarmen. Sie wird an diesem Tage ihre Vorräthe nicht zählen oder berechnen, und wenn ein Anderer dies in ihrem Hause thut, so murmelt sie zur Abwehrung der übeln Folgen für ihren Hausstand: „Zähle Deine Zähne."

Am Sonnabend wird kein Kleidungsstück zugeschnitten, weil man glaubt, daß Derjenige, für welchen dies geschieht, im Laufe des Jahres stirbt. Die Zimmer werden an diesem Tage nicht gescheuert, und wenn man sie fegt, so muß der Kehricht im Hause bleiben.

Wasser, welches nach Sonnenuntergang ins Haus gebracht worden, trinkt der Moldawane nicht, ohne drei glühende Kohlen hineingeworfen zu haben, weil nach Dunkelwerden ein böser Geist im Wasser sitzt, dessen Einfluß die unter Gebet zugesetzten glühenden Kohlen beseitigen.

Zur Zeit des Neumondes hat der Moldawane stets Geld in der Tasche, und wenn er den Mond sieht, so zeigt er demselben ein Geldstück und spricht: „So wie du mich jetzt getroffen, so laß mich bleiben." Hat er zufällig kein Geld bei sich, so betrachtet er das als eine üble Vorbedeutung für seine Zukunft. Wenn der neue Mond hinter Wolken erscheint, so befürchtet der Landmann Viehsterben.

Am Mittwoch inmitten der großen Fasten zählt die Hausfrau den Eiervorrath und wirft eins über ein Huhn weg, damit ihr Federvieh gedeihe.

Am St. Georgstage, den 23. April, werden Nachts die Kühe geschoren, weil sie sonst von Hexen gemolken werden und das ganze Jahr keine Milch geben.

Vom Andreastage, den 30. November, bis Weihnachten wird weder Leinwand noch Tuch gewebt, weil sonst die Wölfe bei Nichtbeobachtung dieses Gebrauchs die Schafe wegschleppen würden. Von Weihnachten bis zu den heiligen drei Königen ruht alle Arbeit, damit die Kühe leicht kalben. Mit besonderer Feierlichkeit wird der Tag des heiligen Phokas („Fok" heißt im Moldawanischen Feuer) begangen, wodurch man sich vor Feuersbrünsten sichert. Die ganze Woche nach Pfingsten ist der Feier der „Russalken" gewidmet; die Männer lassen jede Arbeit ruhen, die Weiber aber durchstreifen vorher Busch und Feld und sammeln Heilkräuter, denn mit dem ersten Tage der Russalkafeier verlieren dieselben ihre Wirksamkeit.

Die Moldawanen glauben an das Dasein guter Hausgeister, welche sich gewöhnlich in der Gestalt einer Hausschlange oder Unke in jeder Hütte befinden und jedes glückliche Ereigniß in der Familie durch ihr Zischen ankündigen. Daher wird kein Moldawane eine jener nicht giftigen Ringelnattern (coluber natrix) tödten, aus Furcht, den segenbringenden Hausgeist zu treffen.

Wol jeder Mensch empfindet das natürliche Verlangen, den Schleier der Zukunft zu lüften. Der Mann beherrscht bis zu einem gewissen Grade seine Neugierde, die Zukunft kennen zu lernen; nicht so das junge Mädchen, welches von dem Manne abhängt, der ihr zu Theil wird; daher fühlt auch die junge Moldawanerin das lebhafte Verlangen, ihren „Zukünftigen" vorher kennen zu lernen. Verschiedene Mittel giebt es, die Zukunft zu erforschen. Das Mädchen tritt z. B. bei dunkler Nacht mit einem Strauß Kornblumen auf den Hof, sucht mit geschlossenen Augen einen Stock, steckt denselben in die Erde und bindet die Blumen daran fest; sind diese am andern Morgen mit Thau bedeckt, so ist das ein Zeichen, daß bald Hochzeit gemacht wird. In der Neujahrsnacht eilt manches Mädchen entkleidet ins Freie, streut Hanfsamen dem Zaune entlang und fährt mit ihrem Hemde darüber hin; träumt dann die Schöne von dicht aufgewachsenem Hanf, so erwartet sie Glück; sieht sie aber den Samen nur dürftig aufgegangen, so bedeutet das Unglück.

Die Moldawanen sind Freunde von Musik und Tanz. Keine Hochzeit, kein Fest geht ohne Wein, Musik und Tanz vorüber. Der Nationaltanz der Moldawanen ist der „djog", welcher mit dem russischen Rundtanze „charowod" insofern Aehnlichkeit hat, als die Männer und Frauen, einander bei der Hand fassend, im Kreise herum tanzen, während in der charowod nur ein Paar in der Mitte des Kreises tanzt, letzterer aber singend um dasselbe herumzieht. Die maßlose Leidenschaftlichkeit, mit welcher der djog getanzt wird, macht auf den Zuschauer einen unangenehmen Eindruck. Der russische Nationaltanz ist ein Drama, der djog dagegen der Ausdruck eines sinnlosen, wilden Taumels.

Die Moldawanen besitzen viele Volkslieder, zum Theil sehr blumenreiche und üppige, wie die Natur Bessarabien's; der Inhalt der meisten ist jedoch nichtssagend. Das Gemüth des Volkes drückt sich in der Melodie seiner Lieder aus; in der Musik und im Gesange offenbart sich die Seele, spiegelt sich das Geschick des Volkes ab.

Wenn daher der tiefe elegische Ton, der wol ohne Ausnahme in jeder Menschenbrust lebt, im Liede der Slaven ganz besonders seinen Ausdruck findet, so müssen wir dies der Natur des Landes und den eigenthümlichen historischen Verhältnissen zuschreiben, unter welchen die verschiedenen Slavenstämme sich entwickelt haben.

Der Moldawane singt seine Lieder in kummervollen, schwermüthigen, gedehnten, monotonen Melodien, die sich ohne Ende hinziehen wie die langen Jahrhunderte, welche dieses Volk in Kummer, Druck und Elend hingelebt. Es ist dies nicht der Schmerz, wie ihn eine kühne, mächtige Natur in der Melodie des russischen Gesanges wiedergiebt, nicht jener tief elegische Ton des urkrainischen Liedes, welcher dem Auge Thränen entlockt und die Seele rührt— nein, es ist die Klage endlosen Elends, die Stimme einer niedergedrückten Eigenliebe, der Abtödtung allen Ehrgeizes. Dieser Gesang gleicht dem schwachen Murmeln eines Baches, der am Versiegen ist.

In den meisten moldawanischen Liedern wird entweder idyllische Schäferliebe oder sinnliche Liebe besungen. Die gelungensten Lieder sind unstreitig die „Räuberlieder"; Heldenlieder giebt es nur wenige, was sehr natürlich ist. Die Phantasie der Moldawanen konnte nichts Erhabenes aus den Kriegen schöpfen, welche hier allein den Charakter der persönlichen Feindschaft der Hospodaren trugen.

Eine einzige poetische Figur tritt uns in der Person des Wojewoden Stephan des Großen entgegen. Die Moldawanen rafften sich auf und begeisterten sich für den Kampf um ihre Unabhängigkeit vom türkischen Joch. Doch dieser vorübergehende Enthusiasmus erlosch; das Volk, welches sein Dasein Jahrhunderte lang unter sklavischem Druck hingeschleppt hatte, war nicht mehr fähig, einen dauernden Kampf für seine Freiheit auszukämpfen, es hatte den wahren Freiheitssinn eingebüßt.

Das Andenken Stephan's wird in einigen wenigen Liedern gefeiert; eins derselben wollen wir hier wiedergeben.

Stephan der Große und seine Mutter.

Hoch auf steilem Felsenrande,
Wo ein Flüßchen rauschend strömt,
Erhebt sich stolz ein altes Schloß.
Dort saß an des Fensters Gitter
Ein lieblich schönes Frauenbild
Und schaut mit thränenschwerem Blick
In die dunkle Nacht hinaus.
An der Spitze seiner Streiter
War ihr Gemahl vor Monden schon
Hinausgezogen in den Krieg —
Und keine Kunde war gekommen,
Ob er noch lebend oder todt.
Das schwere Leid in ihrem Herzen,
Ließ sie den Thränen freien Lauf —
Und die schönen Augen glänzten
Wie Vergißmeinnicht im Morgenthau.
Wo im hohen Burggemache
Vor des Hauses Penaten
Die Silberampel düster brennt,
Schaut eine Greisin hochbejahrt
Zur jungen Burgfrau hin und spricht:
„Trock'ne Deine Thränen, schwaches Kind,
Sie ziemen dem Weibe Stephan's nicht;
Er kämpft für unsern heil'gen Glauben —
Sein Leben steht in Gottes Hand!"
Da — als vom hohen Thurm herab
Die Glocke Mitternacht verkündet,
Hörte man's am Thore klopfen
Und eine Stimme ruft hinauf:
„Ich bin es, Mutter, ich — Dein Sohn
Stephan; — verwundet kehr' ich heim;
Das Glück hat sich von uns gewendet,
Verloren die Schlacht — das Heer zerstreut.
Schnell des Schlosses Thür geöffnet, —
Es folgt der Feind uns auf der Spur!" —
Mit einem Schrei der Freude reißt

Die junge Frau das Fenſter auf ...
Hoch zu Roß erkennt ſie den Gemahl.
„Zurück, Du ſchwaches Weib, — zurück!“
Spricht die Greiſin zürnend zu der Frau,
Tritt zum Fenſter und ruft hinab:
„Mein Sohn Stephan iſt weit von hier
Und ſchlägt dem Feinde ſchwere Wunden;
Ich bin des Wojewoden Mutter —
Und er iſt meines Alters Stolz. —
Biſt Du mein heldenmüth'ger Sohn,
Mein Sohn Stephan, der Wojewode, —
Du kehrſt in Deiner Ahnen Burg
Nur mit der Siegeskrone heim.
Geh' hin und zieh' Dein Schwert auf's Neue,
Du kämpfeſt für das Vaterland ...
Und muß es ſein, — ſo ſtirb als Held!
Der Mutter Hand wird auf Dein Grab
Mit Stolz den Lorbeer niederlegen ...
Im Kloſter Nämz wirſt Du mich finden,
Wenn Du als Sieger heimgekehrt.“
Der Wojewode gab dem Roß die Sporen
Und ſprengt von dannen mit den Seinen;
Er ſtößt ins Horn — und um ihn her
Sammeln ſich aufs Neu' die Scharen
Und ſtürzen ſich in blut'gen Kampf.
Auf Bal-Alba's weiten Feldern
Schlägt Stephan die Türken auf das Haupt:
Wie die reife Saat die Sichel,
Mäh'n die Tapferen der Türken Zahl. —
Und als er heimgekehrt als Sieger,
Da war der Mutter Hand erſtarrt; —
Er fand im Sarge eine Leiche,
Als er im Kloſter Nämz erſchien.

Grenzbauerwohnung.

Die beſſarabiſchen Städte bieten im Allgemeinen wenig Intereſſantes; nur Kiſchinew als Hauptſtadt, Bendery als Feſtung, mit den Erinnerungen an Karl XII. von Schweden, und Chotin, ebenfalls als Feſtung, ſind bemerkenswerth. Die Bewohner der Städte ſind neben Moldawanen hauptſächlich Ruſſen, Deutſche und Juden.

Kiſchinew mit 102,000 Einwohnern, in maleriſcher Umgebung am Byk gelegen, iſt der Sitz eines Militär-Gouverneurs und des Erzbiſchofs von Kiſchinew und Chotin. In der Nähe, unfern des Byk, finden ſich Schwefelquellen.

Bendery oder Bender (moldauiſch Terkine) iſt als Feſtung von Wichtigkeit. Halbmondförmig am Dnieſtr erbaut, zeigt die Stadt viele ſchmuzige Gaſſen und kleine Häuschen. Die Einwohner, ihrer Zahl nach 24,000

Wenn daher der tiefe elegische Ton, der wol ohne Ausnahme in jeder Menschenbrust lebt, im Liede der Slaven ganz besonders seinen Ausdruck findet, so müssen wir dies der Natur des Landes und den eigenthümlichen historischen Verhältnissen zuschreiben, unter welchen die verschiedenen Slavenstämme sich entwickelt haben.

Der Moldawane singt seine Lieder in kummervollen, schwermüthigen, gedehnten, monotonen Melodien, die sich ohne Ende hinziehen wie die langen Jahrhunderte, welche dieses Volk in Kummer, Druck und Elend hingelebt. Es ist dies nicht der Schmerz, wie ihn eine kühne, mächtige Natur in der Melodie des russischen Gesanges wiedergiebt, nicht jener tief elegische Ton des urkrainischen Liedes, welcher dem Auge Thränen entlockt und die Seele rührt— nein, es ist die Klage endlosen Elends, die Stimme einer niedergedrückten Eigenliebe, der Abtödtung allen Ehrgeizes. Dieser Gesang gleicht dem schwachen Murmeln eines Baches, der am Versiegen ist.

In den meisten moldawanischen Liedern wird entweder idyllische Schäferliebe oder sinnliche Liebe besungen. Die gelungensten Lieder sind unstreitig die „Räuberlieder"; Heldenlieder giebt es nur wenige, was sehr natürlich ist. Die Phantasie der Moldawanen konnte nichts Erhabenes aus den Kriegen schöpfen, welche hier allein den Charakter der persönlichen Feindschaft der Hospodaren trugen.

Eine einzige poetische Figur tritt uns in der Person des Wojewoden Stephan des Großen entgegen. Die Moldawanen rafften sich auf und begeisterten sich für den Kampf um ihre Unabhängigkeit vom türkischen Joch. Doch dieser vorübergehende Enthusiasmus erlosch; das Volk, welches sein Dasein Jahrhunderte lang unter sklavischem Druck hingeschleppt hatte, war nicht mehr fähig, einen dauernden Kampf für seine Freiheit auszukämpfen, es hatte den wahren Freiheitssinn eingebüßt.

Das Andenken Stephan's wird in einigen wenigen Liedern gefeiert; eins derselben wollen wir hier wiedergeben.

Stephan der Große und seine Mutter.

Hoch auf steilem Felsenrande,
Wo ein Flüßchen rauschend strömt,
Erhebt sich stolz ein altes Schloß.
Dort saß an des Fensters Gitter
Ein lieblich schönes Frauenbild
Und schaut mit thränenschwerem Blick
In die dunkle Nacht hinaus.
An der Spitze seiner Streiter
War ihr Gemahl vor Monden schon
Hinausgezogen in den Krieg —
Und keine Kunde war gekommen,
Ob er noch lebend oder todt.
Das schwere Leid in ihrem Herzen,
Ließ sie den Thränen freien Lauf —
Und die schönen Augen glänzten
Wie Vergißmeinnicht im Morgenthau.
Wo im hohen Burggemache
Vor des Hauses Penaten
Die Silberampel düster brennt,
Schaut eine Greisin hochbejahrt
Zur jungen Burgfrau hin und spricht:
„Trock'ne Deine Thränen, schwaches Kind,
Sie ziemen dem Weibe Stephan's nicht;
Er kämpft für unsern heil'gen Glauben —
Sein Leben steht in Gottes Hand!"
Da — als vom hohen Thurm herab
Die Glocke Mitternacht verkündet,
Hörte man's am Thore klopfen
Und eine Stimme ruft hinauf:
„Ich bin es, Mutter, ich — Dein Sohn
Stephan; — verwundet kehr' ich heim;
Das Glück hat sich von uns gewendet,
Verloren die Schlacht — das Heer zerstreut.
Schnell des Schlosses Thür geöffnet, —
Es folgt der Feind uns auf der Spur!" —
Mit einem Schrei der Freude reißt

Die junge Frau das Fenster auf ...
Hoch zu Roß erkennt sie den Gemahl.
„Zurück, Du schwaches Weib, — zurück!"
Spricht die Greisin zürnend zu der Frau,
Tritt zum Fenster und ruft hinab:
„Mein Sohn Stephan ist weit von hier
Und schlägt dem Feinde schwere Wunden;
Ich bin des Wojewoden Mutter —
Und er ist meines Alters Stolz. —
Bist Du mein heldenmüth'ger Sohn,
Mein Sohn Stephan, der Wojewode, —
Du kehrst in Deiner Ahnen Burg
Nur mit der Siegeskrone heim.
Geh' hin und zieh' Dein Schwert auf's Neue,
Du kämpfest für das Vaterland ...
Und muß es sein, — so stirb als Held!
Der Mutter Hand wird auf Dein Grab
Mit Stolz den Lorbeer niederlegen ...
Im Kloster Nämz wirst Du mich finden,
Wenn Du als Sieger heimgekehrt."
Der Wojewode gab dem Roß die Sporen
Und sprengt von dannen mit den Seinen;
Er stößt ins Horn — und um ihn her
Sammeln sich aufs Neu' die Scharen
Und stürzen sich in blut'gen Kampf.
Auf Bal-Alba's weiten Feldern
Schlägt Stephan die Türken auf das Haupt:
Wie die reife Saat die Sichel,
Mäh'n die Tapferen der Türken Zahl. —
Und als er heimgekehrt als Sieger,
Da war der Mutter Hand erstarrt; —
Er fand im Sarge eine Leiche,
Als er im Kloster Nämz erschien.

Grenzbauerwohnung.

Die bessarabischen Städte bieten im Allgemeinen wenig Interessantes; nur Kischinew als Hauptstadt, Bendery als Festung, mit den Erinnerungen an Karl XII. von Schweden, und Chotin, ebenfalls als Festung, sind bemerkenswerth. Die Bewohner der Städte sind neben Moldawanen hauptsächlich Russen, Deutsche und Juden.

Kischinew mit 102,000 Einwohnern, in malerischer Umgebung am Byk gelegen, ist der Sitz eines Militär-Gouverneurs und des Erzbischofs von Kischinew und Chotin. In der Nähe, unfern des Byk, finden sich Schwefelquellen.

Bendery oder Bender (moldauisch Terkine) ist als Festung von Wichtigkeit. Halbmondförmig am Dniestr erbaut, zeigt die Stadt viele schmuzige Gassen und kleine Häuschen. Die Einwohner, ihrer Zahl nach 24,000

betragend, ernähren sich von einem einträglichen Handel. Von 1709 bis 1713 hielt sich Karl XII. von Schweden nach der verlorenen Schlacht von Poltawa hier, oder vielmehr meist in dem nahegelegenen Flecken Warnitza auf, wo auch die Stürmung seines Hauses durch die Türken erfolgte. Der russische General Panin erstürmte Bender 1770, wobei die Besatzung nebst dem größten Theil der Einwohner, gegen 30,000 Menschen, niedergehauen und die Stadt eingeäschert wurde. Nachdem Bender an die Türken wieder zurückgegeben und hiernach noch zweimal von den Russen erobert und wieder abgetreten war, fiel es endlich nach der letzten Eroberung im Jahre 1811 durch den Frieden von Bucharest 1812 nebst ganz Bessarabien für immer an Rußland.

Die Festung Chotin mit 18,000 Einwohnern liegt am Dniestr an der österreichisch-galizischen Grenze und ist ein wichtiger Waffenplatz der Russen. Ein unregelmäßig erbauter, öder und nahrungsloser Ort, dessen Bewohner, in Blockhäusern oder nur in Lehm- und Erdhütten wohnend, sich einzig durch Vieh- und Schmuggelhandel nähren. In den nahe gelegenen Orten Shoroka und Kajuglity sind russisch-österreichische Grenz- und Zollämter, welche aber, trotz der Thätigkeit der Kosaken, das Pascherwesen der Chotiner Juden und Zigeuner nicht verhindern können.

Als Podolien und Wolhynien sind auf unseren Karten diejenigen Landestheile von Südrußland bezeichnet, welche im Westen von Galizien, Bessarabien und dem Dniestr begrenzt, im Norden und Osten von Kleinrußland und im Süden von Neurußland eingeschlossen werden. Beide Namen sind indeß eben so wenig offizielle Benennungen, wie Klein-, Neu- oder Weißrußland. Podolien ist gegenwärtig das Gouvernement Podolsk mit der Hauptstadt Kameniez-Podolsk, Wolhynien das Gouvernement Wolinsk, mit der Gouvernementsstadt Schitomir. Podolien liegt südlich von Wolhynien zwischen Bessarabien und Neurußland oder besser am Dniestr und Bug, und hat auf einem Flächenraume von 770 □Meilen beinahe zwei Millionen Einwohner.

Ein solches Verhältniß der Einwohnerzahl zum Flächenraum, nach welchem durchschnittlich 2,600 auf die □Meile kommen, wie es in keinem andern Gouvernement des Russischen Reiches der Fall ist, läßt auf besonders günstigen Boden und einen dem entsprechenden blühenden Zustand der Bevölkerung schließen. Und so ist es in der That. Während in den benachbarten Gouvernements Cherson und Jekatherinoslaw nur ungefähr 1000 Menschen auf die □Meile kommen und der Mangel an Arbeitskräften in den baumleeren, wasserlosen Steppen Neurußlands, selbst bei dem ergiebigen Boden derselben, für die Entwicklung jener Gegenden bis heute ein großes Hinderniß ist, sehen wir in Podolien und Wolhynien, bei einem entschieden andern Charakter dieser Landestheile, auch andere, günstigere Resultate. Podolien ist nur zum Theil Steppenland, und selbst dieses trägt einen andern Charakter und gewährt nicht den Anblick jener kahlen Flächen, wie sie sich vom linken Ufer des Bug fast ununterbrochen bis zur Wolga ausdehnen und dem Süden Rußlands einen Steppencharakter aufdrücken.

In südlicher Richtung zieht sich von Wolhynien ein Höhenzug durch *Podolien* und erstreckt sich fast bis zur Grenze des Gouvernements Cherson.

Ochsenfuhrwerk in der Steppe.

Diese Bodenerhebung, die Wasserscheide zwischen dem Dniestr und Bug, bietet einen angenehmen Wechsel von Thälern und Höhen, Feldern und Gehölzen, und ist reich an landschaftlichen Scenerien, wodurch schon allein Podolien einen vollkommenen Gegensatz zu Neurußland bildet.

Die zerstreut liegenden Höfe und Chutors hören auf, wir treffen dagegen am Dniestr, Bug und den vielen Flüßchen große Dörfer mit stattlichen Kirchen, umgeben von Laubwald und weitläufigen Gärten. Dazwischen erstrecken sich Arbusen-, Melonen- und endlose Weizenfelder; am Ufer des Dniestr und Bug erheben sich nicht selten Edelsitze und Schlösser russischer und polnischer Magnaten mit großen, schönen Parkanlagen.

Podolien und zum Theil auch Wolhynien waren für das westliche Europa stets eine reiche Kornkammer. Aus dem Hafen von Odessa wurde jährlich für Millionen podolischer Weizen verschifft, und das zu einer Zeit, als mangelhafte Kommunikation und schlechte Wege diese Provinz isolirten und besonders für den Handel der entfernter liegenden Landestheile große Schwierigkeiten boten. Heute hat sich das geändert. Die Stadt Balta an der Südgrenze von Podolien ist durch eine Eisenbahn mit Odessa und Kiew verbunden, außerdem erleichtern kleine Zweigbahnen den Verkehr mit den wichtigeren Binnenstädten, wie z. B. die Bahn von Tiraspol nach Kischinew in Bessarabien.

Schaf- und Viehzucht haben neben dem Ackerbau einen bedeutenden Erfolg gehabt; die großen Schäfereien Podoliens wetteifern mit denen Neurußlands und die Ausfuhr an feiner Wolle ist mit jedem Jahre beträchtlicher geworden. Die silbergrauen podolischen Ochsen werden in Herden von Tausenden nach Großrußland, selbst durch Wolhynien bis in die Ostseeprovinzen getrieben, Talg und Häute werden für beträchtliche Summen nach Odessa geliefert.

Wenn schon Podolien seine Verwandtschaft mit Kleinrußland zu erkennen giebt, so ist solches bei Wolhynien noch mehr der Fall. Wolhynien oder das Gouvernement Wolinsk grenzt im Süden an Podolien, im Norden an Weißrußland, im Westen an Galizien und im Osten an die Ukraine; es hat auf einem Flächenraume von 1200 □Meilen 1,600,000 Einwohner. Wenn man aus den Gouvernements Tschernigow, Kiew oder der Ukraine nach Wolhynien kommt, so glaubt man sich auf dem Boden von Kleinrußland zu befinden, dieselben ukrainischen Dörfer, dieselben Menschen. Der einzige Unterschied besteht darin, daß in Wolhynien die Waldregion beginnt, welche sich im Norden des Gouvernements über einen großen Theil Rußlands ausdehnt.

Die Bevölkerung von Podolien und Wolhynien ist überwiegend kleinrussischen Stammes und nur in den Städten mit polnischen, armenischen und zum Theil griechischen Elementen vermischt. In den Dörfern, in ihrer Bauart, in der Einrichtung der Häuser, in den Gebräuchen und dem Charakter der Bewohner, findet man kleinrussisches Leben und den echten „Chochol" der Ukraine wieder. Und was sollen wir von den Städten sagen?

Wenngleich es in Podolien und Wolhynien im Verhältniß mehr und größere Städte als in Kleinrußland giebt, so ist das Leben in diesen Städten ein höchst einförmiges, beschränktes, der echte Podolier und Wolhynier ist auf dem Lande zu Hause und liebt die Stadt nicht.

Die beiden Hauptstädte sind Kameniez-Podolsk mit 22,600 und Schitomir mit 38,700 Einwohnern. Das gesellschaftliche Leben hier ist ganz dasselbe, wie in allen anderen russischen Gouvernementsstädten, dieselben Gesellschaften in der Offizier- und Beamtenwelt, derselbe Adel zweiten Ranges, dieselben Konzerte, Bälle und Wintertheater u. dgl. m. Aeußerlich unterscheiden sich beide Hauptstädte durch ihren südlichen Charakter, ihre weiten Plätze, Gärten, ungepflasterten Straßen, durch die beträchtliche Anzahl von Polen, Armeniern, Griechen und vorzüglich die Unzahl polnischer Juden von anderen Städten Großrußlands.

Podolien und Wolhynien gehen wie ganz Südrußland einer großen Zukunft entgegen und auch das Leben in den Städten hier wird sich umgestalten. Städte wie Balta mit 19,000, Sstaro-Konstantinowsk mit 15,000, Mohilew am Dniestr mit 18,000, Haissin mit 9000, Bar mit 8000 Einwohnern u. a. m. werden alsdann zu Städten im wahren Sinne des Wortes werden, was sie heute mit Ausnahme von Balta nur dem Namen nach sind.

Indem wir die Grenze des Gouvernements Wolynsk überschreiten, betreten wir einen Theil des Russischen Reiches, welcher, in den Flußgebieten des oberen Dniepr und der Dwina liegend, die drei Gouvernements Mohylew, Minsk und Witebsk umfaßt und unter dem Namen von Weißrußland bekannt ist. Diese drei Provinzen zählen bei einem Flächeninhalte von 3300 □Meilen 3,018,000 Einwohner, mithin 960 auf die □Meile.

Der Name „Weißrußland" wird verschieden erklärt. Die Einen behaupten, dieser westliche Theil von Rußland werde Weißrußland genannt, weil er unter der Herrschaft der Großfürsten von Lithauen von den Mongolen nicht unterworfen worden und diesen keinen Tribut gezahlt habe, also „weiß", d. h. rein von dem Joche derselben geblieben sei, während das östliche Rußland im Gegensatze als „schwarz" bezeichnet wird. Andere dagegen leiten den Namen von den weißen Filzhüten und der weißen Kleidung des Landvolkes her.

Der Sand- und Lehmboden von Weißrußland ist nichts weniger als ein ergiebiger, außerdem ist es das Land der Sümpfe, Wälder und Seen.

Die ungeheuern Waldungen des Gouvernements Minsk liefern jene Riesenstämme, die auf der Dwina bis Riga geflößt werden und von hier als Mastbäume nach England gehen. In manchen Gegenden von Weißrußland sieht man, wohin das Auge auch blicken mag, nichts als Wald und wieder Wald. Nicht zum zweiten Male findet man in Europa einen solchen Waldbestand.

Wol verleiht der Wechsel von Nadel- und Laubholz (Linden, Eichen und Ahorn), von bewaldeten Hügeln, grünen Wiesen und Seen, die, von düsteren, hohen Tannen umrahmt, häufig mitten im Walde liegen, der Gegend einen eigenthümlichen, landschaftlichen Reiz, nichtsdestoweniger aber machen Wald, Wasser und Sumpf das Klima zu einem feuchten, ungesunden und lassen den Aufenthalt in diesem Lande nicht als angenehm erscheinen.

In den friedlichen, arbeitsamen, gutmüthigen Bewohnern von Weißrußland begegnen wir den Nachkommen des alten slavischen Stammes, der Kriwitschen; sie haben bis auf den heutigen Tag Kleidung, Sprache und manchen Gebrauch ihrer Vorfahren bewahrt. Die Ursache eines solchen Stillstandes ist

in dem eigenthümlich am Alten festhaltenden Charakter des Volkes und dessen Abneigung gegen allen Verkehr mit fremden Völkern zu suchen.

Bis zum 11. Jahrhundert hieß Weißrußland das Land der Kriwitschen, welcher Name jedoch mit der Entstehung der Fürstenthümer Polotzk, Mstislawsk, Minsk u. a. verloren ging. Letztere kamen unter Wladimir dem Heiligen an Kiew, später an Lithauen und dann an Polen; erst im Jahre 1772 wurde ganz Weißrußland wieder mit dem Russischen Reiche vereinigt.

Die Jahrhunderte dauernde Herrschaft der Polen über Weißrußland konnte nicht ohne Einfluß auf das Volk bleiben; polnische Sitten und Gebräuche breiteten sich im Lande aus, das fremde Element wurde das dominirende. Der Grundbesitz ging in die Hände des polnischen Adels über und die Bekenner der Griechisch-russischen Kirche wurden Leibeigene katholischer Edelleute. Die Weißrussen hielten jedoch mit einer seltenen Zähigkeit an ihrer Sprache und an ihrem Glauben fest, und alle Versuche der polnischen Jesuiten, durch Vermittelung der Union dem Katholizismus Eingang in Weißrußland zu verschaffen, scheiterten an der Festigkeit der Bewohner. Es bildeten sich unter dem Volke zum Schutze der russischen Kirche Vereine unter dem Namen der „rechtgläubigen Brüderschaften", welche über das ganze Land verbreitet waren.

Die heutigen Bewohner von Weißrußland haben von ihren Voreltern den Hang zur Einsamkeit geerbt. Selten wird man ein Dorf finden, welches mehr als 20 Häuser hat; die größere Mehrzahl der Orte besteht aus drei bis vier Höfen; ebenso häufig findet man einzelne Gehöfte in den öden Waldgegenden zerstreut umher liegen.

Bei dem Ueberfluß an Bauholz ist es auffallend, wie wenig Rücksicht der Landmann auf die Bequemlichkeit und Wohnlichkeit seines Heims nimmt. Die Häuser sind ohne Ausnahme klein, eng und haben ein düsteres Aussehen. Die „Isba" des Weißrussen besteht, wie fast überall in Rußland, aus zwei Hälften: dem Kalt- und dem Warmhause. Wenn man in einen solchen Wohnraum tritt, so findet man dieselbe Armuth, denselben Schmuz wie in der elendesten Hütte eines entlegenen Dorfes in Großrußland. Glasfenster sind eine Seltenheit; die schmalen Fensteröffnungen werden mit dünnen Bretchen oder Ochsenblase geschlossen und lassen nur ein spärliches Licht in den düsteren Raum der Isba. Die kahlen Holzwände sind von Ruß und Rauch geschwärzt, der Fußboden ist mit Lehm bedeckt, der im Herbst und Frühjahr zu einer Kothpfütze wird. Im Winter sind hier Kälber, Lämmer und Federvieh die Zimmergenossen der Familie. Die kastenartigen Verschläge unter der langen, breiten Bank, die an einer der Wände steht, sind im Frühjahr die Brüteplätze für Hühner und Gänse.

Die Weißrussen sind selten über Mittelgröße, sie sind mager und haben meist flachsfarbiges Haar. Eine unter dem Landvolk sehr verbreitete Krankheit ist der sogenannte „Koltun" oder Weichselzopf. Das Haar wächst wie Filz zusammen und hängt bei Männern und Frauen in langen Strähnen bis auf die Schultern herab. Diese Krankheit wird dem feuchten Klima zugeschrieben; die ungesunde Atmosphäre im Innern der Wohnungen und die große Unreinlichkeit, welche in der Isba herrscht, mögen außerdem auch nicht wenig dazu beitragen. Die Kleidung der Männer besteht aus dem „Kasakin", einem kurzen Rock

mit stehendem Kragen. Dieses Gewand, von einem rothen Gürtel zusammengehalten, trägt man im Winter von grobem weißen Tuch und im Sommer von grauer Leinwand. Die Beinkleider unterscheiden sich nicht von den bei den russischen Bauern üblichen. Die Männer sowol als auch die Frauen benutzen Bastschuhe und schmale Stücke Wollenzeugs an Stelle der Strümpfe. Frauen und Mädchen tragen über dem faltigen Unterrock oder dem Sarafan denselben Kasakin wie die Männer. Die Kopfbedeckung der Frauen ist originell und nichts weniger als kleidsam; sie umwickeln den Kopf turbanartig mit einem langen, schmalen Handtuch, dessen Enden zu beiden Seiten herabhängen.

Das Loos der Weißrussen ist kein beneidenswerthes. Der größte Theil der Bevölkerung hat mit Noth und Entbehrung zu kämpfen, Mangel und selbst Hungersnoth sind in manchen Gegenden etwas Gewöhnliches und schaffen Zustände, wie sie in den ärmsten Gouvernements von Großrußland nicht vorkommen. Die abschreckendste Stufe menschlichen Elends trifft man hauptsächlich im Gouvernement Witebsk. Der Boden bringt hier selbst in guten Jahren nicht so viel hervor, als die Bevölkerung bedarf; tritt aber Mißwachs ein, was hier häufig der Fall ist, so erreicht das Elend die höchste Stufe. Ganze Dörfer wandern aus und durchziehen bettelnd die angrenzenden Gouvernements. Der Bauer kennt hier nur ein halb mit Spreu vermischtes Brot, dieses und Kartoffeln machen seine ganze Nahrung aus. Es kann keinen traurigeren Anblick geben, als ein aus halb verfallenen, elenden Hütten bestehendes witebskisches Dorf mit seinen bleichen, gedrückten und stumpfsinnigen Einwohnern. Die Unfruchtbarkeit des Bodens ist jedoch nicht die einzige Ursache solcher traurigen Zustände; die eigentliche Quelle der Verarmung und des Elends der Weißrussen ist in dem Joch der Leibeigenschaft zu suchen, in welcher sie sich bis vor wenigen Jahren ihren polnischen Herren gegenüber befunden haben.

Außer dem Druck der polnischen „Pans" war es der verderbliche Einfluß der jüdischen Hausirer und Wucherer, welcher nicht wenig zu der allgemeinen Nothlage des Landmannes beigetragen hat. Der schlaue Jude dringt dem Bauer, wenn derselbe in Noth ist, ein Darlehen auf und läßt sich die wucherischen Zinsen mit dessen Vieh, Hausgeräth oder Feldfrucht bezahlen. Ein anderer Jude zieht von Dorf zu Dorf und tauscht Salz, Seife, Glasperlen, seidene Bänder und allerhand bunten Kram gegen Hühner, Eier, Honig, Garn, Leinwand und andere ländliche Produkte ein, die er in der Stadt verkauft und 100 Prozent daran gewinnt.

Die Dorfbewohner werden auf diese Art von den Juden systematisch ausgesogen. Das Wenige, was der jüdische Wucherer und Hausirer dem Bauer gelassen, das vertrinkt letzterer im Kruge, wo der Pächter, ebenfalls ein Jude, selbst den geringfügigsten Gegenstand nicht verschmäht, sondern gegen Branntwein eintauscht. Der Krug ist für den Weißrussen der Mittelpunkt seines ganzen Lebens; hier thaut er gleichsam auf, vergißt Armuth und Elend, ergiebt sich mit ganzer Seele dem Vergnügen und erscheint als ein anderer Mensch wie in seinem Hause. An Sonntagen namentlich ist die Schenke der Sammelplatz für Alt und Jung, für Männer, Frauen, Mädchen, ja selbst für Kinder.

Hier wird getrunken, gesungen, geschrieen und bis tief in die Nacht nach dem Dudelsack getanzt. Wer die Weißrussen im Kruge sieht, der sollte glauben, dieses Volk habe weder Sorge noch Armuth kennen gelernt und sei nur zur ausgelassenen Fröhlichkeit und Lust geboren.

Unter den bisherigen Verhältnissen sind die Weißrussen für jede Industrie und für Handel unempfänglich geblieben. An ihre elende Hütte und die Scholle Landes gefesselt, waren sie gezwungen, das Feld ihres Herrn zu bearbeiten, sodaß ihnen die Möglichkeit jeder Entwicklung abgeschnitten war.

Gegenwärtig, wo sie vom Drucke der Leibeigenschaft befreit worden, auch die Stadt Witebsk mit Riga, Petersburg und Moskau durch Eisenbahnen verbunden ist, steht zu erwarten, daß auch die traurigen Zustände in Weißrußland sich zum Bessern ändern werden.

Schon jetzt sind die segensreichen Folgen des Manifestes vom 19. Februar 1861 zu bemerken; dasselbe hat in den Gedanken und Gefühlen des Volkes eine Umwälzung hervorgebracht und dem Leben desselben eine bestimmte Richtung gegeben. Der Bauer hat Brot für seine Familie, Futter für sein Vieh, er beginnt bereits sich eine „reine" Hälfte in seiner Isba einzurichten; statt der Bastschuhe (Pasteln) trägt er schon Stiefeln, beschlägt die Räder seiner Teléga sogar mit Eisenbändern: Alles Sachen, die er früher nicht gekannt hat. Auch sein Selbstbewußtsein hat sich gehoben; er begreift, daß er nicht mehr Sklave des „gestrengen Pans", geduldige Beute des schlauen Juden ist. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat seine Verbindung mit dem Pan aufgehoben, er erkennt seine Zugehörigkeit zu Kaiser und Reich — wovon er früher keine Ahnung hatte.

Hier noch zum Schluß die wortgetreue Uebersetzung eines kurzen Auszugs aus einem weißrussischen Liede, das nach der Hochzeit gesungen wird:

Der Kukuk rief laut im Gärtchen sein „Kukuk!"
Das Köpfchen in grünen Blättern versteckt.
Da kam ein Vöglein zu demselben geflogen
Und erkundigte sich beim Kukukchen:
„Warum läßt du wol so laut dein „Kukuk" erschallen?"
„Wie sollt' ich armes Vögelein nicht laut „Kukuk" rufen,
Baut' ich doch gerade im Gärtchen mein Nestlein,
Legte auch gerade mein Eilein hinein;
Da erblickte ich über mir hoch in der Luft den grauen Habicht,
Wollt' mit den Klauen mein Nestlein zerreißen,
Wollt' mit dem Schnabel mein Eilein zerpicken
Und mich armes Kukukchen mit sich fortschleppen.
Hat ihn mein Ruf doch erschreckt und verjagt!"

Tatarenwohnung.

IX.

Die Krim.

Lage. Bevölkerung. Die Belagerung von Sewastopol. Die Krim'schen Tataren. Natur und Klima. Kertsch. Jenikale. Theodosia. Karassu-Basar. Puschkin's Zigeuner. Sympheropol. Tschadir-Dagh. Baschtschi-Sarai. Die Judenfestung. Karaiten. Sewastopol. Inkerman. Chersones. Balaklawa. Alupka. Jalta. Der nördliche Theil der Krim. Perekop. Eupatoria.

Die Krim, die südlichste Halbinsel des europäischen Rußland, bildet einen Theil des Gouvernements Taurien, umfaßt einen Flächenraum von 360 □Meilen und hat die Form eines auf die Spitze gestellten Quadrats. Im Osten wird die Krim vom Asow'schen Meer, im Süden und Westen vom Schwarzen Meer bespült, im Norden hängt sie durch den Isthmus Perekop mit dem Festlande zusammen.

Die Landenge trennt den Karkinit-Busen oder das Todte Meer von dem Faulen Meere, einem sehr seichten Theile des Asow'schen Meeres, welches sich vielfach verzweigt, von letzterem durch die Landenge von Arabat, einer langgestreckten, sehr schmalen Nehrung, geschieden ist und mit ihm nur durch die enge Straße und Genitschesk in Verbindung steht. Nach Westen streckt die Krim einen in dem Kap Tarkan-Kut endenden Vorsprung, nach Osten die Halbinsel von Kertsch vor. Der nördliche Theil ist Steppengebiet; im Süden des oberen Kakasu, der in das Faule Meer mündet, beginnt das taurische Bergland oder

der Saila Dagh, welcher sich sanfter nach Norden zu abdacht, steil zum Meere abfällt, mit prächtigen Waldungen bedeckt ist, und sich im Tschadyr Dagh zu 1539 Meter Höhe erhebt. Die reichbewässerten fruchtbaren Thäler dieses Gebirges, die höhlenreichen Berggipfel, von denen sich eine entzückende Aussicht auf Land und Meer darbietet, die dichten Wälder, welche einen scharfen Gegensatz zu der baumlosen Steppe im Norden der Krim bilden, und der reichkultivirte Südabhang bieten eine Fülle von Naturschönheiten dar. Gerade der Süden des Landes ist außerordentlich reich an Bodenprodukten. Hier liegt das russische Weinland und die italische Flora findet sich hier wieder. Zu diesen landschaftlichen Schönheiten kommt nun noch eine überaus interessante Völkermischung und das Interesse, welches eine reiche Landesgeschichte einflößt.

Schon im Alterthum war die Vorstellung von der ursprünglichen Inselgestalt der Krim geläufig. Daß wirklich die weite Steppe, welche sich gegenwärtig im Norden des Gebirges ausbreitet und welche mit dem Festlande nur durch die schmale Landenge von Perekop zusammenhängt, in frühester Zeit Meerboden war, dafür bietet ihre Beschaffenheit Beweise genug dar. Der deutlichste liegt in den zahlreichen Salzseen, die nichts Anderes sind als die zurückgebliebenen Reste des abfließenden Seewassers. Sie haben von jeher durch die großen Massen Salz, welche sich allsommerlich infolge der Verdunstung des Wassers auf dem flachen Boden derselben ansetzen, den Hauptreichthum des Landes ausgemacht. Die Kaufleute des Nordens brachten Tuche und andere Stoffe mit, durch die sie die Erlaubniß bezahlten, ihre Wagen in den Salzseen der Krim mit diesem Mineral beladen zu dürfen.

Die Bevölkerung der Krim besteht in bunter Zusammensetzung aus Russen, Tataren, Juden, Deutschen, Griechen und Zigeunern. Von besonderer Wichtigkeit sind die Tataren, welche in den Städten von 119,000 Seelen ungefähr ein Sechstel der Gesammtbevölkerung ausmachen, und das Städtchen Baktschi-Serai u. a. fast vollständig bewohnen; sie stehen im ganzen Lande bei jeder Nationalität in der größten Achtung wegen ihres Fleißes, ihrer Mäßigkeit, Sittlichkeit und Reinlichkeit und genießen ungestörte Duldung ihrer Religion und Ausübung ihres Kultus. Sie sind Nachkommen jener tatarischen Hirten, Ackerbauer und Kaufleute, welche auch nach der Eroberung der Krim durch die Russen im Lande blieben, während der Adel sich nach Asien wandte. Doch nimmt ihre Zahl von Jahr zu Jahr ab; sie fühlen sich unter der christlichen Herrschaft nicht wohl und wandern in Massen aus. In den beiden letzten Jahren geschah dies besonders deshalb, weil sie sich der durch den Ukas vom 13. Januar 1874 in Rußland eingeführten allgemeinen Wehrpflicht nicht fügen wollten; zu gleicher Zeit wüthen die Pocken unter ihnen, gegen welche durch Impfung sich zu schützen sie aus religiösen Gründen Bedenken tragen. Einen sehr achtbaren Theil der Städtebewohner bilden die Karaiten (Karäer), eine jüdische Sekte, die den Talmud theilweise verwirft und sich blos an das mosaische Gesetz hält.

Die Hauptstadt der Insel ist Simferopol, die wichtigsten Hafenplätze sind Kertsch, Feodosia, Sewastopol und Eupatoria. Im Alterthum führte die Krim den Namen des taurischen Chersones, oder Taurea.

Die Geschichte weniger Länder ist so reich an Begebenheiten, so erfüllt von Wahrheit und Dichtung, wie die Geschichte Tauriens. Diese Dichtungen und Sagen haben unsere erste Kindheit gewiegt und unsere Jugendträume ausgefüllt, gehören sie doch der Geschichte des poetischen Hellas an.

Die ersten Einwohner Tauriens wurden, nach den Ueberlieferungen der Geschichtschreiber, schon Tauren oder Taurier genannt und von den Amazonen verjagt und zerstreut. Sie bewohnten vorzugsweise die Berge des Landes, gaben ihm seinen Namen und sind jene abenteuerlichen Seefahrer, die Argonauten, welche 1400 Jahre vor Chr. Geb. das Goldene Vließ aus dem Lande der Barbaren holten.

Hier auch hauste das sagenhafte Weibervolk, die Amazonen, welches, ohne Männer lebend, einen eigenen kriegerischen Staat unter einer Königin bildete.

Gehetzt von den Erinnyen geht der Mörder seiner Mutter Klytämnestra, Orestes, begleitet von seinem treuen Freunde Pylades, auf Rath des Orakels nach Tauris, um das Bild der Artemis nach Attika zu bringen. Dort findet er seine Schwester Iphigenia als Priesterin im Tempel der Artemis. Der König des Landes Thoas läßt alle Fremdlinge den Göttern opfern, und eben soll die Priesterin die beiden Jünglinge zum Tode weihen, als die Erkennung erfolgt; die neu vereinten Geschwister fliehen mit dem treuen Freunde vom ungastlichen Strande. Seit 600 Jahren vor Christus blühten in der Krim griechische Kolonien. Zur Zeit der Perserkriege entstand hier ein bosporanisches Reich, das auch die Ostseite des Asow'schen Meeres umfaßte, aber nach dem Sturze des Mithridates unter römische Oberherrschaft kam. Die der großen Völkerwanderung vorhergehenden Völkerzüge im Osten Europa's brachten diese Halbinsel nach und nach in die Gewalt der verschiedensten Stämme. Zuerst erschienen auf derselben Alanen, dann Gothen, welche um das Jahr 200 ihre Besitzungen bis an die Nordküste des Schwarzen Meeres ausdehnten, aber im Jahre 376 durch die Hunnen verdrängt wurden. Darauf wurde der byzantinische Kaiser Herr des Landes, doch schon 501 überziehen Illyrier und Bulgaren und nach 560 Türken und Chazaren das Land; ihnen folgen Petschenegen. Die Russen erschienen hier zuerst im 10. Jahrhundert und der Großfürst Wladimir ließ sich im Jahre 988 in der von ihm erbauten Stadt Chersones taufen. Nach einer kurzen Herrschaft der Byzantiner besetzten im Jahre 1050 Kumanen und verwandte Völker Taurien, wurden aber 1223 von den Mongolen fast vernichtet. Bald darauf siedelten sich Italiener an der Südküste an, unter ihnen rissen die Genuesen, welche im Jahre 1266 auf den Ruinen Theodosia's die Stadt Kaffa gegründet hatten, bald den ganzen Handel an sich, wurden aber in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von den Türken vertrieben, welche sich nun die Krim unterwarfen und die Halbinsel bis zum Jahre 1783 von Tatarenkhanen beherrschen ließen. Die Kämpfe der Russen gegen die Türken begannen 1677 (Peter der Große besetzte 1697 Perekop), sie dehnten ihre Herrschaft immer weiter nach Süden aus, bis 1783 die Krim ihrem Reiche vollständig einverleibt ward.

Werfen wir noch einen Blick auf die letzten politischen Vorgänge in der Krim. Im Jahre 1853 trat wieder ein Bruch zwischen der Pforte und Rußland ein.

Den Anlaß dazu gab die sogenannte „Orientalische Frage", deren Kernpunkt die künftige Machtstellung im Orient bei einem erwarteten Zerfallen des Reiches bildet. Daher das Streben einzelner Großmächte nach Einfluß und Uebergewicht bei der Pforte, von anderer Seite die Bekämpfung derselben.

Kaiser Nikolaus nahm sich, im Glaubenseifer, der griechisch-katholischen Christen in Palästina, die vielfach von den türkischen Behörden bedrängt wurden, an. Die Pforte glaubte auf das Verlangen des Kaisers nicht eingehen zu dürfen und betrachtete dessen Intervention als einen Eingriff in ihre Souveränität. Hierauf ließ der Zar eine russische Armee unter dem Oberbefehl des Fürsten Gortschakow in die Donaufürstenthümer einrücken, und nahm diese als Pfand für die Wiederherstellung der Rechte Rußlands und der Griechischen Kirche in Besitz. Solche Demüthigung meinte die Türkei nicht ertragen zu können und erklärte Rußland den Krieg. Nach vielfachen mehr oder minder heftigen Kämpfen zwischen Russen und Türken an der Donau, bei Cetate, Kalafat, Oltenitza, Silistria u. s. w., drang das russische Heer im Januar 1854 in die sumpfige Dobrudscha ein, besetzte Isaktscha, Tultschin und andere Orte und gedachte die rechte Flanke der türkischen Stellung zu umgehen. Vor Silistria jedoch entwickelten die Türken den hartnäckigsten Widerstand. Während einer neununddreißigtägigen Belagerung warfen die Russen an 50,000 Hohl- und Vollkugeln in die Festung und verloren bei dieser Gelegenheit ihren ausgezeichneten Ingenieurgeneral Schilder, während schwere Seuchen, Folgen der dortigen Sumpfgegend, das Heer dezimirten. Endlich standen sie auf dem Punkte, die Festung zu nehmen, die Sturmkolonnen waren bereits formirt, der greise Feldmarschall Fürst Paskiewitsch-Eriwansky leitete selbst die Kriegsoperationen, als beim Heere der Befehl aus Petersburg eintraf, die Belagerung sofort einzustellen, die Fürstenthümer sogleich zu räumen und durch Südrußland hin sich nach der Krim zu begeben. Es war dies eine Folge der drohenden Haltung Oesterreichs, das sich der türkischen Sache geneigt zeigte und die russischen Truppen, falls sie nicht die Fürstenthümer räumten, durch ihr Einmarschiren vom Norden aus, von Rußland abzuschneiden drohete.

Während sich so die russische Armee nach Südrußland und der Krim zu bewegte, hatte sich die Lage Europa's, Rußland gegenüber, bedeutend verändert und ernster gestaltet: England, Frankreich und das kleine Sardinien waren die Bundesgenossen der Türkei geworden. Die Flotten der beiden ersten Seemächte lagen im Marmara-Meer.

Der russische Admiral Nachimow hatte eine bedeutende Abtheilung der türkischen Flotte, die Waffen und Kriegsvorräthe nach Transkaukasien bringen und eine Diversion der Tscherkessen damit unterstützen sollte, auf der Rhede von Sinope (am 30. November 1853) angegriffen und gänzlich vernichtet und sich dann, erst noch im Schwarzen Meere kreuzend, unter die Mauern von Sewastopol zurückgezogen. Es war dies die letzte That dieser schönen Flotte, deren Schiffe später am Eingang der Bucht von Sewastopol von den Russen selbst versenkt wurden und so den vereinigten Flotten Englands und Frankreichs die Seeeinfahrt versperrten, während die Bemannung der Flotte und ihre Offiziere die tapfersten Vertheidiger der Festung wurden.

Langsam und zögernd liefen nun die Flotten der Alliirten ins Schwarze Meer ein (22. April 1854), wo sie den Hafen von Odessa mehrere Stunden hindurch beschossen, angeblich um eine Beleidigung der englischen Parlamentärflagge zu rächen.

Russische Truppen verschiedener Waffengattungen im Jahre 1853.
Gardist v. Grenadier-Reg. Kaiser Paul. Lesgier. Donischer Tscherkesse. Kosak. Husar. Kürassier. Im Hintergrunde Reiterei. Jäger. Kosak vom Ural.

Das Eingreifen der Flotten in die Handlung ist nur von verhältnißmäßig geringer Bedeutung gewesen. Sie halfen einige Male aus weiter Ferne beim Bombardement Sewastopols, ohne demselben erheblichen Schaden zuzufügen, schossen auf die russischen Strandbatterien bei Eupatoria, bombardirten und nahmen ein paar alte kleine aus der Türkenzeit stammende Festungen (Kinburn, Otschakow) am Schwarzen Meere, verwüsteten Kertsch, beschossen Jenikalé, Anapa und Taganrog im Asow'schen Meere und — was das Wichtigste für die Alliirten war — beschützten das Ausschiffen der englisch-französischen Armee an der Alma. —

Während nun die Generale Lüders und Gortschakow die russischen Truppen weit hinter die Donau zurückführten und die verbündeten Westmächte von Varna

aus eine Descente in der Krim vorbereiteten, versuchten die deutschen Großmächte den Kaiser Nikolaus zur Nachgiebigkeit zu veranlassen. Dieser jedoch blieb fest und konsequent.

Das russische Volk kam ihm mit den größten Opfern bereitwillig entgegen, in ganz Rußland organisirte sich eine Volkswehr (Opoltschenzi). Der begonnene Kampf sollte mit neuen Kräften fortgeführt werden.

Wenn die Westmächte der Türkei wirksame Hülfe leisten wollten, so mußten sie mit einer starken Landmacht kommen. England schiffte demzufolge ein Heer von 20,000 Mann unter dem Oberbefehl des Lord Raglan ein; das französische Landungsheer bestand aus 50,000 Mann und wurde vom Marschall St. Arnaud kommandirt. Nun wurde die ganze Heeresmasse am 14. September von Varna aus nach Eupatoria, unter dem Schutz der Kanonen der vereinigten Flotten, übergesetzt, 55,000 Franzosen und 60,000 Türken. Die Russen, die bis zum Erscheinen der Flotten von einer Landung keine Ahnung gehabt hatten, waren sichtlich überrascht. Sie hatten nur eine geringe Truppenzahl, etwa 20,000 Mann, in Sewastopol, doch entsendete der Admiral Fürst Ménschtschikow, Gouverneur der Krim, beim ersten Erscheinen der Flotten auf dem Meere Eilboten nach Perekop und Odessa, wo größere Truppenkörper, von der Donau kommend, heranrückten. Bis zum 20. September jedoch, wo die Verbündeten vor den rasch verschanzten Höhen an der Alma erschienen, waren die Russen in entschiedener Minderzahl. Nichtsdestoweniger hielten sie den Andrang der Verbündeten nicht allein muthig zurück, sondern es gelang ihnen bereits, diese vielfach zurückzutreiben, als die Zuaven, unter General Bosquet, einen von den Russen übersehenen steilen Bergpfad auf die Felsen entdeckten und erklommen. Nun mußte der Admiral der Uebermacht weichen, die ihn in Front und Flanke zugleich angriff. Er zog sich durch die Schluchten langsam auf das unbeschützte und von der Landseite offene Sewastopol zurück. Die Verbündeten zögerten, den Russen zu folgen; sie wußten nicht, daß die Festung, hätten sie die Russen mit Nachdruck verfolgt, ohne Truppen und von hier aus schutzlos vor ihnen lag. Freilich hatten auch sie große Verluste gehabt, denn der Kampf war ein heftiger, erbitterter gewesen. Ihre Kriegsmunition, Proviant und dergleichen war noch auf dem Meere und St. Arnaud selbst leidend und krank. So umgingen sie die Festung in einem großen östlichen Bogen und setzten sich südlich von derselben in Balaklawa, einem kleinen tatarischen, an der Südküste mit einem guten Hafen versehenen Orte fest, während die Flotte eben dahin steuerte. Von hier aus machten sie sich an eine regelmäßige Belagerung. Ein rascher Angriff zur rechten Zeit auf die Nordseite hätte sie zu Herren der Position und der Festung gemacht; die russische Armee wurde von ihrer Verbindung mit dem Norden abgeschnitten. Nun aber wurde ihnen das Eindringen in den Hafen von den Russen durch Versenkung von sieben großen Kriegsschiffen unmöglich gemacht, während die Vertheidigungswerke zu Lande durch die rastlose Thätigkeit des höchst genialen Ingenieuroberſten Todtleben von Woche zu Woche fester wurden und aus dem Innern Rußlands über Perekop bedeutende Truppenzuzüge anrückten. St. Arnaud übergab den Oberbefehl an Canrobert, schiffte sich nach Konstantinopel ein und starb auf dem Schiffe an der Cholera.

Die Belagerungskämpfe, die nun folgten, gehören zu den blutigsten und hartnäckigsten, welche die Geschichte kennt. Das Bombardement der Festung blieb erfolglos und verursachte den Verbündeten mehr Schaden, namentlich auf den Schiffen, als den Russen. Die Russen unter General Liprandi griffen die Verbündeten am 25. Oktober an und vernichteten bei Balaklawa einen großen Theil der englischen Reiterei.

Lager der englischen Truppen.

Bei Inkerman wurden die Engländer nur durch das rasche Erscheinen Bosquet's und Canrobert's mit ihren Bataillons von einer Niederlage gerettet. Die Russen wurden zurückgeworfen und mußten mit großem Verluste in die Festung zurück, wobei sie viele tüchtige Führer verloren.

So endigten sich die Kämpfe 1854, der Winter brach an. Sonst ist in diesen Gegenden die Winterzeit im Allgemeinen milde, in diesem Jahre aber war sie ungemein regnerisch und streng, wie man sie sonst nur in nördlicheren Gegenden trifft. Das Verpflegungswesen bei den Engländern und Türken war unbeschreiblich schlecht. Die Soldaten litten Mangel an Allem, selbst an warmer Kleidung und Schuhzeug. Zwar halfen die besser versorgten Franzosen aus, wo sie konnten; aber was half das: Ruhr, Cholera und Typhus rafften Tausende und aber Tausende hin. Und dazu kamen die Ausfälle der Belagerten,

die allwöchentlich mehrere Male vorkamen und die Verbündeten nicht wenig beunruhigten. So verging für beide Theile der so ausnahmsweise schwere Winter, ohne daß die Belagerungsarbeiten, bei dem fortwährend schlechten Wetter, in welchem die Soldaten buchstäblich oft Tag und Nacht in den wassergefüllten Laufgräben mit Arbeiten zubringen mußten, einen besonderen Fortgang genommen hätten. Rußlands Wehrkraft wurde aufs Aeußerste angestrengt, immer und immer kamen neue Truppenmassen bei und in Sewastopol an. Im Februar griff General Chrulow die bei Eupatoria unter Omer Pascha stehenden Türken an, wurde aber zurückgeschlagen. Eine schlimme Nachricht nach der anderen kam in St. Petersburg an. Diese erschütterten endlich die sonst so kräftige Gesundheit des stolzen Monarchen, der während seiner ganzen langen Regierung stets gewohnt gewesen war, Europa zu seinen Füßen zu sehen, dermaßen, daß er am 2. März 1855, nach sehr kurzem Krankenlager, starb. Man erzählt, wie er noch auf seinem Todtenbette seinen Enkel, den später in Nizza noch in blühendster Jugend verstorbenen Thronfolger, habe an sein Lager treten lassen, „damit er sehe und lerne, wie ein russischer Zar sterben müsse!" Kaiser Nikolaus' Nachfolger, der jetzt regierende Kaiser Alexander II., dessen Verdienste um sein Land ganz Europa kennt, trat eine schwere Erbschaft an. Die Manen des Vaters forderten von ihm, dem milden, friedliebenden Monarchen, die Fortsetzung des blutigen, verderblichen Kampfes. Er konnte sich dem nicht entziehen. Fürst Gortschakow erhielt den Oberbefehl.

Auch Napoleon konnte nicht nachgeben; es war das erste große Unternehmen seiner Regierung. Bei ihm handelte es sich um Sein und Nichtsein; ein Mißlingen konnte ihm leicht die Krone kosten. Er schickte seinen tüchtigsten Ingenieur- und Artilleriegeneral Niél nach der Krim. Dieser erkannte bald die gemachten Fehler und die schwache Seite des Feindes; er ließ für einen Hauptangriff Laufgräben und Verschanzungen immer näher gegen die südliche Vorstadt schieben. General Tottleben kam ihm hier auf halben Wege entgegen und machte den Malachowthurm zu einem fast uneinnehmbaren Fort. Wir wollen hier nicht unterlassen, eine Anekdote einzuschalten.

Nach der Einnahme des Malachowthurmes ertheilte Napoleon dem General Pelissier den Titel „Herzog von Malachow" und gab ihm so den Namen eines gewöhnlichen russischen Matrosen, der gerade an dieser Stelle eine Schenkwirthschaft gehabt hatte, die den Soldaten unter dem Namen seines Eigenthümers „Malachow" bekannt war. Woher doch oft große Namen stammen! So wüthete der Krieg nicht allein auf, sondern auch unter der Erde in den gegenseitigen Minen, wobei sich besonders ein russischer Oberst Melnikow und ein Hauptmann ungemein auszeichneten, die fast gar nicht aus den Minen herauskamen und von den Soldaten „Ober- und Untermaulwurf" benannt wurden. Die russische Armee war jetzt etwa 150,000, die der Verbündeten 170,000 Mann stark und diese Truppenmasse stand auf dem kleinen Raum in und um Sewastopol herum.

Vierzehn Tage lang dauerte das am 6. April aus 500 Geschützen begonnene Bombardement, das von den Russen unausgesetzt beantwortet wurde und die Verbündeten zu keinem Resultate führte.

Mauſoleum in Bachtſchi-Sarai.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Bei den sehr dezimirten Engländern war jetzt Lord Raglan an der Cholera gestorben und an seine Stelle General Simpson Oberbefehlshaber geworden. Auch Canrobert, der Oberbefehlshaber der Franzosen, machte freiwillig dem von Afrika her berüchtigten, energischen und rücksichtslosen General Pelissier Platz, der kein Menschenleben schonte und Alles opferte, nur um zum Ziel zu gelangen. Den Russen wurde das Annähern des Feindes gefährlich; sie suchten sich Luft zu machen. Am 16. August versuchte der General Read einen wohldurchdachten, aber nicht auf allen Seiten gleichzeitig ausgeführten Ausfall, der die feindliche Kette sprengen sollte. Zwar wurde der Feind im Nebel überrascht, Pelissier aber sammelte seine Truppen rasch und das Unternehmen endigte mit großem Verlust und dem Rückzug der Russen, deren Führer, der General Read, getödtet wurde.

Fürst Menschikoff.

In drei Tagen wurden den Russen in Sewastopol über 5000 Mann vom Kugelregen getödtet; 800 Geschütze waren auf die Stadt gerichtet; Niemand durfte sich auf den Straßen sehen lassen; gegen ein solches Massenfeuer vermochte auch Tottleben's Kunst nichts mehr.

Am 8. September, nach elfmonatlicher Belagerung, konnte endlich der Sturm gewagt werden. Um 12 Uhr setzten sich, während das Bombardement plötzlich schwieg, die Sturmkolonnen in allen Laufgräben in Bewegung. Die französischen Bataillone überraschten die Russen im Malachowthurm, trotzdem fochten diese wie Verzweifelte. Sie waren jedoch hier in der Minderzahl und

Mac Mahon gelang es, den Thurm nicht allein zu besetzen, sondern auch, trotz vielfacher Anstrengungen von Seiten der Russen, diesen Schlüssel der Südseite zurückzuerobern, ihn zu halten und zu behaupten. Auch ein zweites Fort, den kleinen Redan, eroberten die Franzosen, verloren aber hierbei 7300 Mann: Pelissier schonte kein Menschenleben. Der Angriff der Engländer gegen den großen Redan war weniger glücklich; mit einem Verluste von mehr als 3000 Mann wurden sie zurückgeworfen.

Nach Verlust der Malachowbefestigungen waren jedoch die Südseite wie die Stadt nicht mehr zu halten und Fürst Gortschakow, der bei dem Sturme an 13,000 Mann verloren hatte, zog rasch, nachdem er noch die Festungswerke der südlichen Stadt hatte sprengen und den Rest seiner Schiffe versenken lassen, nach der, die Südseite überragenden Nordseite des Busens. Hinter sich zerstörte er die seinen Rückzug befördernde Schiffsbrücke, während die russische Armee in den nördlichen Forts und im Gebirge eine feste Stellung behauptete, die ihnen die Verbindung mit Rußland über Perekop frei hielt.

Als nun die Russen hier die erfreuliche Nachricht erhielten, daß ihnen das Glück in Asien gelächelt und der General Murawiew, gewissermaßen als Ersatz für den Verlust von Süd-Sewastopol, die bedeutende türkische Festung Kars genommen hatte, konnten sie einen ehrenhaften Frieden mit den gleichfalls erschöpften Verbündeten schließen. So endete die berühmte Vertheidigung Sewastopols.

Auch die Krim hatte in diesem Kriege begreiflicherweise viel leiden müssen und es fingen manche Tatarenfamilien an, durch Vorspiegelungen verlockt, nach der Türkei zu ihren Glaubensgenossen auszuwandern. Um die Kultur des Landes durch tüchtige Kräfte wieder zu heben, begünstigte nun die Regierung die Einwanderung und Kolonisation großrussischer Landleute, die seit den letzten Jahren anfangen, sich im nördlichen Theile eine neue Heimat zu begründen.

Die Krim'schen Tataren, Nachkommen der alten Nogajer, können in drei Klassen getheilt werden, in solche, welche an den Meeresküsten im Süden der Halbinsel leben, dann in die Bewohner der nördlicheren Gebirgsgegenden und in die Steppenbewohner. Diese Letzteren vor Allen haben den reinen Mongolentypus in sich erhalten. Sie sind klein von Wuchs, haben ein breites, plattes Gesicht und hervorspringende Backenknochen, länglich geschlitzte schiefstehende Augen und eine bräunliche Gesichtsfarbe. In ihren Manieren sind sie linkisch und ziemlich unbeholfen; ihre Frauen sind fast alle häßlich.

Die Tataren sind entweder Hirten oder Ackerbauer: sie haben große Herden und bearbeiten das Feld, doch wenden sie nur wenig Sorgfalt auf Gartenkultur. Die Bergtataren haben das Eigenthümliche ihrer Rasse weniger rein erhalten; in den höheren Klassen besonders tritt das türkische Gepräge noch stark hervor. Die an der Südküste werden von den anderen mit dem Schimpfnamen Mur-tat, Renegaten, bezeichnet, weil sie fast gänzlich ihre mongolische Physiognomie verloren haben. Sie tragen meist einen starken, krausen Bart, haben regelmäßige Züge und zeigen eine gewisse Energie in Haltung und Blick, auch sind sie thätiger als die anderen, welche faul und apathisch sind; oft sieht man dieselben, während des größten Theils des Tages, bei einem Springbrunnen oder an einer Moschee mit untergeschlagenen Beinen

müßig dasitzen, sich miteinander unterhalten oder beten. Ein paar Früchte, ein Stück flachen Kuchen oder Brotes, eine Pfeife Tabak, das ist Alles, was sie zu ihrem Unterhalt brauchen.

Im Allgemeinen sind die Krim'schen Tataren nüchtern, ehrlich und gastfrei; sie fallen Niemand zur Last; was sie durch ihre Arbeit verdienen, viel oder wenig, genügt ihnen und ihre Genüsse richten sich nach ihrem Vermögen.

Tataren von der Südküste der Krim.

Wenigstens zwei Drittheile der heutigen Bevölkerung der Krim bilden noch immer die Tataren. Sie sind in diesen Gegenden schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts aufgetreten. Infolge der Bewegung, die ihnen damals durch den großen Dschingis-Khan eingepflanzt war und die sie bis über die deutschen Ostgrenzen hinaus führte, sind ihnen auch diese poetischen Länder anheimgefallen und gerade hier haben sie sich dauernder als in irgend einem anderen der zahlreichen, von ihnen in Besitz genommenen Erdstriche zu erhalten vermocht. Anfangs bildete die Krim einen Theil des großen Tatarenreiches von Kiptschak, in welchem schon unmittelbar nach seiner Gründung die mohammedanische Religion herrschend wurde. Als dieses im 15. Jahrhundert zerfiel, erhob sich in der Krim das tatarische Fürstengeschlecht der Ghirei. Die Tataren konnten sich nicht eher in der Krim recht heimisch fühlen, als nachdem sie sich mit türkischer Hülfe der unbequemen genuesischen Herrschaft entledigt hatten. Zwar fielen die bisher genuesischen Besitzungen nicht unter ihre, sondern unter türkische Herrschaft und die Tatarkhane mußten die Hülfe ihrer mächtigen

Glaubensgenossen sogar durch ein Verhältniß dauernder Abhängigkeit bezahlen, in das sie zu ihnen traten. Sie mußten es sich gefallen lassen, daß in den Moscheen ihres eigenen Landes erst für den Padischah und dann für sie gebetet wurde. Indessen diese Vasallenschaft hatte bei der Gleichartigkeit aller Lebensbedingungen zwischen Türken und Tataren nichts Drückendes und gewährte den Khanen einen Halt, ohne den das Fortbestehen ihrer Herrschaft bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine Unmöglichkeit gewesen wäre. An die Türken angelehnt vermochten sie sich aber nicht allein vortrefflich zu behaupten, sondern ihr Reich gewann sogar allmählich eine solche Ausdehnung, daß es sich in den besten Zeiten über die ganze Nordküste des Schwarzen Meeres erstreckte, vom Kaukasus bis zu den Donaumündungen hin. Zwar waren diese weiten Gebiete damals noch spärlicher bevölkert als jetzt und erst die russische Regierung hat dem nomadisirenden Treiben ein Ende gemacht, welches die Tataren aus ihrer asiatischen Heimat hieher verpflanzt hatten. Aber mit ihrem unsteten Leben hatten sich diese Hirten auch den ihnen angeborenen kriegerischen Sinn bewahrt. Mann für Mann griffen sie zum Schwerte, wenn der Khan sie aufbot, der so ohne Schwierigkeit über Hunderttausende von Bewaffneten verfügen konnte. Was er mit ihnen vermochte, davon wissen die russischen und polnischen Jahrbücher des 16. und 17. Jahrhunderts zu erzählen, die angefüllt sind mit den Berichten von den verheerenden Einfällen dieser tatarischen Kriegsvölker, die ihre Wege, welche sie bis vor Kiew und Moskau führten, durch Mord und Brand bezeichneten. —

Uebrigens unterscheiden sich die Tataren der Krim von denen des Festlandes durch seßhaftes Leben und feinere Kultur, die sie sich früh aneigneten. Es entwickelte sich unter ihnen ein ziemlich zusammengesetztes gesellschaftliches Leben. Der regierenden Familie stand ein wenige Geschlechter zählender hoher Adel zur Seite, mit dem fürstlichen Hause vielfach verschwägert und durch Einfluß und Macht jenem nahe gerückt. Namentlich nahm die Familie Schirin, im Osten der Krim angesessen, neben dem regierenden Hause der Ghirei eine fast gleichberechtigte Stellung ein, die natürlich oft die schlimmsten Konflikte erzeugen mußte. Die hier wie überall in der mohammedanischen Welt mit Grundbesitz reich ausgestattete Geistlichkeit bildete ebenfalls einen mächtigen geschlossenen, in gewissen Familien erblichen Stand. Eine Stufe tiefer stand der niedere Adel, dem sich die Masse des Volks in Stadt und Land anreihte. Die ländliche Bevölkerung befand sich etwa in der Lage unterthäniger Bauern. In den Städten waren in den Händen der Tataren die Handwerke; den Handel hatten Griechen und Armenier. Im Wesentlichen besteht diese Gliederung der Gesellschaft bis auf den heutigen Tag unverändert fort. —

Als die Tataren sich der Halbinsel bemächtigten, konzentrirten sie ihren Handel in der Stadt Krim, von welcher das ganze Land dann den Namen erhielt.

Die Halbinsel ist größtentheils fruchtbar und reich an malerischen Landschaften, sie besitzt waldbedeckte und kahle Berge, Hochebenen mit schönen Wiesen und schattigen Thälern, Fernsichten, um die sie die Schweiz und Italien beneiden dürften. Das Klima ist im Ganzen milde, besonders am südlichen Ufer, wo man den Winter kaum dem Namen nach kennt. —

Man kann sich nichts Herrlicheres denken als diese Küste, die durch eine hohe Bergkette gegen die Nordwinde vollkommen geschützt ist. Diese Berge lassen hinter sich eine zweite nördliche Linie erblicken, die sich wellenförmig und amphitheatralisch über 25 Meilen weit hinzieht und sich dem Auge als ein Riesenpanorama darstellt. —

Ländliche Wohnung in der Krim.

Wälder, Thäler, Obstgärten, Wiesen wechseln mit kahlen, wandartig emporsteigenden Felsgruppen; auf rasenbedeckten Abhängen, welche von Flüssen und Bächen durchzogen sind, zeigen sich hier und da Dörfer mit schlanken Minarets; italienische Villen, prachtvolle Schlösser und englische Cottages

erheben sich zwischen den Bergschluchten und in den Thälern, auf den Gipfeln der Anhöhen und an den Ufern der Gewässer. Erbsenbaum, Cypresse und Pinie, Weinrebe und Oelbaum mischen in mannichfachen Abstufungen ihr saftiges Grün. Orangen, Granaten, Mandeln und Myrten geben ein reiches Bild durch die Farbenpracht ihrer Blüten; der großblättrige Feigenbaum hebt sich von der Obstanpflanzung besonders ab. —

Hier weiden Schafherden, geleitet von einem schwarzbärtigen Hirten, dort lagern Kameele, bewacht von einem Führer in langem Kaftan. Und nun überall ringsum das große, farbenreiche Bild: der azurfarbene Rahmen, das zauberisch schöne Meer — das diese lieblichen Ufer in seinem tiefen Spiegel zurückstrahlt — dabei die goldigen Lichtreflexe am fernen Horizonte, jene durchsichtigen Nebel, jene Vorgebirge mit ihrer dunkeln Färbung — jenes Ganze von Schönheit, Reiz und Harmonie der Natur unter dem glänzenden Himmel: das ist die südliche Krim! —

Jenseit der Berge an ihrer nördlichen Abdachung sind andere Fern- und Ansichten, andere Gegenden; von ernsterem, aber immerhin reizendem und malerischem Charakter. Hier finden wir große Thäler und Städte, von denen besonders Karassou-Basar, als der bevölkertste und belebteste Punkt der Krim, Simferopol, sowie Bachtschi-Sarai das Wunderbare, jenes tatarische Granada, zu nennen sind.

Beginnen wir jetzt unsere Wanderung durch die reizende Halbinsel.

Wir befinden uns in Kertsch, dem alten Pantikapea, welches soviel als „überall Garten" bedeutet. „Nirgends Garten" würde jetzt wohl richtiger sein, denn man bemerkt hier nicht die mindeste Spur von solchen. Kertsch ist der Schlüssel des kymerischen Bosphorus. Bereits 600 Jahre v. Chr. wurde die Stadt erbaut, welche nach vielfachen Zerstörungen sich namentlich in der letzten Zeit wieder sehr gehoben hat; während Fürst Demidow im Jahre 1837 nur 3000 Einwohner angiebt, zählt sie deren heute schon 22,500. Der Handel dieses von der Natur so bevorzugten Hafens hebt sich von Jahr zu Jahr. Kertsch besitzt ungeheuere Salzvorräthe, die aus den natürlichen Salzseen von Perekop kommen. Wolle, Seife, Thierhäute, Fische werden durch italienische Handelsleute, Russen, Juden, Griechen und Tataren auf den Markt gebracht.

Man betritt die Stadt durch eine geräumige und elegante Straße mit gutem Steinpflaster und breiten Trottoirs, die Häuser sind von leicht zu behauenden porösen Kalksteinen, wie man sie auch in Odessa findet, erbaut. Bogengänge, Säulen, Balkons zeigen auf den ersten Anblick eine moderne Stadt. Bei dem milden Klima ist der Mangel an Glasscheiben in vielen Häusern ein kaum fühlbarer; die Tataren verkleben ihre Fensteröffnungen in der rauhen Jahreszeit mit Papier. Die Hauptstraße ist rechtwinkelig, von einer Menge Seitengassen durchschnitten; an Gasthäusern ist kein Mangel.

Die Stadt erhebt sich am östlichen Ende der Tauischen Halbinsel, im Hintergrunde einer tiefen Bucht, und dehnt sich in Form eines Halbmondes auf der Hochebene aus. Der Mithridatesberg, auf dem die Akropole stand, ist mit kegelförmigen kleinen Hügeln bedeckt, welche große Aehnlichkeit mit den vielen „Kurgans", d. i. alten Grabhügeln der Halbinsel, haben.

Ein mit mächtigen Felsstücken bedeckter Tumulus, das „Grab des Mithridates" benannt, bildet seinen höchsten Punkt. Von hier übersah der alte Held, wie man berichtet, seine mächtige Flotte, den Schrecken der Römer.

In der Nähe dieses Grabes ist das Denkmal eines Gouverneurs der Stadt. Von dem neuen griechischen Tempel führt eine Riesentreppe zur Stadt hinab, die mit Geländern, Trinkgefäßen und den Greifen von Panticapäum geziert ist. Das berühmte Museum der Stadt, das im letzten Kriege so schonungslos von den Alliirten geplündert wurde, enthält viele kostbare Alterthümer. Etrurische Vasen, Glasschränke mit Gefäßen, goldene Ketten, Ringe, Medaillons, Münzen ohne Zahl füllen die Säle, nicht zu gedenken der vielen Grabdenkmäler aus dem Alterthum. Jeder merkwürdigen Inschrift, deren eine große Anzahl vorhanden, ist eine Uebersetzung in russischer und französischer Sprache beigefügt. Einer der schönsten Spaziergänge ist Ak-Burun, die weiße Rose, ein Vorgebirge am südlichen Ende des Meerbusens von Kertsch, welches zugleich das Schwarze Meer wie die Meerenge beherrscht.

Die Ausgrabungen in den Kurgans bringen oft noch kostbare Ausbeute ans Tageslicht. So fand man hier den reichen Leichenschmuck einer griechischen Dame von höchstem Range: ihre kostbaren Edelsteine, eine Maske, welche das Gesicht der Leiche bedeckt hatte und einen Lorberkranz von reinem Gold.

Der das Ufer des Busens einrahmende steinerne Kai ist mit bedeutenden Gebäuden bedeckt, unter denen sich die Wohnung des Gouverneurs befindet.

Die größeren Schiffe legen weiter hin unter den Mauern des Lazareths an, wo das Meer tiefer ist.

Zehn Werst nördlich von Kertsch liegt Jenikalé. In der Nähe dieses Ortes findet man Schwefel- und Naphthaquellen, sowie eine Anzahl von Schlammvulkanen. Am Hafen steht ein Leuchtthurm und auf einem steil zum Meere abfallenden Felsenhange erhebt sich eine alte, von den Genuesen und Türken erbaute Festung. In der romantischen Umgegend sind viele Denkmäler aus den Zeiten der alten Griechen und Römer und des Pontischen Reiches erhalten. Jenikalé und Kertsch wurden am 25. Mai 1855 von den Engländern und Franzosen besetzt, nachdem diese Städte von den Russen geräumt, die Dampfschiffe verbrannt, die Batterien und Magazine von den Russen in die Luft gesprengt waren. Vom 11. bis 15. Juni begann die Plünderung und Verwüstung, wobei das herrliche Taurische Museum zu Grunde ging. Major Westmacot erwirkte durch General Vivian von Lord Panmure die Befugniß, die noch geretteten Alterthümer sowie diejenigen, welche man noch entdecken konnte, dem Britischen Museum senden zu dürfen. Infolge dessen bildete sich in Kertsch ein Comité für weitere Nachforschungen, deren Resultate Duncan Macpherson in einem Prachtwerke veröffentlicht hat. Am 24. Juni 1856 wurden beide Orte von den Verbündeten wieder geräumt.

Theodosia (Feodosia oder Kaffa), die schöne Milesierin, die ihre Gründer die „Gabe Gottes" nannten und der die Tataren den Namen Kefé, die Ungläubige, gaben, erreichte nach dem Fall der genuesischen Herrschaft im 15. Jahrhundert den Gipfel ihrer Macht. Diese muselmännische Stadt faßte an 100,000 Einwohner; 171 Brunnen verbreiteten hier auf dem der Sonne

so sehr ausgesetzten Boden Kühlung und Bewässerung; in 4 Friedhöfen fand jeder Glaube seine geheiligte Ruhestätte; 50 christliche Kirchen und 51 Moscheen riefen die Gläubigen zum Gebet — so beschaffen war damals das reiche Kaffa, das „zweite Stambul", welches 1870 etwa 8500 Einwohner zählte.

An der Physiognomie, die in den vielen Ruinen aus alter Zeit in den imponirenden Thürmen und in den meisten Straßen ausgeprägt ist, von denen einige, mit Bogengängen versehen, an Italien, andere, breit und in gerader Linie hinansteigend, an Rußland und wieder andere an die krummwinkeligen Gassen des Orients erinnern, erkennt man noch immer eine vormals genuesische Stadt. Die schöne italienische Straße, von der wir sprachen, ist unter ihren Bogengängen durch eine Anzahl von Buden und Läden eingeengt, wo karaitische Juden und Armenier Handel treiben. Die Stadt selbst bildet die Form eines Halbmondes, der sich stufenweise erhebt und eine geräumige Rhede beherrscht.

Bei der zahlreichen griechischen Bevölkerung fällt dem Beobachter vor Allem die Schönheit der Frauen auf, die sich durch eine gewisse, dem Abendlande abgelauschte Koketterie noch zu verschönern sucht. Die Tatarenvorstadt mit ihrer Hütten von Erde und Stroh hat etwas ungemein Niederdrückendes, eine ungewöhnliche Menge von Windmühlen mit acht Flügeln verschönern die Umgegend eben nicht.

In der Nähe der Stadt befinden sich drei bedeutende deutsche Kolonien: Rosenthal, Friedenthal und Neusatz, welche über 1000 Ackerbau treibende deutsche Ansiedler zählen. Die jetzige katholisch-armenische Kirche war vordem eine weitläufige Moschee; eine andere frühere Moschee enthält das Museum der Stadt. Noch befinden sich hier ein öffentlicher Garten und eine Menge türkischer Bäder. Die steinernen Grabmäler des katholischen Friedhofes sind in eigenthümlicher Weise mit Emblemen verziert, die sich auf die Beschäftigung des Verstorbenen beziehen; so ist der Schneider mit eine Scheere, der Kaufmann mit einer Wage u. dergl. auf denselben dargestellt.

Das alte Theodosia wurde in der Mitte des zweiten Jahrhunderts zerstört. An dessen Stelle trat das ältere Capha und in dessen Nähe, wie schon früher erwähnt, sich nach und nach mit dem älteren verbindend, 1266 das neue Capha oder Kaffa der Genuesen. Der schon erwähnte Fall dieses mächtigen Emporiums, welches in die Hände des Sultans Mohammed II. kam, erfolgte durch Verrath am 4. Juni 1465. Im Jahre 1770 wurde Kaffa von dem russischen General Dolgoruki mit Sturm eingenommen und 1774 dem Tatarenkhan der Krim abgetreten, der die Stadt zu seiner Residenz machte. Doch schon 1783 sah sich der Khan genöthigt, dieselbe nebst seinem ganzen Lande an Rußland abzutreten, dessen Besitzstand der Friede zu Jassy 1792 anerkannte. Seitdem sank die bereits schon herabgekommene Stadt immer mehr, abschon ihr Hafen 1798 zum Freihafen erklärt wurde. In neuerer Zeit hat sie sich wieder etwas gehoben, kann aber gegen das benachbarte Kertsch nicht recht aufkommen. Zur Zeit der Saison ist Kaffa wegen seiner Seebäder der Lieblingsaufenthalt der feinen Welt von Simferopol.

Auf dem Wege nach dieser Stadt biegt man von der Straße ab und stößt in einer fruchtbaren Ebene auf die einsamen Ueberreste einer verschwundenen

großen Stadt, an deren Stelle sich jetzt nur noch eine ärmliche Bulgarenkolonie befindet. Es ist dies das alte Krim, von den Tataren Eski-Krim genannt. Die vier bis fünf Werst weit zerstreut umherliegenden Ruinen geben einen schwachen Begriff von der Größe der alten tatarischen Haupthandelsstadt, die mächtig genug war, ihren Namen dem ganzen Lande zu geben.

Die nächste Stadt ist Karassu-Basar; sie zählt 12,000 Einwohner und liegt im Grunde eines fruchtbaren niedrigen Thales, das die Flüsse Karassu und Tunos bewässern. Hier befindet man sich in einer rein tatarischen Stadt. Die schmuzigen und schlecht gepflasterten Straßen sind mit einer unzähligen Menge Buden besetzt, die vor dem Regen und der Sonne durch Vordächer geschützt sind. Die Kaufleute jeder besonderen Gattung ihres Gewerbes sind nach morgenländischer Art in dem nämlichen Stadttheil vereinigt; zahlreiche Kaffeehäuser befinden sich in ein und derselben Straße. Jedes hat seine viereckigen Abtheilungen, welche durch gedrechselte Geländer gesondert sind. Auf einem Divan, mit einem Kohlenbecken in der Mitte, die unvermeidlichen Babuschen (Pantoffeln) am Boden, hocken hier Tataren, Armenier, Karaime und rauchen Stunden lang schweigend aus ihren langen Pfeifen.

Hier kann man am besten die verschiedenen Volksstämme studiren. Die Armenier mit ihrem ruhigen, ernsten Gesichte haben meist einen seidenweichen schwarzen Bart, ihr Auge ist sanft und eine gewisse Beleibtheit unterscheidet sie von anderen muselmännischen Stämmen.

Bei den Karaiten (oder Karaimen) fällt die Sorgfalt auf, welche sie auf ihre Kleidung verwenden; sie tragen lange dunkle Röcke, die ihnen einen ernsten Charakter geben. Ihr Profil ist meist edel, selbst bei einiger Aehnlichkeit mit den anderen Juden; ein sorgfältig rasirtes Kinn, feine weiße Hände, die sie gern mit Ringen schmücken, sind die Kennzeichen, an denen man ein Glied dieser jüdischen Sekte erkennt. Einfach in ihren Sitten, leben sie friedlich zusammen und schlürfen gleich den Anderen ihren vortrefflichen Kaffee.

Das Volk kommt gruppenweise zur Mittagszeit und Abends unter das offene Dach des tatarischen Speisewirths. Am Spieße gebratenes Hammelfleisch und eine Art dünner Kuchen bilden die Hauptsache dieses Mahles unter freiem Himmel. Nach dem Essen kommt der Tabak an die Reihe — und hiermit begnügt sich das anspruchslose Volk.

Zwischen den beiden Flüssen, welche zuweilen aus ihren Ufern treten, bedeckt sich Karassu-Basar Abends mit einem weißen Nebel, der Fieber erzeugt. Ueber die Nordseite des Thals erhebt sich wie eine Mauer eine ungeheuere weiße Felsenwand, Ak-Kaja genannt, welche die Augen stark blendet. Von den Gipfeln dieser hohen Terrasse herab zeichnet sich der Plan dieser ansehnlichen Stadt in allen Einzelnheiten mit einer seltenen Klarheit ab.

Ein bemerkenswerthes, großes viereckiges Gebäude ist der sogenannte Khan, ein befestigter Bazar, in dessen Hofe sich zahlreiche Magazine und leichte Galerien aneinander reihen. Früher fanden hier die Schätze des Handels einen sicheren Schutz gegen äußere Feinde.

Ein eigenthümliches religiöses Fest, „der Tag der Derwische", mag hierbei erwähnt werden.

Gegen neun Uhr des Abends stellen sich zwanzig bärtige alte Derwische in der Mitte der Moschee im Kreise auf; ein ehrwürdiger Mullah hält sich in der Mitte. Jeder Greis fängt nun an zu singen und sich langsam um sich selbst zu drehen, während der in der Mitte stehende sich in umgekehrter Richtung viel schneller dreht und den Gesang leitet. Nach und nach wird die Drehung beschleunigt und der näselnde Gesang rascher und lauter. Zu gewissen Zeiten neigt sich mechanisch genau der ganze Kreis gegen den Mollah, um von Neuem Gesang und Drehungen fortzusetzen.

Nachdem diese Uebung beendigt, stellt sich einer der Derwische in die Mitte des Kreises, streckt einen Arm aus und dreht sich wie ein Kreisel rasch herum. Zwanzig Minuten dauert diese Qual, bei welcher dem Zuschauer ängstlich zu Muthe wird, da der ganze Kreis dasselbe Manöver wiederholt und ein wildes Geheul ausstößt. Freilich sinkt auch zuweilen einer nieder; doch was thut das? wenn er sich erholt hat, fängt er aufs Neue an.

Wol eine Stunde dauert diese mystische Ceremonie, darauf geht man auseinander: die frommen Schauspieler bleich und schwankend, die Zuschauer betäubt und Alle ganz verdummt über diese unsinnige Vorstellung.

Die Quellen von Karassu-Basar, etwa eine Meile von der Stadt, befinden sich in einer Bergschlucht. Man glaubt sich vor eine Theaterdekoration versetzt, nur daß hier die Natur den Pinsel geführt hat.

Es ist eine wilde, aber fesselnde Scenerie. Die eine Quelle sprudelt aus den Felsspalten hervor, die andere springt über große Felsblöcke murmelnd herab.

In der Nähe schlagen häufig Zigeuner ihre Lager auf. Es ist nicht uninteressant, ein solches anzuschauen.

In der Natur herrscht ringsum tiefe Stille. Am Eingang eines Zeltes bemerkt man einen Greis in halb orientalischer Tracht, der würdevoll dasteht, raucht und eine Gruppe halbnackter kleiner Kinder betrachtet, die neben einem angeketteten schlafenden Bären spielen. Unweit des Greises sitzt ein wunderschönes junges Mädchen mit brauner Gesichtsfarbe, der Kopf trägt einen rothen Turban, unter welchem kohlschwarzes Haar in langen Flechten über die Schultern herabhängt. Neben ihr steht ein junger Mann, der sie mit den Augen verschlingt, während die junge Schöne das Feuer unterhält und ihm von Zeit zu Zeit einen Blick zuwirft, der sein Herz sicher in Feuer und Flammen versetzen muß. Im dunkeln Hintergrunde liegen wie im Nebel andere Glieder der Bande zerstreut im Grase umher.

Bei diesem Bilde glaubt man, daß Puschkins Gedicht, „Die Zigeuner", plötzlich reale Wirklichkeit geworden ist — —.

Das Lager des Wandervolkes lag in tiefen Schlaf versunken. Die Feuer waren erloschen, der am Horizont emporgestiegene Mond beleuchtete mit seinem bleichen Lichte einen Greis, der die erlöschenden Kohlen wieder anzufachen im Begriff stand.

Er allein war noch wach, denn er erwartete die Rückkehr seiner Tochter Semfire, die sich im Walde verspätet hatte. Endlich erscheint sie, mit ihr ein Fremder, den sie ihrem Vater vorstellt:

„Ich bringe", hebt die Tochter an,
„Dir einen Gast; dort bei den Pferden
Traf ich ihn, und für die Nacht
Hab' ich ins Lager ihn gebracht,
Er will gleich uns Zigeuner werden.
Vor dem Gesetze floh er weit;
Ich aber will ihn freundlich pflegen.
Er heißt Aleko; ist bereit,
Mir nachzuziehn auf allen Wegen."

Die Sprache des jungen Mädchens ist naiv und frei, wie sie, das freie Naturkind selbst, das keine Schranken, kein Hinderniß kennt und ihre Liebe dem Vater offen gesteht. Der Alte nimmt den Fremden in sein Zelt und bald wird er der glückliche Gatte des wilden Kindes.

Zigeunerfamilie in der Krim.

Zwei Jahre sind verflossen. Aleko hat sich an das Leben der Zigeuner gewöhnt, zieht mit ihnen herum und ist immer noch in Semfire verliebt, als diese eines Morgens an der Wiege ihres Kindes einen eigenthümlichen, ihn befremdenden und unheimlich berührenden Gesang anhebt. Sie singt:

„Alter Mann, strenger Mann,
Schneide mich, brenne mich;
Fest bin ich, fürchte nicht
Feuersglut, Messerstich!

Ja, mein Herz hasset dich,
Es verhöhnt, schmähet dich;
Und ich weiß, wer mich liebt,
Lieb' ihn auch ewiglich.
Schneide mich, brenne mich,
Stumm bin ich, rede nicht;
Alter Mann, strenger Mann,
Du erfährst, kennst ihn nicht.
Frischer als Frühlingsluft,
Heißer als Sonnenschein,
Jung und kühn liebt er mich,
Und er liebt mich allein.
O wie liebkost' ich ihn
In der stilldunkeln Nacht,
Und wie oft haben wir
Deines Graukopfs gelacht!"

Aleko. Hör' auf, Semfire; still! wir wollen....
Semfire. Verstehst Du wol das Lied und mich?
Aleko. Semfire!
Semfire. Du hast Recht zu grollen,
Ich singe den Gesang für Dich!
(Geht ab und singt: „Alter Mann, strenger Mann" u. s. w.)

Man sieht, Semfire's unbeständiges Zigeunerblut verleugnet sich nicht; sie hat den alternden Mann bald vergessen; an ihn gefesselt fängt sie an, da ein schmucker junger Zigeuner es verstanden, ihre Liebe zu erwecken, ihn sogar zu hassen und ihm zu trotzen. Der düstere, eifersüchtige Aleko beklagt sich bei dem Vater, dem Greise. Dieser aber erinnert ihn an die freien Sitten der Zigeuner, denen die Fesseln der Ehe wenig Sorgen machen; er erzählt ihm seine eigene Geschichte: wie das Weib, welches er sich erkoren, Semfire's Mutter, ihn verrathen und mit einem anderen jungen Zigeuner verlassen hat.

Aleko aber mag von solchem schmählichen Verrath nichts hören. Er, der Verbannte, der Europäer, hat andere Ansichten und theilt die ruhige Ergebenheit des Greises keinesfalls — er brütet Rache. Endlich, bei einer heimlichen nächtlichen Zusammenkunft, ertappt er die beiden Schuldigen und tödtet sie.

„Der Strahl des Morgenrothes blitzet
Im Ost. Den Dolch noch in der Hand,
Sitzt dort Aleko blutbespritzet
Auf einem Stein am Grabesrand.
Des Mörders Aug' ist beiden Leichen
Mit wildem Starrblick zugewandt;
Zigeuner, aufgeschreckt, umschleichen
Ihn ängstlich, wagen kaum zu nahn,
Ein Grab den Todten zu bereiten;
Die Schar der Weiber zieht heran,
Aufs Auge küssen sie die Beiden.
Einsam der alte Vater ruht
Und blickt auf das verlor'ne Gut,
Unthätig, stumm in seinen Leiden.
Man trägt die Leichen hin zum Grab
Und senkt das junge Paar hinab,

Tief in den Schoß der kalten Erde.
Aleko gab auf Alles Acht;
Doch als die letzte Hand sich leerte
Vom Staube, den sie dargebracht,
Da, überwältigt, sank er schweigend
Vom Stein herab, ins Gras sich neigend."

Zutretend spricht der Greis ihn an:
„Zieh weg von uns, Du stolzer Mann!
Wir Wilden folgen nicht Gesetzen,
Noch quälen wir durch ein Gericht;
Kein Blut, kein Stöhnen soll uns letzen,
Doch dulden wir den Mörder nicht.
Dir sagt nicht zu das wilde Leben,
Es soll nur Dir die Freiheit geben;
Uns schrecket Deiner Augen Grimm.
Wir sind von Herzen gute Leute,
Doch furchtsam, Du bist kühn und schlimm!
Leb' wohl, Dir folge Fried' und Freude!"
Er sprach's und rasch darauf zerstreute
Sich lärmend in das Thal die Schar,
Das Schreckenslager abzuschlagen;
Und bald in weiter Ferne war
Verschwunden Alles. Nur ein Wagen,
Mit armen Decken überspannt,
Auf dem unsel'gen Felde stand.

So bleibt im Spätherbst auf dem Felde,
Zur Zeit der Morgennebelkälte,
Wenn sich die Kranichschar erhebt
Und nach dem warmen Süd entschwebt —
Bleibt einer so zurück bisweilen
Und senkt den Flügel, das Geschrei
Der Scheidenden kann er nicht theilen,
Durchbohrt vom unglücksschweren Blei. —

(Uebers. von Dr. Heinr. Ludw. Schmitt.)

Simferopol, die Hauptstadt des neuen Tauriens, zählte 1870 über 17,000 Einwohner, sie liegt am Fuße der Nordseite der südlichen Bergkette, am Salghir. Im Ganzen ist es eine doppelte Stadt, oder vielmehr es sind zwei eng miteinander verbundene Städte. Die neue Stadt ist, wie es einer Gouvernementsstadt zukommt, gut gebaut, hat schöne Kasernen, ein großes Hospital, freundliche Kirchen von Backsteinen, gleicht also durchaus in nichts ihrer alten tatarischen Schwesterstadt, der man füglich ihren tatarischen Namen, Ak-Metsched, die weiße Moschee, hätte lassen können. Sie ist in der That nur von Tataren bewohnt, hat enge, schmuzige und krumme Straßen, von denen eine ganz den Juden überlassen und von einem Ende bis zum anderen mit Buden besetzt ist. Alles, was ein europäischer Käufer braucht, findet er hier, selbst Wechsler und Mäkler haben hier ihre Kontore geöffnet. Den Spaziergängen am Boulevard gegenüber befindet sich das schöne Haus des Gouverneurs. Der Salghir, bis zu welchem sich die Anlagen erstrecken, bewässert Wiesen und Weingärten und fließt unter dichten, schattigen Bäumen dahin.

In dem Magazine eines hiesigen Armeniers finden man türkische Gürtel nach tscherkessischer Mode, die in Kaffa gefertigt werden: sie sind von Maroquin, mit kleinen Metallplatten besetzt und verraten eine bemerkenswerthe Geschicklichkeit, wie die in Silber gearbeiteten Schmucksachen der Armenier überhaupt Geschmack und Kunstfleiß darthun. Die Sattlerarbeiten, Bakutschen und viele Lederarbeiten aus geschmeidig gemachtem, glänzendem Leder ziehen unwillkürlich die Augen der Vorübergehenden auf sich und verlocken sie zu Einkäufen. Noch finden sich hier besonders feine, glänzende Lammfelle, aus denen die Bevölkerung ihre gewöhnliche Kopfbedeckung macht. Die besten Schafe werden nördlich von Koslow in der Steppe gezogen. Die am meisten geschätzten schwarzen Felle erhält man nur auf Kosten des Mutterschafes; man schlachtet es, bevor das Lamm ganz zur Reife kommt, daher auch der hohe Preis des Pelzwerks. Die Erzeugnisse aus Kameelhaar: Tücher, Stoffe, Mäntel, welche sonst in Europa bekannt sind, zeigen einen bedeutenden Fortschritt dieser Industrie.

Der Berg Tschadir-Dagh, welcher beinahe drei Meilen von der Stadt liegt, scheint dieselbe zu beherrschen: es ist, als ob er hart neben der Stadt emporstiege; das Romantische ihrer Lage wird natürlich dadurch nur erhöht.

Die beinahe senkrechten Abhänge des Berges bestehen aus bröckligem grauen Kalkstein mit dunkleren Adern, der in der Sonnenhitze einen leicht stinkenden Geruch verbreitet. Den Gipfel des Tschadir-Dagh bildet eine ganz öde Platte, die mittlere Höhe des Berges beträgt etwa 1600 m. Bei der Ausdehnung des Plateaus und der ungeheuern Bergmasse erscheint die westliche Spitze fast horizontal mit der östlichen, obgleich ein Unterschied von 70 m. zwischen beiden ist. Wie alle Berge von ähnlicher Form, welche den Strom der zu Wolken verdichteten Dünste brechen, die sich dann um seinen Scheitel sammeln, wird der Tschadir-Dagh von solchen weißen Wolken bedeckt. Die Alten nannten ihn Berosus.

Bachtschi-Sarai, diese alte Residenz der Krim'schen Khane mit ihren 10,600 Einwohnern dehnt sich im Grunde eines langen und tiefen Thales aus, dessen ganze Breite sie fast einnimmt. Ihr Name bedeutet „Stadt der Gärten" und nie war eine Benennung treffender. Man könnte Bachtschi-Sarai mit seinem Palaste, seinen Blumen, Terrassen, Springbrunnen auch das tatarische Granada nennen und würde nicht irren. Es hat diese Stadt bisher nichts von ihrem alten tatarischen Charakter eingebüßt und man könnte eher glauben, sich in Bagdad oder Bassora als in einer Stadt Rußlands zu befinden. Die Bevölkerung hat eine bemerkenswerthe Anhänglichkeit an ihre alte Stadt und sucht den Charakter derselben aufrecht zu erhalten. Sie ist so voll tatarischen Lebens, Musik, Cymbeln- und Paukenlärms, daß man glauben sollte, die alten Khane lebten noch in ihrem Palaste. Mit Recht gehört sie zu einer der merkwürdigsten Städte Europa's, denn unwillkürlich scheint man hier in verflossene frühere Jahrhunderte zurückversetzt.

Bachtschi-Sarai dehnt sich nicht sehr in die Breite aus, das ganze Leben konzentrirt sich in der langen, schmalen Hauptstraße, die sich zwei Werst lang hinzieht. Zu beiden Seiten derselben befinden sich reiche Magazine und Läden

mit tatarischen und türkischen Fabrikaten. Da wo die Straße sich den Berg hinaufzieht, befindet sich der Hauptbasar.

Die Häuser in Bachtschi-Sarai sind klein, stehen dicht nebeneinander und sind selbstverständlich ohne Fenster. Statt dieser befinden sich nach der Straße zu Fensterladen, die des Morgens geöffnet und herabgelassen werden, sodaß sie Tische und Bänke ersetzen. Wie in anderen tatarischen Städten ist auch hier das Leben ein öffentliches: was bei uns hinter den Gardinen geschieht, geht hier im Angesicht Aller vor sich. In einem Hause sieht man einen Bäcker sein Brot in den Ofen schieben, dessen Wärme auf die Straße hinausdringt; in einem anderen beeilt sich ein Schneider, mit seinen Gesellen die bei ihm bestellte Arbeit zu nähen, ohne sich um die Zuschauenden weiter zu kümmern.

Moschee im Palast der Tatarenkhane zu Bachtschi-Sarai.

Hier klopft ein Schuster fleißig auf sein Leder los und dort kann man die Beschäftigung einer ganzen Familie beobachten: der Vater, ein Zigeuner, arbeitet mit dem schweren Hammer, die Mutter facht das Feuer mit dem Blasebalg an, und die Kinder schleppen Wasser und Kohlen herbei. Alles, was in den Läden vorhanden, liegt aufgedeckt da; am häufigsten sind die Buden mit Pferdegeschirren und Sätteln, die aus rothem, mit Silber verziertem Saffian verfertigt sind. Haufenweise liegt hier der beste türkische Tabak auf dem Boden. Saftige, erquickende Arbusen, wol an fünfzig Arten Melonen, Kürbisse und andere Früchte der Krim'schen Gebirgsthäler nehmen in großen Haufen die Straße ein. Die Kaffeehäuser werden nie leer, alle Stadtneuigkeiten erfährt man hier zuerst.

Und durch dieses Gewimmel von Käufern, Verkäufern und Schaulustigen fahren den ganzen Tag über die tatarischen Wagen mit ihren so fürchterlich kreischenden ungeschmierten hölzernen Achsen.

Der Palast mit seinen weiten Gärten bildet die Mitte der Stadt. Man gelangt in denselben mittels einer steinernen Brücke. Inschriften ohne Zahl schmücken diese fürstliche Behausung; es giebt kaum eine Thür, die nicht ihre Inschrift hätte; Talismanzeichen, mit Malerei versehen, bedecken die Wände des ganzen Gebäudes, Gruppen von Blumen, Früchten, Vögeln und zierlichen Schnörkeln in schreienden Farben auf weißem Grunde sind überall angebracht. Ein Amphitheater von Gärten umgiebt dies Gemälde, das zum Hintergrunde die große Felsenmauer hat, welche die Stadt einschließt. Der Palast steht dem Besuchenden offen; ein großer Flügel, welcher dem Flusse zugewendet liegt, enthält die geheiligten Gemächer. Wenn man unter dem Gewölbe, welches zum Eingange dient, nach dem Hintergrunde der Höfe sieht, hat man rechts, außer der Wohnung des Khans, den Harem, die Bäder, die abgesonderten Gärten und einen hohen Thurm, welcher eine Terrasse mit dichtem Gitterwerke schließt. Links zeichnet sich eine Moschee durch ihre schlanken Minarets aus, zwei große Grabpavillons schließen den Friedhof ein; das Ganze ist von den Gebäuden der Dienerschaft eingeschlossen.

Alle Zimmer sind mit prachtvollen Stoffen bekleidet, mit Divans versehen und mit Matten aus Konstantinopel belegt. Säle und Kabinete folgen in bizarrer Unordnung auf einander. Schwach durch bunte Scheiben erleuchtet, sind diese zierlichen Gemächer glänzend lackirt, mit Perlmutter, Krystall, Gold und Silber geschmückt, mit seltenen Möbeln geziert und mit balsamischen Wohlgerüchen durchräuchert. Wer könnte alle die Gänge dieses Labyrinths aufzählen, diese geheimen Korridore, diese Marmorbäder, die verschwiegenen Zeugen asiatischen Wohllebens! Die Wohnung der Frauen zwischen hohen Mauern steht leer, sie hat ebenfalls ihre Bäder und Springbrunnen, doch sind in denselben nur wenige alte Möbel, Reste venetianischer Spiegel und Glasscheiben. Hinter diesen Mauern seufzte gefangen die schöne Polenjungfrau Maria Potozka, deren traurige Liebe Puschkin in seinem Gesange: „Der Thränenborn von Bachtschi-Sarai" (aus dem Russischen vortrefflich übersetzt von Bodenstedt) verewigt hat. Der Inhalt des Gedichts ist etwa folgender:

Der Khan Mengli-Gherai war mit seinem Heere in Polen eingedrungen und hatte das Land verwüstet, Städte und Schlösser niedergebrannt, die Einwohner getödtet oder in die Gefangenschaft geführt. Auch der polnische Magnat Potozki war von seiner Hand gefallen; dessen bildschöne, blondlockige, blauäugige sechzehnjährige Tochter Maria war dem Sieger in die Hände gefallen und wurde in seinen Harem nach Bachtschi-Sarai gebracht. Die kindliche Unschuld der frommen christlichen Jungfrau hatte aber auf den unbändigen Barbaren, dem bisher Niemand widerstanden, einen so tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht, daß er ihr gegenüber nicht das Herz hatte, sie wie seine übrigen Weiber zu behandeln. Wie ein schüchterner Liebhaber näherte er sich seiner Gefangenen, die jedoch ihm gegenüber kalt blieb und sich in schmerzhaftem Sehnen nach ihrer theuern Heimat abhärmte und verzehrte.

Maria wurde abgesondert von den anderen Frauen des Harem, in den prächtigsten Gemächern des Palastes gehalten, die sie mit ihrer Sklavin allein bewohnte. Hier härmte sie sich, ohne jedoch ihre Freiheit erlangen zu können.

Ehe Gherai Maria gesehen hatte, war eine schwarzäugige Georgierin, Saréma, die er vom jenseitigen Ufer des Schwarzen Meeres den Ihrigen geraubt, seine Favorite gewesen. Seit aber die Polin sein Herz gefesselt, floh er seinen Harem und selbst Saréma war ihm gleichgiltig geworden. Eifersucht bemächtigt sich nun des Herzens der heißblütigen Georgierin, sie schleicht sich heimlich Nachts, als Alles ringsum schläft, selbst die sonst so wachsamen Eunuchen, in die Gemächer der jungen Polin, die sie in Thränen vor ihren Gottesbildern auf den Knieen liegend findet. Sie klagt ihr ihren Kummer und beschwört sie, ihr den geliebten Mann zurückzugeben; sagt ihr, daß ihr zwar bekannt sei, Maria liebe und erhöre ihn nicht, schwört ihr aber blutige Rache, falls sie je die Seinige werden solle. Darauf verschwindet sie.

Der reinen Jungfrau ist freilich diese Sprache der Leidenschaft unverständlich; keine sterbliche Liebe hat noch ihr Herz je berührt, sie fühlt Mitleid und Schrecken zugleich und wendet sich an die Himmelskönigin, welche sie bittet, ihrem Leiden ein Ende zu machen. Ihr Flehen wird ihr gewährt: bald trägt man die Jungfrau ins frühe Grab. Der Dichter läßt uns im Unklaren, ob der Kummer oder der Dolch der Nebenbuhlerin, oder vielleicht gar ein heimliches Gift Maria getödtet hat. Nur Eins weiß man, nämlich daß in derselben Nacht, als die unglückliche Fürstin ihr junges Leben aushauchte, stumme, erbarmungslose Wächter die Georgierin ins Meer hinabstürzten.

Gherai stürmt wieder hinaus in Kampf und Schlacht und wird finster und blutgierig, eine schwere Geißel für seine Feinde.

Zum Andenken an die unglückliche Maria ließ er dann später, des Kampfes müde, im Winkel des Palastes jenen noch heute berühmten Springbrunnen aus Marmor errichten, auf welchem das Kreuz vom Halbmonde überragt und beschattet wird, und den man den „Thränenborn" nennt.

Folgende Sprüche befinden sich auf demselben:

„Das Angesicht von Bachtschi-Sarai freut sich über die wohlthätige Sorgfalt Krim-Gherai's, des Erleuchteten! Seine schützende Hand hat den Durst des Landes gestillt."

„Wenn es einen Brunnen giebt wie dieser, so zeige er sich."

„Damaskus und Bagdad haben viele Dinge gesehen, aber keinen so schönen Brunnen. Im Jahre 1167."

Die einzige Stadt in der Welt, welche nur von Juden bewohnt wird, ist Tschufut-Kalé, die Judenfestung, die kleine Stadt der Karaim oder Karaiten, der einzigen Stadt der Welt, welche ausschließlich den Juden gehört. Wie verbannt aus der menschlichen Gesellschaft steht diese Stadt auf der Spitze eines Felsens und wird von einem Volke bewohnt, dem die ganze Erde ein Exil ist.

In der Vorstadt wohnen Zigeuner. Schmuz, Armuth, unordentliche Wirthschaft stoßen hier bei Schritt und Tritt auf. Dunkelfarbige, unsaubere Zigeuner mit zottigem Haar, kaum durch einige dürftige Lumpen gegen Wind und Wetter geschützt, flößen Ekel und Abscheu ein. Ihre Wohnungen sind

elende, aus Lehm und Schilf zusammengesetzte Hütten; manche dieser Parias sollen sogar keinen anderen Schutz gegen die Witterung haben, als alte, ausgetrocknete Brunnen, oder von den Schakalen verlassene Höhlen und Gruben.

In ihrer Nahrung sind sie nicht wählerisch, sie essen nämlich mit Vergnügen Schlangen, Frösche, Mäuse und Krähen. Männer sowol als Weiber rauchen leidenschaftlich gewöhnlichen Blättertabak. Viele treiben Pferdehandel, die meisten aber sind Schmiede, einige treiben die Musik als Geschäft.

Die Stadt hat ihren Namen von dem Felsen erhalten, auf welchem sie liegt; die Civilisation der letzten Zeiten ist noch nicht bis hier hinauf gedrungen, Sitten und Gewohnheiten der Einwohner haben noch viel Eigenthümliches, Veraltetes, was den Reisenden, trotz ihrer Eigenheiten, anspricht.

Karaiten und Tataren.

Der Weg zur Stadt ist so steil und schlüpfrig, daß nur die dortigen Maulesel denselben erklettern können. Vor Allem setzen den Fremden die am Abhang des Berges übereinander liegenden Höhlen, in welche man des Nachts die Herden hineintreibt, in Erstaunen. Die Häuser sind klein, ohne Fenster, mit flachen Dächern und aus ungeheuern Steinblöcken zusammengefügt. Kein Baum, kein Strauch erfreut den Blick. Krumme, enge, ohne Plan erbaute Straßen, kein Brunnen, also auch kein Tropfen Wasser in der ganzen Stadt, da die Quellen und zwei Brunnen tiefer im Thale liegen, machen den Aufenthalt hier sicher zu keinem sehr behaglichen. Eine fortwährende Prozession von Eseln und Mauleseln mit langen, schlanken Wasserfässern ziehen den ganzen Tag diesen Pfad auf- und abwärts.

Die Synagoge der Karaiten enthält viele massiv silberne Gefäße und Lampen von oft origineller Form, auch merkwürdige alte Manuskripte und Religionsbücher aus alten Zeiten.

Der Karaite ist gastfrei, er bewirthet den Fremden mit einer Pfeife ausgezeichneten türkischen Tabaks, tatarischem Konfekt, Alwa und Ragat-al-Kuma, und sonstigen Leckerbissen. Von vielen Häusern hat man eine herrliche Aussicht

auf die umliegenden wilden Felsenkuppen und Abhänge, wie auf das Thal Josaphat, den Friedhof der Karaimen.

Das Wort „Kara" bedeutet, wie schon oben bemerkt, „die heilige Schrift lesen", das davon abgeleitete „Karai" heißt: ein Bekenner der heiligen Schrift; hiervon ist „Karaim" die Mehrzahl. So nennen sich die Juden, die alle Verordnungen und Vorschriften des Talmud und der kanonischen Bücher verwerfen und ihre religiösen Dogmata und Sittengesetze ausschließlich auf die Gesetze des Moses basiren. Sie behaupten von sich: „Wir sind dieselben Protestanten, welche die römischen Dogmata nicht anerkennen, dieselben Schiiten, die sich den Sunniten widersetzen."

Im Uebrigen enthält das Glaubensbekenntniß der Karaiten alle die Stücke, die das Wesen des Judenthums überhaupt ausmachen (Monotheismus, Vollkommenheit des Mosaischen Gesetzes, Auferweckung der Todten am Gerichtstage, Erwartung des Messias u. s. w.). Wenn die rabbinischen Juden behaupten, die Karaiten seien nur eine Fortsetzung der Sekte der Sadducäer, von deren Gegensatze gegen die traditionsgläubigen Pharisäer im Neuen Testament öfter die Rede ist, so darf dabei wenigstens nicht an eine ausdrückliche Fortpflanzung des Sadducäismus als einer geschlossenen Sekte gedacht werden. Dagegen ist nicht zu bezweifeln, daß der sadducäische Widerspruch gegen die immer gewaltiger anschwellende Tradition nie ganz geschwiegen hat, bis sich im 8. Jahrhundert n. Chr. ein gewisser Anan — angeblich weil er bei der Wahl eines neuen Resch galutha, d. h. Oberhauptes der babylonischen Exulanten, übergangen worden war — mit seinen Anhängern gänzlich von den Rabbaniten trennte. Der genaue Hergang und überhaupt die ältere Geschichte der Karaiten ist wegen des Parteihasses der rabbinischen Quellen schwer festzustellen. Den Christen wurde die Sekte zuerst bekannter durch die Arbeit des gelehrten Karaiten Mordechai ben Nissan, in welcher derselbe gründliche Antwort ertheilt auf vier von dem Leydener Professor Trigland den polnischen Karaiten vorgelegte Fragen. Diese Arbeit wurde 1714 von Wolf in lateinischer Uebersetzung herausgegeben.

Karaiten- und Tatarenfrauen.

Neuerdings haben Untersuchungen über diese jüdischen Gelehrten angestellt: Jost (in seiner großen „Geschichte der Israeliten", sowie in der „Geschichte des Judenthums und seiner Sekten" 1857—59), Pinsker in den „Likkute kadmoniot" (Wien 1860) und Fürst („Geschichte des Karäerthums bis 1865"; 3 Bde., 1862—69). Darnach kann die Bedeutung der Karaiten für gelehrte Schriftforschung, der sie sich naturgemäß fast allein zuwandten, nicht unterschätzt werden. Als ihre bedeutendsten Gelehrten sind zu nennen: Juda ben Elia Hadassi (um 1150), der Grammatiker Aaron ben Joseph (um 1300), die Exegeten Aaron ben Elia (um 1350) und Elia Beschizi (1480), sowie dessen Urenkel Mose Beschizi (um 1570). Insbesondere haben sich die Karaiten um die Erhaltung des hebräischen Bibeltextes in guten und alten Handschriften verdient gemacht, wie dies u. A. die neuerdings von der Petersburger Bibliothek angekaufte höchst werthvolle Sammlung des Karaiten Abraham Firkowitsch beweist. Außer in Aegypten, wo längere Zeit, und zwar in Kairo, ihr Nasi oder Oberhaupt ansässig war, in Persien und Kleinasien haben die Karaiten eine sehr kleine Gemeinde in Jerusalem, eine solche in Konstantinopel (ca. 50 Familien) und mehrere ebenfalls sehr kleine Gemeinden in Westrußland und Galizien. Nur auf der Halbinsel Krim sind sie zahlreicher (gegen 4000). Die Gesammtzahl dürfte gegenwärtig 6—7000 Seelen nicht überschreiten. Ueberall aber sind sie wegen ihres brüderlichen Zusammenhaltens, ihres Fleißes und ihrer Friedfertigkeit, wie nicht minder wegen ihrer Wahrheitsliebe, gut angesehen und genossen deshalb in Rußland größere Vorrechte als die Rabbaniten, während sie in den türkischen Ländern denselben nachstehen.

Die Tracht derselben ist jener der Tataren ähnlich, mit Ausnahme der Kopfbekleidung, die viele gegen die europäische vertauscht haben; außerdem tragen sie einen Backenbart, den die Tataren nicht haben. Die Tracht der Weiber, unter denen viele regelmäßige Züge und schöne schwarze Augen haben, ist besonders an Feiertagen höchst reich und geschmackvoll. Ihren Kopf bedeckt ein mit Gold und Edelsteinen besäeter rother Fez. Die verheiratheten Frauen flechten ihr Haar zu einem Kranz, den sie um den Kopf winden, die Mädchen tragen eine große Menge kleiner geflochtener Zöpfchen, oft deren 30 bis 40, was eher sonderbar als hübsch aussieht. Die Brust ist oft von einem Panzer aus goldenen Münzen, der Hals mit Schnüren von Perlen und Diamanten bedeckt. So sieht man sie namentlich in Odessa, am Sonnabend, meist in roth- oder violettsammtenen schweren Kleidern, als Ueberwurf einen theuern Shawl, in die Synagoge eilen.

Ihrer ungemeinen Redlichkeit wegen sind die Karaiten überall hochgeachtet — sie sind die Herrnhuter der Juden.

Zur Rechten des Thales von Bachtschi-Sarai befinden sich auf einer gewissen Höhe an einer senkrechten Felsenwand eine Menge Aushöhlungen, die durch leichte Gallerien von außen mit einander in Verbindung stehen. Es ist dies das Himmelfahrtskloster. In den Felsen gehauene Stufen verbinden diese Wohnungen mit dem Erdboden. Eine kleine Kapelle mit groben Steinsäulen ist die merkwürdigste dieser Höhlen.

Näher der Südküste betritt man die Stätten des Krimkrieges. Die so furchtbare Festung Sewastopol, deren Einwohnerzahl sich während der Belagerung bedeutend reduzirt hatte, zählt gegenwärtig bereits wieder 13,300 Einwohner. Die Stadt liegt auf einem Hügel, der sich zwischen drei Buchten hinzieht; sie wurde von Katharina II. gegründet. Die südliche Seite der Festung, die eigentliche Stadt, mit ihren breiten Straßen und unleidlichem Staube wurde, wie bereits erwähnt, 1855 von den verbündeten Westmächten gänzlich zerstört, deren Kasematten, Forts, Docks und Schiffswerfte gesprengt. Nach dieser Zeit entstand eine nicht minder furchtbare Flottenstation im neuerwachsenen Nikolajew, am Zusammenfluß der Flüsse Bug und Ingul. Augenblicklich wird sie nach einem neuen Plan wieder aufgebaut. Der Meerbusen von bedeutender Größe zieht sich weit über eine Meile ins Land hinein.

Inkerman.

Dessen eine Bucht, die Karabelnaja, gestattet selbst großen Kriegsschiffen, sich auf einige Klafter dem Ufer ohne Gefahr zu nähern. Der griechische Name derselben bedeutet „eine erhabene Stadt." Da, wo Sewastopol jetzt liegt, endete im Alterthum das alte heraklische Cherson, dessen Ueberreste jedoch fast schon vernichtet sind und wol bald ganz verschwinden werden.

Ueberblickt man diese felsigen Hügel, den herrlichen Hafen, das weite Meer, gedenkt man der gewaltigen Macht, deren äußerste Vorposten diese Landzungen bilden, vergegenwärtigt man sich einerseits ihre Geschichte, andererseits die Zustände der Nachbarn, so kann man sich selbst unter dem drückenden Einflusse der Todesstille, der rings geisterhaft blickenden Gräber und des Mangels an Verkehr des Gedankens nicht erwehren, daß dieses imposante Schweigen

nur eine jener Pausen sei, mit denen die Geschichte ihr Walten zu unterbrechen pflegt, und daß diese weit in den Pontus hinausragende Felsenhand noch mächtig eingreifen werde in das Geschick des wankenden Morgenlandes.

Am Ende der Bucht gelangt man in das enge, aber noch tiefe Bett der Tschornaja-Reetschka (d. i. schwarzes Flüßchen) und von hier durch einen Tunnel in den Kanal, der nach dem Becken des Arsenals geht. Derselbe ist gegen drei Meilen lang und hat an seinen Ufern elf Wachthäuser. Hier nun befinden sich auch die in dem letzten Kriege so berühmt gewordenen Ruinen von Inkerman. Sie stehen auf einem hohen Felsenplateau. Unter den vielen Vermuthungen über diese Ueberreste ist wol diejenige am wahrscheinlichsten, nach welcher hier die in der griechischen Geschichte unter dem Namen Stenos bekannte Stadt gestanden hat. Jetzt sieht man nur noch verfallene Mauern, einige alte Thürme und eine Menge sich reihenweise an den steilen Felsen hinziehender Grotten.

Unfern von Sewastopol nach Südwesten erhebt sich auf der äußersten Spitze einer Landzunge ein Leuchtthurm. Dies ist die Gegend, die von den Alten Chersonesos genannt wurde, der Sitz einer mächtigen griechischen Kolonie. Fabel und Geschichte gehen auf diesem Boden Hand in Hand. Ob die Reste von Mauerwerk, welche in regelmäßigen Entfernungen bis an die Thore Sewastopols gehen, Ueberreste des Chersonesos sind, das die aus Heraklea ausgewanderten Griechen hier gründeten, weiß man nicht.

Geht man von dem Leuchtthurm nach Osten hin, so kommt man auf eine Anhöhe, das erste Plateau der Bergkette. Dort auf dem Vorgebirge, das die Griechen Parthenion nannten, übersieht man den Chersonesos, von dem so viele Sagen und Dichtungen berichten. Geht man noch über zerstreute Steine und wüstes Land weiter, so befindet man sich mitten im klassischen Alterthum. Hier ist der Tempel der Diana mit seinen blutigen Altären, hier noch heute jener viereckige Stein, ein roher und grober Altar, wie der der Druiden. Hier hat die Priesterin gestanden, hier entsank der Hand der Schwester des Orest das Opfermesser. Weiterhin zeigt man den Felsen, auf welchem dieser die Rache der Eumeniden beschwichtigen wollte; Aeschylos und Sophokles haben Namen und Thaten vereinigt, und Goethe hat das Gleiche gethan.

Weiterhin, im Süden von Sewastopol, liegt Balaklawa, jenes alte genuesische Fort, das jetzt nur ein unbedeutender Flecken mit kaum 800 Einwohnern ist, im Krimkriege aber als Hauptquartier der Alliirten eine Rolle spielte. Die Felsen rings um die enge Schlucht schließen einen der schönsten und sichersten Häfen der Halbinsel ein. Dies Bassin, von der Natur selbst zu einem sichern Versteck gebildet, bietet einen geheimen Zufluchtsort, da weder Segel noch Masten hinter den Felsenmauern die Anwesenheit von Schiffen hier verrathen.

In der Bucht von Balaklawa wollen einige Forscher den Hafen der Lästrygonen erkennen. Trefflich paßt auf denselben wenigstens die homerische Schilderung:

„Als zu dem trefflichen Port wir gelangten, welchen der Felsen
Rings umher aufstarrend an jeglicher Seite emporsteigt,
Aber die vorgestreckten Geklüfte sich gegen einander
Vornhin drehn an der Mündung — ein eng geschlossener Eingang —
Lenkten sie alle hinein, die zwiefach rudernden Schiffer.
Sie umlagen im Raum des umhügelten Portes befestigt,

Nahe gereiht'; denn nie stieg einige Well' in dem Innern,
Weder groß noch klein. Rings schimmerte heitres Gewässer,
Aber ich selbst hielt draußen das dunkele Meerschiff
Dort am Ende der Bucht, und knüpfte die Seil' an den Felsen."

Der Flecken mit seinen grünen Gärten und freundlichen Baumpflanzen ist der günstigste Ort für Schmuggler, auf welche die Regierung jedoch ein wachsames Auge zu haben scheint. Fischerbarken, die mit reichem Fange beladen vom Sturm überrascht werden, suchen und finden hinreichenden Schutz unter den hohen Felsen der Bucht. Die griechische Bevölkerung des Fleckens beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Landbau. Die Häuser des Städtchens sehen verfallen aus und sind von einer unbedeutenden Umwallung umgeben.

Balaklawa.

Je weiter man nach Osten kommt, desto reizender wird das Panorama; die ungeheuere Bergkette zieht sich immer weiter zurück und läßt an der Küste reichgeschmückte Bergabhänge erscheinen. Weiße Häuser inmitten grüner Weinberge, die bis zum Sande der Küste sich erstrecken, erfreuen das Auge und nun entfaltet sich demselben die wunderschöne mittägliche Küste. In dieser Gegend befindet sich auch, durch prachtvolle Bauart und luxuriöse innere Einrichtung ausgezeichnet, das kaiserliche Lustschloß Livadia.

In einem großartigen Palaste, der sich hier auf dem dichten Grün eines Waldes abzeichnet, kündigt sich Alupka an, der prachtvolle Mittelpunkt dieser Kolonie von Schlössern und Gärten, die hier ausgebreitet liegen.

Der vornehmste Palast in Alupka erhebt sich am Ende eines Thales, das sich aus den Bergen bis dicht an die Gestade des Schwarzen Meeres erstreckt und einem wunderschönen Flusse zugleich als Bette dient. Das Thal ist dicht beschattet von glänzenden Trauben und Bäumen. Der Baustil des Palastes ist sonderbar, eine Kombination von englischen und orientalischen Launen. Der Baumeister ist der Engländer Blore. Haupteingang und Thurm sind Nachahmung des berühmten George-Thurmes am Schlosse der Königin von England, in Windsor, sowie die Front überhaupt an die aristokratischen Bauten Englands erinnert. Im Uebrigen hat der Palast, welcher dem Fürsten Woronzow gehört, ein orientalisches Gepräge. Im Innern herrscht englischer Geschmack. Der Palast ist die größte Merkwürdigkeit der Krim, besonders als die in der Einsamkeit plötzlich überraschende üppigste Blüte der Civilisation und des Luxus. Der Meereswind kühlt hier stets die Hitze aus den Bergen, und das Auge weidet sich auf der einen Seite an trotzigen Felsengebilden und grünen Bäumen, auf der anderen an dem unabsehbaren Spiegel des Meeres.

Verfolgt man eine Straße, die sich an der Seite des Vorgebirges von Jalta hinaufschlängelt, so breitet sich an einer Seite das unermeßliche, glänzende Meer aus, an der anderen Seite sieht man hier einen asiatischen Palast, dessen Schornsteine Minarets vorstellen; dort ein gothisches Schloß oder eine liebliche englische Cottage, ganz mit Epheu überzogen, oder auch eine leichte, ganz von Holz ausgeführte Villa mit geräumigen Verandas, überall aber Rasen, Bäume, springendes Wasser, mit wilden Rosen umkränzt, und Büsche von Dahlien mit ihren Purpurblüten. Die Straße ist mit einem Geländer versehen, das bei den oft steilen Abhängen vor Unfall hinlänglich schützt.

Seit die Südküste der Krim von meist russischen Touristen alljährlich besucht wird, seit der Kaiser und dessen Familie wie der hohe russische Adel hier seine Schlösser und Villen besitzt und einen Theil des Jahres in diesem milden Klima lebt, besonders aber seit dem letzten längeren Aufenthalt der Kaiserin Maria Alexandrowna in Livadia, ist Jalta eine Art Badeort, eine Stadt der Hotels geworden, die ihre westeuropäischen Kollegen besonders in übermäßigen Preisen nachzuahmen, ja sie sogar vielfach zu übertreffen suchen, wenngleich sie, was Komfort und Beköstigung betrifft, noch weit hinter den Anforderungen der Gegenwart zurückbleiben. Trotz seiner geringen Einwohnerzahl, die 1870 an 1400 betrug, finden wir hier Zollamt, Postkontor, Apotheker, Baumeister, Läden und Magazine mit allen Haupterfordernissen des Lebens. Jalta ist auf der Stelle einer alten griechischen Stadt erbaut und es giebt wenig Orte, die eine so malerische Lage haben wie diese kleine Stadt. Ihr Hafen ist weniger Hafen als Landungsplatz der Dampfboote, die den Sommer über die vielen Reisenden hierher bringen, welche diese Gegenden zu besuchen kommen. Von den vielen schönen Punkten dieser Gegend seien nur noch das reizende, dem verstorbenen Grafen N. Panin gehörende Gaspra mit seinen Gärten, Orianda, Villa des Großfürsten Konstantin, Massandra mit seinen herrlichen Rebenhügeln und Ai-Danil mit seinem Gürtel von Baumpflanzungen, ungeheuern Nußbäumen und dunkeln Grün der schönen Eichen erwähnt. Das Wort „agios", heilig, ist abgekürzt, sodaß daraus hier „ai" geworden ist;

der Weinberg Ai-Danil ist der vom heiligen Daniel beschützte; das Vorgebirge Ai-Todor, das der heiligen Theodora geweihte.

Von dem höchsten Punkte (900 m.) des Vorgebirges Jalta, Stille-Bogas genannt, überschaut man das reichste Panorama der Krim. Gegen Süden das weite Meer und den tiefblauen Horizont, Jalta und seine blaue Bucht; gegen Norden hin erreicht der Blick den Tschadir-Dhag, jenen Riesen der tauriſchen Alpen, wie die übrigen unzähligen Berggipfel, die sich nach und nach bis zur Ebene verflachen.

Schloß des Fürsten Woronzow in Alupka.

Die Weinkultur hat in der südlichen Krim so bedeutende Fortschritte gemacht, daß der Werth einer Dessätine (4 Morgen) sich von 50 Rubel seit den letzten 25 Jahren auf 800 bis 1000 Rubel erhöht hat. Als den ersten Gründer derselben muß man den verstorbenen General-Gouverneur von Odessa, den Fürsten Woronzow, nennen, der durch sein segensreiches Wirken ein Wohlthäter jener Gegenden geworden, dessen Andenken dort noch jetzt überall fortlebt.

Nachdem wir so dem schönen südlichen Theil der Halbinsel haben Gerechtigkeit widerfahren lassen, müssen wir schließlich noch einige Worte über den Norden derselben hinzufügen, um unser Bild zu vervollständigen. Derselbe ist nichts Anderes als eine Fortsetzung der nördlich gelegenen Steppe Rußlands, die sich bis an die Krim'schen Berge hin ausdehnt. Die schmale Landzunge, welche die Halbinsel mit Rußland verbindet, in deren Mitte etwa sich Perekop befindet, war die frühere Grenze der Krim. Noch ist diese durch den ziemlich tiefen alten Graben bezeichnet, der sich bei dieser Stadt befindet,

die freilich eigentlich nur ein weitläufiges Dorf von 4400 Einwohnern ist. Perekop ist die Pforte des Gouvernements Taurien, hat nur eine einzige lange und sehr breite Straße, an welcher man rechts und links die Häuser sieht, welche aber selten über ein Stockwerk hoch sind und weit von einander getrennt liegen. Die ungeheuere Ausfuhr von Salz, das man dem benachbarten Meere und den Landseen der Halbinsel abgewinnt, wird hier beaufsichtigt. Dieser Handelsartikel wird durch lange, zahlreiche Karawanen, die Flotten der Steppe, nach allen Richtungen hin verfahren. Die Tataren bespannen ihre vierräderigen Wagen mit Dromedaren, die der Stimme ihrer Herren folgsam gehorchen.

Von Perekop kommt man in südlicher Richtung nach Armiänskoi-Basar, dem Markt der Armenier, oder eigentlich der Fuhrleute, denn alles Geräthe, was diese nur nöthig haben, findet sich hier vorräthig. Hat man aber diesen kleinen Ort erst hinter sich, so befindet man sich wieder mitten in der Steppe. Selten nur unterbricht nahe bei Simferopol ein Dorf, oder die zahlreichen Kurgane oder Grabhügel, die ermüdende Einöde. Die letzteren folgen in einer gewissen Ordnung auf einander und erstrecken sich bis nach den Ufern der Donau und dem Norden Rußlands.

Da wir Simferopol bereits kennen, wollen wir nun zum Schluß noch des an der Westküste liegenden Koslow oder Eupatoria erwähnen. Eupatoria war vor Zeiten eine mächtige Stadt mit ihren schönen Moscheen, Bädern und Bazars, sodaß sie sich eine Nebenbuhlerin Bachtschi-Sarai's und Karasonbasar's nennen konnte. Jetzt findet man jedoch nur die verfallenen Ruinen der alten Herrlichkeit und ihre Einwohnerzahl beträgt etwa 8300. In ihren engen, unregelmäßigen Straßen findet man meist nur unbenutzte Plätze und verfallene Mauern.

Die Leder- und Filzarbeiten der dortigen Karaiten sind weit und breit herum berühmt; ebenso sind ihre Schmucksachen sehr gesucht, welche die tatarischen und jüdischen Frauen lieben. Eupatoria trägt den Ruhm, die schönsten Frauen zu besitzen, die freilich jedem profanen Blick unnahbar sind.

Inneres eines Karaitenhauses.

Polnisches Fuhrwerk.

X.

Das vormalige Königreich Polen und Lithauen.

Eintheilung. Bodenverhältnisse. Bewohner. Fabrikwesen. Landwirthschaft. Handelsstädte. Geographisches und Historisches. Sſuwórow vor Warschau. Die Insurrektion von 1830. Der Aufstand von 1846. Die letzte Erhebung Polens. Erlebnisse eines Deutschen. Polen eine russische Provinz. Der Belowiäscher Urwald, Auerochsen. Lithauer und Samogitier (Schmuden). Sitten und Gebräuche. Einhöfner oder Schliächtitsch. Zigeuner. Die polnischen Juden. Die Polen. Die Masuren. Die Krakowiäken. Die Kujawzen. Die Podljächen und Kurpiki. Aberglauben. Pan Twardowsky, der polnische Faust. Die Osterzeit in Polen. Fürst Sapieha's Swenzone. Die Bauern. Die Kleinstädter. Magnaten. Charakteristik der Polen. Paßwesen. Zolluntersuchung. Weschhalowa (Wirballen). Gegend. Volkstrachten. Wilna. Grodno. Bjelostok. Brest-Litowsk. Fuhrwesen, Wirthshäuser. Warschau. Merkwürdigkeiten, Kirchen, Gebäude, Umgebungen, öffentliches Leben. Einfluß der katholischen Geistlichkeit. Lasénka und Belvedère. Pulawy (Nowo-Alexandria). Lipsk. Schloßruinen von Kusimirz und Janowice. Eine polnische Hochzeit. Der Park von Skernewietze. Der Wallfahrtsort Tschenstochowo. Aus dem Leben eines polnischen Juden.

Zum südlichen Theil des Baltischen Wassergebiets gehören die Gouvernements: Witebsk, Wilna, Kowno (Kauen), Grodno und das frühere Königreich Polen. Letzteres zerfällt als Theil des Russischen Reiches in 10 Gouvernements, von welchen Sſuwalki, Lomsha, Plotzk, Siedlce und Ljublin auf dem rechten, Warschau, Piotrkow, Kalisch, Kjeletz und Radom auf dem linken Weichselufer liegen.

Dieses Gebiet ist größtentheils flach und sumpfig; hügelig wird dasselbe nur im östlichen Theil des Gouvernements Witebsk, das zur Alauniſchen Hochebene gehört, bei Kowno und Wilna und im Süden des Landes, wo sich die Ausläufer der Karpathen vorfinden. Bei Ljublin und Sfandomir bilden letztere eine unbedeutende Hochebene, die reich an Zinkerzen und Steinkohlen ist, deren Ausbeutung jedoch bisher nur eine höchst mäßige geblieben.

Die sogenannte westliche Düna, der Njémen (oder wie er nach seinem Uebertritt in deutsches Gebiet genannt wird: der Memel) und die Weichsel sind die Hauptflüsse dieser Provinzen. Die Gegend, besonders das Gouvernement Witebsk, ist reich an Landseen, die meist von nur geringem Umfang, aber reich an Fischen sind. Das Klima ist weniger kalt als feucht; der Einfluß der Ostsee macht sich weithin fühlbar und offenbart sich in der großen Menge von Wasserniederschlägen bei Westwinden. Grodno, das fruchtbarste Gouvernement, liefert Weizen und Früchte, die übrigen Theile des Landes liegen in der Zone des Korns und Flachses. Am unfruchtbarsten sind die Gouvernements Minsk, das seines sumpfigen Bodens wegen bekannt ist, Wilna und Witebsk. Letzteres ist besonders stiefmütterlich von der Natur behandelt worden. Boden und Bevölkerung sind arm; einen traurigen Anblick gewähren die jämmerlichen, unsauberen Hütten und die elenden, verkümmerten Gestalten der Bewohner. Ausgedehnte Wälder findet man in Lithauen und im nördlichen Polen. Der Belowiäſcher Wald im Gouvernement Grodno ist 250 Quadratwerst groß. Reine Nadelwälder kommen hier seltener vor, der Baumwuchs ist gemischt. Man hat bis 100 verschiedene Laubholzgattungen, unter welchen Birken, Linden, Eschen, Ahorn, Ebereschen, wilde Apfelbäume und Eichen die hauptsächlichsten sind. In den südlichen Theilen Polens ist die Buche vorherrschend.

Die Hauptmasse der Bewohner der Weichselgegenden bilden die Polen. Das russische Element ist überwiegend in den Gouvernements Witebsk, Grodno und Ljublin; die Samogitier oder Schmuden, ein Volk lithauischen Stammes, findet man vor Allem im Gouvernement Kowno. Einen beträchtlichen Bruchtheil der Bevölkerung bilden die Juden, welche in den Städten und Flecken über das ganze Land vertheilt sich vorfinden.

Außer diesen hat man noch im früheren Königreich Polen zahlreiche deutsche Kolonisten. Die Hauptbeschäftigung der Polen ist der Ackerbau. Derselbe wird besonders gedeihlich in den Gouvernements Kowno und Grodno sowie im südlichen Polen betrieben, dagegen weniger stark die Viehwirthschaft. Man züchtet meist Hornvieh aus Schleswig und Schafe aus Sachsen. Letztere liefern den nicht unbedeutenden Tuchfabriken die Wolle. Das Pferdegestüt bei Janowo im Gouvernement Ljublin ist weit und breit berühmt. In den nördlichen Theilen des Landes schenkt man der Bienenzucht eine große Aufmerksamkeit und der Honig aus diesen Gegenden ist, seines besonderen Aromas nach Lindenblüten wegen, sehr beliebt. Die Industrie findet ihre Vertretung in den Metallwaaren- und Rübenzuckerfabriken von Kjelze, in den Tuch-, Seiden- und Baumwollenwaarenfabriken der Gouvernements Warschau und Piotrkow, wo auch Leder- und Töpferwaaren, Equipagen, Teppiche u. s. w. fabrizirt werden. Auch im Gouvernement Grodno, in der Nähe des hübschen,

vormals deutschen Städtchens Bjelostok, trifft man großartige Tuchfabriken. Ein Industriezweig ist es jedoch vor Allem, welcher in den Gouvernements Westrußlands weit verbreitet ist, die Branntweinbrennerei. Fast auf allen bedeutenden Gütern findet man Brennereien, in den Städten und Flecken aber Bierbrauereien und Methfabriken.

Fast aller Handel in diesen Ländern ist nach und nach durch die Sorglosigkeit sowie durch den Mangel an spekulativem Geist und regem Fleiß der Bewohner in die Hände der Juden übergegangen. Sonnabends, am „Schabbes", sind fast alle Läden und Magazine geschlossen und es ist geradezu unmöglich auf dem Lande und selbst in den Städten, einige wenige Hauptstädte vielleicht ausgenommen, irgend welche Einkäufe machen zu können. Die Hauptpunkte des Handels sind in diesen Provinzen Kalisch, Kowno, Grodno, Wilna und Warschau.

Die volkreichsten Städte sind Warschau mit 266,000, Wilna mit 64,000, Lods mit 39,000, Kowno mit 33,000 und Witebsk ebenso wie Dünaburg und Grodno mit etwa 31,000 Einwohnern; Ljublin zählt 26,000, Brest-Litowsk 22,000, Plotzk 22,000 und Kalisch und Bjelostok je 17,000 Einwohner.

Das frühere Polen bestand aus dem eigentlichen Königreiche Polen, dem Großherzogthum Lithauen und dem Lehnsherzogthum Kurland und theilte sich in 3 große Provinzen: Groß- und Kleinpolen und Lithauen. Großpolen begriff hauptsächlich den westlichen Theil des Reiches, mit den Woiwodschaften Posen, Kalisch, Sieracz, Lenczyc, Brzesc, Inowraclaw, Plotzk, Mosovien, Rawa, Gnesen und den Freiländern Wielum und Dobrczyn. Zu Großpolen gehörte auch das Herzogthum Preußen (das jetzige Westpreußen) mit den Woiwodschaften Kleinpommern oder Pomerellen, Kulm und Marienburg, Ermeland, sowie den freien Städten Danzig und Thorn. Kleinpolen bildete mehr den östlichen und theilweise den südlichen Theil und bestand aus den Woiwodschaften Krakau, Sandomir, Ljublin, Podolachien, Podolien, Bracclaw, Kiew, Rothrußland, das Land Halicz und das Freiland Chelm. Zu Lithauen gehörten die Woiwodschaften Wilna, Troki, Brzesc-Litewski, Nowgorodek oder Schwarzrußland, Minsk, Miecislaw, Witebsk, Smolensk, Polozk (die 5 letzteren Woiwodschaften hießen das lithauische Weißrußland), Polnisch-Livland und das Herzogthum Kurland und Samogitien.

Erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts wurde Lithauen, später als alle anderen europäischen Länder, zum Christenthum bekehrt und mit dem Königreich Polen vereinigt. Im 15. und 16. Jahrhundert war Polen unter den Jagelonen ein mächtiger, dem Deutschen Orden wie Rußland gleich gefährlicher Staat. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts starben die Jagelonen aus und Polen wurde ein Wahlreich; es war dies der erste Schritt zu dessen Verfall. Zwar glänzen in seiner Geschichte noch Namen wie der Johann Sobiesky's, jedoch die fortdauernden Wahlstreitigkeiten und Unruhen, der Wechsel zwischen Republik und Königreich führten das Land schnell seinem Untergange entgegen. Genügte doch eine Stimme, das berüchtigt gewordene Veto: „ne poswoljäm!" d. h. „ich erlaube es nicht", irgend eines unbedeutenden adeligen Schliächtitsch (Einhöfner), die wichtigsten Beschlüsse des ganzen Reichstags

umzustoßen und ungiltig zu machen. Hierzu kam noch der Streit zwischen der Landeskirche, der römisch-katholischen, und den Dissidenten. Die benachbarten Mächte Rußland, Oesterreich und Preußen, von den polnischen Parteien mehrfach um Hülfe angerufen, waren dieser ewigen Unruhen müde und beschlossen, denselben durch eine Theilung des Landes ein Ende zu machen. Der ersten Theilung im Jahre 1772 folgte 1793 eine zweite und 1795 eine dritte, durch welche das polnische Reich als selbständiger Staat aus der Geschichte verschwand. Ueber fünf Sechstel von Polen kamen so nach und nach unter russische Herrschaft.

Am 22. Oktober 1794 lagerte das russische Heer sturmbereit unter dem General Ssuwórow vor Praga, der befestigten Vorstadt Warschau's. Bei dem im Frühling desselben Jahres gegen die Fremdmächte ausgebrochenen polnischen Aufstande war die Hauptstadt mittels Handstreiches den Russen entrissen worden.

Um sieben Uhr Abends wurde den Soldaten der Befehl des Feldherrn vorgelesen, er war kurz und energisch, sein Hauptinhalt folgender:

Der General Graf Alexander Wassiljewitsch Ssuwórow befiehlt:

1. Die Retranchements von Praga durch Sturm einzunehmen.
2. Ohne ein Wort zu reden noch zu schießen wird vorwärts gegangen.
3. Vor den Werken wird mit einem kräftigen „Hurrah" zum Sturm geschritten.
4. Am Graben — rasch die Faschinen hinein, selbst nach, Leitern an die Wälle, die Freiwilligen zielen auf die Köpfe der Feinde. Ohne Aufenthalt, immer vorwärts. Wo die Leitern zu kurz, klettert einer auf den Andern, ein Zweiter, ein Dritter; das Bajonnet nicht vergessen! Die Kugel ist eine Närrin, das Bajonnet ein braver Bursche! (Ssuwórow's Lieblingsausdruck).
5. Keine Zeit mit Schießen verlieren, mit dem Bajonnet arbeiten, auf echt russische Weise. Nicht vom Vorgesetzten weichen. Ueberallhin Front.
6. Nicht in die Häuser laufen, in Reih und Glied bleiben, den um sein Leben bittenden Feind schonen, den Wehrlosen nicht tödten: kein Krieg gegen Weiber!
7. Wer von uns fällt — dem das Himmelreich — Ruhm ihm und Ehre in Ewigkeit!

Es war eine dunkle, kalte Nacht. Um drei Uhr des Morgens brachen die Truppen im tiefsten Schweigen auf. Sie waren schon dicht vor den Werken, als sie vom Feinde bemerkt wurden. Die erschrockenen Schildwachen feuerten Signalschüsse ab, welche die Besatzung zu den Waffen rief. Unter einem Hagel von Kugeln, Kartätschen und Granaten drangen die Russen vor, ohne auf die feindlichen Schüsse zu antworten, dann erschallte plötzlich ein lautes „Hurrah!" Die ersten Werke waren genommen.

Nun begann ein furchtbares Blutbad; die Polen kämpften wie Löwen, was konnten sie aber wol gegen die nordischen Bären unter der Führung eines Ssuworow ausrichten!

Zwölf Stunden lang währte der Kampf, zwölf Stunden lang floß das Blut, endlich war Praga genommen. Eine mit dem Ostwind rasch sich weiter verbreitende Feuersbrunst verzehrte die Stadt.

Entſetzen bemächtigte ſich der Polen. Da näherten ſich vom anderen Ufer, auf dem Warſchau liegt, zwei Boote mit weißen Flaggen; die Hauptſtadt ergab ſich dem Sieger. Sſuwórow ſagte den Deputirten:

„Mit Polen ſelbſt führen wir keinen Krieg; ich bin kein Miniſter, ſondern ein Soldat, Rebellen werfe ich nieder.“

So ergab ſich Warſchau am 29. Oktober ohne Schwertſtreich.

Der Bericht Sſuwórow's an die Kaiſerin Katharina II. lautete: „Hurrah, Praga, Sſuwórow!“

Katharinens Antwort, ebenſo kurz, lautete:

„Bravo, Herr Feldmarſchall!“

Von den polniſchen Truppen fielen 13,000 Mann, 200 ertranken in der Weichſel und 14,000 wurden gefangen genommen.

Unter Napoleon wurde 1807 aus Preußiſch-Polen das Herzogthum Warſchau gebildet, deſſen Oberhaupt der König von Sachſen wurde. Dieſes Land, anfänglich 1766 □Meilen groß mit 2 Millionen Einwohnern, wurde nach dem für Oeſterreich unglücklichen Kriege von 1809 um 900 □Meilen mit mehr als 1 Million Einwohnern vergrößert. Nach der Niederlage Napoleon's hielten die Ruſſen das Herzogthum ſo lange beſetzt, bis der Wiener Kongreß im Mai 1815 feſte Beſtimmungen über ſein künftiges Schickſal gab. Da Preußen die Hälfte von Sachſen erhielt, ſo mußte es auf den größeren Theil ſeiner früheren polniſchen Beſitzungen verzichten. Es behielt den kulmiſchen und michelauſchen Kreis, die Gebiete von Thorn, Danzig, Poſen u. ſ. w. Der Tarnopoler Kreis, welcher infolge des Wiener Friedens an Rußland gekommen war, und der Diſtrikt auf dem rechten Weichſelufer wurden an Oeſterreich zurückgegeben. Da keine Einigung über den Beſitz der Stadt Krakau zu Stande kam, ſo wurde ſie mit einem Gebiete von $23\frac{1}{2}$ □Meilen für einen Freiſtaat erklärt, deſſen Beſtand Preußen, Rußland und Oeſterreich garantirten. Aus dem Uebrigen bildete der Kaiſer Alexander I. das Königreich (Zarthum) Polen, welches zwar als ein Beſtandtheil des Ruſſiſchen Reiches betrachtet wurde, aber eine geſonderte Verwaltung und am 27. Nov. 1815 eine eigene Verfaſſung erhielt, welche den Adel auf Koſten des Bürger- und Bauernſtandes bedeutend bevorzugte.

Das Königreich, welches auf 2293 □Meilen $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner zählte, wurde im Namen des Kaiſers von einem Vizekönig regiert; es ſtellte ein eigenes Heer, welches 50,000 Mann ſtark war und von dem Großfürſten Konſtantin als Generaliſſimus befehligt wurde. Der Kaiſer Alexander bemühte ſich, die Zuneigung des polniſchen Volkes zu gewinnen, wodurch im Laufe der Zeit und unter der tüchtigen Finanzverwaltung des Fürſten Lubetzki der Wohlſtand des Landes bedeutend gehoben wurde. Die beſonnenen Polen wünſchten die materielle und geiſtige Entwicklung des Landes weiter gefördert zu wiſſen. Die Enthuſiaſten, welche für ein unabhängiges Reich ſchwärmten, glaubten, nachdem in Frankreich die Julirevolution 1830 Karl X. vertrieben und eine neue Regierung eingeſetzt hatte, an derſelben eine Stütze zu finden und mit einer Hand voll Studenten und Unterleutnants eine Revolution durchführen zu können. Alles, was ihnen Kaiſer Alexander früher gewährt,

hielten sie für nichts gegen das, was sie in ihren tollkühnen Phantasien zu erringen hofften. Als reine Gefühls-Politiker, wie sie es von je gewesen und noch heute sind, hielten sie es für möglich, den drei großen Nachbarstaaten mit Erfolg Schach zu bieten. Am 29. Nov. 1830 brach die Empörung aus.

Die Anfangs errungenen Erfolge entflammten den Enthusiasmus noch höher, selbst besonnenere Männer schlossen sich dem Aufstande an. Der 60jährige General Chlopitzky wurde Oberbefehlshaber und Diktator, die polnischen Regimenter in Warschau gingen zu den Insurgenten über. Da überschritt der russische Feldmarschall Diebitsch die Grenze; am 25 Februar 1831 kam es zur Schlacht bei Grochow. Die Polen wurden geschlagen und der schwer verwundete Chlopitzky legte den Oberbefehl nieder. An seine Stelle trat Skrzynetzky, welcher, trotz der in den Reihen der beiden Armeen wüthenden Cholera, das polnische Heer auf 68,000 Mann Infanterie, 13,500 Mann Kavallerie mit 145 Kanonen brachte und ein Freicorps von 500 Mann organisirte. Der General Uminsky mußte mit 16,000 Mann und 20 Kanonen Diebitsch gegenüber stehen bleiben, während Skrzynetzky die russischen Garden überraschen wollte. Diebitsch folgte aber mit seiner Hauptmacht dem Gros der polnischen Armee und schlug dieselbe am 26. Mai 1831 in der mörderischen Schlacht bei Ostrolenka, worauf sich die Polen nach Praga zurückzogen.

Nachdem am 10. Juni Diebitsch der Cholera erlegen war, trat an seine Stelle der wenig befähigte General Toll. Am 14. führte Skrzynetzky seine Armee in Eilmärschen von Warschau nach Siedlce, um den General Kreutz, der nach Lithauen marschiren wollte, zu schlagen. Allein das Kreutz'sche Corps entging dem ihm zugedachten Ueberfall und auf die falsche Nachricht, daß Toll mit dem Gros seiner Armee gegen Warschau vordringe und Skrzynetzky nach der Hauptstadt zurück eile, zog sich auch der im südlichen Polen operirende General Jankowsky schleunig dorthin, wodurch die mehrfach bedrängte Lage der Russen sich besserte.

Dwernitzky hatte mit 6000 Mann in Wolhynien einige Erfolge errungen, mußte aber bald dem russischen General Graf Rüdiger weichen und am 27. April auf österreichisches Gebiet übertreten, wo er entwaffnet und gefangen gehalten wurde. Nicht besser erging es im Norden, in Samogitien und Lithauen, dem General Gielgud, mit 12,000 Mann. Er vergeudete seine beste Zeit in Unthätigkeit und konnte Wilna, das unterdeß verstärkt worden war, nicht nehmen. Er entschloß sich, von den Russen hart bedrängt, am 12. Juli bei Memel über die preußische Grenze zu gehen und die Waffen zu strecken. Im Augenblick des Uebergangs aber wurde er von einem seiner eigenen Offiziere unter dem Rufe: „Stirb, Verräther!" erschossen. Heldenmüthiger handelte sein Untergebener, der General Dembinsky. Er führte ein 4000 Mann starkes Corps von den äußersten Grenzen Samogitiens durch Lithauen, indem er den größeren russischen Corps auswich, und gelangte unter fortwährenden Kämpfen glücklich nach Warschau.

An die Stelle des General Toll war unterdeß der Graf Paskéwitsch-Eriwansky getreten, der sich durch seine Kriegsführung in Persien und Kleinasien ausgezeichnet hatte. Mit gewohnter Energie leitete er die Operationen

und bald standen die russischen Armeen vor Warschau's Thoren, wo jetzt der General Krukowietzky kommandirte. Paskewitsch stürmte am 6. und 7. September die Stadt. Die Polen kämpften wie gewöhnlich heldenmüthig, doch unterlagen sie. Am 8. September 1831 zog das siegreiche russische Heer wieder in Warschau ein, aus welchem es sich am 30. November 1830 zurückgezogen hatte.

Der vielfach angezweifelte Ausruf Kosziusko's: „Finis Poloniae!" konnte hier mit Recht zum zweiten Male ertönen.

Der Feldmarschall Fürst Paskewitsch wurde Statthalter von Polen und residirte in Warschau.

Im Jahre 1846 brach ein anderer Polenaufstand in Posen und Galizien aus, der mit der Verhaftung des Bandenchefs Mieroslawsky und der Einverleibung der früheren Republik Krakau in Oesterreich endigte.

Die bedeutendste That des jetzt regierenden Kaisers Alexander II., zu der nicht weniger Muth als Einsicht und guter Wille gehörte, ist unzweifelhaft die Aufhebung der Leibeigenschaft. Der edle Herrscher ging selbst seinem Adel mit gutem Beispiele voran, indem er alle Leibeigenen des kaiserlichen Hauses für frei erklärte und ihnen die von ihnen bebauten Güter unentgeltlich überließ. Sein Manifest vom 17. März 1861 legte nach allen Seiten sein Verfahren klar dar. Mitten in dieser Reformbewegung brach ein neuer Aufstand unter den Polen aus, obgleich denselben bedeutende Erleichterungen zu Theil geworden und andere zugesagt waren.

Doch Rußland mochte für Polen thun was es wollte, es fand bei den Polen keine Anerkennung. Man dachte an nichts Anderes als an die Herstellung des unabhängigen alten Königreichs, sogar in einer Ausdehnung, wie es vor 1772 bestanden hatte. Die hauptsächlichsten Anhänger der Bewegung waren vor Allem die durch die katholische Geistlichkeit fanatisirten Polinnen aller Stände, die studirende Jugend und fast Alles, was einen polnischen adeligen Namen trug. Lange schon gährte es im Stillen in Stadt und Land, und weil der milde Kaiser aufs Sehnlichste durch Güte sein Volk sich geneigt machen und durch Frieden beglücken wollte, hielt das verblendete Volk diese Langmuth für Schwäche. Wer nicht das leichtfertige, bethörte Volk kennt, kann es wahrlich nicht begreifen, wie man es nur für möglich halten konnte, ohne Geld, ohne Armee, ohne sonstige Mittel an das Gelingen eines Aufstandes gegen ein so mächtiges Reich, wie das russische, zu denken.

Ein russisches Sprüchwort sagt: „Von einem Funken ist ganz Moskau abgebrannt"; das mögen auch die verblendeten Polen damals, wiewol zu ihrem Schaden, gedacht haben.

Der „landwirthschaftliche Verein" wurde für politische Zwecke ausgebeutet, alle Polen und Polinnen zeigten sich überall nur in Trauerfarben. Andersgekleidete durften es in Warschau, Wilna und anderen Städten nicht wagen, sich auf den Straßen zu zeigen, sie wurden verhöhnt, mit Scheidewasser begossen, angespuckt. Russische und deutsche Damen, die sich diesem Zwang nicht unterwerfen wollten, hatten in Polen und Lithauen empörende Beleidigungen zu erdulden. Die Regierung ließ es immer noch nicht an versöhnlichen Schritten fehlen. Der Priester Felinsky wurde zum Erzbischof von

Warschau erwählt, der Kaiser bewog seinen Bruder Konstantin, die Statthalterschaft Polens zu übernehmen. Vertrauungsvoll zog dieser in die Stadt ein, wo bereits eine Kugel für ihn bestimmt war. Glücklicherweise schoß der fanatische Proletarier dem Großfürsten, als er eben das Theater verließ, nur die Epaulette weg und verletzte ihn unbedeutend. Dies Alles zeigte zur Genüge, daß an Versöhnung mit den Polen nicht zu denken, zu einer friedlichen Lösung keine Möglichkeit vorhanden sei. Auch auf General Lüders und den Marquis Wielopolsky, wie auf viele andere russische Offiziere und Beamten, wurden Mordversuche ausgeführt.

Die im Januar 1863 vorgenommene Rekrutirung gab den Anstoß zum offenen Ausbruch der Empörung. Die vor der Aushebung geflohenen Scharen wurden in den Wäldern organisirt und überfielen auf verschiedenen Punkten des Landes die russischen Truppen. Zugleich konstituirte sich eine geheime provisorische Nationalregierung, welche das Volk zu den Waffen rief, Befehle ertheilte und Zwangssteuern erhob. Auch setzte man sogenannte Hängegensdarmen ein, welche die scheußlichsten Greuelthaten ausübten, und das Alles im Namen der Vaterlandsliebe. In den Wäldern traten überall im Lande Banden unter der Leitung von jungen Edelleuten zusammen; der Franzose Rochebrune und der Pole Langiewicz waren die bekanntesten unter diesen. Auch eine Menge Offiziere polnischer Herkunft verließen den russischen Dienst, gingen zu den Insurgenten über und wurden Bandenführer. Der aus den Jahren 1848 und 49 berüchtigte Mieroslawsky wurde zum Diktator ernannt. Der Abenteurer spielte aber eine klägliche Rolle; gleich beim ersten Zusammenstoß mit den Russen wurde er geschlagen und floh nach Preußen. Als dann der energische General Berg die Statthalterschaft in Polen antrat, nahm der Bandenkrieg in den polnischen Wäldern bald ein Ende; noch energischer verfuhr der, wenn auch gerechte, aber unerbittlich strenge alte General Murawiew in Lithauen, wo binnen Kurzem die Ruhe wieder hergestellt wurde; freilich bezahlten eine große Menge Personen aller Klassen ihr wahnsinniges Unternehmen mit Leben, Freiheit oder Verbannung. Nach diesem letzten Aufstande ist auch das Zárthum Polen eine russische Provinz — und das „Finis Poloniae“ zur Wahrheit geworden.

Wie unheilvoll diese letzte Insurrektion den Deutschen in Polen geworden, zeigen die Mittheilungen eines jetzt in Berlin ansässigen geachteten Baumeisters, des Herrn Friedrich Schäfer, der sich zu jener Zeit in Warschau befand, wo er Besitzer mehrerer schöner Häuser war, Wasserleitung und Gasanstalt erbaut hatte und zu den hervorragendsten Industriellen der Stadt gehörte. Er sagt: „Durch Alles, was den Winter und Frühling 1862 hindurch vorgegangen, war mir der Aufenthalt in Warschau mehr wie unerträglich. Die Regierung hatte nach langer Milde und Nachsicht angefangen ernstere Maßregeln zu treffen, den beginnenden Unordnungen ein Ende zu setzen. Wir Ausländer waren darüber herzlich froh, denn die Erpressungen, die man zu erdulden hatte, die Prozessionen und der Gesang aufrührerischer Lieder, die Hetzereien und Verfolgungen waren uns schon längst ein Greuel. Doch hatten die Regierungsmaßregeln damals nur die Folge, das exaltirte Volk noch mehr zu reizen.

Polnische Insurgenten.

Unsere Lage ward dadurch noch schlimmer. Denunzianten und Hängegensdarmen trieben ihr böses Wesen. Niemand war seines Lebens sicher; es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß, selbst unter unseren Bekannten, ein polnisch erzogener Sohn sich von seinen deutschen Eltern lossagte und zu den Insurgenten in die Wälder — do liässa — ging. Unsere Kinder durften in den Schulen nicht mehr deutsch sprechen, man verhöhnte und beschimpfte sie, nicht etwa die Mitschüler allein, sondern oft auch die Lehrer. Ich entschloß mich kurz und schickte meinen Sohn fort nach Berlin, mir vorbehaltend, so rasch wie möglich mein Besitzthum wenn auch mit großem Verluste zu veräußern, und dann zu folgen. Die Sachen wurden unterdeß immer schlimmer. Als ich eines Tages nach Hause ging, wurde ich von einem jungen Polen in ganz elendem Nationalkostüm angeredet. Er war so freundlich, mir den guten Rath zu geben, mich so rasch wie möglich aus dem Staube zu machen, denn das National-Comité, zu dem auch er gehöre, habe beschlossen, alle Deutschen aus dem Lande zu treiben und deren Vermögen einzuziehen, welches, ihrer Ansicht nach, unrechtmäßig erworben. Sollte ich dieser Aufforderung nicht nachkommen, so würde ich wol nächstens am ersten besten Balken meines Hauses aufgehängt gefunden werden. Zum Beweise zeigte er mir eine lange Liste, auf der ich auch meinen Namen notirt fand. Er selbst habe Mitleid mit mir gefühlt und warne mich nun, erwarte aber dafür von mir eine anständige Belohnung. Obgleich es zu damaliger Zeit nicht recht klug war, so vertrieb ich den Herrn doch auf eine sehr energische Weise und bewaffnete dann meine deutschen Arbeiter mit Brechstangen, Piken und Aexten. Die Sache wurde allgemein bekannt und kein Hängegensdarm noch sonst Jemand ließ sich sehen. Da ich jedoch bei meinen Ausgängen stets befürchten mußte überfallen zu werden, wie dergleichen ja nicht selten stattfand, meine Familie aber meinetwegen stets in Todesangst schwebte, so beschloß ich denn, lieber jeden Verlust zu erleiden, um nur schnell aus diesem Lande zu kommen. Unterdeß wurde noch eine weitere Nichtswürdigkeit an mir begangen, deren Möglichkeit mir noch heute ebenso unbegreiflich ist, wie sie dem geneigten Leser erscheinen mag. Es war nämlich auf eins meiner Häuser, ohne daß ich das Geringste davon wußte, eine Schuld von 12,000 Rubel eingetragen worden. Man hatte dem Darleiher, eine alte Dame, mein Haus als das zu belastende gezeigt und diesen echten Gaunerstreich ausgeführt, ohne daß ich Etwas davon erfuhr. Später strengte ich vom Auslande aus deshalb einen Prozeß an, und die alte Dame, die um ihr Geld gekommen, ist darüber gestorben. Ich konnte, nachdem ich das Land verlassen, bis heute mit dieser Angelegenheit nicht ins Reine kommen, da die Schuldigen, ein paar polnische Schreiber und Winkeladvokaten, verschwunden und die Sache so verwickelt geworden, daß das Ende nicht abzusehen ist. Als dann meinem Nachbar, einem deutschen Bäcker, der seinem halberwachsenen Sohne nicht erlauben wollte, an den Exzessen der Gymnasiasten Theil zu nehmen noch die polnische Nationaltracht zu tragen, der Laden geplündert und er selbst mißhandelt wurde; einem anderen Deutschen, einem Konditor, die Fenster eingeworfen und gegen dessen Frau und Kinder Thätlichkeiten begangen wurden, bis Militär anrückte und Ruhe schaffte, verschleuderte

ich rasch mein Hab und Gut einem spekulativen Juden für einen Spottpreis, und fuhr, körperlich und geistig krank, mit meiner Frau in einem Miethwagen bis an die nächste Eisenbahnstation, wo ich den ins Ausland gehenden Zug benutzte und erst wieder frei aufathmete, als ich jenseits der polnischen Grenze war.

Der Wisent (Bison europaeus).

Im Gouvernement Grodno, unweit des Städtchens Bjelostok, liegt der 7 M. lange und 6 M. breite Urwald von Bialowicza, das einzige Ueberbleibsel jener endlosen, undurchdringlichen lithauischen Wälder der vorchristlichen Zeit. An Fruchtbarkeit des Bodens und Verschiedenheit seiner Baumarten hat derselbe nicht seines Gleichen im ganzen Lande. Wie gewaltig auch der Eindruck ist, den einzelne wilde, düstere Theile des Waldes auf den Besucher desselben

machen, so angenehm fühlt sich dieser wieder überrascht, wenn er, eine in frischem Grün prangende Waldwiese überschreitend, sich in einem reizenden Park zu befinden glaubt, wie derselbe nicht schöner auf dem prachtvollen Landsitz irgend eines englischen oder schottischen Lords zu finden ist. Einen besonders reizenden Eindruck machen die Häuser der Förster und Waldhüter, die, von kolossalen hundertjährigen Linden beschattet, einen gar traulichen Aufenthalt gewähren und so recht den Stoff zu einer Idylle liefern könnten. Zur Zeit der Blüte ist der Duft, den diese Linden ringsum verbreiten, so stark, daß man daran gewöhnt sein muß, um ihn zu ertragen. Bienenschwärme in unendlicher Menge suchen sich hier ihre süße Beute, die in Fülle vorhanden, und kennen merkwürdigerweise gar bald die Bewohner des Forsthauses, denen sie kein Leid zufügen. Auch dem Bauer aus einem der Walddörfer thun sie nichts; ein Fremder aber hat sich vor ihnen zu hüten und thut wohl daran, ihnen vorsichtig aus dem Wege zu gehen.

Stellenweise finden sich im Walde auch Sümpfe, in welchen vorzugsweise alte Eber hausen, die bekanntlich selbst die Thiere ihrer Gattung meiden und stets einzeln herumstreifen. Nur im Winter, wenn Alles gefroren, kann man hier tiefer eindringen. — Im Urwalde von Bialowicza wird auch der früher in ganz Mitteleuropa verbreitete Wisent (Bison europaeus) allein noch gehegt. Man nennt das hier lebende Thier aus Unkenntniß fälschlich auch wol Auerochs, doch ist der eigentliche Auerochs (Bos primigenius) seit Langem schon gänzlich ausgestorben. Die Zahl der hier gehegten Wisente soll jetzt nur noch 8—900 betragen, da sie während der polnischen Revolution von den Insurgenten in großer Menge getödtet wurden. Die Förster haben das Heu der Waldwiesen für den Winter zu sammeln und an bestimmten Stellen auszuschütten, damit die Thiere auch im Winter ihr Futter finden. Im Ganzen ist dieses mächtige, kolossale Thier sehr friedfertig, es weicht dem Menschen aus und greift denselben nur an, wenn es gereizt oder verwundet ist. Der Vorderkörper des Wisent ist viel höher und voller als sein Hintertheil, sein Kopf kurz, die Stirn stark entwickelt und rund, sein Hals dick, das Auge schrecklich schön und blutunterlaufen, wenn das Thier gereizt ist. Mit dichtem braunschwarzen Haar bedeckt, das an Brust und Kinn lang herabhängt, ist sein Fell im Sommer glänzend, im Winter rauh und struppig.

Der Wisent liebt die feuchten, dicht verwachsenen, überhaupt möglichst verborgenen Waldpartien; die hohen trockenen Plätze sucht er nur im Winter auf. Er verläßt den Wald nie; selten nur läßt er sich am Rande einer Waldwiese zwischen den Bäumen sehen. Einige Thiere sind den Forstleuten durch ihre wunderlichen Launen bekannt. Einer der Ochsen pflegte nahe an dem durch den Wald führenden Fahrwege sich aufzuhalten und jedem Wagen mit Heu so lange den Weg zu vertreten, bis man ihm einen gewissen Tribut an Heu hingeworfen hatte. Zeigte man ihm die Peitsche, so stampfte er die Erde mit dem Huf, und drohte mit den Hörnern. Ein Bauer, der seinem Verlangen nicht nachgeben wollte, wurde von ihm nebst dem Schlitten in den Graben geschleudert, das Pferd so schwer verletzt, daß es krepirte. Der Wisent besitzt eine riesenhafte Kraft, ein Glück, daß er sie nur im Kampf gegen andere Thiere

seiner Gattung gebraucht, sonst aber friedlicher Natur ist. Nicht selten brechen solche Kämpfer einander die Hörner, spießen sich gegenseitig oder stechen sich ein Auge aus; dann ist der Tod gewöhnlich das Ende des Kampfes.

Die alten Wisente sondern sich ebenfalls wie die alten Eber von der Herde ab und führen ein Einsiedlerleben.

Die Feinde des Wisent sind außer den Bremsen und Schmeißfliegen im Sommer der Wolf, der Bär und besonders der Luchs.

Die Wölfe wagen sich an den Wisent nur, wenn sie in Rudeln auftreten. Der Bär ist weniger gefährlich, da er dem Auerochsen im Einzelkampf gegenübersteht, aus welchem dieser meist als Sieger hervorgeht. Der Luchs aber wirft sich, in hohen, dichtbelaubten Bäumen versteckt, auf die jungen Kälber, die widerstandslos seine Beute werden.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wenden wir uns zur Charakterisirung der Bewohner Polens und beginnen mit der Schilderung der Gebräuche und Sitten der Lithauer und Samogitier (Schmuden). Manches aus dem alten Heidenthum hat sich bei diesen Volksstämmen erhalten, wie denn überhaupt bei denselben dem Aberglauben sehr gehuldigt wird. Bei den Taufen bringt jeder Gast nicht weniger als eine große halbe Flasche Branntwein als Spende dar, die Weiber Eierkuchen und ein Brot. Das bei dieser Gelegenheit von den Pathen gegebene Mahl wird durch besondere Gesänge eingeleitet. — Mutter und Kind werden in den ersten Tagen nach der Geburt des Säuglings Niemandem gezeigt, damit nicht etwa ein böses Auge ihnen Unheil bringe. Bei Eheschließungen kommt es in Lithauen vor, daß sich Braut und Bräutigam vorher nie gesehen haben. Nicht aus Zuneigung, sondern meist aus irgend welcher Berechnung pflegen die Ehen unter der Landbevölkerung geschlossen zu werden; bei den Samogitiern ist das Gegentheil der Fall.

Eigenthümlich sind in Lithauen einige Gebräuche bei Todesfällen. Wenn der Kranke dem Tode nahe ist, so achtet man sorgfältig darauf, daß sich keine Saatkörner im Hause befinden, da ja eine solche Aussaat nicht aufgehen und gedeihen würde. Ueber seinem Kopfe macht man eine Oeffnung in die Wand der Hütte, damit die Seele den Körper leichter verlassen und gen Himmel fahren könne. Am Grabe zählt man die Tugenden des Verstorbenen laut auf, während fleißig Branntwein herumgereicht wird. Dem jungen Mann geben die Samogitier seine Peitsche im Gürtel mit in das Grab, der Jungfrau einen Kranz auf den Kopf, Kindern Blumen. Bei Krankheitsfällen nimmt man gewöhnlich seine Zuflucht zu allerhand Hausmitteln, die meist aus Kräutern und Pflanzen bereitet werden, zu Bädern in den heißen Badestuben und zu Besprechungen. Alte Weiber, Schäfer und Hirten genießen vielfach den Ruf, durch wunderbare Kuren Heilungen erwirkt zu haben.

Große Religiosität läßt der Begegnungsgruß erkennen: „Niech będzie pochwaliony Jesus Christus!“ (Gelobt sei Jesus Christus!) mit der Antwort: „In Ewigkeit, Amen!“

Im Allgemeinen hängt das Volk sehr an seiner Heimat und verläßt diese nur selten. Nur die näher liegenden Städte: Wilna, Libau, Riga, Tilsit und Kowno, wohin sie ihr Getreide verkaufen, werden von den Landleuten besucht.

Die Kleidung der Männer ist im Ganzen sehr einfach; bei den Weibern jedoch, besonders in der Gegend von Wilkomir und Neu-Alexandrowsk, findet man oft reiche, buntfarbige Trachten. Hier tragen diese, selbst an Wochentagen, Röcke aus feiner, hellblauer Wolle, an Feiertagen oft sogar seidene. Ein Korset ohne Aermel aus Atlas und Sammt bedeckt den Oberkörper, silberne Kettchen schließen denselben vorn. Alle Bäuerinnen tragen hier Schuhe; selten nur sieht man ein barfüßiges Mädchen.

Die Wohnungen der Lithauer sind meist unsauber und ärmlich, oft ohne Schornsteine. Sie sind aus dicken, runden Balken gebaut, die Fenster meist nur kleine Löcher, das Dach aus Stroh. Wohlhabendere Bauern haben für ihre Gäste besondere Zimmer; in denselben steht ein sauberes Bett mit einem Pfühl und einigen Kissen; die Wand schmücken Heiligenbilder, unter welchen stets der heilige Georg, der Beschützer der Landwirthschaft, den Ehrenplatz einnimmt.

Im Gouvernement Kowno findet man noch viele jener verarmten adeligen Gutsbesitzer, deren ganzes Besitzthum oft nur in einem halbverfallenen Hause und einem Stückchen schlecht bebauten Landes besteht. Jeder dieser sogenannten „Schliächtitsch" lebt meist für sich und sieht seine Nachbarn nur selten. Ihre Häuser unterscheiden sich von denen der Bauern nur dadurch, daß sie etwas geräumiger sind, größere Fenster haben und von einem Fruchtgarten umgeben sind. Auch sieht man hier einige Nebengebäude, Viehställe, Tennen u. s. w. Ueberall aber sind Straßen und Wege unendlich schmuzig, bei Regenwetter kaum zu passiren. Das Leben eines solchen oft altadeligen, aber ganz heruntergekommenen, immer stolzen „Pans" ist ein höchst kümmerliches; die Töchter desselben gehen nicht selten ohne Strümpfe und selbst barfuß auf Feld und Wiese.

Den Zigeunern, diesen ruhelosen Wanderern Europa's, begegnen wir auch in Lithauen und Polen. Durch die Gesetze gezwungen, sich niederzulassen, ernähren sie sich und ihre zahlreichen Abkömmlinge durch Kesselflicken, Schmiedearbeit, oder durch irgend einen anderen zum Umherziehen passenden Erwerb. Viele von ihnen sind geschickte Pferdeärzte, Roßkämme und ebenso gewandte Pferdediebe. Die Weiber beschäftigen sich, hier wie überall, mit Wahrsagerei und Bettelei. Sehr beliebt ist auch das Umherziehen mit Bären, von denen sie selten weniger als fünf, oft sogar bis zwölf mit sich führen. Das Städtchen Somorgony ist der Hauptsitz der Tanzbärenabrichtung, und wird dasselbe deshalb im Volksmunde scherzhaft die Bärenakademie genannt. In den Dörfern ruft eine solche Zigeunerfamilie mit ihren Bären große Bewegung unter der Bevölkerung, und namentlich bei der lieben Jugend hervor. Die Bären (meist Mischka, Diminutiv von Michael, genannt) reiten auf Stöcken, tanzen, und werden durch Schreien, Gesang und Schläge zu den drolligsten Anstrengungen und Verdrehungen genöthigt. Reicht man dem Zigeuner einen Schnaps, so bekommt auch der Bär seinen Schluck. Die Bauern nehmen gern die Führer und Thiere bei sich auf, da sie glauben, daß sie ihrer Hütte Glück bringen und rheumatische Leiden vertreiben. Schmerzt irgend einem Alten der Rücken, so legt er sich auf den Boden und läßt den Bären über sich hin und her stampfen, überzeugt, dies sei das beste Mittel gegen seine Schmerzen. Obgleich die Zigeuner getauft sind, so beobachten sie doch fast nie die kirchlichen Satzungen,

sondern hängen fest an ihren alten heidnischen Ceremonien. Dahingegen sind die verschrienen Zigeuner fast durchgängig gute Familienväter; auch verletzen sie nie die Achtung gegen ihre Eltern oder gegen alte Leute.

In den meisten europäischen Ländern unterscheiden sich die Juden weder durch Trachten, Gebräuche noch durch Lebensweise von der christlichen Bevölkerung. In Polen dagegen haben sie nicht allein vollkommen das Typische ihrer Rasse beibehalten, sondern bilden auch den schroffsten Gegensatz zu den übrigen Bewohnern des Landes. Im westlichen Theile Rußlands, überall wo sie nur ansässig, ist Alles von ihnen abhängig, vom ärmsten Bauer bis zum stolzesten Magnaten. Sie allein besitzen Geld und Kredit, ihnen ist Alles im Lande verschuldet; ohne ihre Vermittelung kommt kein Kauf oder Verkauf, selbst zwischen Brüdern zu Stande, sie kaufen das Korn noch auf dem Halme, machen Vorschüsse auf die Ernte und das ungeborene Kalb. Verachtet, verhöhnt und auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft stehend, sind sie doch die Herren und — Blutegel des Landes!

Polnische Juden.

Die Physiognomie des polnischen Juden hat noch vollkommen das Gepräge seiner morgenländischen Herkunft beibehalten. Scharf markirte, meist regelmäßige Züge, eine stark hervortretende Adlernase, große schwarze, glänzende und ausdrucksvolle Augen, bleiche oder gelbliche Gesichtsfarbe und dunkeles oder röthliches Haar lassen leicht den Juden erkennen. Die Weiber derselben sind trotz ihres Schmuzes — denn selten sieht man eine Jüdin, deren beschmuzte

Kleider und Strümpfe nicht in Fetzen herabhingen — oft wunderschön und besitzen eine solche Vorliebe für Schmucksachen, daß selbst das schmierigste, häßlichste, zerlumpteste alte Weib immer irgend eine große werthvolle goldene Münze, perlen- oder diamantverzierte Ohrgehänge oder Stirnbänder trägt. Sobald ein Mädchen Frau wird, schert man ihr unerbittlich das schöne, oft blauschwarze Haar und setzt ihr auf den kahlen Kopf eine Haarperrücke, die mit einer häßlichen, edelsteingeschmückten Haube bedeckt wird. Das Tragen der Stirnlocken, der sogenannten Péissi, hat die Regierung den Männern verboten, ihren langen, glänzenden Lastingrock oder Kaftan haben sie aber noch beibehalten, während sie an Stelle der Kniehosen, Strümpfe und Schuhe in neuerer Zeit auch hohe Stiefeln tragen. Die jüngere Generation fängt ein wenig an von der Kultur beleckt zu werden, namentlich in den größeren Städten, wie Warschau und Wilna; doch halten ihre strengen religiösen Gebräuche sie noch in den fast unlöslichen Banden eines finsteren Aberglaubens, von dem sich bisher weder Reich noch Arm losmachen kann.

Ebenso unsauber, wie in ihren Kleidern, sind sie auch in ihren Häusern. In einem Zimmer wohnen nicht selten drei, vier und mehr Familien; ein Bett ist oft für Niemand da; Kinder haben zuweilen nicht einmal ein Kissen, den Kopf darauf zu legen, sondern schlafen irgendwo auf dem Fußboden, im Vorhause oder unter dem Dache. Kein Volk in Europa ißt so fabelhaft wenig, ist so mäßig wie diese Juden. Ein Arbeiter, Tapezierer, Schneider oder dergleichen, nimmt sich sein Essen auf die Arbeit mit — er darf ja, wenn er in das Haus eines Goj (Christen) geht, dort nichts essen, weil dessen Speisen tref und nicht koscher sind — und dieses Essen besteht meist in einer oder zwei Zwiebeln, einem harten Stück Brot und, wenn's hoch geht, noch in einem einzigen Stück Häring oder einem hartgekochten Ei. Eine große Vorliebe haben die Juden für Knoblauch und den widerlichen Schwarzkümmel, den sie auf ihr Brot streuen und dessen strenger Geruch sich auch der Umgebung mittheilt. Tritt man nur in das Zimmer eines Juden, so flutet Einem stets ein ekelerregender Geruch entgegen, der Einen zwingt, so rasch wie möglich das Gemach zu verlassen.

Epidemische Krankheiten sind nichts Seltenes bei dieser Lebensweise und nirgends wol sieht man so viele scheußliche Geschwüre, Wunden und Krankheiten, als gerade unter den ärmeren Bewohnern der volkreichen Judennester Berditschew, Menserschits u. s. w.

Eine weitere Ursache zu der oft jämmerlichen Erscheinung dieser Gestalten ist das vorzeitige Heirathen, dem die Regierung in den letzten Jahren, freilich gegen den Wunsch der orthodoxen Judenschaft und unter dem Geheul der fanatischen Weiber, ein Ende gemacht hat. Früher konnte man oft 10- bis 12jährige Ehegatten sehen; die Frau spielte mit der Puppe, der Mann besuchte die Schule. Eine Ehe zwischen einer 13jährigen Jüdin und einem 16jährigen Burschen war etwas ganz Gewöhnliches. Die Neuvermählten lebten meist, ehe sie selbst im Stande waren sich Etwas zu verdienen, mehrere Jahre bei den Eltern der Frau und dann bei denen des Mannes.

Von allen europäischen Staaten hat Rußland jetzt die größte jüdische Bevölkerung; ihre Zahl beträgt nicht weniger als $2^1/_2$ Millionen.

Der unter dem Namen Lechiten, Liächen oder Polen bekannte slavische Volksstamm, der in alten Zeiten die Gegenden zwischen den Flüssen Weichsel, Oder und Warthe bewohnte, verschmolz mit den verwandten Masuren oder Masowschanen und den Krakowiäken zu einem Ganzen, dem polnischen Volke.

Die Masuren, die einen Theil des Gouv. Plotzk bewohnen, zeichnen sich durch ihren hohen Wuchs und kräftigen Körperbau aus. Wie überhaupt alle Polen tragen auch sie nur einen lang herabhängenden Schnurrbart. Das Haupthaar ist über der Stirn kurz abgeschnitten, im Uebrigen aber lang. Die niedrige Mütze besteht aus schwarzem Schaffell und wird im Sommer durch eine weiße Tuchkappe oder einen Strohhut ersetzt. Als Hauptbekleidungsstück dient ein schwarzer, grauer oder weißer Sjukman (Kaftan), der an den Nähten mit verschiedenfarbigem Band besetzt ist. Das Hemd tragen die Masuren über den Beinkleidern; ein wollener Gürtel hält es zusammen. Des Sonntags gehen sie in Stiefeln, während der Woche dagegen meist barfuß. Die Weiber bekleiden sich mit einem kurzen Tuchkaftan, der die Form eines Jäckchens hat; auf dem Kopfe sitzt kokett eine eigenthümlich geformte Haube. Die Mädchen bedienen sich an Stelle der letzteren eines Kopftuches, unter welchem das Haar frei oder in Zöpfchen geflochten herabhängt.

Die Masuren sind ein muthiges, lebenslustiges, aber auch frommes Volk von sorgenlosem, offenherzigem Charakter. Nicht eben übertrieben arbeitsam, beschränken sie sich in ihren Arbeiten meist nur auf das Nothwendigste. Sie sind im Ganzen mäßig und nicht wählerisch in ihren Speisen. Ihr Lieblingstanz, die Masurka, ist in der ganzen Welt bekannt; doch versteht ihn kein anderes Volk mit der Energie, dem Feuer und der Grazie zu tanzen als diese Polen.

Die Krakowiäken, an den Ausläufern der Karpathen ansässig, zeichnen sich durch ihr reines Polnisch aus, sie reden immer langsam, bedächtig und laut. In ihrem Aeußern unterscheiden sie sich von den übrigen Polen durch ihr dunkles Haar, ihre frische, reine Gesichtsfarbe und ihre langen, bis auf die Schulter herabfallenden Haare. Sie rasiren sich vollkommen, sogar auch den Schnurrbart. Ihre sonntägliche Tracht ist äußerst originell. Die Mütze, meist in dunkler Farbe, oft aber auch roth, hat eine viereckige Form und ist unter dem Namen „Konföderatka" weit und breit bekannt geworden. Im Winter trägt man sie mit Schafpelz, im Sommer mit Bändern und Federn besetzt. Ueber dem weißen Hemde, das mit Bändern zugebunden wird, ziehen die Krakowiäken einen blauen, braunen oder weißen Kaftan mit stehendem Kragen und einem baschlikartigen Ueberwurf im Nacken. Ihr Gürtelriemen ist mit gelben Metallknöpfen, Ringen und anderen Zierrathen geschmückt. Die Hacken der Stiefeln sind mit Eisen besetzt, die beim Tanzen lebhaft aneinander geschlagen werden. An der Tracht der Weiber sind das Leibchen, unter welchem das bandverzierte Hemd hervorblickt, der Kragen und die Röcke charakteristisch. Letztere werden ziemlich kurz getragen und sind mit rothen Einsätzen verziert. Die verheiratheten Frauen bedecken den Kopf mit einem Tuche, einem Netz oder einer Haube. Die Mädchen durchflechten die Zöpfe mit farbigen Bändern; ein bunter Gürtel hebt vortheilhaft die schlanke Taille. Ihre Fußbekleidung besteht aus Stiefeln mit hohen, metallbeschlagenen Hacken.

Die Krakowiäken sind ein gesunder, nüchterner und aufgeweckter Menschenschlag; nie verlieren sie die Geistesgegenwart und sind bei weitem weniger abergläubisch als die übrigen polnischen Stämme. Sie sind rachsüchtig und verzeihen nicht leicht Beleidigungen, doch ist der Edelmuth ihrem Charakter nicht fremd. So erzählt man z. B. von einem Dorfältesten, der seinen Bauern, wo er nur konnte, das Leben sauer machte und, als natürliche Folge, dafür von Allen gehaßt wurde. Da brach eine Feuersbrunst im Dorfe aus und ergriff auch das Haus des Aeltesten. Die Bauern eilten ihm nicht zu Hülfe. Da trat ein junger Bursche, Jonek, den er besonders eifrig verfolgt hatte, hervor und sagte: „Brüder, kommt, laßt uns unserem Peiniger Hülfe leisten; möge er einsehen lernen, daß wir ächte Krakowiäken sind.“ Alle eilten auf diese Aufforderung herbei, retteten die Familie des Aeltesten aus den Flammen und brachten einen bedeutenden Theil seines Getreides in Sicherheit. Allen voran war Jonek. Am folgenden Tage ging der Aelteste hin und wirkte dem Jonek von der Behörde eine hübsche Belohnung aus, indem er derselben offen seine Schuld gegen Jonek bekannte. „Pane“, sagte ihm aber Jonek, „von einer Belohnung mag ich nichts wissen, in Zukunft aber hoffe ich, wirst Du uns ein nachsichtiger und guter Herr sei.“ Der Pole ist durch Güte leicht zu gewinnen und ist dann außerordentlich höflich; fragt man z. B. den ersten besten Bauern oder zerlumpten Burschen nach dem Wege und redet ihn wie gebräuchlich mit „Pane“ (Herr) an, so bezeichnet er bereitwillig den nächsten Weg und begleitet uns vielleicht noch selbst dahin. Auf ein unhöfliches Wort antwortet er hingegen gar nicht, oder blickt den Fragenden so böse an, daß dieser unwillkürlich genöthigt wird, höflicher zu sein. Leidenschaftlich, wie alle Polen, lieben die Krakowiäken den Tanz, besonders ihre nationale Weise, die „Krakowiäka“. Das Sprüchwort sagt: „Die Krakowiäken und die Kujawzen sind gute Burschen; sechs Tage arbeiten sie, den siebenten vertanzen sie in der Kneipe.“ Kujawzen heißen die Bewohner des nördlichen Theils des Gouvernements Warschau. Zu erwähnen sind noch die Sandomirer, die den Krakowiäken fast in Allem ähnlich sind, die Podljächen, ein Gemisch von Weißrussen und Polen, und die Kurpiki, ein Mischvolk von Masuren und Jatwiagen in Lithauen. Man rühmt die außerordentliche Geschicklichkeit dieser Letzteren im Schießen. Als einst König Stanislaus August die Woiwodschaften Plotzk und Augustowo besuchte, soll einer dieser Schützen auf eine Entfernung von 400 Schritt den Namenszug S. A. R. (Stanislaus Augustus Rex) mit der Kugelbüchse herausgeschossen haben.

Im Allgemeinen sind die Polen wie die Russen zum Aberglauben geneigt; sie glauben an Hausgeister (Domowoi), Waldgeister (Léschi), Nixen (Russalki), an Zauberei, Besprechung u. dergl. mehr.

Man erzählt, wie eine Hexe einen Allen sichtbaren Ort ausgewählt, eine Grube ausgegraben und sich gesetzt habe, um ein Gänseei auszubrüten. Als die bestürzten Bauern sie fragten, was da werden sollte, antwortete sie: „Ich schicke über Euch Hagel, so groß wie dieses Ei.“ Die Bauern beriethen, wie sie diesem abhelfen sollten. Sie brachten ihr dann Geschenke aller Art und thaten Alles, was die Hexe von ihnen verlangte. So besänftigten sie denn den Zorn der Alten und das Unwetter zog vorüber, ohne ihnen Schaden zu thun.

Aehnliche Erzählungen berichten die Landleute im besten Glauben und mit solcher Naivetät, daß man unwillkürlich den Kopf schütteln und darüber lächeln muß.

Den Teufel stellen sie gewöhnlich in sogenannter „deutscher Tracht", d. h. im Frack dar und glauben, daß dessen Lieblingsplatz auf einem alten Ofen sei; sie nennen ihn Schatan (Satan), Diabél u. s. w.

Im Volke ist eine Art Faustsage verbreitet, die vom Schliächtitsch Pan Twardowsky handelt, der sich dem Teufel verkauft hatte. Sie lautet:

„Pan Twardowsky war ein so flotter Schliächtitsch, wie man weit und breit keinen zweiten finden konnte, von guter Herkunft, muthig und keck. Nun wollte er aber gelehrter werden und mehr Verstand erlangen als andere ehrliche Leute, und so studirte er, eine Arznei gegen den Tod zu entdecken, den er nicht wenig fürchtete. Da lernte er denn aus einem alten Buche das Mittel kennen, den Teufel zu citiren. Zu dem Ende verließ er einst heimlich um Mitternacht Krakau, wo er damals Arzt war, kam nach Podgorze (einem entlegenen Stadttheil) und rief laut den Bösen herbei. Er brauchte auch auf den Gerufenen nicht lange zu warten: plötzlich stand dieser vor ihm. Die Beiden schlossen nun einen Pakt miteinander ab. Auf seinen Knieen setzte der Teufel ein Schreiben auf, in welchem er ihm seine Bedingungen machte, und Pan Twardowsky unterschrieb dieselben mit seinem Blute, das er sich durch einen Schnitt in den Mittelfinger der linken Hand entzog. Unter den Bedingungen war eine, die wichtigste, daß der Teufel kein Recht auf seine Seele haben solle, so lange es ihm nicht gelinge, Twardowsky in Rom zu fangen.

„Nun behandelte unser Pan den dummen Teufel wie seinen Knecht, befahl ihm zuerst, alles Silber Polens an einen Ort hinzuschütten und mit Sand sorgfältig zu bedecken. Dieser Platz war bei Olkusch, und daher stammen die dort entdeckten Silberminen. Der Teufel mußte dem Pan ein Pferd hinzeichnen, auf welchem er reiten konnte; dann flog er ohne Flügel durch die Luft, machte eine weite Reise auf einem Hahne, der schneller als jedes Roß lief. Er schwamm in einem Nachen ohne Ruder und Segel gegen den Strom und zündete ein Dorf, von welchem er weiter als eine Meile entfernt war, mittelst eines Brennglases an. Gold hatte er wie Sand am Meere, denn der Teufel schleppte ihm soviel er nur wollte stets herbei.

„So befand er sich nun eines Tages in einem Walde, hatte aber vergessen, sein Zauberbuch und sonstiges Geräth mit sich zu nehmen. In Gedanken vertieft ging er seines Weges; da erschien ihm mit einem Male ganz unerwartet der böse schwarze Geist und verlangte von ihm, er solle ohne Weiteres sich nach Rom begeben. Pan Twardowsky, ergrimmt, begann sogleich auch ohne Zauberbuch die Beschwörung, und diese war so mächtig, daß der Böse, die Zähne fletschend und vor Wuth sich krümmend, eine Fichte mit der Wurzel aus der Erde riß und diese dem Pan an die Beine schleuderte. Von dieser Zeit an hinkte Pan Twardowsky und man nannte ihn überall nur den Hinkebock.

„Endlich verlor aber der Teufel die Geduld, daß er so lange auf den Pan warten mußte, der nicht daran dachte, nach Rom zu gehen. Er nahm die Gestalt eines Haushofmeisters an und bat den Schliächtitsch, als einen geschickten Arzt, zu seinem kranken Herrn. Twardowsky sagte zu und folgte eiligst dem

Boten in das nächste Dorf. Er wußte nicht, daß das herrschaftliche Haus in demselben Rom heiße. Kaum hatte er nun dessen Schwelle überschritten, als eine Menge Krähen, Raben und Eulen von allen Seiten herbeigeflogen kamen, sich auf das Dach des Hauses niederließen und die Luft mit ihrem unheilverkündenden Geschrei erfüllten. Pan Twardowsky merkte, daß es schlecht um ihn stehe, und er riß ein kurz zuvor getauftes Kind aus der Wiege und nahm es auf den Arm. Als nun der Teufel erschien, zwar verkleidet, aber doch an Hörnern, Klauen und Schwanz erkennbar, und den Schliächtitsch ergreifen wollte, sah er das Kind in seinen Armen und wich zurück. Er faßte sich aber, trat auf den Pan zu und sagte: „Du bist ein ehrlicher Schliächtitsch, darum weiß ich, daß verbum nobile debet esse stabile!“

„Twardowsky sagte kein Wort, legte aber das Kind sanft wieder in seine Wiege und flog dann mit dem Teufel durch den Schornstein des Hauses hinaus in die Lüfte. Hoch empor trug ihn der böse Geist, so daß ihm die großen Städte kleine Fliegen zu sein schienen. Das Herz erbebte ihm und er nahm seine letzte Kraft zusammen und stimmte ein geistliches Lied an. Als er dieses beendigt hatte, bemerkte er, daß er nicht höher fliege, sondern an einem Flecke schwebe. Er blickte sich um — der Teufel war verschwunden, aus den blauen Wolken aber vernahm er, wie Donnergebrüll, eine mächtige Stimme, die ihm zurief: „So wirst du schweben, bis zum Tage des jüngsten Gerichts!““

Unter den vielen Faustsagen ist gewiß in der polnischen das Ende des Pan Twardowsky das poesiereichste und um Vieles romantischer als die Höllenfahrten bei den anderen Völkern.

Charakteristisch für die Sitten der Polen ist die Feier der Osterzeit, die überall im ganzen Lande eine so freudige Aufregung hervorruft und bei welcher so viel gegessen und getrunken wird, wie kaum irgendwo selbst in Rußland. Vom Grünen Donnerstag an, oft schon früher, bis zum Ostersonntage wird ohne Unterbrechung in jeder Familie gewirthschaftet, gebacken und gekocht. Die Frau vom Hause bereitet das „Swenzone“, d. h. den Ostertisch, und Diener, Herrschaft und Kinder, Alle haben dabei zu thun. Wenn man auf der Straße geht, hört man überall in den Häusern das Zuckerklopfen und das Klingen der Mörser, in welchen Mandeln, Muskatnuß, Nüsse und Gewürz zu dem weit und breit berühmten Gebäck „Baba“ zerstampft werden. Auf vier Tage muß Alles bereitet werden, denn so lange wird nichts gekocht; Alles wird kalt gegessen. Während dieser vier Tage besucht sich die ganze Stadt. Jeder Gast muß unbedingt Etwas genießen und wäre es auch nur das Geringste, das ihm von der Hausfrau entgegengebrachte zerbröckelte, hartgekochte Ei, von dem sie selbst zuerst ein Stücklein nimmt und das sie dann dem Gast darreicht. Diesem folgt ein Gläschen Branntwein oder Wein. Eine lange Tafel meist längs der ganzen Wand des Speisezimmers bricht förmlich unter der Last der Gerichte. An der Wand lehnen die verschiedensten Arten Backwerke oft eine Elle hoch, die Babas, Masurkas (ein süßes, schmackhaftes Nationalgebäck), Baumkuchen u. s. w. In der Mitte des Tisches sieht man Schinken von Bären oder Wildschwein, Braten aller Art u. d. m. Dazwischen die theuersten Weine, vor Allem guten Ungarwein, den der Pole besonders gern trinkt, und den unvermeidlichen Champagner.

Erntefest in Polen.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Alles dieses wird stehend genossen; selten setzt sich Jemand an den Tisch, denn in allen Häusern sind ja die Tische gedeckt, und will man die Hausfrau nicht beleidigen, so muß überall Etwas gegessen und getrunken werden.

Der ärmste Schliächtitsch, der geringste Bauer sammelt schon lange vorher Geld und Vorräthe zu diesem heißersehnten Swenzone, an dem er es sich während drei bis vier Tagen mit seiner Familie gut schmecken läßt und die Sorgen des Lebens vergißt. Hier noch zum Schluß aus früheren Zeiten die Beschreibung eines Swenzone des Woiwoden Fürsten Sapieha.

In der Mitte des Tisches, an welchem vielleicht an 100 Personen Platz fanden, stand aus Butter in natürlicher Größe ein Lamm, statt der Augen erglänzten in den beiden Löchern zwei kostbare, große Brillanten in schwarzer Fassung. Auf dem Tische lagen ferner auf silbernen Schüsseln vier große Wildschweine, umlegt mit Schinken, Würsten und Ferkeln. Weiter sah man zwölf Rehe mit vergoldeten Hörnern, gefüllte Truthähne, Birk-, Feld- und Rebhühner, Schnepfen ohne Zahl u.s.w. Die vier Wildschweine sollten die Jahreszeiten bedeuten, die 12 Rehe die Monate, 52 verschiedene Sorten Gebäck bedeuteten die Wochen, 365 kolossale „Baba's" die Tage des Jahres. Neben dem größten Kulitsch (Kuchen), der über 5 m. hoch war, standen die 12 Apostel, unter ihnen der Heiland von Engelgruppen umgeben, alle aus Teig sehr künstlich gearbeitet. Ferner Gruppen aus der Heiligengeschichte, zum Theil humoristischer Natur, z. B. Pilatus, der dem Propheten Mohammed eine Wurst aus der Tasche zieht. An Weinen waren 365 Flaschen Ungarweine und in zwölf großen Krügen andere theuere Weine aufgestellt. Außerdem waren noch 52 silberne Fäßchen mit gewöhnlichen Weinen und für das Gesinde und die Dienerschaft 8760 Quartflaschen Meth, gerade so viel Quart als Stunden im Jahr.

In eigenthümlicher Weise wird auch in manchen Gegenden das Erntefest gefeiert, bei dem einige Gebräuche wiederum den abergläubischen Sinn des Volkes erkennen lassen. Im Sandomir'schen begeht man das Fest in folgender Art:

Die Bewohner des Dorfes setzen dem tugendhaftesten Mädchen aus ihrer Mitte eine aus Aehren verfertigte, mit bunten Bändern durchflochtene Krone aufs Haupt und ziehen mit ihr in festlicher Weise unter dem Läuten der Glocke nach der Kirche, in welcher nach Abhaltung einer Messe die Krone vom Pfarrer gesegnet wird. Hiernach begiebt man sich zum Ortsvorsteher, welcher einen Hahn oben auf der Krone befestigt, worauf sich der Zug nach dem Schlosse der Gutsherrschaft in Bewegung setzt. Man achtet nun sehr darauf, ob der Hahn schreit oder nach den Körnern der Aehren pickt. Ist dies der Fall, so herrscht allgemeiner Jubel, da ein gutes, fruchtbares Jahr zu erwarten; bleibt aber der Hahn ruhig, so besorgt man für das nächste Mal eine Mißernte oder, was auch charakteristisch ist, schlechte Laune des Gutsherrn. Vor dem Schlosse angekommen, bittet man den Herrn, die Krone anzunehmen, und singt im Chor ein Lied, in welchem der Herrschaft ein reicher Erlös aus der Ernte gewünscht und im Weiteren der Gedanke ausgedrückt wird, daß die Arbeiter für die vielen Mühseligkeiten einen gebratenen Ochsen, ein Schaf, ein Kalb, eine Gans, einen Hahn, eine Ente und Branntwein und Bier wohl verdient hätten. Dann hält einer der Männer eine Rede, worauf die Gutsherrin dem Mädchen die Krone

abnimmt und letzterer ein Geldgeschenk dafür giebt. Nach dem Mahle eröffnet der Schloßherr mit der Heldin des Tages und die Schloßherrin mit dem Sprecher den Tanz, der bei starker Vertilgung von Getränken bis zum Anbruche des Tages fortgesetzt wird.

So lange Polen noch ein selbständiges Reich war, besaßen die Bauern daselbst nicht die geringsten Rechte: sie waren Sklaven, über welche der Adel nach Lust und Belieben verfügte. Das Wort „Chlop", d. i. Bursche, Kerl, war dem hochmüthigen Edelmann nicht niedrig genug für seine Bauern, er gab ihnen das beschimpfende Beiwort „Ham" oder „Cham", der Name des verstoßenen Stammes Noah's. Die Leibeigenen in Polen hatten es viel schlimmer als die in Rußland, wo das Verhältniß dem gutmüthigeren russischen Herrn gegenüber meist ein patriarchalisches war. Der hochmüthige, edel- und hochgeborene polnische Gebieter (jaßne-welmoschni Pan) aber blickte mit Verachtung auf die niedere Menschengattung; seine Hunde und Pferde standen in seiner Meinung weit über jener.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft im Herzogthum Polen geschah durch Napoleon's Konstitution von 1807. Da aber die Bauern ohne Grundbesitz blieben, so änderte die Freiheit wenig in ihrer Abhängigkeit. Erst vom 19. Februar 1864 an wurden die Bauern in Polen gleichwie in Rußland selbständig, da auch ihnen Grundbesitz zuertheilt wurde.

Die Bevölkerung der kleinen und mittleren Städte ist größtentheils deutscher Abstammung. Die polnischen Städte sind meistens aus Dörfern entstanden, die von deutschen Einwanderern angelegt wurden. Im 13., 14. und 15. Jahrhundert kamen unaufhörlich Züge von Ansiedlern ins Land, die entweder als Ackerbauer oder als Handwerker sich niederließen. Bis nach Podlachien und bis ins westliche Lithauen sind in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Deutschen vorgedrungen und in der Haupt- und Krönungsstadt Krakau selbst war die deutsche Bevölkerung so zahlreich, daß unter den Syndikatsakten derselben alle Schriftstücke bis zum Jahre 1583 entweder deutsch oder lateinisch abgefaßt sind; erst von dieser Zeit an kommen auch polnische vor.

Hierdurch ist aber auch die Natur der kleineren Städte bedingt; bis auf den heutigen Tag tragen die Städtebewohner die Zeichen deutschen Ursprungs, obwohl sie natürlich in Sprache und Gewohnheit stark polonisirt sind. Die Bewohnerschaft dieser kleinen und mittleren Städte besteht aus sehr wenigen kleinen Ackerbürgern rein polnischer Nationalität, die sich nicht viel von den Bauern in ihrer Lebensgewohnheit unterscheiden, aus Gewerbtreibenden und Kaufleuten deutscher Abkunft oder wenigstens deutscher Zunge, und endlich aus Juden. Alles, was in den kleinen Städten noch an sozialem Zusammenhange vorhanden ist, knüpft sich an diese deutschen Kolonisten. Das Zunftwesen wurde mit allen seinen Einrichtungen aus Deutschland eingeführt und unter dem Schutze des deutschen (Magdeburger) Stadtrechts hat sich dasselbe bis auf die Gegenwart erhalten. Das Leben dieser Gewerbtreibenden ist ein sehr einförmiges. Sie kleiden sich nach den Moden der Zeit (wenngleich sie in denselben ein Jahrzehnt hinter anderen Ländern zurück sind); sie sind im Essen und Trinken sehr mäßig und spinnen ruhig in engen Kreisen ihr bescheidenes Dasein weiter.

Auffallend ist, daß kein polnischer Kleinbürger spazieren geht, um frische Luft zu schöpfen. Sie hocken in müßigen Stunden gern auf Bänken vor den Häusern oder auf zufällig daliegenden Klötzen und Bretterhaufen und erzählen lange und weitschweifige Geschichten nach Art und Weise der Bauern.

Die Häuser enthalten meist nur ein Erdgeschoß und sind theils mit Stroh, theils mit Schindeln und nur selten mit Ziegeln gedeckt. Eigenthümlich sind die in der Quere getheilten Hausthüren. Die Hausflur läuft meist mit der Giebelwand entlang, so daß alle Gemächer auf einer Seite des Hauses liegen. Die Häuser bilden in der Regel eine lange Straße, die auf den Marktplatz führt und die sich auf der anderen Seite desselben fortsetzt. Selten fehlt in der Mitte des Marktplatzes (Rynek-Ring) das Rathhaus (Ratusz) oder die Reste desselben.

Werfen wir noch einen Blick auf die hohen polnischen Magnaten des 17. und 18. Jahrhunderts — denn deren giebt es jetzt, seit das Land aufgehört hat ein eigenes Reich zu sein, nicht mehr — so finden wir sie mitten unter der unterdrückten Landbevölkerung und dem unbedeutenden Bürger, ein schwelgerisches, üppiges Leben führen. Die Magnaten Radziwil, Sapieha, Czartorisky und Andere hatten in ihren Diensten eine Menge Vasallen, arme Edelleute, die für ihren Gebieter ins Feld zogen, seine Befehle vollführten und nicht selten für ihn ihr Leben lassen mußten, wenn sie im Kampfe gegen einen anderen Magnaten unterlagen. Den ersten Platz bei dem unabhängigen Gebieter nahmen die Hofmarschälle ein, die den Befehl über die Beamten und die Dienerschaft hatten. Nach ihnen folgte der Leibarzt, der Rechtsanwalt, der die Gerichtsbarkeit unter sich hatte, der Schlüsselbewahrer, der Amtmann, der Hausmeister, die Schreiber und endlich die Narren, die den Gebieter und seine Gäste, wenn verlangt, durch ihre Späße aufheitern mußten. Alle diese lebten auf Rechnung der Bürger, der Bewohner der Städte und Flecken, die dem Herrn gehörten und verpflichtet waren, ihnen Brot, Mehl, Fische und Fleisch zu liefern. Nicht selten nahm man auch dem Bürger mit Gewalt, was er nicht gutwillig geben wollte. Außer den angeführten Beamten, die noch zum Adel zählten, befanden sich auf dem Herrenhofe eine Menge Heiducken, Kosaken, Diener und Troßbuben, denen ein kärglicher Sold oft unregelmäßig genug verabfolgt wurde. Die polnischen Herrschaften zogen in vielen Equipagen und von ihrer Dienerschaft begleitet im Lande umher, besuchten einander und schwelgten zusammen. Nach den lukullischen Mahlen fing die Musik eine Polonaise an und die Gäste schritten paarweise, jeder Herr neben seiner Dame, durch alle Gemächer des Schlosses. Nach der Polonaise kamen andere Nationaltänze, die immer lauter und stürmischer wurden. Der Einfluß Westeuropa's führte auch ausländische Tänze in die Gesellschaft, ohne die einheimischen je zu verdrängen. Eine andere Lieblingsbelustigung im polnischen Leben war und ist bis heute, wenn auch nicht mehr in früherer Ausdehnung, die Jagd. Der Magnat stellte seinen Gästen zu Ehren eine großartige Jagd an, bei welcher er vor ihnen durch die Menge von Treibern, Hunden, Pferden, Geiern und Falken zu glänzen suchte. Hier bestrebte sich ein Jeder, seine Gewohnheit wie seinen Muth zu zeigen, durch die Pracht seines Sattelzeuges und Pferdegeschirres sich hervorzuthun, wofür oft mehr Geld

ausgegeben wurde, als für nützliches Hausgeräth. Die jungen Damen selbst verschmähten nicht, diese großartigen Jagden mitzumachen.

Nach dieser Abschweifung, welche uns das Leben des polnischen Adels in seiner Glanzperiode vorführt, kehren wir zurück zur Gegenwart und versuchen nun ein Gesammtbild zu geben, wie die heutigen Polen im Allgemeinen sich uns darstellen. Dr. Caro, ein geborener Gnesener, sagt: „Sprächen Bauer und Edelmann in Polen nicht eine und dieselbe Sprache, nimmermehr würde man zugeben, daß sie demselben Volke angehören, so ganz verschieden ist der Typus ihrer Erscheinungen. Der Bauer tritt uns entgegen als eine kräftig gebaute, hochgewachsene Gestalt, mit ockergelbem Haar, flacher Stirn, wasserblauen Augen und etwas klumpiger Nase. Der Mund ist nicht breit, die Lippen sind eher platt als wulstig und das Kinn ist wenig hervortretend. So sehen sie alle aus (die Krakowiäken ausgenommen) und wenn irgendwo die körperlichen Formen mit der Art und Richtung und dem Umfang der geistigen Anlagen in irgendwelcher Wechselbeziehung stehen, so ist das hier der Fall."

Der polnische Bauer spricht kräftig, laut, singend und doch sehr eintönig. Seine Rede ist eine Zusammenreihung gleichgestellter Hauptsätze, zu Perioden erhebt sich sein Gedankenausdruck nicht. Er gestikulirt nicht, aber zwischen jenen Satzgruppen macht er Pausen, während welcher er irgendwie mit einem Geräth hantirt (auf dem Wagen mit der Peitsche, in der Schenke mit der Flasche) oder er blickt glasig in das Blaue. Er spricht gern und setzt in der Form seiner Erzählung fast immer voraus, der Hörer kenne die darin vorkommenden Personen. So ist er, wie in der Regel Menschen, die viel im Zusammenhange mit der Natur leben, breit und gemüthlich, beim Detail lange verweilend. Heldenstückchen, Holzereien mit ruhmrediger Hervorhebung der eigenen Person, erzählt er höchst selten, dagegen am liebsten Schlaufüchsereien, gewundene Prozesse, Familiengeschichten, Judenprellereien, Schelmereien und dergleichen, aber nie mit zugespitztem Witz, sondern stets mit ungeschlachtem, brutalem Humor auslaufend.

Die viel berufene Unterwürfigkeit des polnischen Bauern ist eitel Heuchelei. Vor dem gegenwärtigen Schliächtitsch ist der Bauer von ungemessener Höflichkeit; er steht mit dem Hute in der Hand und begleitet jede Antwort, jeden Satz mit einer tiefen Verbeugung (padam do nóg, wörtlich: ich falle zu Füßen). Von dem abwesenden Edelmann aber spricht er mit demokratischer Ungebundenheit; der ist dann eben so gut ein „Hundsblut, ein Dieb, eine Hundseele, eine Bestie, ein Teufel", wie der Kollege des Bauern im Stall. Ebenso verhält er sich dem Geistlichen gegenüber. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie zart und fein der Bauer einen Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Thätigkeit des Pfarrers macht. Von geistlichen Dingen redet er nicht, die sind ihm zu hoch, zu heilig, als daß irgendwelche Idee darüber sich in seinem Kopfe ausbilden sollte; er prüft nicht, er raisonnirt nicht — er gehorcht. In weltlichen Sachen aber, was Feld und Acker angeht, ist er so klug wie der Priester; da läßt er, wenn er Ursache hat mit dem Schwarzrock unzufrieden zu sein, ohne Skrupel „dreihundert Teufel ihn holen, den Blitz ihn erschlagen, und wenn er ihn kriegte, würde er ihm den Hals abschneiden". Aber während er in der Hitze

oder Galle seiner Erzählung mit dem besprochenen Edelmann ohne alle Förmlichkeit verfährt, vergißt er selten, selbst wenn er schimpft, dem Pfarrer das Wort „Herr" (Pan) beizulegen.

Die polnischen, die slavischen Bauern im Allgemeinen bauen ihre Dörfer noch eben so wie ihre Urväter. Der Grundgedanke des Plans ist aus der Natur geschöpft. So wie die Rosse auf der Steppe, wenn Gefahr herannaht, in engem Kreis sich zusammendrängen — die Köpfe stecken sie dicht in der Mitte zusammen und mit den Hinterfüßen schlagen sie aus — so ungefähr sind die polnischen Dörfer angelegt. In ovaler Rundung liegen die Häuser ohne jeden Baum oder Gärtchen aneinander gereiht; nur ein Zugang führt ins Dorf hinein, dort muß man auch wieder hinaus. Wohnt der Gutsherr auf dem Dorfe, so pflegt der Herrenhof an der Schmalseite des Ovals zu liegen. Dort finden wir eine vollständig andere Gattung von Bewohnern und andere Verhältnisse.

Polnische Bauern.

Der Edelmann zeichnet sich in seiner äußeren Erscheinung durch rabenschwarze Haare, eine hochgewölbte Stirn, starke buschige Augenbrauen und feurige, tief in ihren Höhlen liegende kleine Augen aus. Die Nase ist gebogen, hervorgedrängt, die Lippen sind aufgerollt und tief geschlitzt, das Kinn ist breit. Das Antlitz ist meist gänzlich geschoren, bis auf den klassischen Schnurrbart, den sie zu beiden Seiten schlicht und möglichst lang herunterhängen lassen. Der Hals ist kurz, die Schultern sind breit und kräftig und die ganze Gestalt erscheint mehr gedrungen als gereckt. Das Blut fließt rasch und feurig in seinen Adern, sein Temperament ist aufgeregt, die Sprechweise hastig und rasch, überstürzend; lebendige und häufige Gesten begleiten seinen Ausdruck, sogar im Selbstgespräch gestikulirt der polnische Edelmann.

Jedermann weiß, was für treffliche Gesellschafter, was für elegante und leidenschaftliche Reiter die polnischen Edelleute sind. Sie tanzen mit schwungvoller Grazie, mit lebhafter Leichtigkeit, mit Feuer oder, wie man sich in Polen ausdrückt, „mit Gefühl". Durch die Fähigkeit, auf dem Klavier oder der Geige ein paar Tänze oder wilde Melodien abzuspielen, machen sie sich oft beliebt und gesucht, besonders in Damengesellschaft. Aber ist es nicht merkwürdig, daß fast keiner von ihnen ein tüchtiger Jäger ist? Es fehlt ihnen offenbar an Ausdauer und Geduld, welche der Anstand und das Weidwerk überhaupt erfordern, sowie überhaupt Mangel an Ausdauer und Scheu vor anstrengender Arbeit hervorstechende Eigenthümlichkeiten des Edelmanns bilden. Der polnische Edelmann bedarf stets der Stimulantia, im Getränke ebensowol als in psychischen Beziehungen.

Kommt der Edelmann in die Stadt, so freuen sich die Kaufleute und Gastwirthe. Seine Einkäufe besorgt er mit großer Gentilität. Hat er Geld, so trägt er es gern in Gold in der Tasche; er wirft die Louisd'or oder Imperials auf den Tisch und sieht ruhig zu, wie sich der Kaufmann für seine Waare bezahlt macht. Hat er keins, so herrscht er dem Händler ein „Schreib auf!" zu und geht davon. Immer aber kauft er das Beste, was die Vorräthe aufzuweisen haben. Er feilscht nie, während dagegen der Bauer überglücklich ist, wenn er einen Theil der geforderten Summe herunterhandelt, gleichviel ob er trotzdem bei Weitem übervortheilt worden ist. Im Wirthshaus aber geht's dann hoch her. Das Trinken der Polen ist sprüchwörtlich; sie trinken sehr rasch und zwar schwere Getränke. In Polen wird wol mehr Ungarwein konsumirt als irgendwo auf der Erde.

Der nationale Schnurrock, die Tschamarka und Tuschurka (von toujours), sind ausschließliche Bekleidung des Adels. Die Edelleute treiben wol Luxus in einer Art, die sprüchwörtlich geworden, aber nicht aus dem Streben heraus, einen wohlthuenden Eindruck hervorzurufen, sondern vielmehr aus dem Wunsche, in der Seele des Beobachters einen prickelnden Reiz zu erwecken. Fassen wir alle die Züge zusammen, welche den Edelmann so sehr von dem Bauer unterscheiden, so gelangen wir zu dem Ergebniß, daß die Individualität des Bauern eine solche ist, die mit Klima und Bodenbeschaffenheit des Landes in Uebereinstimmung steht, daß dagegen der Adel entschieden auf einen anderen Ursprung hinweist und das Auge Desjenigen, der darnach forscht, nach dem Süden lenkt.

Interessant ist, wie ein vorurtheilsloser Pole selbst über den Charakter seiner Landsleute denkt. Das Urtheil lautet folgendermaßen:

„Der Abscheu gegen jede, besonders geistige Arbeit, welche dauernde Anstrengung und immerwährende Beschäftigung fordert, beherrscht noch bis zur Stunde, wie früher, alle Stände. Aus der gebildeten Klasse nimmt Keiner die Feder in die Hand, denn sie fällt ihm eben so schwer wie unserem faulen Bauer der Dreschflegel. Bücher liebt er auch nicht sehr, denn man muß bei ihnen sitzen bleiben, und der bewegliche Pole bedarf einer unaufhörlichen Aufregung und ist heute in der Stadt, morgen bei seinem Nachbar und in einer Woche in Paris, in Rom oder in einem Badeorte. Immer aber beschäftigt ihn eine „Affaire",

immer strotzt sein Kopf von großen, aber stets neuen Projekten. Der windbeutelige Müßiggang, der ihn keine Stunde warm sitzen läßt, führt ihn zu Zerstreuungen, zum Luxus, zur Verschwendung seiner Zeit und seines Vermögens.

„Aus demselben Müßiggange entspringt die aller Ausdauer bare Veränderlichkeit und der Leichtsinn, der den Polen auch von der heiligsten Sache losreißt. Unfähig, bei irgend einem Unternehmen bis zum Ende auszuharren, verläßt er das Eine und hascht, ohne den geringsten Aufenthalt, nach einem Anderen, wie ein Kind, das um einen neuen Ball das alte Pferd in den Winkel wirft.

Polnische Edelleute.

So belustigen ihn heute die Vorlesungen, morgen das Theater und übermorgen wissenschaftliche Sitzungen, dann nationale Zusammenkünfte, Eisenbahnen, ja er sammelt zum Besten der Armen selbst Knochen auf der Straße, aber Alles nur kurze Zeit, und dabei ist er stets durch Kleinigkeiten zersplittert, aber sorgfältig darauf bedacht, womit er sich in der nächsten Woche unterhalten könne. Er schreibt dem geringfügigsten, gleichgiltigsten Dinge eine außerordentliche Wichtigkeit in der Hauptsache, dem Nationalinteresse, zu, hält dabei aber die Sprache, diese in unserer Angelegenheit entscheidende Grundstütze, die Geschichte des Landes und die Wissenschaften für das fünfte Rad am Wagen." —

Zur weiteren Schilderung von Land und Leuten in Polen lassen wir nachstehende Reisebeschreibung folgen:

„Mein Koffer stand gepackt, die Reise konnte vor sich gehen, da trat mein Freund N., ein alter Tourist, der mehrere Male in Rußland und Polen gewesen war, zu mir ins Zimmer.

„„Ah, sieh da, ich sehe, Du bist reisefertig", sagte er; „hast Du denn aber auch Deine Paßangelegenheiten in Ordnung gebracht?"

„„Ich denke, ja, die Regierung hat mir einen für Rußland und Polen giltigen Paß ausgestellt."

„„Nun, und den hast Du bei der russischen Gesandtschaft oder im Konsulat visiren lassen?"

„„Nein, ist denn das nöthig!"

„„Ei sicher, ohne ein solches Visum würdest Du einfach an der russischen Grenze zurückgewiesen und Dir der Eintritt ins Land verwehrt werden, bis Du Dir, was selbst telegraphisch weitläufig wäre, die Erlaubniß erwirkt hättest."

„„Da danke ich Dir, daß Du mich darauf aufmerksam gemacht hast."

„„Noch kann ich Dir einige kleine praktische Regeln für Rußland mittheilen, die für einen Neuling wie Du, der zum ersten Male dieses Reich besucht, von Nutzen sein dürften. Was Dein Geld betrifft, so nimmt man zwar in der Nähe unserer Grenze recht gern unser deutsches Geld, auch die polnischen Juden; den geringsten Verlust aber erleidest Du, wenn Du Dir hier in Berlin die benöthigte Summe in Papierrubeln nach dem Tageskurs einwechselst. Was Dir an preußischem Gelde noch bleibt, kannst Du an der Grenze selbst in kleine russische Münze umwechseln. An beiden Grenzstationen, der deutschen sowol wie der russischen, befinden sich im Eisenbahngebäude jüdische Wechselkontore, die Dir jede beliebige Summe gern einwechseln und im Ganzen einen recht annehmbaren Kurs geben. Sie können dieses auch, da fast jeder Reisende bei ihnen deutsches Geld in russisches umwechselt und umgekehrt, wenn er aus Rußland zurückkehrt, das ihm gebliebene russische kleine Geld in deutsches. Welch einen bedeutenden Gewinn diese Wechsler erzielen müssen bei der großen Anzahl von Reisenden, die namentlich im Sommer hin und her reisen, kann man sich leicht denken. Nimm ferner keine neuen, ungenähten Sachen, Stoffe oder Waaren mit, ohne dieselben an der Grenze vor der Visitation zu deklariren, Cigarren kein volles Hundert und, vor Allem, keine Bücher. Diese würden erst in das Censurkomité wandern müssen und Dir nur Umstände verursachen. So wickele auch keine Sachen in bedrucktes Papier, sondern in weißes. Deine deutsche Sprache wird man überall an der Grenze verstehen, selbst die niederen Visitatoren verstehen sie, welche oft Juden sind, während jeder Beamte von Rang ein Russe oder Deutscher ist. Das wäre so ungefähr das Wichtigste, was Dir zu wissen nothwendig. Doch halt, noch möcht' ich Dich darauf aufmerksam machen, Eisenbahntouren in Polen und Lithauen am liebsten vom Freitag Abend bis Sonnabend Abend vorzunehmen, da der penetrante widerliche Geruch, den fast ohne Ausnahme jeder polnische Jude an sich trägt, dem Ungewohnten ganz unerträglich ist. Selbst die zweite Klasse der Waggons bleibt heutzutage von ihnen nicht mehr unbenutzt und so bleibt Einem, um sich vor ihrer Nähe und Unsauberkeit zu schützen, allein ihr Sabbathtag, an welchem sie nicht reisen dürfen, oder die erste Klasse, die sie wol kaum zu betreten wagen.

„So begab ich mich denn nach dem Bahnhof und fuhr über Frankfurt a. O. und Königsberg nach Eydtkuhnen, der letzten preußischen Eisenbahnstation. Von hier bis nach Werschbolowo (deutsch Wirballen), der ersten russischen Station, sind es nur wenige Minuten, die Ortschaften liegen nahe bei einander Aus dem alten traurigen Eydtkuhnen ist seit Eröffnung der Eisenbahn ein schmuckes Städtchen mit schönen Häusern erstanden. Man sieht, die Einwohner, meist Agenten, Kommissionäre und Kaufleute, sind durch den regen neuen Verkehr wohlhabend geworden.

„Das diesem gegenüberliegende Werschbolowo ist so ziemlich das alte schmuzige polnische Judennest geblieben, welches es früher war. Nur die Stationsgebäude der Eisenbahn mit ihren Häusern für die Beamten und die neue prächtige griechische Kirche sind angenehme Neuerungen. Nachdem man über eine Brücke gekommen, an deren einem Ende die preußische Zollwache steht, während am anderen Ende schon russische Soldaten und Kosaken den Eingang hüten und sorgsam auf verbotene Grenzüberschreitung und Schmuggel wachen, kommt der Eisenbahnzug an das erste russische Stations- und Zollgebäude. Hier muß Alles die Waggons verlassen, die Pässe werden abgenommen, geprüft, eingeschrieben, die Sachen sorgfältig untersucht und wehe der armen Putzmacherin, der jüdischen Kaufmannsfrau, dem Krämer oder dem Geschäftsmann, die es gewagt haben, irgend welche verbotene Sachen oder Waaren einschwärzen zu wollen. Ohne Gnade werden sie, wenn man irgend etwas Verbotenes bei ihnen entdecken sollte, von hierzu angestellten Männern oder Frauen, selbst am Leibe, nach Weiterem untersucht und verfallen der Strenge des Gesetzes. Im Uebrigen sind die Beamten, namentlich die höheren, die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit selbst, geben mit größter Bereitwilligkeit und Höflichkeit Auskunft über Alles, was man von ihnen fragt, selbst wenn es nicht ihren Dienst betrifft, und unterscheiden sich darin vortheilhaft von ihren Kollegen auf deutschem Boden.

„Nachdem alles dies glücklich überstanden, wozu etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde in Anspruch genommen wurden, wir uns auch in der großen Bahnhofs-Restauration an verschiedenen uns neuen russischen Gerichten gütlich gethan, auch schon so manches uns fremdartig Erscheinende bemerkt hatten, wie z. B. die echt russische, kleidsame Nationaltracht der Schaffner, brauste unser Zug weiter, hinein ins unendliche Russische Reich. Wir passirten vier ziemlich einförmige, meist in düstern Nadelwäldern belegene Stationen und kamen auf der fünften, Kowno, an. Diese Stadt liegt in einer romantisch schönen Gegend am Njémen. Hier hält der Zug wieder etwa $\frac{1}{2}$ Stunde und man hat Zeit, sich in der wohlversehenen Restauration von den bereits zurückgelegten 81 Werst zu erholen. Dem Fremden fallen die vielen Uniformen und Orden der Militär- sowol als Civilbeamten auf, sowie die Menge von polnischen Juden in ihren langen, schmierigen und glänzenden schwarzen Lastingröcken, deren geschäftiges Hin- und Herrennen, Schreien und Gestikuliren, dann die Bauern in ihrer Landestracht, die ziemlich einfach und primitiv ist: Röcke von blauer und grauer Farbe, mit stehendem Kragen, hohe Stiefeln oder Bastschuhe. Die Kopfbedeckung des Bauern ist meist ein grober Strohhut, der Gürtel des Kaftans

grün, bei jüngeren Leuten bunt. Das Haar trägt der Bauer geschoren, bald ist er rasirt, bald trägt er nur einen Schnurrbart. Ich sah hier bereits mehrere ältere Bauern mit ganz verfilztem langen Haar, dem sogenannten Weichselzopfe, der in den Weichselniederungen so häufig, selbst bei Frauen vorkommt; ein widerlicher Anblick, der aber Niemand außer mir mehr aufzufallen schien! Ein paar junge Bäuerinnen in weißen Kopftüchern mit zwei geflochtenen, dichten gelben Zöpfen im Nacken, deren Enden mit bunten Bändern verziert waren und deren Kaftan dem der Männer glich, erschienen mir nicht besonders reizend, trotz der Blumen, die eine Jede von ihnen sich ins Haar gesteckt hatte. An Merkwürdigkeiten bietet Kowno, ungeachtet seiner 33,000 Einwohner, eben nichts als einige hübsche Kirchen, griechisch- sowol als römisch-katholische, ausgenommen das zum Andenken an Napoleon's Kriegszug von 1812 errichtete Monument.

„Die kurze Frist des Aufenthalts war bald verflossen und unaufhaltsam gings wieder mit Windesschnelle weiter. Ich blickte noch zum Fenster meines Coupés hinaus nnd genoß den Anblick der romantischen Gegend, als wir mit einen Male einen recht ansehnlichen Tunnel passirten. Nachdem wir wieder ans Tageslicht gekommen waren, wurde die Gegend zusehends düsterer und trauriger. Unendliche, meilenlange Wälder wechselten mit kahlen, öden Ebenen. Erstaunt war ich über die ungeheuern Strecken, die zu beiden Seiten der Eisenbahn so vollkommen ausgehauen sind, daß nur die zahllosen kurzen Baumüberreste aus der Erde trostlos hervorragen. Mein Nachbar, den ich darüber befragte, erklärte mir, es sei diese Maßregel zur Zeit der letzten Insurrektion von der russischen Regierung getroffen worden, um den in den Wäldern hausenden Insurgenten die Möglichkeit zu nehmen, die Eisenbahnzüge zu überfallen. Nachdem wir weitere 80 Werst bis zur Station Landworowo, einem Gute des reichen Grafen Tischkiewitsch, zurückgelegt hatten, wo die Gegend bereits anfängt wieder viel freundlicher und selbst romantischer zu werden, befanden wir uns an dem Punkte, wo der eine Zweig der Eisenbahn hinauf nach Nordosten über Wilna, der andere nach Südwesten hinab nach Warschau führt.

„Da ich einmal so nahe bei Wilna, nur 18 Werst von demselben, entfernt war, so beschloß ich diese Stadt und noch Einiges mehr von jenem Lithauischen Gouvernement zu sehen, ehe ich mich nach Warschau begab. Ich dampfte also weiter und gelangte bald in die, von den Polen seiner Zeit Klein-Paris benannte, alte lithauische Hauptstadt. Die Eisenbahnpreise schienen mir in Rußland billiger als in Deutschland, denn ich zahlte in der sehr anständigen zweiten Klasse für die ganze Strecke von der Grenze bis Wilna, 178 Werst oder 25½ deutsche Meilen, nur 4 Rubel oder etwa 11½ Mark.

„Bei der Ankunft auf dem Bahnhofe in Wilna wurde ich von einer ganzen Bande lärmender, schreienden Juden förmlich überfallen, die sich um die Ehre stritten und schlugen, mich und mein Gepäck in das einzige, einigermaßen genügende Hotel — ich glaube es hieß das europäische — an der Ecke der echt jüdischen, sogenannten deutschen Straße, zu befördern. Die Reinlichkeit in demselben ist eine etwas zweifelhafte und gleicht es etwa einem Hotel dritten Ranges irgend einer beliebigen deutschen Stadt, obgleich die Preise in demselben sich denen eines Hotels erster Klasse gleichstellen, wenn nicht sie überbieten.

Der Eigenthümer ist natürlich ein jüdischer Kaufmann. Eine höchst unbequeme russische Droschke brachte mich über das holperige Straßenpflaster mit meinem Gepäck ins Hotel und zahlte ich für diese etwa zwanzig Minuten dauernde Fahrt meinem katzenfreundlichen, schwatzhaften jüdischen Kutscher drei Rubel, also fast 9 Mark. Als ich ihm das Verlangte auszahlte, schien er fast erstaunt, da er wol erwartet hatte, daß ich nach Landessitte schimpfend ihm bedeutend weniger zuwerfen würde. Er nahm dankend seine schmierige Mütze ab und sagte grinsend: „Herrleben, dos is für meinen Balobas (Herrn); geben der Herr noch einem armen Jüd ä poor Kopekes auf 'nen Schnaps!"

Wilna.

„Ich gewährte lachend seine so urkomisch geäußerte Bitte und warf ihm noch ein Zehnkopekenstück zu; er verbeugte sich tief vor mir und sagte:

„„Soll der liebe Gott doch schenken dem guten Herrn viele tausend Johr!" hieb auf sein mageres, trauriges Roß und rollte dahin.

„Was ich bisher auf meiner Fahrt ins Hotel vom „kleinen Paris" gesehen, hatte mich bedenklich über diesen Vergleich den Kopf schütteln lassen, doch verschob ich mein Urtheil bis auf Weiteres. Am anderen Morgen war ich im Begriff, mich auf den Weg zum Besuch der Stadt zu machen. Während ich mich aber noch ankleidete, wurde an meine Thür geklopft und auf mein „Herein!" erschien ein freundlich grinsendes, langnasiges Judengesicht, empfahl sich mir als „der Faktor" des Hotels und bot mir seine Dienste zu Allem an, was ich nur befehlen, sehen oder kaufen wolle.

„Ich überließ mich nun wol seiner Führung, jedoch keineswegs auch seiner Leitung, denn sonst hätte ich doch nur die seiner Meinung nach allein merkwürdigen Judenschulen, jüdischen Magazine und Läden durchwandern müssen, sondern befahl ihm kurz, mich nach den von mir angegebenen Punkten, die ich meinem „Führer durch Wilna" und anderen gesammelten Notizen entnahm, zu geleiten.

„So befand ich mich denn nun an dem heiligen Orte des alten Heidenthums, welcher bereits 1305 gegründet und zur Stadt erhoben war, deren berühmte, 1576 gegründete Universität im Jahre 1832 jedoch wieder von der russischen Regierung aufgehoben werden mußte, da sie ein Hauptsammelplatz bedeutender Verschwörungen geworden war. Wilna war die erste große Stadt, die Napoleon der Erste 1812 auf seinem Zuge nach Moskau mit seiner großen, 700,000 Mann starken Armee betrat. Hier gönnte er seinem Heere einige Ruhetage, ehe er weiter ins Land zog.

„Wilna ist, wie gesagt, eine alte polnisch-lithauische Stadt, wie die ganze Physiognomie derselben zeigt. Da sie auf unebenem hügeligen Terrain erbaut ist, so steigen die wenig breiten Straßen bergauf und ab. Manche sonst bemerkenswerthe hübsche Häuser in alterthümlicher Bauart fallen auf diese Weise wenig in die Augen. Das Schloß des Generalgouverneurs ist ein prachtvolles Gebäude in edlem Stil; ein schattiger Garten voll schöner hoher Bäume schließt sich an die eine Seite desselben an. Durch die Lage hart an einer engen Gasse verliert auch dieses Schloß an Eindruck. An einem großen Platze erhebt sich ein umfangreiches neues Gebäude, in welchem sich der Kameralhof und andere Regierungsbehörden befinden; die gegenüber liegende Seite nimmt eine katholische Kirche ein, deren Stil an einen griechischen Tempel erinnert. Schlägt man von hier aus den Weg nach der Vorstadt Antokole ein, so sieht man links den Wilja-Fluß, rechts mehrere waldbedeckte Bergkuppen, auf einer derselben ein Observatorium. Zu den Sehenswürdigkeiten Antokole's gehört das große Hospital. Dieses, ursprünglich ein dem Fürsten Sapieha gehörendes Gut nebst schönem Park, war einige Jahre zu einem kaiserlichen Kadettencorps eingerichtet, wurde aber 1863 aufgelöst und in ein Hospital umgewandelt.

„Wilna mit seinen Vorstädten enthält eine große Menge alter und neuerer Kirchen und Klöster, die aber meist in engen Straßen und an unbedeutenden Plätzen liegen. So sieht man nur wenig von der berühmten Ostro-Bramakirche, zu welcher eine schmale Straße hinaufführt. Letztere ist, bis hart an den Durchgangsthorweg, über welchem das wunderthätige Gottesbild sich befindet, beständig mit einer bunten Menge andächtig Betender gefüllt. Reiche und Arme, die eleganteste Dame und der zerlumpteste Bettler, Kranke, nicht selten mit offenen, blutenden Wunden, Kinder und Greise sieht man auf dem Trottoir knieend ihre Andacht vor dem Bilde verrichten. Auf dem großen Platze in der Nähe erhebt sich die prachtvolle russische Kathedrale. In der Mitte des Platzes steht das einzige Theater der Stadt, welches übrigens sowol in seiner äußeren Erscheinung als inneren Einrichtung mehr als bescheiden ist. Das frühere Universitätsgebäude, das große Postamt, das Gymnasium, Alles alte und schöne Gebäude, leiden an dem Fehler, daß sie zu versteckt liegen und

deshalb nicht genug gewürdigt werden können. Unter den öffentlichen Anlagen ist der vormalige botanische Garten, unterhalb des Observatoriums gelegen, hervorzuheben.

„Als Mittel zum Fortkommen dienen die offenen zweisitzigen Droschken, die meist von Juden gehalten und nicht sehr elegante, ausrangirte herrschaftliche Gefährte zu sein pflegen. Auch giebt es eine Art Judenkarren ohne Federn, die man aber nur im Fall der höchsten Noth benutzen wird, da sie auf dem ziemlich schlechten Pflaster das Innere des in demselben Fahrenden geradezu umkehren. Im Winter ist der Verkehr mittels der Schlitten unendlich bequemer, obgleich auch diese wieder fast alle in Judenhänden, folglich stets in irgend Etwas defekt sind. In den größeren russischen wie polnischen Städten hat fast jeder einigermaßen Bemittelte seine eigene, mehr oder weniger elegante Equipage.

„Das schönste Landhaus, welches ich in der Umgegend der Stadt sah, war die Villa des Generalgouverneurs mit prächtigem schattigen Garten und schönen Gewächshäusern, an der Wilja gelegen. Die Wilja ist zwar nur ein Nebenfluß des Njémen, doch ist sie nebst der noch kleineren Wilejka ziemlich reißend. Dampfschiffe können dieselbe nicht befahren, nur Flöße sieht man stromabwärts treiben. Sie gehen als Bau- und Brennmaterial bis nach Deutschland und ihre Schiffer, die auch in Danzig und anderen Orten bekannten, zerlumpten lithauischen Fliessaken oder Burlaken, ziehen, nachdem die Flöße verkauft, zurück in ihre arme Heimat. An schönen dunkeln Sommerabenden machen die vielen Feuer an den Ufern der Wilja, des Njémens und der Weichsel, um welche sich die Flößer herumgelagert haben, ihr kärgliches Mahl zu bereiten, den Eindruck eines Zigeunerlagers.

„Von Wilna führt die Nordbahn über die starke Festung Dünaburg, die 29,400 Einwohner zählt, nach Petersburg. Bei Dünaburg bringt eine Zweigbahn, welche von der Rigaer Kaufmannschaft gebaut, den Reisenden nach Riga und zum Baltischen Meere. Mich führte aber mein Weg nicht dorthin; ich bestieg in Wilna den nach Süden über Grodno nach Warschau gehenden Zug. Von Grodno läßt sich nur wenig sagen. Die Stadt hat etwa 31,000 Einwohner, ist als Gouvernementsstadt Sitz der Regierung, liegt am hohen Ufer des Njémen in einer fruchtbaren, malerischen Gegend und hat einige katholische wie auch mehrere griechische Kirchen. Als alte Stadt findet man in ihr meist enge, krumme, schlecht gepflasterte Straßen, die besonders da, wo sie sich zum Njémen hinabwinden, im Winter für die Pferde und Wagen nicht ungefährlich sind. Hier entsagte 1793 der von der Kaiserin Katharina II. begünstigte letzte König von Polen, Stanislaus Poniatowsky, dem Throne, worauf Polen seine Unabhängigkeit verlor und getheilt wurde.

„In Bjeloſtok verließ ich die Eisenbahn, um die von dort etwa 100 Werst entfernte Festung Brest-Litowsk zu besuchen und eine Fahrt durchs Land zu machen. Ich hatte es aus Unerfahrenheit versäumt, mir in der Gouvernementsstadt einen Postschein zu besorgen (Podoroschnaia), der mir die Erlaubniß gegeben hätte, überall auf den Poststationen Wagen und Pferde zur Weiterfahrt zu verlangen; ich sah mich deshalb darauf angewiesen, entweder eine Judenkibitke oder eine Bauerntelega zu miethen. Zu meinem Unglück war gerade der jüdische

Sabbath (Schabbes) angebrochen, nirgends Etwas — selbst Brot — nicht zu erlangen. Mir wurde bedeutet, daß dieses nur möglich, wenn der Schabbes vorüber. Diese Mittheilung gewährte mir einen nicht erfreulichen Blick in die polnisch-lithauischen Verhältnisse und in den Verfall der vormals so stolzen Nation. Man führte mir einen armseligen Bauer herbei, der mich auf seinem Karren bis nach dem Flecken Bjelsk, das auf halbem Wege nach Brest-Litowsk liegt, nehmen wollte, wo er zu Hause war. Als ich mir aber sein Gespann ansah, einen einfachen Bauerkarren ohne Sitz, an dessen Stelle ein hoher Haufen Stroh, mit einem groben Filztuch bedeckt, lag, hanfleinene Zügel und Stricke statt des Lederzeugs, zwei erbärmliche kleine Pferde, die traurig die Köpfe hängen ließen, am ganzen Wagen nicht für einen Groschen Eisen und die ausgehungerte Jammergestalt des Bauern — da sank mir doch der Muth und ich beschloß, umsomehr, da ich mir doch einigen Mundvorrath für den Weg besorgen mußte, das Ende des jüdischen Schabbes abzuwarten und mich lieber einem der gewandten und frommen Kinder Jehovah's anzuvertrauen. Auf diesen Schabbes oder Ruhetag folgte der christliche Sonntag, an dem Alles in Bewegung war. Schon früh, ich war kaum aufgestanden und kleidete mich in meinem ungemüthlichen Zimmer ohne Fenstervorhänge an, erschien ein kriechend höflicher jüdischer Faktor (Kommissionär für alles nur Mögliche). Er empfahl mir zur Fahrt einen „feinen Mann", wie er sich ausdrückte, der sich aber als ein ebenso schmieriger Bursche wie er selbst auswies. Man hatte mich schon aufmerksam gemacht, daß ich tüchtig handeln müsse, und wirklich, er nahm mich für ein Drittel der Summe, die er gefordert hatte, mit. Wenn ich aber auf irgendwelche Bequemlichkeiten während dieser langsamen und langweiligen Fahrt, die ich größtentheils zu Fuß neben der meist im Schritt fahrenden Judenfuhre zurücklegte, gerechnet hatte, so war ich in großem Irrthum gewesen. Ich befand mich auf einem für mich besonders eingerichteten Sitze auf einem Waarenballen, inmitten einer ganzen Judenfamilie, die mit mir unter dem Verdeck des sogenannten Planwagens saß, oder vielmehr überall, wo ein freies Plätzchen war, herumhockte. Wäre ich nur nicht so unvorsichtig gewesen, mich auf den hingebreiteten Schafspelz zu setzen, so wäre ich möglicherweise allein geblieben, so aber merkte ich unangenehm überrascht sehr bald, daß sich diverse Parasiten bei mir eingenistet hatten, von denen ich mich erst in Brest in der Badstube wieder befreien konnte. Was aber war zu thun? Ich war einmal in Polen, unter Juden, hatte Land und Leute auch in der Provinz, weitab von Eisenbahn und europäischem Verkehr, kennen lernen wollen und seufzte jetzt: „Tu l'as voulu, George Dandin!" Die Reise, die fast 5 Tage dauerte, weil wir bei dem tiefen Sande, den wir namentlich zwischen Kleschtschéli und Wuissoki-Litowsk, dem Gute des Fürsten Sapieha, nahe am Walde von Bialowescha, zu passiren hatten, kaum 20 bis 25 Werst täglich zurücklegen konnten, war für mich eine körperliche und geistige Tortur, die ich lebenslang nicht vergessen werde. Des Morgens wusch ich mich am Brunnen im Pferdeeimer, nachdem ich die Nacht im Heu einer schmuzigen Schenke verbracht. Meinen Juden erschienen diese Reinlichkeitsbestrebungen überflüssig; sie hielten Morgens und Abends nur regelmäßige Betübungen ab, wozu sie sich der Gebetriemen an Stirn und Arm bedienten.

„Gute Chausseen, wie ich sie später in Polen zu bewundern vielfach Gelegenheit hatte, findet man nur wenig in Lithauen und verursacht dieser Mangel bedeutende Störungen im Verkehr. In letzter Zeit baut man Eisenbahnen und ist namentlich die zwischen Brest-Litowsk und Moskau ein Segen für jenen nordöstlichen Theil Polens geworden.

„In Wuisocki-Litowsk kam ich gerade zu einem polnischen Viehmarkt. Da wir uns, der Pferdefütterung wegen, hier fast eine Stunde aufhalten mußten, hatte ich Muße genug, das eigenthümliche Leben und Treiben zu betrachten. Ein solcher Markt ist immer ein Festtag; ich hatte Gelegenheit zu bewundern, was bei solchen Anlässen ein polnischer Magen zu leisten im Stande ist, welche Unmasse von Speisen und vor Allem Branntwein er vertilgen kann. Man trinkt einander ohne Ende aus kleinen Blechbechern den beliebten Wodka zu, wobei unter dem landesüblichen Herzen und Küssen die Freundschaftsbezeigungen mit einer solchen Lebhaftigkeit zum Ausdruck gebracht werden, daß ein Fremder glauben muß, die guten Leute zankten und schimpften miteinander. Nachdem man eben gottesfürchtig ein Kreuz vor einem am Wege stehenden Marienbilde geschlagen, wird dort gleich nebenan getanzt, gesungen und gesprungen bis in die späte Nacht hinein. Wo irgend eine Compagnie russischer Soldaten in Garnison steht, kann man, wie ich hier, wahrnehmen, mit welcher überredenden Schlauheit diese an Juden und Bauern alte abgetragene Gegenstände, Mäntel, Stiefel, Hemden ꝛc., an den Mann zu bringen wissen.

„Endlich war ich mit meiner Eilpost in Brest-Litowsk angekommen und nahm mir fest vor, die Götter auf diese Weise nicht wieder zu versuchen. Ein jüdisches, eben nicht sehr sauberes, aber in Anbetracht der Umstände immer noch erträgliches „Hotel" der Vorstadt nahm mich auf, und, nachdem ich ausgeschlafen, auch in der russischen Badstube mich gereinigt hatte, machte ich einen Spaziergang nach der eine halbe Stunde entfernten Festung. Dieselbe, obwol ersten Ranges, ist mehr ein Depot für Kriegsmaterial und ist hart an der ehemaligen polnischen Grenze an den Ufern des reißenden Bug gelegen, über welchen eine Hängebrücke nach dem polnischen Städtchen Terespol führt.

„Da weder Land noch Stadt etwas Merkwürdiges bot, machte ich mich bald wieder auf den Weg und fuhr auf der neuen Bahn über Biela, Siédlitz und das Judennest Mendsirschitz nach Warschau, dem vorläufigen Ziel meiner Reise."

Diese alte, jetzt 266,000 Einwohner zählende Hauptstadt des vormaligen Königreichs Polen breitet sich am hohen linken Ufer der trüben, gelbfarbigen Weichsel aus. Wenn man sich von der am rechten Ufer des Flusses gelegenen Vorstadt Praga aus Warschau nähert, übersieht man fast die ganze große Stadt mit einem Blicke. Rechts sieht man, als auf dem äußersten Punkte, die Citadelle, links eine lange Linden- und Pappelallee, die nach dem Belvedère und Lasiénka führt. Ueber der dichten Masse hoher Steingebäude, die sich vor uns aufthürmen, ragen die gothischen Thürme der alten Kathedrale St. Johann und die Kuppeln der Kreuzkirche empor. Deutlich erblicken wir das alte Schloß der früheren Könige des Landes, mit seiner langen Terrasse und dem hängendem Garten. Hier wohnt jetzt der Statthalter, umgeben von seinem Stabe und den Verwaltungsbeamten. Zu seiner Disposition steht ein Regiment kaukasischer Krieger

und Kosaken vom Don und der Linie, die unmittelbar neben dem Schlosse ihre Kasernen und Stallungen haben und dem Statthalter als Ehrenwache dienen. Unten in der Weichsel liegt in üppigem Grün die Sächsische Insel mit ihren schönen Gruppen hoher Weiden und Pappeln. Von der stolzen, auf 7 Bogen ruhenden neuen Brücke an führt der Weg bergauf und mündet auf den Schloßplatz aus, auf welchem sich das vorzüglich gegossene Bronzestandbild Sigismund's III. auf einer hohen Marmorsäule erhebt. Rechts vom Schlosse beginnt die alte, links die neue Stadt.

Die alte Stadt zeigt uns ein Labyrinth enger, krummer, feuchter und übelriechender Gassen. Der Marktplatz hat noch am meisten den Charakter der früheren Stadt bewahrt. Die Häuser, die denselben umgeben, sind sehr hoch, dabei aber nur schmal, jedes von drei Fenstern. An diesen Häusern sieht man noch die Wappen ihrer alten Besitzer, Embleme von Handelskontoren, Sinn- und Wahlsprüche des Katholizismus, Statuen und Reliefbilder, Engel und Heilige darstellend. Doch sind diese Zeugen einer längst verschwundenen Zeit meist schon in höchst verfallenem Zustande und werden wol bald verschwinden. Vor diesen ehrwürdigen Gebäuden spielten alle Scenen des bürgerlichen Lebens dieser polnischen Königsstadt. Hier versammelten sich die Innungen mit ihren Fahnen, hier wurden die Bürgermeister und Gemeindevorsteher gewählt, selbst die Könige gekrönt und das fürchterliche Drama der Hinrichtungen und peinlichen Strafen aufgeführt. Der Marktverkehr hat sich von hier fort nach dem neuen Theile der Stadt gezogen und auf dessen Plätzen sieht man jetzt das kleinbürgerliche Alltagsleben mit seinem Schreien, Streiten und Lärmen der Marktweiber, Polen und Juden sich abspielen.

Die Juden, die im polnischen Leben eine ganz besonders wichtige Rolle spielen, haben sich von jeher meist in der alten Stadt niedergelassen, obgleich man sie hier auf allen Straßen, in jedem Winkel findet, selbst im Centrum der Neustadt, hinter dem Gitter des Sächsischen Gartens, wo sie ihren Gostinnoi dwor (d. i. Kaufhof) und Markt aufgeschlagen haben, der Jelesnaja Wrata (d. i. eisernes Thor) heißt.

Die schönsten Straßen der Neustadt sind die „Krakauer Vorstadt", die „neue Welt", die „Senator-" und die „Honigstraße". — Hier finden sich die reichsten Magazine, die großartigsten Paläste, die Kirchen, die Gärten und die Denkmäler. Hier sehen wir die Statue des genialen Polen Kopernikus. Auf einem Sockel von grauem Marmor sitzt er, bekleidet mit der akademischen Toga, auf einem antiken Sessel: in der einen Hand hält er eine Kugel, in der andern einen Zirkel. Eine einfache Inschrift in polnischer und lateinischer Sprache sagt nur: „Dem Nicolaus Kopernikus — die Mitbürger." Die Zahl der Kirchen ist sehr groß, doch sind sie nur arm an Kunstschätzen. Die Bildhauerarbeit an denselben zeugt weder von hoher Meisterschaft noch von feingebildetem Geschmack; die meisten Bilder sind von polnischen Malern. Dem Katholizismus und seinen Symbolen begegnet man hier auf Schritt und Tritt, er dringt bis in das Innerste aller Familien. Selten findet sich eine polnische Familie, in der nicht irgend ein Geistlicher, als Beichtvater des Hauses, sich als Glied derselben betrachtete. Zu jeder beliebigen Stunde geht er ein und aus, er erzieht die Töchter,

hilft sie verheirathen, bestimmt dem Sohne den Lebensweg, schlichtet die Streitigkeiten zwischen Mann und Frau, nimmt Dienstboten an und kündigt ihnen, mit einem Worte: er verfährt so, als ob er „der Dritte im Bunde" und das Haupt der ganzen Familie sei. Und in der That, er ist es auch, denn wehe dem Ehemanne, wehe dem Familienliede, das ihm zu widersprechen wagte! Uebrigens ist er schlau: mit der Frau vom Hause steht er fast immer auf bestem Fuße; dafür wird ihm das saftigste Stück Braten, der kräftigste Kaffee, überhaupt das Beste vom Guten, fast immer zuerst zu Theil. Ohne Zweifel giebt es unter diesen Geistlichen auch eine Menge höchst ehrenwerther Leute — wohin aber ein solches System im Ganzen führt, hat die Insurrektion vom Jahre 1863 am deutlichsten dargethan.

Warschau.

An den Ecken der Straßen findet man ebenso wie an den Außenseiten der Kirchen oft das Bild der Mutter Gottes, das Jesuskind im Arme, in Stein gehauen, und diese Bilder sind mit Kränzen umwunden und mit Blumen geschmückt, — ein ewig brennendes Lämpchen vor denselben. Wandelt man in stiller Nacht durch die Straßen Warschau's, so wird man oft einen religiösen Gesang vernehmen. Man kommt näher und sieht eine Menge Menschen, Männer und Frauen, die vor irgend einem Bilde auf den Knieen liegen und ihm ihre Anbetung darbringen. Arme Leute suchen und finden, nach den Mühen des Tages, hierin oft ihren Trost, ihre Erholung.

Das Leben in Warschau weicht bedeutend von dem in russischen Städten ab. In letzteren ist es mehr ein patriarchalisches, ein reines Familienleben — in Polen ein mehr gesellschaftliches, europäisches und — doch anderes als in den großen Städten Westeuropa's. Der Russe trinkt seinen Thee im Kreise der

Familie; in Warschau eilt der Mann, wenn er vom Essen aufgestanden, nach der Konditorei (Zukernja), um dort den Kaffee zu nehmen. Man trinkt in Warschau einen Kaffee mit fetter Sahne, wie man ihn sonst in großen Städten schwerlich wiederfindet. Die beträchtliche Menge Konditoreien, Kaffeehäuser, Garküchen und Restaurants sind fast stets gefüllt; die Bedienung ist meist in weiblichen, oft höchst schmucken Händen. Ein Unverheiratheter hält in Warschau wol nie seinen eigenen Tisch, wie solches in Rußland meist geschieht, da er für einen mäßigen Preis überall erträgliche Beköstigung finden kann. In solchen Restaurants sieht man nicht selten Frauen und selbst geistliche Herren, die in Warschau im Umgange oft viel gemüthlicher und umgänglicher sind als sonstwo und durchaus nicht die Würde ihres Berufs Jeden fühlen lassen, was angenehm und nicht unpolitisch ist.

Während des Sommers trinkt man im Sächsischen wie im Krasinskischen Garten Mineral- und gutes Quellwasser und fast ganz Warschau versammelt sich in den schönen, schattigen Alleen derselben. Besonders viel besucht wird der zum Sächsischen Palais, der Residenz der polnisch-sächsischen Könige, gehörige sogenannte Sächsische Garten. Abends findet hier oft Musik statt und eine bunte Menge wogt dann auf und ab. Manch stolze Schöne, deren Warschau mehr als irgend eine andere Stadt aufzuweisen hat, spaziert dort, sich bewundern zu lassen. Auffallend ist der gute Geschmack, mit dem jede Polin, die vornehmste sowol als die einfachste Bürgerstochter, sich zu kleiden versteht. Der Charakter der Polinnen zeigt überhaupt einen großen Hang, zu glänzen und Eindruck zu machen. Bemerkt sei hier, daß das weibliche Geschlecht die männliche Bevölkerung an Zahl bedeutend übertrifft, infolge dessen man auch überall, in den Magazinen und öffentlichen Gärten, Kaffeehäusern u. s. w., weibliche Kräfte thätig findet.

Außer den genannten Gärten existiren in Stadt und Umgebung noch viele kleine Gärten, die sogenannten Ogrudki. Ein paar staubbedeckte Bäume in einer Umzäunung, zwei bis drei Musikanten, sind vollkommen ausreichend, um eine lustig schwatzende und lachende Menge zu unterhalten, die bereit ist, bei einem Schoppen Bier oder einer Cigarre bis zum Morgen auszuharren. An Sonn- und Feiertagen besonders sind diese Ogrudki stark besucht. Ein Lieblingsaufenthaltsort des Volks ist die Saska Kepa (die Sächsische Insel), wo die deutschen Kolonisten ihre Häuser haben, deren jedes von einem Garten umgeben und in ein Tanzlokal umgewandelt ist. Im Benehmen der Männer, selbst des Volkes, zeigt sich stets die dem Polen angeborene Höflichkeit und man hört selbst hier selten nur ein grobes Wort; betrunken sieht man Wenige und da die Belustigungen billig, so findet auch der gemeine Mann Orte genug, wo er seine Zeit angenehm verbringen kann.

Unter den Vergnügungsorten ist besonders Lasiénka nebst dem Belvedère hervorzuheben. Es ist dies ein außerordentlich großer Park mit dichtstehenden alten Bäumen und umfangreichen Weihern. Zwischen dem dunkeln Grün der Bäume schimmern weiße Marmorstatuen hervor; buntfarbige Blumengruppen erfüllen die Luft mit ihrem Wohlgeruch. An verschiedenen Punkten des schönen Parks stößt man auf hübsche kleine Häuser, in welchen die Höflinge und Verwandten des Königs Stanislaus August recht angenehme Wohnungen hatten.

Im Schloß von Lasiénka befindet sich eine reiche Gemäldesammlung, polnische Könige, berühmte Männer des Landes und wichtige Momente aus der Geschichte derselben darstellend. Im Schlosse selbst sind noch manche Erinnerungen an Polens frühere Zeit in Möbeln und Ausschmückung der Gemächer vorhanden. Noch mehr Denkmäler dieser Art findet man in Willanów, dem berühmten Gute der Grafen Potocki, dem schönsten Landsitze in der Umgegend Warschaus. Hier starb König Johann III. Sobieski, der auch das Schloß erbaut hat. Vor Allem merkwürdig sind in demselben die chinesischen Gemächer, in denen kein Gegenstand aus dem häuslichen Leben der Chinesen vergessen ist.

Der Sächsische Platz in Warschau.

Von den weiteren Punkten der Umgegend von Warschau sind noch zu erwähnen: das Lustwäldchen von Beliäni, jenseit der Weichsel, mit dem Kloster der Kamaldulenser, das Feld von Wolja, eine weite Ebene, wo früher die Wahl der Könige stattfand, Mariemont, ein von der Königin Marie Sobieski erbautes Schloß, und andere. Kehren wir nach der Stadt zurück und erwähnen wir in Kürze noch folgende öffentliche Gebäude: das Rathhaus, das heutige Lotteriegebäude in der Krakauer Vorstadt, die Gymnasien, das Bankgebäude, die Häuser der Schatzkommission und der Kreditgesellschaft, meist alle von riesigem Umfange; ferner die Wohlthätigkeitsanstalten, vor Allem aber das große Findelhaus zum „Kindlein Jesu", das Krankenhaus zum „heiligen Lazarus" und die umfangreiche Irren- und Idiotenanstalt in der Zakroczimerstraße.

In Warschau sind, wie in allen großen Städten Rußlands, alle Nationen vertreten; infolge der Leichtlebigkeit des Volkes macht hier ein Fremder leichter Bekanntschaft, fühlt sich leichter heimisch als anderswo. Nannte der Pole wol

vormals in seiner Ueberhebung den Deutschen spottweise „Schwaben" und dünkte sich viel klüger und vor Allem viel tapferer als jener, so hat sich das seit dem letzten Deutsch-französischen Kriege bedeutend geändert und kopfschüttelnd meinte ein alter polnischer Pan: „Der Schwabe ist fast wie ein Pole tapfer; wer hätte das wol in ihm gesucht?!" Eines nur, woran sich ein Ausländer in Polen nicht gewöhnen kann, ist der von Napoleon I. schon als fünftes Element des Landes bezeichnete Schmuz. Rechnet man hierzu noch die Unordnung und Liederlichkeit in Küche und Hauswesen, so wird man neben anderen Ursachen den Verfall des Wohlstandes der Polen wol erklärlich finden.

Wann Warschau gegründet und wie dessen Name entstanden, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben; man glaubt, es sei im 9. Jahrhundert vom Fürsten Konrad von Masowien, der hier ein Schloß erbaut, gegründet worden. Die höchste Blüte erreichte Warschau nach vielen Wechselfällen des Schicksals unter der Regierung des Kaisers Alexander I. Die Stadt vertauschte zwar ihren eigentlich polnischen Charakter gegen einen mehr europäischen, aber Handel und Industrie erfreuen sich einer lebhaften Entwicklung.

Keine der früheren Revolutionen hat aber einen so lähmenden Einfluß auf Handel und Wandel der Stadt gehabt, als jene unsinnige Insurrektion von 1863, die Land und Stadt verwüstete, eine Menge, besonders deutsche und ausländische, Handel- und Gewerbtreibende bewog, das Land zu verlassen, und auf viele Jahre hin Stockungen hervorrief, die erst jetzt anfangen sich zu heben. Unter den Warschauer Industrieerzeugnissen sind besonders zu erwähnen: Equipagen, Fortepiano, Teppiche, Tuche, plattirte und Neusilberfabrikate (von Fraget), auch Sattler- und Tischlerarbeiten, Handschuhe und Fußbekleidung. Die Warschauer Damenstiefelchen stehen in keiner Hinsicht denen aus Paris an Zierlichkeit, Eleganz und Leichtigkeit nach, übertreffen diese sogar oft noch. Die Eisengießerei der Gebrüder Evans ist selbst im Auslande rühmlichst bekannt. In der Nähe der Stadt befindet sich eine bedeutende Ziegelbrennerei, die an Schönheit und Ausdehnung weit und breit ihresgleichen sucht; sie gehört eigenthümlicher Weise den Klosterbrüdern der Kreuzkirche, deren Glieder als Beamte bei der Verwaltung derselben thätig sind.

Wahrhaft imponirend wirkt der Anblick des großen Theaters, in dessen Lokalitäten nicht ein, sondern zwei Bühnenräume enthalten sind. Hier werden die berühmten prachtvollen Ballete mit ihren Nationaltänzen gegeben, die in ihrem Ensemble so großartig sind, wie man sie selbst in Paris und St. Petersburg nicht wieder sieht. Das Corps de ballet bestand zur Zeit seines höchsten Glanzes, während der Statthalterschaft des Fürsten Paskewitsch, aus 300 hübschen jungen Mädchen. Unter den vielen Hotels und kleineren Gasthäusern sind dem Fremden nur Hotel de l'Europe, Hotel de Rome und Hotel d'Angleterre zu empfehlen, da sie mit allem Komfort, an den ein Westeuropäer einmal gewöhnt ist, eingerichtet sind. Am besten mundeten mir die ausgezeichneten Ungarweine, die man in Warschau überall findet, da der Pole ein großer Verehrer derselben ist und ein Glas ganz alten Tokaiers nach dem Mittagsessen, selbst nach dem Champagner, zu trinken pflegt, „das Blut zu beruhigen und die Verdauung zu befördern", wie er sich ausdrückt.

Ich war nun fast sechs Wochen in Warschau, wo ich mich bis jetzt vortrefflich unterhalten, hatte alles Merkwürdige gesehen, meine Geschäfte besorgt und dachte an meine Heimreise, besuchte aber vorher noch einige Orte, die nicht auf meinem Rückwege nach Deutschland lagen. So kam ich denn auch nach den Weichsel-Festungen Iwangorod und Nowogeorgiewsk, die nur den Militär von Fach interessiren können. Der Laie sieht nur dieselben Kasernen, Kasematten, Bastionen, Kanonen, Soldaten u. s. w. und fühlt sich unbehaglich und wie im Gefängniß hinter diesen Mauern und Wällen. In der Nähe von Iwangorod befindet sich das reizende Gut Demblin des Fürsten Paskewitsch. Eine neu angelegte russische Bauernkolonie auf einer Insel inmitten eines künstlich entstandenen See's ist ein vielbesuchter Lieblingsaufenthalt der feinen Welt des Landes.

Einige Meilen von hier, an der Landstraße von Radom nach Ljublin, liegt Pulawy (Nowo-Alexandria), welches so wunderhübsch gelegen ist, daß man sich nach Italien versetzt glauben könnte. Hier befindet sich ein kaiserliches adeliges Fräuleininstitut. Die verschiedenen Klassen tragen verschiedenfarbige Kleider, die Erzieherinnen gleichfalls eine Art Uniform. Sieht man z. B. ein klösterlich einfach gekleidetes junges Mädchen in weißer Schürze und grünem Kleide, so weiß man, sie ist aus der zweiten Klasse, jene in Braun aus der ersten und dort, das Fräulein in Grau, ist eine Lehrergehülfin, oder Pépinière, wie man hier sagt.

Eine Stunde von Pulawy liegt der Ort Lipsk, der nur wegen des großen Holzhandels, welcher von hier aus auf der Weichsel nach Danzig betrieben wird, erwähnenswerth ist. Auf beiden Ufern des Flusses, einander gegenüber, liegen die Ruinen zweier Städte, Kasimir und Jannowiece, stumme Zeugen von Polens ehemaliger Macht und Größe. Beide haben großartige Schloßruinen, Sitze alter Geschlechter, welche sich um die Krone des Landes stritten. Und wie viele solche Denkmäler aus Polens Glanzperiode findet man nicht überall im Lande zwischen Schutt und Trümmern!

In Kozienice, einem unbedeutenden Städtchen, hatte ich Gelegenheit, an einer Hochzeit theilzunehmen und wurde wirklich durch die noch jetzt existirenden eigenthümlichen Landessitten in Erstaunen gesetzt. Eine polnische Hochzeit dauert in der Regel sechs bis acht Tage, wozu die Gäste schon vier bis sechs Wochen vorher eingeladen werden, um sich mit Geschenken, einem guten Magen und was sonst noch dazu gehört, vorzubereiten.

Nach Vollziehung der Trauung in der Kirche fuhren die gesammten Hochzeitsgäste nach dem ziemlich weit vom Städtchen gelegenen Gute des Bräutigams, der ein drobne Schliächtitsch, d. h. ein kleiner Edelmann war. Das herrschaftliche Haus war, nach deutschen Begriffen, wol nur ein Meierhof zu nennen, nichts mehr. Der Weg dahin ein lehmiger, vom Regen aufgeweichter Landweg, der selbst vor dem Hause noch, obgleich man doch so viele Gäste erwartete, tief schmuzig war, sodaß, als das junge Ehepaar ankam, erst ein paar alte Latten hingeworfen werden mußten, damit die junge Frau nur trockenen Fußes ins Haus konnte. Rasch fuhren die kleinen leichten Fuhrwerke, mit lebhaften Pferden bespannt, über Stock und Stein dahin; warf

auch einmal eines um, so war der Jubel nur desto größer. An der Spitze des Zuges ritten zwei Herolde in polnischer Nationaltracht und mit fliegenden Fahnen; sie verkündeten laut, daß der jassnie wielmozne Pan mit der jassnie wielmozne Panje festlichen Einzug auf seinem Gute halte. Nach ihnen folgte ein Wagen mit einer Musikbande, die unterwegs aufspielte, so gut es eben bei dem holperigen Wege möglich war. Nun kam das junge Ehepaar, von einem berittenen Corps buntgekleideter Bauern begleitet. Hinter ihnen die lange Reihe der Gäste, die laut jubelten, Hurrah schrieen und die Gewehre abfeuerten. Nach der Ankunft eilte gleich Alles an die wohlbesetzte Tafel und ein Schmausen begann, von dem nur Der sich einen richtigen Begriff machen kann, der gesehen hat, was der gesunde Magen eines polnischen Landedelmannes zu leisten im Stande ist. Der Ungarwein floß in Strömen, Branntwein, Bier und Meth wurden ohne Maß vertilgt und als endlich Alles befriedigt, begann der ungebundenste, fröhlichste Tanz, dem ich je im Leben beigewohnt. Fußboden und Haus erdröhnten und zitterten buchstäblich unter dem Stampfen der Absätze der jungen und älteren Welt und merkwürdigerweise ging Alles ohne Zank und Streit ab, blieb Alles in den Grenzen des Anstandes. Wer des Guten etwa zu viel gethan, wurde einfach hinausgeführt, um in einem Nebenzimmer oder gar im Heuschober ruhig auszuschlafen. Die Musikanten blieben auf dem Gute und am anderen Tage ging der Jubel wieder los. Dem jungen Ehemann wurden Toaste ohne Ende ausgebracht; da erhob sich ein alter, würdiger Pan, nahm das Wort und betonte in seiner Rede vor Allem die Würde und Heilighaltung des Ehestandes, worauf der junge Ehemann so tief gerührt wurde, daß er Alle umarmte und dann Das vornahm, was seit undenklichen Zeiten seine Vorfahren als ein unumstößliches Recht und edle Sitte betrachtet hatten. Er kniete vor seiner schamhaft die schönen dunkeln Augen niederschlagenden jungen Ehehälfte nieder, zog ihr behend den weißseidenen Schuh vom Fuß, goß denselben voll Champagnerwein, trank ihn auf das Wohl seiner theuren Gäste und ließ so den stets wiedergefüllten Schuh bei allen Anwesenden die Runde machen, was mit lautem Jubel, unter Pauken- und Trompetenschall vor sich ging. Die Festlichkeiten, bei denen die Munterſten die Frauen sind, währen, wie gesagt, oft eine Woche lang. Mit Mühe nur gelang es mir, indem ich dringende Geschäfte vorschützte, am vierten Tage halbkrank von dort fortzukommen; ich war an solche endlose Orgien denn doch nicht gewöhnt. Mit meinem Wegfahren waren sowol die Eltern des jungen Paares, wie auch dieses, höchst unzufrieden. Ich mußte ihnen beim Scheiden, während mich Alles umarmte wie einen Freund und Bruder, fest zusagen, sie ja recht bald wieder zu besuchen. Leider habe ich den guten Leuten kein Wort halten können; möge ihre Ehe eine gesegnete sein.

Den Rückweg nach Deutschland nahm ich von Warschau aus mit der Bahn über Skernewiece, ein Städtchen von ungefähr 5000 Einwohnern. Meine polnischen Freunde hatten mir sehr viel Rühmendes von den dortigen reizenden Parkanlagen erzählt, obgleich ich die Uebertreibungen wol schon kannte, welche diese guten Leute sich zu Schulden kommen ließen, wenn es sich darum handelte, irgendetwas zum Lobe ihres Vaterlandes zu sagen.

Ich entschloß mich aber doch, in Skernewiece ein paar Stunden zu verweilen, und ich hatte es nicht zu bereuen. Man kann sich wol kaum etwas Großartigeres denken, als diese auf kaiserliche Rechnung angelegten und unterhaltenen Anlagen, diesen mächtigen Park mit seinen Bäumen von seltener Schönheit.

Bauernhochzeit.

Mancher berühmte Kurort Deutschlands würde im Vergleich mit dieser dem Sohne des verstorbenen Fürsten Paskewitsch-Eriwansky gehörenden Besitzung sehr verlieren. Ich hatte kaum Zeit, mir dieses Idyll oberflächlich

anzusehen, und mußte eilen, wieder auf die Bahn zu kommen. Fast wäre ich auf eine falsche Bahn gerathen. Man wies mich jedoch zurecht und ich gelangte noch zu rechter Zeit in den nach dem Süden über Petrokow gehenden Zug. Einer der Mitpassagiere, ein jovialer alter Herr, erzählte mir, als ich meinen Irrthum erwähnte, eine drollige Anekdote, die zu wiederholen ich nicht unterlassen kann; schwerlich möchte sie außer Rußland bekannt sein: „Zwei alte, echt russische Kaufleute saßen, kurz nachdem die Petersburg-Moskauer Eisenbahn eröffnet worden war, in einem Coupé einander gegenüber. Beide waren in Twer zugleich eingestiegen. Da fragte der Eine den Anderen, wohin er fahre. „Ich fahre nach Moskau", war die Antwort. „Nun", antwortete der Erste, „und ich fahre nach Petersburg; ist es nicht aber eine merkwürdige Erfindung, die diese Deutschen da gemacht haben! Sie fahren nach Moskau und ich nach Petersburg und doch sitzen wir Beide zusammen in einem Waggon!" — In seiner Hoffnung sollte er aber bitter getäuscht werden, denn er hatte sich in den Moskauer, statt in den Petersburger Zug, die zugleich an dieser Station angekommen waren, gesetzt und wird wol bald begriffen haben, daß die Erfindung „der Deutschen" denn doch nicht einen Zug nach zwei verschiedenen Richtungen zugleich zu bringen im Stande ist. Unsere nächste Hauptstation war Piotrkow, eine Gouvernementsstadt mit 17,000 Einwohnern.

Nun kamen wir nach dem 216 Werst von Warschau entfernten berühmten Wallfahrtsort Czenstochau oder, wie die Stadt im Russischen heißt, Tschenstochow. Dieser Wallfahrtsort übertrifft an Zahl der Pilger, die alljährlich aus Rußland, Polen, Preußen und Oesterreich dorthin wandern, fast das alte Kiew. Das etwa eine Viertelstunde von der Stadt entfernte Kloster ist wie eine Festung von einer hohen, mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben. Dieselbe umschließt eine Parkanlage, die an Pracht ihresgleichen sucht. Mitten im Klosterhofe erhebt sich der stattliche Dom mit seinen großen Schätzen und Reichthümern. Das berühmte, mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückte Muttergottesbild ist stets von einer andächtigen Menge dicht umlagert; die vielen Nebenaltäre, Bilder und Statuen von Heiligen, die große Anzahl Geistliche im Ornat, die Mönche, der Kerzenglanz, der feierliche Gesang stimmen unwillkürlich zur Andacht. Bei den Klosterbrüdern kann man Bilder, Kruzifixe und Rosenkränze erstehen, mit deren Anfertigung sie sich beschäftigen.

Die Gegend fängt hier an, hügeliger und romantischer zu werden, die Wälder zeigen mehr Laub- als Nadelholz, die sandigen Ebenen sind seltener, vielfach von Hainen und Wiesen unterbrochen. Die Fahrt weiter fortsetzend, kamen wir endlich an die russische Grenzstation Sosnowza (291 Werst von Warschau) und gelangten bald auf das preußische Gebiet."

Kurländischer Edelhof.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Universität in Dorpat.

XI.

Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen.

Esthland, Livland und Kurland.

Geographische Eintheilung. Die Deutschen. Ursprüngliche Bewohner. Historisches. Großfürst Jaroslaw I. Erich von Dänemark. Waldemar II. Entdeckung Livlands durch die Deutschen. Meinhard. Bischof Albrecht. Gründung Riga's. Schwertbrüder. Kämpfe mit den Russen. Walther von Plettenberg. Sieg bei Pskow. Iwan der Schreckliche. Herrschaft der Polen. Herrschaft der Schweden. Abtretung an Rußland. Reval. Dorpat. Die Esthen. Von Dorpat nach Riga. Die Stadt Wenden. Die Letten. Riga. Mitau. Die Einwohner Kurlands.

Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen bestehen aus den Gouvernements Esthland, Livland und Kurland. Dieselben nehmen mit einem Flächeninhalte von 1737 Quadratmeilen und gegen 1,800,000 Einwohnern ein Küstenland ein, welches sich längs der Ostsee in einer Breite von 20—30 Meilen vom Njémen bis zur Grenze des Gouvernements St. Petersburg am Finnischen Meerbusen erstreckt und nach Osten und Süden vom Peipussee und den Gouvernements Pskow und Kowno begrenzt wird.

Offiziell kennt man in Rußland keine „deutschen Ostseeprovinzen"; sie heißen einfach „Ostseeprovinzen" oder man nennt die zu denselben gehörigen Gouvernements.

Wenn dieselben den Namen „deutsche" tragen, trotzdem daß die Deutschen kaum den sechsten Theil der Grundbevölkerung — der Esthen und Letten — ausmachen und mit Inbegriff der Sektirer gegen 200,000 Russen in den Städten ansässig sind, so geschieht dies aus dem Grunde, weil Deutsche

das Land kolonisirt haben, die ganze Kultur des Landes, alles geistige Leben deutsch ist, und Grundbesitz, Handel und Industrie sich in den Händen der Deutschen befinden.

Die im Verhältniß zu den Deutschen überwiegende Grundbevölkerung der Esthen und Letten ist von dieser deutschen Kultur scheinbar nur wenig berührt worden. Die Unempfänglichkeit oder gar der Widerwille gegen deutsches Wesen und deutsche Sitte ist zum Theil in den Verhältnissen zu suchen, in welchen diese Völkerstämme — den deutschen Eroberern und Herren des Landes gegenüber — Jahrhunderte lang gelebt haben. Wie ein Volk durch Sklaverei ausartet, zuletzt stumpfsinnig, ohne Gefühl für Menschenwürde, selbst gegen die Freiheit gleichgiltig wird, sehen wir bei ähnlichen Verhältnissen anderwärts. Die lettischen und esthnischen Leibeigenen, so verschiedenartig auch sonst ihr Charakter war, stimmten in Einem überein — in dem Mißtrauen gegen ihre Unterdrücker und gegen alles Deutsche. Aehnliche Zustände sind überall gewesen und bestehen zum Theil auch noch, wo ein unterdrücktes Volk privilegirten Ständen gegenüber steht. Hier verleiht der Stammesunterschied und der Umstand, daß die Herren selbst einer fremden Macht unterthänig sind, den Zuständen eine eigenthümliche Färbung und Tragweite und läßt der mannichfaltigsten Agitation freien Raum, obgleich zur Zeit alle auf Nationalität begründeten Rechtsunterschiede bis auf die letzte Spur gehoben sind.

Beide Völkerstämme, Esthen und Letten, sind seit unvordenklichen Zeiten in diesen Gegenden ansässig. Wann diese in Abstammung, Charakter, Sitten und Gebräuchen vollkommen von einander verschiedenen beiden Volksstämme hier ihre Wohnsitze aufgeschlagen, darüber giebt die Geschichte keine Kunde. Die Esthen gehören zu der großen finnischen Völkerfamilie, welche im Alterthum die nördliche Hälfte des europäischen Rußland zwischen der Ostsee und dem Flußgebiete des Ob, der oberen Wolga und dem Eismeere bewohnte. Die Wiege der Letten dagegen stand Tausende von Meilen weit an den Ufern des Ganges, am Fuße des Dawalaghiri, von wo sie — der Strömung der großen Völkerflut folgend — mit ihren Stammverwandten, den Lithauern, nach diesen nördlichen Breiten verschlagen wurden .. Sind sie die Veneter des Tacitus, die Heruler der Römer? — die Geschichte schweigt darüber. Jahrhunderte lang lebten diese beiden Volksstämme nicht ohne blutige Kämpfe miteinander und mit ihren Nachbarn, während sie selbst und die Gegenden, welche sie bewohnten, für das westliche Europa in völliges Dunkel gehüllt blieben. Erst um das Jahr 1000 fiel das erste Licht auf ihr Dasein. Diese Gestade der Ostsee wurden für Deutschland entdeckt.

Werfen wir einen kurzen Blick auf diese Entdeckung selbst, auf die großen Folgen der historischen Begebenheiten, Kämpfe und Umwälzungen im Innern dieser Länder und den Einfluß, welchen ein beständiger Wechsel der Zustände auf das Schicksal der Bewohner selbst ausgeübt hat!

Um das Jahr 1000 drang der russische Großfürst Jaroslaw I., ein Sohn Wladimir's des Großen, nach seinen Siegen über die Jamen und Lithauer in Esthland ein, belegte die hier wohnenden finnischen Stämme mit einem Tribut, baute feste Burgen und Schlösser und legte auch den Grund zu der Stadt

Dorpat (1030), welche er Jurjew nannte. Ungefähr fünfzig Jahre später wurde die Küste von Esthland von den Dänen besiedelt. König Erich von Dänemark erbaute daselbst eine Kirche und ein Kloster; sein Nachfolger, Waldemar II., gründete die Stadt Reval.

Wichtiger und von welthistorischer Bedeutung für die ganze Zukunft des Volks sollte jedoch das erste Erscheinen der Deutschen im Süden des Landes an der Küste von Livland werden.

Nach der Sage wurde ein Bremer Handelsschiff (1158) an die Dünamündung verschlagen und dadurch das eigentliche Livland entdeckt, welches dem Abendlande bis dahin völlig unbekannt gewesen war. Kaufleute aus Lübeck und anderen deutschen Seestädten besuchten hierauf die Küste wieder und knüpften Handelsverbindungen mit den damaligen Bewohnern des Landes, den Liven, an. Die Deutschen errichteten auf einem Berge ein befestigtes Waarenlager, aus welchem später eine Burg entstand, die von den Einheimischen Ikeskola — das später bekannte Uexküll — genannt wurde. Die Zahl der deutschen Einwanderer vermehrte sich in kurzer Zeit; dieselben verstanden es, die gutmüthigen Eingeborenen im Sinne damaligen Zeitgeistes durch List und Gewalt zu unterwerfen und allmählich zu ihren dienstbaren Knechten zu machen.

Der Augustinermönch Meinhard aus dem holsteinischen Kloster Segeberg stiftete um das Jahr 1190 hier ein Kloster und eine Kirche. Von Wladimir, dem mächtigen Fürsten von Polotsk, hatte er die Erlaubniß erhalten, unter den heidnischen Liven und Letten an der Düna das Christenthum zu verbreiten. Dem Meinhard folgten ganze Scharen deutscher Kaufleute, Ritter und Geistliche und er wurde der erste Bischof von Livland. Aus der friedlichen Ansiedelung wurde aber im Laufe der Zeit eine Macht, die sich nicht nur den nächsten Nachbarn, sondern auch Rußland gefährlich erwies.

Um das Jahr 1200 gründete der zweite Nachfolger Meinhard's, der kluge und schlaue Bischof Albrecht, die Stadt Riga. Er wußte den Fürsten Wladimir durch reiche Geschenke für sich zu gewinnen und ihm einzureden, daß es ihm nur um die Bekehrung der Heiden zu thun sei. Dabei unterließ er es aber nicht, neue Schlösser anzulegen und sein Heer zu vermehren. Er stiftete (1206) den Orden der Streiter Christi oder Schwertbrüder, welchem der Papst Innocenz III. die Regel der Tempelritter gab. Dieselben trugen außer dem Kreuz auch das Schwert auf ihrem weißen Ordensmantel.

Theils durch Ueberredung, theils durch Gewalt wurden die heidnischen Letten, Kuren, Liven und Esthen getauft, das Land aber unter die Ritter, Klöster und Kirchen vertheilt und die armen Einwohner ihrer persönlichen Freiheit beraubt. Endlich mußten die Bekehrungsversuche der Deutschen dem Fürsten Wladimir, als Oberherrn des von den Letten und Esthen bewohnten Landes, verdächtig werden. Er verbot daher dem Bischof Albrecht das Taufen und griff zu den Waffen. Das Glück war dem russischen Fürsten jedoch nicht günstig; er wurde geschlagen. Der Bischof unterwarf sich einen großen Theil von Livland, überließ den Rittern den dritten Theil des unterjochten Landes und vertrieb die Russen aus ihrer festen Burg Konenois an der Düna. Die Bekehrung der Einwohner und der Kampf mit den Russen und Lithauern dauerte von nun an

im Laufe der Zeit mit abwechselndem Glücke fort. Die Letten, welche mit der ihrem Charakter eigenen Demuth und Unterwürfigkeit den Deutschen bisher ergeben waren, änderten, von ihren Herren aufs Aeußerste gedrückt, ihre Gesinnung gegen dieselben, griffen im Jahre 1237 mit dem Muthe der Verzweiflung zu den Waffen und brachten den Schwertbrüdern unter ihrem Herrenmeister Volquin eine vollständige Niederlage bei. Dies veranlaßte den Großmeister des Deutschen Ordens, Hermann v. Salza, dem längst gehegten Wunsche der Schwertbrüder zu willfahren, daß beide Orden sich miteinander vereinigen möchten.

Durch die Vereinigung der beiden Ritterorden entstand in den Ostseeländern eine deutsche Macht, welche im Stande war, den russischen Fürsten und den Lithauern die Spitze zu bieten. Doch schon in den ersten Jahren ihrer Vereinigung war ihnen das Kriegsglück nicht günstig. Sie erlitten von dem russischen Fürsten Alexander Newski eine Niederlage am Peipussee und verloren dadurch das Fürstenthum Pskow, welches sie früher den Russen entrissen hatten. Einige Jahre später (1268) standen die Deutschen Ritter, welche von den Dänen in Esthland gegen die Nowgoroder zu Hülfe gerufen worden, aufs Neue einem russischen Heere bei Wesenberg gegenüber. Diese blutige Schlacht, in welcher die Deutschen — wenn auch mit großem Verluste — Sieger geblieben, erhielt sich noch lange Zeit in den Ostseeprovinzen im Andenken des Volks.

Es ist von keinem Interesse, diesen wechselnden Kämpfen der Deutschen Ritter, bald mit Pskow, bald mit Nowgorod, bald mit den Lithauern, zu folgen; wichtiger ist es jedenfalls, die Zustände ins Auge zu fassen, welche dadurch für die armen Bewohner des Landes herbeigeführt wurden. Selten befand sich ein Volk in einer unglücklicheren Lage als die Liven und Esthen, denen das Christenthum von fanatischen, der Landessprache unkundigen Mönchen gepredigt wurde, und deren persönliche Freiheit, Hab und Gut der Deutsche Ritter als sein rechtmäßiges Eigenthum betrachtete. Die Bauern in ganz Esthland erhoben sich (1343) gegen ihre Unterdrücker; zwei Jahre lang dauerte der verzweiflungsvolle Kampf; das Blut floß in Strömen, die scheußlichsten Grausamkeiten wurden verübt und das Land verheert und verwüstet. Erst nach völliger Erschöpfung kehrte einige Ruhe zurück. Von dieser Zeit an kam Esthland an den Deutschen Orden; der König von Dänemark trat seine Rechte auf das Land und die Stadt Reval für 19,000 Mark Silber ab.

Die Glanzperiode des Deutschen Ordens fällt in den Anfang des 16. Jahrhunderts, als der tapfere Walther v. Plettenberg dessen Herrenmeister war. In dieser Zeit begann ein langwieriger Kampf mit den Russen, der von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde. Walther v. Plettenberg machte seinen Stamm berühmt. Die Annalen der livländischen Städte erzählen wol von manchen Dingen, daneben aber auch von den Verheerungen der Russen und dem unsäglichen Elend, welches dieser blutige Krieg über Livland gebracht.

Plettenberg hatte beim Ausbruche des Krieges ein russisches Heer bei Isborsk geschlagen, war ins Pskow'sche gedrungen, hatte das Land verwüstet, Städte und Dörfer in Asche gelegt und die Stadt Ostrow mit unerhörter Grausamkeit bis auf den Grund niedergebrannt, wobei über 4000 Menschen ihren Tod im Flusse oder in den Flammen fanden. Als darauf in seinem Heere eine

schreckliche, verheerende Krankheit ausbrach, suchten die Russen diesen Umstand zu benutzen und sich zu rächen. Sie drangen mit einem ansehnlichen Heere in die Gegenden von Dorpat und Marienburg und zerstörten Alles mit Feuer und Schwert. In der Reihe dieser blutigen Schlachten verdient der glänzende Sieg Plettenberg's über die Russen bei Pskow besonderer Erwähnung. Der 14. September (1502), der Tag der Schlacht, in welcher die livländischen Ritter ein ihnen um das Sechsfache überlegenes russisches Heer von 90,000 Mann schlugen, lebt noch heute im Andenken der adligen Familien in den Ostseeprovinzen, deren Ahnen sich durch jenen Sieg unverwelkliche Lorbern erworben hatten. Nach dieser Niederlage schloß der russische Großfürst Iwan III. einen fünfzigjährigen Waffenstillstand mit dem Orden.

Im Jahre 1558, wo dieser Waffenstillstand seit sechs Jahren abgelaufen war, überzog Zar Iwan IV., der Schreckliche, Livland mit Krieg und verheerte das Land während einer Reihe von Jahren auf die fürchterlichste Weise. Esthland, welches während dieser Zeit am meisten gelitten hatte, begab sich unter schwedischen Schutz. Der livländische Ordensstaat, welcher sich nicht länger halten konnte, wurde von dem letzten Herrenmeister, Gotthard Kettler, dem König von Polen abgetreten, welcher den Herrenmeister zum Erblehnherzoge von Kurland und Semgallen ernannte. Nach seinem Tode stritten sich die Polen, Schweden und Russen um das ganze, einst so mächtige Land der Schwertbrüder; der Deutsche Orden aber, mit welchem diese bis zum Jahre 1521 vereinigt gewesen waren, führte in Deutschland noch 250 Jahre lang eine Scheinexistenz — die Würde des Hochmeisters war nichts mehr als ein leerer Titel.

Die Ostseeprovinzen waren noch lange Jahre der Schauplatz verheerender Kriege, welche die nordischen Mächte um ihren Besitz führten. Das unglückliche Land wurde zum Kampfpreise des Siegers, und Rußland, Polen und Schweden überboten sich gegenseitig an roher, wilder Verheerungslust in ihrer Kriegführung. Endlich trug Schweden in diesem Kampfe den Sieg davon. Beim Friedensschlusse von Oliva (1660) kam Livland an Schweden und wurde mit Esthland zu einer Provinz vereinigt.

Ein halbes Jahrhundert lang genossen die Ostseeprovinzen unter schwedischer Herrschaft der Ruhe. Beim Ausbruche des nordischen Krieges zwischen Karl XII. und Peter dem Großen begann jedoch eine neue Schreckenszeit für dieselben. Das russische Heer unter der Anführung Scheremetiew's hauste in Esthland und Livland nicht weniger schrecklich als einst die Heere Iwan's IV. oder des Schrecklichen. So manches Städtchen, so manches Schloß in Livland hat während dieses Krieges glänzende Beweise von dem Heldenmuthe seiner Einwohner abgelegt. Jeder Fußbreit Landes wurde gegen die unliebsamen russischen Eindringlinge vertheidigt, die Herren der kleinen Schlösser kämpften an der Spitze einer schwachen Besatzung bis auf den letzten Mann; manche zogen einen freiwilligen Tod der Uebergabe vor, sprengten sich mit den Getreuen in die Luft und ließen sich unter den Trümmern der Mauern begraben. Noch heute sieht man in Livland die Ruinen solcher Schlösser aus der Zeit dieses Krieges, so z. B. die des Schlosses Marienburg inmitten eines kleinen Sees, die von Wenden, eine der schönsten Ruinen Europa's, und noch viele andere.

Im Frieden zu Nystadt (1721) wurden Esth- und Livland an Rußland abgetreten, Kurland und Semgallen folgten später nach. So gelangte das ganze Land, welches die Deutschen mit ihrem Blute erworben und aus dem Naturzustande kultivirt hatten, in Besitz der Russen. Noch heute besitzen diese Provinzen ihre eigene Verfassung und bilden drei kleine aristokratische Republiken, in denen jede großgrundbesitzende Privatperson und Stadt auf dem vormals ritterschaftlichen Landtage Sitz und Stimmrecht hat. Nur das Stimmrecht in Verfassungsangelegenheiten ist einstweilen der örtlichen Ritterschaft vorbehalten.

Wenn man auf der Dampfschiffahrt von St. Petersburg nach Reval die Newamündung verläßt, an Strelna, Peterhof, Oranienbaum vorüberfliegt und die finstern Festungsmauern Kronstadts hinter sich gelassen hat, so verschwindet die zerrissene Südküste von Finnland mit ihren vielen kleinen Buchten immer mehr und die nördliche Küste von Esthland steigt nach und nach am Horizont empor. Das Ufer, anfangs flach und niedrig, nur wenig über der Oberfläche des Meeres erhaben, steigt bald merklich höher und bildet zuletzt eine etwa 50 m. hohe Kalksteinwand, welche bis nach der Bucht von Reval sich hinzieht.

Schon in weiter Entfernung von der Küste sieht man den 140 m. hohen Olaithurm von Reval, gleich einem mächtigen Pharus, am Horizont auftauchen. Wenn das Dampfschiff endlich selbst in die Bucht einlenkt, wird man bei dem Anblick der reizenden Ufer derselben angenehm übrrascht: an einer Seite erhebt sich die alterthümliche Stadt mit ihren Kirchen und Thürmen, an der andern zieht sich ein Kranz freundlicher Landhäuser und Gärtchen hin.

Die Einwohner von Reval vergleichen diese Bucht des Finnischen Meerbusens mit dem Golf von Neapel. Das heutige Reval ist lange nicht mehr die reiche, blühende Hansestadt früherer Jahrhunderte: seitdem Petersburg, die „nordische Palmyra", emporgewachsen, ist der Mastenwald der Handelsschiffe aus dem Hafen verschwunden. Einst war Reval die Vermittlerin des Handels der deutschen Hansestädte mit der Republik Nowgorod und dem Innern von Rußland. Dieser Handel befindet sich jetzt in den Händen von St. Petersburg und Reval hat als Handelsstadt keine größere Bedeutung als andere Küstenstädte an der Ostsee, wie z. B. Libau oder Pernau. Bei der geringen Anzahl von Handelsschiffen würde der Hafen verödet erscheinen, wenn hier nicht ein Theil der russischen Flotte stationirte und demselben einiges Leben verliehe.

Die Sage erzählt über die Gründung von Reval Folgendes: Dem Könige Erich von Dänemark sei Christus am Kreuze im Traume erschienen und habe ihm geboten, als Buße ein Kloster und eine Kirche zu gründen und zwar an einem Orte Namens Reval, wo man mitten im Sommer einen Bogenschuß weit rund herum Schnee fände. Die ausgesandten Boten des Königs fanden endlich nach langem Suchen einen solchen Ort an der Küste von Esthland an derselben Stelle, wo sich heute die Stadt Reval erhebt. König Erich gründete Kirche und Kloster im Namen des Erzengels Michael, sein Nachfolger Wladimir III. (1220), wie schon erwähnt, die Stadt selbst. Der Name Reval wird von dem dänischen Worte „Refwel" — „Reffel" abgeleitet, was so viel als „sandiges Riff" bedeutet. Die Nowgoroder nannten die Stadt Kolywan, bei den Letten heißt sie Dunepils, bei den Esthen Talline, Dänenstadt.

Reval.

Auch Reval war, wie alle Städte Livlands und Esthlands, von den Drangsalen ununterbrochener Kriege oft heimgesucht worden, hatte Plünderung erleiden und bedeutende Kontributionen zahlen müssen. Unter der schwedischen Herrschaft erholte es sich jedoch und sein Handel blühte von Neuem auf. Im Jahre 1710 ergab sich die Stadt den Russen. Zar Peter weilte in der Folge oft als Gast in ihren Mauern, die Kaiserinnen Elisabeth und Katharina II., die Kaiser Alexander I. und Nikolaus I. besuchten Reval häufig, und manche wohlthätige Stiftung zeugt von dem Interesse, welches diese Monarchen an dem Gedeihen der Stadt nahmen; nichtsdestoweniger minderte sich ihr Wohlstand, bis die Petersburg-Baltischporter Eisenbahn die Stadt zum Vorort Petersburgs machte und aufs neue den Seehandel belebte.

Reval besteht aus drei Theilen, dem „Domberg", an dessen steilem Abhange sich amphitheatralisch die schönen Häuser der Aristokratie erheben und auf die „untere Stadt" — die Stadt des eigentlichen bürgerlichen Lebens und Verkehrs — herabschauen. An die untere Stadt schließen sich weite Vorstädte. Von der Höhe des Dombergs ist die Aussicht auf das Meer eine entzückende.

Wie alle alten Städte hat Reval schmale, krumme Straßen. Man gewöhnt sich schwer an das Gewirr dieser Gassen und Gäßchen, wo die Nachbarn sich aus den Fenstern über die Straße die Hand reichen können. Für den Deutschen haben diese alterthümlichen dänischen, schwedischen und deutschen Häuser mit den hohen Auffahrten, Hausfluren und vergitterten Fenstern etwas Anheimelndes.

Auf der Höhe des Domberges steht das mittelalterliche „Schloß", jetzt die Wohnung des russischen Gouverneurs. Dem Fremden, welcher nach Reval kommt, wird die tiefe Ruhe, der Mangel des Verkehrs auf den Straßen nicht nur in diesem aristokratischen Stadttheile, sondern auch in der unteren Bürgerstadt auffallen. Selbst auf dem Markte herrscht nicht das rege Leben wie in anderen Städten und doch zählt Reval 31,400 Einwohner.

Die Stadt hat fünf russische und vier deutsche Kirchen; unter letzteren verdienen die Nikolaikirche und die Olaikirche besonderer Erwähnung. In der Nikolaikirche zeigte man bis noch vor wenigen Jahren den eingetrockneten Körper des Herzogs von Croy, welcher in der Schlacht bei Narva in schwedische Gefangenschaft gerathen war. Der Todte lag in seiner blonden Perrücke à la Turenne und in einem Gewande von schwarzem Sammet mit feinem Spitzenkragen vollkommen erhalten im Sarge. Vor ungefähr zwölf Jahren wurde der Körper des Herzogs auf Verfügung des Stadtraths beerdigt. Die nicht minder großartige Olaikirche wurde 1820 vom Blitz getroffen und vom Feuer zum Theil zerstört, ist jedoch seitdem wieder hergestellt worden. Ihr Thurm gehört mit dem Straßburger Münster zu den höchsten in Europa. In der nächsten Umgebung der Stadt liegen eine Menge geschmackvoll angelegter Landhäuser mit Gärten. Berühmt ist das von Peter dem Großen erbaute Lustschloß Katharinenthal, dessen schattiger Park ein beliebter Vergnügungsort der Revalenser ist. Viele Bäume daselbst sind von der Hand des Zaren gepflanzt. Hier saß der große Reformator Rußlands häufig an einem Fenster des kleinen Schlosses und schaute mit Interesse durchs Fernrohr nach den vorübersegelnden Schiffen und seiner entstehenden kleinen Flotte im Hafen. Ein anderer Vergnügungsort ist

Laxberg, von dessen hohem Thurme man eine herrliche Aussicht auf das unbegrenzte Meer und die Inseln Wulf und Nargen hat. Gegen Osten sieht man, umgeben von einem Kranz freundlicher Dörfer, die Ruinen des einst berühmten Klosters der heiligen Brigitta. Von der Stadt aus führt ein unterirdischer Gang nach dem Kloster, der nach der Ueberlieferung von einem Ritter angelegt worden sein soll, dessen Geliebte im Kloster eingeschlossen war.

Die Seebäder von Reval sind die vorzüglichsten an der Ostsee und werden nicht nur von dem Adel der Provinz, sondern auch von aristokratischen russischen Familien aus Petersburg und dem Innern von Rußland besucht.

Domruine zu Dorpat.

Von viel größerer Bedeutung als Reval ist Dorpat, welches als Mittelpunkt alles geistigen Lebens und der Wissenschaft, sowie als Ausgangspunkt deutschen Geistes, den ersten Rang unter den Städten der Ostseeprovinzen einnimmt. Dorpat, russisch Derpt, hat gegenwärtig gegen 20,540 Einwohner und liegt am hohen Ufer des Embach, eines Flusses, welcher die Verbindung zwischen dem Peipussee und dem Wirzjerw herstellt.

Keine Stadt in den Ostseeprovinzen ist in dem Maße dem Wechsel des Schicksals ausgesetzt gewesen wie Dorpat, keine ist so oft und so schwer vom Elend des Krieges heimgesucht worden. Verwüstet, ausgeplündert, zerstört und niedergebrannt, erhob sich die Stadt stets aus ihrer Asche, um von Neuem der Erde gleich gemacht zu werden. Diese wiederholten Zerstörungen und das neue Aufblühen aus dem Schutt des Alten haben viel dazu beigetragen, aus Dorpat

eine neue, in jeder Beziehung moderne Stadt zu machen. Riga und Reva tragen trotz ihrer Entwickelung noch vielfach das Gepräge alter Städte. Dorpa dagegen hat von seiner Vergangenheit nichts bewahrt als einige Ruinen. Vo allen Palästen des Adels, von Kirchen und Klöstern steht allein die schöne Ruin des Doms als einziges Denkmal der Vorzeit da.

Der Domberg ist gegenwärtig Eigenthum der Universität; auf demselbe befinden sich einige Hauptgebäude derselben, Bibliothek, Sternwarte und Kli nikum. Die über 30,000 Bände zählende Bibliothek nimmt in der Ruine de Domkirche zwei über einander liegende Säle ein. Die Ruine selbst, deren hoh Mauern mit den einzeln emporragenden Pfeilern und gothischen Fensterboge aus weiter Ferne zu sehen sind, ist eins der schönsten kirchlichen Denkmale de Vorzeit. Von der Höhe des Domberges hat man eine schöne Aussicht übe die unten liegende Stadt, die Universität mit anderen Hauptgebäuden, de Kaufhof und die an der rechten Seite des Embach sich hinziehenden Vorstädte Eine der größten Merkwürdigkeiten der Stadt befindet sich unter der Samm lung astronomischer Instrumente; es ist dies der von Kaiser Alexander I. de Universität geschenkte, über 3 m. lange Riesenrefraktor.

Dorpat's bisher unbedeutender Binnenhandel wird durch die Tapse Eisenbahnverbindung, wegen seiner günstigen Lage als Verbindungspunk zwischen dem Peipussee und Pernau an der Ostsee, mithin zwischen dem In neren von Rußland und dem Meere, bedeutend gewinnen. Doch nicht de Handel und Verkehr, nicht der Adel von Esth- und Livland, welcher de Winteraufenthalt in Dorpat dem in Riga oder Reval vorzieht, bedinge das gesellschaftliche und geistige Leben in der Stadt: der Impuls desselbe geht von der Universität aus. Dieselbe wurde im Jahre 1632 von Gustat Adolph gegründet, erfreute sich aber keiner dauernden Existenz, sondern theilte das wechselnde Schicksal der Stadt. Beinahe hundert Jahre lang, von Jahre 1710—1802, standen die Hörsäle derselben verödet. Als die russischen Heere Esthland überschwemmten, flohen die Professoren mit der Bibliothe und allen Sammlungen der Universität nach Schweden, und erst Kaiser Ale xander stellte dieselbe wieder her. Es befinden sich dort gegenwärtig gege 1000 Studirende; die überwiegende Mehrzahl kommt aus den Ostseeprovinzen die Zahl der Russen hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen un belief sich im Jahre 1873 auf Zweihundert.

Die Universität ist ganz von wissenschaftlichem Geiste beseelt, die Professo ren sind mit Ausnahme des Professors für russische Literatur sämmtlich Deutsche Dieser geläuterte Geist, welcher von der Universität als Hort deutscher Wissen schaft und erhöhter Lebensauffassung ausgeht, bestimmt eben die schon erwähnt hohe Bedeutung derselben für die Ostseeprovinzen. Es kann nicht in Abrede ge stellt werden, daß sich in den letzten Jahren, wie überall im Lande, so auch i den Verhältnissen der Universität, russischer Einfluß geltend gemacht. Desse ungeachtet wird dieselbe stets ihre Bedeutung zu bewahren wissen. —

Die Esthen gehören, wie alle Finnen, zur mongolischen Race. Sie bewoh nen als Urbevölkerung nicht nur Esthland, sondern das halbe Livland. Ein Grenzlinie, welche sich von der Südspitze des Peipussees über die Städtche

Werro und Walk bis zum Rigaischen Meerbusen hinzieht, trennt sie von den Letten. Der Flächeninhalt des ganzen, von 600,700 Esthen und Liven bewohnten Ländergebietes in Liv- und Esthland, mit Inbegriff der Inseln Oesel, Dagoe, und Moen, beträgt gegen 700 Quadratmeilen. Von den Russen, mit welchen die Esthen am Peipussee schon in frühester Zeit in Berührung kamen, wurden sie „Tschudi" genannt. Der See hat bei ihnen bis heute den Namen „Tschudischer See" behalten.

Seit vielen Jahrhunderten in beständigem Verkehr mit ihren Nachbarn, den Russen und Letten, lebend, haben die Esthen in ihrer äußeren Lebensart Manches von denselben angenommen.

Esthen

Der oberflächliche Beobachter dürfte sich daher veranlaßt finden, einige Verwandtschaft auch in dem Nationalcharakter der Esthen mit ihren Nachbarn, namentlich den Letten, zu finden: in Wirklichkeit aber kann es kaum zwei so von Grund aus verschiedene Völkerstämme geben wie Letten und Esthen.

Der Jahrhunderte lang währende Druck der Sklaverei hat manche gute Eigenschaft im Charakter der Esthen in der Entwicklung gehindert und in denselben einen gewissen Widerspruchsgeist auch gegen das Bessere erzeugt. Der Esthe erscheint verschlossen. Nebenbei zeigt er Gutmüthigkeit, zärtliche Liebe zu seinen Kindern und eine sinnige Auffassung der Natur. Man darf den Esthen keineswegs Gelehrigkeit, schnelle Auffassungskraft, endlich auch Gewandtheit absprechen. —

Es ist kaum glaublich, wie hartnäckig Darstellungen aus längst verflossenen Zeiten, namentlich außer Landes, in Köpfen und Büchern haften, z. B. die Tradition von der Trunksucht der Esthen! Dieses Laster hat sich seit Anfang des Jahrhunderts gemindert, ist mit Aufhebung der Leibeigenschaft, also seit 1816, mehr und mehr geschwunden und gegenwärtig in Estland, Livland und Kurland so selten, als die Nüchternheit in vielen Gouvernements des Reichsinnern, das erst ein halbes Jahrhundert später als die zugehörigen Ostseeprovinzen des Segens der Bauernbefreiung theilhaftig werden konnte.

Es kann nichts Trostloseres geben als den Anblick eines esthländischen Dorfes.... Auch die russischen Dörfer in vielen Gegenden von Großrußland zeichnen sich durch traurige Einförmigkeit aus, man sieht jedoch bei ihrer Anlage einen gewissen Plan, bei dem Bau der Häuser außer der Zweckmäßigkeit äußere, ins Auge fallende Verzierungen, hier und da den rohen Anfang von Gartenkultur: nichts von dem Allen bot noch unlängst das esthländische Dorf. Alle esthländischen Dörfer sind eine weitläufige, planlose Aneinanderreihung einzelner Hütten, elender Häuser und Gehöfte. Eigentliche Dörfer im deutschen Sinne existiren nicht. Die Häuser sind aus behauenen Baumstämmen zusammengefügt; die Bewohner derselben leben, arbeiten und schlafen auch jetzt noch öfters ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts in demselben engen Raum in einem Chaos von Unordnung, und Unreinlichkeit. Während der Wintermonate waren früher Hühner, Lämmer, Kälber und Schweine häufig die Genossen der Familie.

Der Unterschied zwischen Esthen und Letten in Abstammung, Charakter, Sitten und Lebensart drückt sich sogar in der Farbe ihrer Kleidung aus. Während der Lette die hellen Farben, namentlich Weiß und Hellgrau liebt, kleidet sich der Esthe in Schwarz oder Dunkelbraun. Die Esthen, sowol Männer wie Frauen, verfertigen ihre Kleider aus einem Zeuge, welches sie aus der schwarzen Wolle ihrer Schafe selbst weben. Die Frauen verstehen es, auf den Kleidern Verzierungen von rother Schnur anzubringen, und verwenden auf ihren Putz keine geringe Sorgfalt. Ein allgemein verbreiteter Schmuck für Verheirathete und Unverheirathete ist eine Art trichterförmiger Fibel, meist von Silber, welche die Weiber über der Brust tragen und mit allen nur möglichen Pretiosen, Kreuzchen, Ringen, Münzen und ähnlichen Sächelchen behängen. Die Mädchen in der Umgegend von Dorpat und am Peipussee tragen ein sehr kleidsames Diadem, ganz in der Art wie die russischen Frauen.

Noch eine Eigenthümlichkeit der Esthen besteht darin, daß sie ihr Kopfhaar nicht scheren, sondern Männer und Frauen die dichten, meist goldgelben Strähne desselben lang herunterhängen lassen.

Wie alle finnischen Sprachen, so hat auch die esthnische nicht die geringste Verwandtschaft mit irgend einer anderen europäischen. Die Vokalendungen vieler Wörter, die größere Zahl von Doppellauten machen die esthnische Sprache im Ganzen genommen angenehm und wohllautend. Wie fern das Esthnische jeder anderen europäischen Sprache steht, sieht man aus lgenden esthnischen Ordnungszahlen von Eins bis Zehn: essimenne —

toine — kolmas — neljäs — wijes — kuwes — saitsmes — kattesas — üttesas — kümmes.

Eine hervorstechende Eigenthümlichkeit der Esthen ist der Hang und die Neigung zu Poesie und Gesang.

Als Beispiel, wie wohlklingend die esthnische Sprache ist, führen wir folgendes Liedchen an:

„Tio tassane ja elda,
Olli armas minnoléh.
Pea oidfis, pea nerdsis.
Nerdsis oidsis ssurmaléh."

In der Uebersetzung:

„Tio war sanft und leutselig,
Und sie war mir lieb.
Schnell sie blühte, rasch sie welkte,
Welkte, blühte und starb."

Die Umgegend von Dorpat, die Ufer des Embachflusses, scheinen die ältesten Wohnbezirke der Esthen gewesen zu sein. Viele Sagen und Lieder sind auf diesem Boden entstanden; auf dem Dorpater Domberge stand ein heiliger Hain der Esthen, und der Embach war für sie ein heiliger Fluß. Wir führen hier zwei der schönsten esthnischen Volkssagen an.

Die erste heißt: „Wannemune's Sang."

„Die Menschen nicht nur, sondern auch die Thiere hatten ihre Sprache. Giebt es nicht noch heutzutage kluge Leute, welche die Thiersprache verstehen und die Thiere in ihren Unterhaltungen behorchen? Die Sprache war aber nur für die alltäglichen Bedürfnisse des Lebens bestimmt.

„Nun wurden alle Geschöpfe zu einer allgemeinen Versammlung eingeladen, wo sie eine Festsprache erlernen sollten, nämlich den Gesang, um sich zu freuen und die Götter zu loben. Da kam nun Alles zusammen, was Leben und Odem hatte, um den Domberg von Dorpat herum, auf dem ein heiliger Hain stand.

„Und es entstand ein seelenrührendes und herzergreifendes Rauschen in den Lüften, und der Gott des Gesanges — Wannemune — ließ sich herab. Er legte zurecht sein lockiges Haar, schüttelte seine Gewänder, strich sich den Bart, räusperte seine Stimme und versuchte sein Saitenspiel.

„Zuerst spielte er ein Vorspiel und sang dann den Hymnus, der alle Zuhörer ergriff, ihn selber aber am meisten.

„Stille herrschte in der Versammlung und Alles horchte aufmerksam dem Sange. Der Embach hemmte seinen Lauf, der Wind vergaß seine Hast, der Wald, die Thiere und Vögel horchten aufmerksam zu, und auch das neckende Echo guckte zwischen den Bäumen des Waldes hervor.

„Aber nicht Alle, die zugegen waren, begriffen das Ganze. Die Bäume des Haines merkten sich das Säuseln beim Niedersteigen des Gottes; und wenn Ihr im Haine lustwandelt und dies feierliche Säuseln hört, so wisset, daß die Gottheit Euch nahe ist.

„Der Embach merkte sich das Rauschen seines Gewandes und so oft er im Frühling seiner Jugend sich freut, braust er, wie er das Brausen dort geh
Der Wind hatte sich die grellsten Töne angeeignet; einigen Thieren

das Knarren der Wirbel von Wannemune's Zither gefallen, anderen das Klimpern in den Saiten.

„Die Singvögel lernten das Vorspiel, besonders Nachtigall und Lerche. Die Fische aber kamen am schlimmsten weg, denn sie steckten die Köpfe bis über die Augen aus dem Wasser hervor, ließen aber die Ohren darin; sie sahen die Bewegungen des Mundes und ahmten sie nach, blieben aber stumm.

„Nur der Mensch allein faßte Alles; daher dringt sein Gesang bis in die Tiefe des Herzens und bis hinauf zum Wohnsitze der Götter.

„Der Alte sang von der Größe des Himmels und von der Pracht der Erde, vom Schmucke der Embachufer, von ihrer einstigen Verzauberung und vom Glück und Unglück des Menschengeschlechtes. Und von seinem Gesange wurde er selber so ergriffen, daß er heiße Thränen weinte, die durch seine sechs Röcke und sieben Hemden drangen.

„Und nun flog er zu Allvaters Wohnungen, um ihm zu singen und zu spielen — und geweihten Ohren ist's vergönnt, zu Zeiten von weiter Höhe herab die entferntesten Töne zu vernehmen.

„Damit der Gesang nicht völlig vergessen werde, schickt er noch jetzt von Zeit zu Zeit seine Boten zur Erde.

„Auch er selbst wird einmal wiederkommen, wenn das Auge des Glücks wieder auf diesen Fluren weilen wird."

Eine andere Sage heißt: „Das Kochen der Sprachen."

„Die Menschen hatten sich vermehrt und ihr ursprünglicher Wohnsitz war ihnen zu eng geworden, besonders aber dadurch, daß sie sich untereinander nicht vertrugen. Der Alte wünschte nun, sie sollten sich über die ganze Erde verbreiten, und wies den verschiedenen Volkshaufen ihre besonderen Wohnsitze an. Um sie einander mehr zu entfremden, beschloß er, jedem Volke seine eigenen Neigungen und Sitten, seinen eigenen Namen und seine besondere Sprache zu geben. Es sollten nun alle Völker nacheinander an einem bestimmten Tage vor ihm auf dem blauen oder Kesselberge erscheinen, um eigenthümliche Sitten, besondere Namen und eigene Sprache zu empfangen.

„Wasser und Feuer sind feindliche Elemente, das eine sucht das andere zu vertilgen. Wenn aber der Mensch dem einen den Sieg gönnt, so wehrt sich das überwundene und unterliegt nicht ohne Kampf. Ihr habt wohl gesehen und gehört, wie das in einem Kessel eingesperrte, vom Feuer gequälte Wasser zuerst winselnde Klagetöne erschallen läßt, dann seine Stimme lauter und tosender erhebt und endlich ein Gebrüll ausstößt und alle seine Kräfte anstrengt, um über den Rändern des Gefäßes seinen Feind zu erreichen. Dieses Experiment stellte der Alte an, um aus dem Laute und der Bewegung des vom Feuer geängstigten Wassers für jedes herankommende Volk Sprache, Namen und Eigenthümlichkeiten vorzunehmen.

„Er traf schon am Morgen Anstalten, denn sehr viele Völker wollten befriedigt sein. Er ließ ein munteres Feuer auflodern, schob einen Dreifuß heran und setzte einen Kessel mit dem geheimnißvollen Wasser darauf.

„Noch ist er nicht mit dieser Einrichtung fertig, so kommt auch schon ein Volk heran, munter, schlank und flink.

„Ei seht! Ihr müßt schon früh aufgestanden sein, das gefällt mir! Aber noch kocht der Kessel nicht, wie soll ich euch schon befriedigen? Aufhalten will ich euch dennoch nicht; ihr sollt euch mein erstes Volk nennen, und da das Wasser noch stumm ist, so sei denn meine eigene Sprache die eurige.

„Es waren das die Esthen, und so hat nun das esthnische Volk die Ehre, des Alten erstes Volk zu heißen, seine Sprache zu sprechen und fremd zu sein von allen Eigenthümlichkeiten, die Gott ein Greuel und den Nebenmenschen eine Last geworden sind. Sie gingen vor Allen beehrt mit diesem Bescheide nach Hause.

„Der Kessel that nun seine Schuldigkeit, und jegliches Volk wurde bedient. Wer kennt die Völker alle, die hier zusammenkamen, wer nennt alle ihre Namen, und wer hat das Unglück gehabt, daß er von allen ihren Eigenthümlichkeiten gequält worden wäre, Eigenthümlichkeiten, die ein jedes Volk selbst in seiner Eigenliebe nur Auszeichnungen und Vorzüge nennt?! — Das eine zeichnet sich aus durch Faulheit, das andere durch Stolz, das dritte durch Habsucht, das vierte durch Härte und Bosheit. Aber nennt mir ein Volk, das seinen Grundcharakter nicht hegte und pflegte!

„Von einigen Spätlingen darf ich indeß nicht schweigen, die ihres Zuspätkommens wegen auch noch den Aerger des Alten auf sich luden.

„Es fing nämlich an Abend zu werden, und der Alte freute sich, daß der sehr geschäftsvolle Tag zu Ende ging. Kein Volk kam mehr, und der Alte fing an das Feuer auszulöschen; da kam noch heran ein gar wichtiges Volk, fremdes Haar und Mehl auf dem Kopfe, in sehr bunten Kleidern, und mit dem Tand der ganzen Welt behängt. Der Alte sah die Leute verdrießlich über die Schultern an und sagte: „Aha, das Putzen hat euch aufgehalten; aber blaset nun selber und schüret das Feuer wieder an."

„Das gequälte Element ließ zuerst seine Klagelaute hören: „Deutsch! Peitsch! — Deutsch! Peitsch!" dann gerieth es in volles Kochen und schrie: „Saksa, maksa! — Saksa, maksa!" (Sachse, bezahle!)

„Gut", sagte der Alte; „wir wollen uns nicht viel aufhalten. Da habt ihr Name, Sprache und Geschäft; gehet hin und blaset und blähet euch auf vor allen Völkern.

„Das hatten die Deutschen zum Bescheid. Wiederum war das Feuer verlöscht, und noch einmal kam ein anderer Schwarm heran. Sommer war es, und sie trugen Pelze und hohe Stiefeln und einen Leibgurt: es waren die Russen.

„Der Alte war über die Verzögerung sehr verdrießlich; aber diese Leute waren des tiefgebundenen Gürtels wegen zum Bücken sehr geschickt und entschuldigten sich durch tiefe Verbeugungen. Das Feuer loderte nun wieder auf und die Flüssigkeit ließ ihre Töne vernehmen: Tschin, — tschai, — schtschi! Dann gerieth sie in volles Kochen und sagte: Durak! burlak! — „Aha" sagte der Alte, „duraki (Dummköpfe, Narren) heißt ihr. Der Bücklinge und Stiefeln habe ich genug, packt euch!" Und sie gingen watschelnd, sich bückend und bedankend, davon.

Nun glaubte der Alte fertig zu sein, warf die noch brennenden Holzstücke weit weg und streckte sich auf die Erde nieder, um zu schlummern. Aber noch

ein Hause kommt heran, träge, schmuzig und unverschämt. „Eine weite Reise, ein beschwerlicher Weg", war die Entschuldigung. Da ruft der Alte: „Für Lumpen und Taugenichtse habe ich keine besonderen Namen, ihr verlangt doch wol nicht, daß ich ein neues Feuer anmachen soll? Aber vielleicht lese ich noch eine Schrift auf der Oberfläche des Wassers." Indem er ins Gefäß hineinsieht, ist ihm der Schaum im Wege; er stößt ihn mit dem Löffel auf die Seite und wirft ein wenig davon auf die Erde. Der zu Boden fallende Schaum ließ den bekannten Schall „latsch!" hören. „O, gut", sagte der Alte, „Latschen, Latwischen sollt ihr heißen, und euere Sprache sei aus allen anderen zusammengeschrapt." So wurden zuletzt die Letten abgefertigt."

Nun war das Geschäft beendigt. Der Alte ging davon. Der Kessel ist nicht mehr da; aber noch ist die Feuerstätte zu sehen, und wenn die übrigen Anhöhen in der Sonne glänzen, so ist noch bis auf den heutigen Tag der Kesselberg in blauen Rauch gehüllt und noch heute heißt er „Kesselberg" oder der „blaue Berg." —

Die meisten Sitten und Gebräuche der Esthen lassen sich auf die früheste heidnische Zeit zurückführen. Die Feierlichkeiten, welche bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen stattfinden, haben manches Uebereinstimmende mit den Gebräuchen der den Esthen verwandten Tscheremissen und Mordwinen an der Wolga. Es ist aber eine auffallende Erscheinung, daß wir manchen ähnlichen, ja vollkommen gleichen Gebräuchen auch bei Völkerstämmen begegnen, die nicht nur durch weite Entfernung von einander getrennt, sondern — so weit historische Ueberlieferungen reichen — auch nie miteinander in Berührung gekommen und sich durch Abstammung fremd sind.

Am eigenthümlichsten sind die Hochzeitsgebräuche der Esthen. Wir begegnen bei denselben einer Sitte, wie wir sie bei den Hochzeiten der Moldawanen in Bessarabien kennen gelernt. Die stattlich aufgeputzten Freiwerber erscheinen in dem Hause der Braut, um welche sie werben sollen, und bringen bei dem Vater derselben die Werbung an. Dieselbe geschieht aber nicht direkt, sondern der Sprecher kleidet sie in ein allegorisches Bild. Der moldawanische Freiwerber tritt als Gesandter seines Zaren auf, der eine Blume gefunden, die er in seinen Garten zu verpflanzen wünscht: der Esthe sucht ein verirrtes Lamm. Ist dem Vater der Braut die Werbung genehm, so fordert er die Freiwerber auf, das Lamm in seinem Hause zu suchen, und trinkt mit ihnen Meth und Bier zum Willkommen. Haben die Freiwerber die Braut gefunden, so muß auch diese den Trunk theilen, und der Bräutigam hat die Erlaubniß, die Braut zu besuchen. Am Tage der Trauung begeben sich die Hochzeitszüge des Bräutigams und der Braut von einander getrennt auf verschiedenen Wegen mit lautem Jubel zur Kirche, wobei unterwegs an Seen, Quellen oder alten Eichen angehalten und kleine Geschenke für die guten Geister niedergelegt werden. Nach der Trauung begiebt sich der Zug nach dem Hause der Braut, welches der Freiwerber dreimal umreitet und mit einem bloßen Degen dreimal in das Dach schlägt. Das Brautpaar wird — wie bei den Moldawanen — mit einer Handvoll Fruchtkörnern überschüttet. Der erste Hochzeitstag und die darauf folgende Nacht vergehen unter Saus und Braus und Gesang; erst gegen Morgen bricht der Zug mit der sorgfältig in Decken

und Tüchern verschleierten Braut auf und sie hält unter Begleitung sämmtlicher Hochzeitsgäste ihren Einzug in das Haus des Bräutigams als junge Hausfrau.

Gegend bei Wolmar.

Hier findet dann ein eigener Akt der Einführung und Einweihung statt, der Akt der Behaubung. Der jungen Frau wird unter dem Absingen gewisser Lieder von der Brautmutter das Haar gekämmt und die Haube aufgesetzt.

Am Morgen nach der Brautnacht wird die junge Hauswirthin im ganzen Hause herumgeführt und muß dann im Beisein der Gäste, als erstes Geschäft in ihrem neuen Haushalt, den Ofen kehren.

Wie die meisten Gebräuche, so wurzeln auch Vorurtheile und Volksaberglauben größtentheils in der Heidenzeit. Der Glaube an Hexen, Kobolde, böse Geister und Gespenster, das Wirken übernatürlicher Kräfte und deren Einfluß auf die Menschen, war unter den Esthen viel mehr verbreitet als bei manchem anderen Volke. Man fand so leicht kein esthnisches Dorf, welches nicht seinen heiligen Hain oder gewisse Bäume hatte, welchen als Wohnsitzen guter Geister eine besondere Verehrung gezollt wurde. Noch vor etwa 20 Jahren, wenn auch unter anderer Form, wurden Geistern und Göttern geheime Opfer gebracht. Dabei zogen die Esthen christliche, kirchliche Gebräuche in den Kreis ihres heidnischen Aberglaubens und legten z. B. dem Brote und Weine im Abendmahl eine wunderbar wirkende, heilsame Kraft in allen Zufällen des Lebens bei.

Der dreißig Meilen lange Weg von Dorpat nach Riga bietet vor Walk und vor Riga wenig mehr dar als Wald und Sumpf. Dem Innern des Landes fehlt es nicht an freundlichen Gegenden und landschaftlichen Scenerien, wie sie z. B. die Ufer der Aa darbieten. Die anmuthige Umgegend des Städtchens Wenden führt den stolzen Namen „livländische Schweiz". Zu beiden Seiten der genannten Straße sieht man wol hier und da auf einer Anhöhe ein Rittergut, ein herrschaftliches Schloß liegen oder ein Kirchthurm ragt in der Ferne hervor; auf dem Wege selbst aber liegen außer den Poststationen und Krügen nur zwei kleine Städte — Walk und Wolmar. Der Mangel an Städten ist in Livland eine auffallende Erscheinung. Livland hat außer Riga, Dorpat und Pernau nur noch sechs kleine Städte auf einem Flächenraum von 850 □Meilen, also nur neun Städte im Ganzen. Wenn man bedenkt, von welchen fortdauernden Drangsalen, blutigen Kämpfen und Verheerungen Livland heimgesucht worden, und daß eine jede dieser Städte zu wiederholten Malen bis auf den Grund niedergebrannt und zerstört worden, so wird man sich nicht wundern, daß neben den alten, die sich aus ihrer Asche stets wieder erholen, keine neuen Städte entstanden sind. Die Krüge oder Wirthshäuser an der Landstraße spielen in dem gesellschaftlichen Verkehr der Landbewohner in Livland eine große Rolle. In früheren Jahren waren sie auf der großen Straße von der preußischen Grenze über Riga und Dorpat nach St. Petersburg für alle Reisenden, welche nicht mit Postpferden fuhren, die nothwendigen Ruhepunkte; in den Krügen wurde Mittags gefüttert und übernachtet. Seitdem man aber von Eydkuhnen über Wilna und Dünaburg mit der Eisenbahn schneller und billiger reist, haben die Krüge viel verloren. Für die Honoratioren dritter Klasse aus der Nachbarschaft sind sie gegenwärtig ein beliebter Versammlungsplatz; Pächter, wohlhabende Höfler, Oekonomieschreiber, Buschwächter und ähnliche Beamte sind in diesen ländlichen Gasthäusern gern gesehene Stammgäste, welche die Küche des Krügers nicht verschmähen und bei einem Glase guten Bieres während der langen Winterabende sich unterhalten.

Sieben Meilen von Dorpat, unweit Walk, verläßt man den esthnischen Boden. Von diesem Punkte ab beginnen die Wohnsitze und die Sprache der Letten.

Der Unterschied in der Lebensweise beider Völkerstämme macht sich hier sofort bemerklich. Während nämlich die Esthen meist in kleinen Dörfern beieinander wohnen und einzelne Gehöfte seltener sind, findet bei den Letten gerade das Gegentheil statt; ihre Wohnsitze bestehen nur aus einzelnen, zerstreut liegenden Gehöften, welche man „Gesinde" nennt. Von den Grenzen des Gouvernements Esthland ab südlich in das Gebiet der livländischen Esthen hinein werden die Dörfer immer kleiner, dagegen „streuliegende" Bauernhöfe zahlreicher, bis endlich in Lettischlivland der Einzelhof Alles beherrscht. Walk und Wolmar haben ganz die gewöhnliche Physiognomie kleiner, freundlicher Landstädte und bieten nichts Bemerkenswerthes dar. Die Stadt Wenden ist in den Annalen Livlands ruhmvoll verzeichnet. Wenden war der Hauptsitz des Deutschen Ordens und neben der Stadt das Residenzschloß des Ordensmeisters. Die ersten Meister des Ordens waren die Ritter Winhold v. Rohrbach und Volquin.

Im Jahre 1577 belagerte Iwan der Schreckliche Stadt und Schloß Wenden. Mit Heldenmuth und Todesverachtung vertheidigte die schwache deutsche Besatzung das Schloß gegen ein starkes Heer der Russen. Endlich, als die letzten Hülfsmittel erschöpft waren, weihten die heldenmüthigen Vertheidiger sich dem Tode und beschlossen, um nicht den Russen in die Hände zu fallen, sich mit dem Schlosse in die Luft zu sprengen. Gegen 300 Personen, darunter Greise, Frauen und Kinder, nahmen das Abendmahl, und als die Russen hereindrangen, lag Alles betend auf den Knieen. In demselben Augenblicke warf ein Rittmeister Boismann die Lunte an den Pulverkeller; — der Saal flog in die Luft und begrub 300 Menschen unter seinen Trümmern. Der Einzige, welcher noch lebte, war Boismann. Der Zar wünschte den Helden zu sehen; als man ihn vorführte, verschied er. Seine Bewunderung über einen solchen Heldenmuth drückte Iwan dadurch aus, daß er den Leichnam spießen ließ.

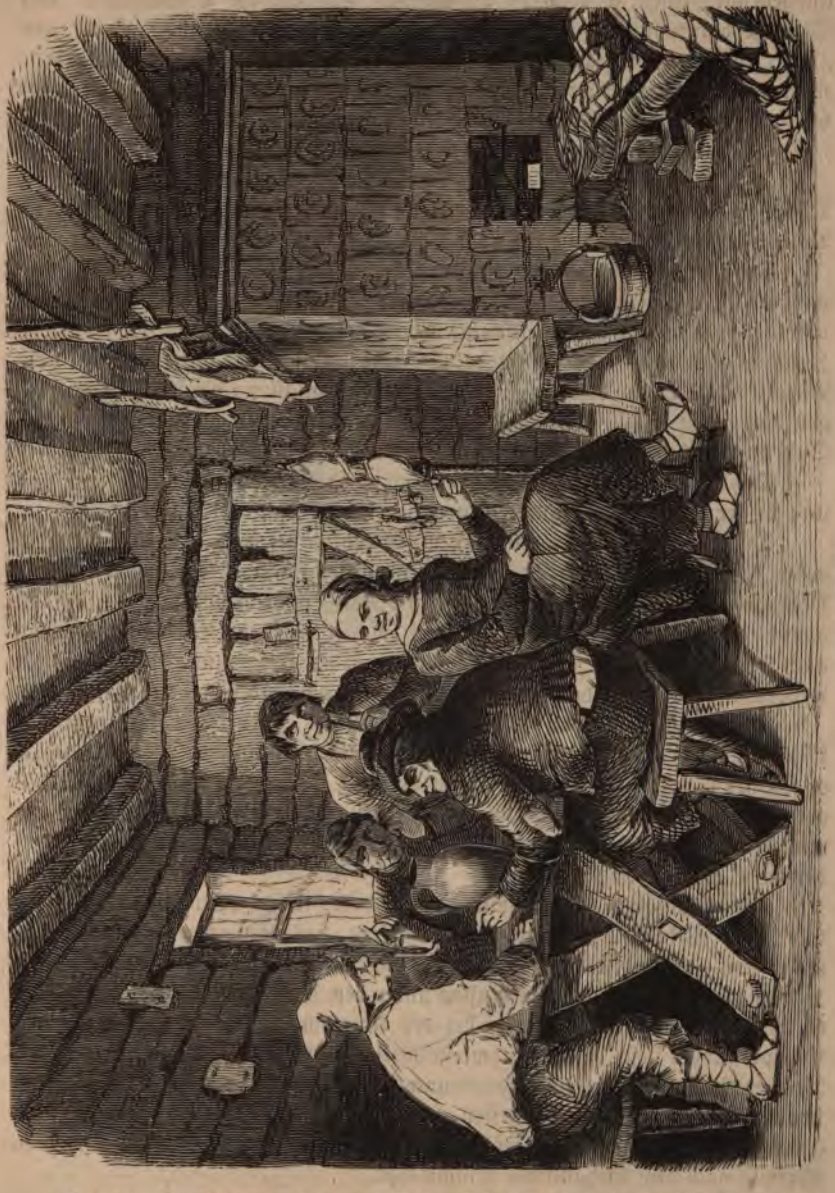
Wer vermag das Dunkel zu lichten, welches über der Urgeschichte der Letten ruht? Unter allen Hypothesen über die Abstammung dieses räthselhaften Volkes hat die schon oben erwähnte die größte Wahrscheinlichkeit für sich, welche annimmt, daß die Letten mit den ihnen verwandten Lithauern aus Indien vom Fuße des Himalaja in die Gegenden eingewandert sind, welche sie noch heute bewohnen. Vieles spricht für diese Behauptung. Ihre theokratische Verfassung unter einem Oberpriester, dem Krihwe, und seinen Unterpriestern, den Weideloten, von welchen sie vor der Zeit ihrer Unterwerfung sollen regiert worden sein, erinnert an die Priesterherrschaft Indiens. Besonders auffällig ist aber die große Aehnlichkeit der lettischen und lithauischen Sprache mit dem Sanskrit, welche sich zeigt in dem übereinstimmenden Bau dieser Sprachen und in einer Menge vollkommen gleicher Wörter. Während der lithauische Stamm im Laufe der Jahrhunderte ein unabhängiges Fürstenthum gründete, aus welchem am Ende des XIV. Jahrhunderts durch die Vereinigung mit Polen ein mächtiges Reich hervorging, während die Namen lithauischer Fürsten, eines Jedemin, Algherd, Jagello und Witold, in ganz Europa bekannt wurden, fiel dem Bruderstamm, den Letten, das Los der Sklaverei zu. — Die eigentlichen Letten bewohnen das südliche Livland, d. h. die Ordnungsgerichtsbezirke Riga, Wolmar, Wenden, Walk, die kurländischen Letten die Halbinsel Kurland,

die Semgaller endlich das frühere Herzogthum Semgallen, d. i. den südlichen Theil von Kurland, welcher sich von Mitau bis Dünaburg erstreckt. Die Letten sind ein gutmüthigeres, zuvorkommenderes, gastfreieres und freundlicheres, doch weniger charakterfestes Volk als die Esthen; sie sind nicht ohne Talente, bildsam, anstellig und gelehrig und besitzen einen angeborenen Hang zur Poesie und zum Gesang. Ihre Volksmelodien sind kurz, aber von eigenthümlichem Reiz, während merkwürdiger Weise die ebenso poesiereichen Esthen auch nicht eine einzige dem europäischen Ohre genießbare eigene Melodie aufzuweisen haben. Das deutsche Volkslied dringt mit übersetzten und selbständigen Texten bei Letten und Esthen unaufhaltsam durch. — Die Letten sind furchtsam, demüthig, schwach und weichherzig bis zur Schlaffheit, auf einer gewissen Stufe der Halbbildung, wie das Junglettenthum zeigt, insolent, dünkelhaft, von einem krankhaften Romantizismus angekränkelt.

Ein ganz charakteristisches Licht auf den Entwickelungsgang der Letten und Esthen warf die merkwürdige Erhaltung ihrer Sitten, Gebräuche und Lebensart, wie solche vor länger als einem Jahrtausend bei ihnen gewesen. Wenn man noch vor zwei Jahrzehnten in ein lettisches oder esthnisches Gehöfte trat, so kam Einem unwillkürlich der Gedanke, als sei dem Wohnhause mit seinen Nebengebäuden, dem Brunnen, Badehaus, der Rige, ja, allen Geräthschaften bis zum geringfügigsten Dinge herab, durch irgend einen Zauber der Stempel der Unvergänglichkeit aufgedrückt worden und nur die Bewohner hätten im Laufe der vielen Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht gewechselt.

Die lettischen Bauernhöfe liegen, wie bereits erwähnt, im ganzen Lande zerstreut umher; hin und wieder trifft man zwei oder drei Gehöfte nebeneinander. Die Gebäude des Gehöftes, das Wohnhaus, der Pferde- und Viehstall, Badstube und Trockenhaus oder Rige liegen rings um einen Hof, zu welchem eine hölzerne Pforte führt; sämmtliche Gebäude sind, wie solches im ganzen Norden gebräuchlich, aus Kiefernstämmen aufgeführt und zumeist mit Stroh, einige mit Ziegeln, wie auch bei den Esthen, gedeckt. Die Häuser haben ohne Ausnahme Schornsteine, das Innere derselben ist gewöhnlich in verschiedene kleine Kammern und Kämmerchen eingetheilt, jeder besondere Raum hat seinen bestimmten Zweck. Sinn für Ordnung und Reinlichkeit zeigt sich gewöhnlich überall. Männer und Weiber kleideten sich überall in weiße oder hellgraue Gewänder. Die Frauen trugen in einzelnen Gegenden roth ausgenähte Hemden, mit rothen Litzen besetzte, eng anschließende Kamisole, gefaltete Unterröcke und eine Art Radmantel von Tuch. Eine besondere Sorgfalt verwendeten die Frauen auf die Verfertigung von Handschuhen, die, von weißer Wolle gewebt und geschmackvoll ausgenäht, einen Gegenstand des Luxus bildeten. Seit etwa $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnten nimmt die deutsche Kleidertracht mehr und mehr überhand und wird binnen 10—15 Jahren die Nationaltracht unter den Letten und selbst den konservativeren Esthen wol gänzlich verdrängt haben. Die Handtücher spielen in jedem lettischen Bauernhause dieselbe Rolle wie in Rußland. Die lettischen Mädchen suchen sich in der Kunstfertigkeit der Handtuchstickerei zu übertreffen und arbeiten oft jahrelang an einem Vorrathe von Handtüchern, die als besonderer Schmuck bei Hochzeiten getragen werden.

So, wie das Volksleben der Letten seit grauer Vorzeit in seiner ursprünglichen Form erstarrt verblieben, hat auch die lettische Sprache nur geringe Ausbildung erfahren.



Bauernstube.

In der Bezeichnung äußerer Natureindrücke ist die lettische Sprache sehr reich. Es giebt z. B. für das Pfeifen auf einer Pfeife, mit dem

Munde, oder für das Pfeifen der Maus, sowie der alten und jungen Vögel, verschiedene Wörter; das Wort „schreien" und das Wort „summen" wird, je nachdem, welches Thier schreit oder summt, durch ein besonderes Wort ausgedrückt. Eben so reich ist die lettische Sprache an Diminutiven. Wir Deutsche haben für die Substantive nur die beiden Endungen „chen" und „lein", der Lette dagegen hat für manches Wort sechs Verkleinerungsformen, nicht nur für Hauptwörter, sondern auch für Bei- und Umstandswörter. So hat z. B. das Wort „Meita", Mädchen, folgende Diminutive: „Meitinja" — „Meitene" — „Meitenite" — „Meitscha" und „Meitschinja".

Die Poesie der Letten ist keine gemachte, geschriebene, es ist eine echte Volkspoesie, die, sich durch Tradition von Mund zu Mund fortpflanzend, im Volke lebendig geblieben ist und noch heute in derselben Art neue Blüten treibt.

Die Letten lebten unter dem Drucke der Sklaverei, abgeschieden und vereinsamt. Das ausgestoßene Volk lebte in seinen Wäldern in und mit der Natur, und hier erschloß sich für dasselbe eine poetische Traumwelt, welche die traurigen Zustände und das, was jenseit der Sümpfe und Wälder lag, vergessen ließ. Viele lettische Lieder drücken eine tiefe, sinnige Auffassung der Natur aus, zeugen von einem reinen kindlichen Gemüth und sind von einem zarten poetischen Duft durchweht; es sind kostbare Perlen wahrer Volkspoesie.

Die Poesie der Letten ist eine rein lyrisch-idyllische, dem Inhalte nach sind ihre Lieder größtentheils solche, in welchen sie die Jahreszeiten besingen ꝛc.

Diese und ähnliche Lieder werden gewöhnlich bei Hochzeiten, bei der Heuernte, im Winter in den Spinnstuben oder bei sonstigen Gelegenheiten von Mädchen oder Frauen vorgetragen, denn diese — nicht die Männer — sind fast ausschließlich Dichter und Sänger. Bei solchen Gelegenheiten entstehen denn auch Improvisationen, die eben so schnell wieder verschwinden und vergessen werden, als sie entstanden sind. Viele dieser Lieder sind sehr alten Ursprungs.

Der oberste Gott war für die Letten „Dewes", der „Altvater" oder einfach der „Alte". Sie statteten denselben mit allen menschlichen Attributen aus; er saß als wohlhabender Hausherr im Himmel, hatte seine reichlichen Herden, eine Schar von Kindern und regierte die Welt. Die Letten betrachteten sich als seine Kinder und standen auf ziemlich vertraulichem Fuße mit dem „Alten", den sie auch heute noch so nennen.

Die mächtigsten Götter nach dem Altvater sollen „Perkuhnos", „Trimpus" und „Pikulis", die Götter des Donners, des Wassers und der Erde gewesen sein. Perkuhnos, der Gott des Donners, war eine nicht nur im ganzen Norden, sondern auch bei den Russen unter dem Namen Perun verehrte Gottheit, dessen Bildsäule Wladimir bei der Annahme des Christenthums in den Dniepr stürzen ließ. Der berühmteste heilige Hain des Perkuhnos, wo dessen Priester ein immerwährendes Feuer unterhalten mußten, welches sie bei Todesstrafe nicht ausgehen lassen durften, lag zu Romowe in Preußen, wie denn die ganze angeblich lettische Göttersage nur eine romantische Nachdichtung Garlieb Merkels nach dem litthauischen Olymp war.

Die Frühlingsfeste waren dem Gott des Frühlings und der Freude „Lihgo" geweiht. An dieselbe schließt sich heute die christliche Feier des Johannistages.

Wie in der Heidenzeit bekränzt das Volk auch heute am Johannistage seine Häuser mit grünen Birkenzweigen und zündet auf den Hügeln Feuer an. Der Johannistag und die Johannisnacht gaben bei den Letten, wie auch bei den anderen Völkern, Veranlassung zu vielen abergläubischen Gebräuchen. Aus der Ehe des Mondes mit der Sonne waren nach dem Glauben der Litthauer die Sonnentöchter, die Sterne, entstanden, und aus der Verheirathung dieser mit Söhnen der Götter die kleinsten fernen Sternchen hervorgegangen, welchen von der Sonne nur wenig Licht als Mitgift zu Theil geworden. Die Ehe der Sonne mit dem Monde war aber eine etwas stürmische, weil der Mond Nachts mit den Sternen buhlte, sodaß ihn die erzürnte Gemahlin in Stücke zerhieb, weshalb denn der Mond zu Zeiten am Himmel verstümmelt erscheint.

Markt in Riga.

Der Glaube an gute und böse Geister, welche in der Nähe der Menschen ihr Wesen treiben und auf das Schicksal derselben einen mächtigen Einfluß ausüben, der Glaube an Kobolde, Hexen und allerhand Spukgeister war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bei den Letten allgemein verbreitet. Es gab damals Tage, an welchen die Letten die Geister speisten, d. h. ihnen gewisse Lieblingsgerichte unter einen Baum im Garten stellten; es gab damals in jeder Gegend Quellen, Höhlen oder Bäume, wo den Geistern ähnliche Opfer gebracht wurden.

Die Verbesserung aber des Zustandes unter der bäuerlichen Bevölkerung Liv-, Esth- und Kurlands verdankt man der Initiative der drei Landtage, welchen der Volksunterricht in den Ostseeprovinzen in letzter Instanz untergeordnet ist. Hoffen wir, daß die Vorzüge, welche die allgemeine Wehrpflicht den Besserunterrichteten zugesteht, auch im Reichsinnern denselben Fortschritt zeitige, wie er an der Ostsee sich kundgiebt.

Eine Schule kommt gegenwärtig in den Gouvernements

Nischni-Nowgorod	auf	8300 Einwohner,
Kaluga (unweit Moskau)	„	4400 „
Cherson	„	4400 „
Kurland	„	1100 „
Ekaterinoslaw	„	800 „
Esthland	„	600 „
Livland.	„	400 „

wozu noch der häusliche Unterricht, namentlich in Kurland, hinzukommt.

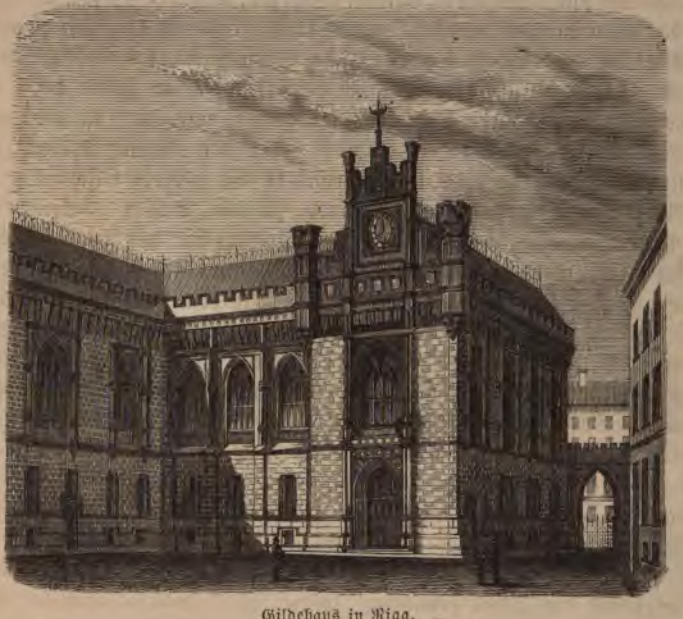
Es ist bereits erwähnt, wie die Mündung der Düna 1558 angeblich durch Bremer Kaufleute entdeckt worden, Auswanderer aus Bremen, Lübeck und Hamburg sich hier ansiedelten und im Jahre 1200 durch den Bischof Albrecht Buckshöwden die Stadt Riga gegründet wurde. In der schnell emporblühenden Stadt bildete sich eine Verfassung nach dem Muster der deutschen Reichsstädte. Es fehlte nicht an Kämpfen und Streitigkeiten zwischen der geistlichen Macht, dem Bürgerstande und den Rittern. Die späteren Erzbischöfe betrachteten sich als souveräne Herren von Riga, die Bürger verstanden es jedoch, in diesen Kämpfen ihre Gerechtsame zu erhalten und zu befestigen. Selbst zur Zeit des Verfalls der Macht Riga's wurde die Verfassung der Stadt nicht angetastet. Im Jahre 1710 kam Riga mit Esth-, Liv- und Kurland durch Kapitulation unter russische Herrschaft; die Privilegien des Adels und der Städte wurden diesen Provinzen im Frieden zu Nystadt vom Zaren Peter dem Großen gewährleistet. In wie weit die russische Regierung in den letzten Jahren allein berechtigt war, Zeit und Maß von Verfassungsänderungen in den baltischen Provinzen zu bestimmen, darüber war eine heftige Polemik in der deutschen und russischen Presse hervorgerufen, hüben und drüben viel böses Blut verursacht worden. Jetzt darf das Thema gar nicht mehr in der Journalistik diskutirt werden. Die Regierung meint ein Recht zur Beseitigung veralteter Formen ꝛc. zu besitzen, die Stände nehmen dasselbe Recht auch für sich in Anspruch und wollen auf ihr Mitentscheidungsrecht nicht verzichten.

Riga ist eine schöne und nach Petersburg und Moskau die volkreichste Stadt des Russischen Reiches. Wenn man auf der Dorpater Landstraße durch das Stadtthor fährt, so sieht man sich verwundert nach der alten Hansestadt Riga um, denn man glaubt in eine jener neuen russischen Städte mit breiten geraden Straßen, meist einstöckigen, freundlichen hölzernen Häusern zu kommen. Man befindet sich in einer der Vorstädte Riga's. Diese umgeben den Kern der Stadt, das alte Riga, in einem weiten Gürtel. An die Stelle der gesunkenen Wälle und gefüllten Befestigungsgräben sind Boulevards mit Reihen vier- und fünfstöckiger privater und öffentlicher Prachtbauten getreten, welche Riga das Ansehen weniger einer Provinzialstadt als einer Residenz leihen.

Der alte Stadtkern nimmt einen bedeutend geringeren Umfang ein als die ihn einschließenden Vorstädte, trägt mit seinen alten Kirchen, hohen Häusern, schmalen, krummen Gassen und Gäßchen das Gepräge des Alterthums und macht denselben Eindruck, wie das alte Danzig, Lübeck oder Hamburg. In diesem Theile der Stadt befinden sich Speicher, Kaufbuden und Markt; reges

Leben, Handel und Verkehr herrscht in dem Gewirr seiner Straßen. Hier, in den alterthümlichen Häusern der engen Gassen, wohin in manchen sich selten ein Sonnenstrahl verirrt, leben die Nachkommen der alten Patrizier und Handelsherren; es ist der ausschließlich deutsche Theil der Stadt, während die Vorstädte auch von Russen, Letten und Esthen bewohnt sind.

Die Rigenser nennen ihre Stadt mit Stolz und auch mit Recht eine „deutsche", denn alles geistige Leben ist deutsch — das deutsche Element ist entschieden überwiegend. Zieht man jedoch die numerische Stärke der verschiedenen Nationalitäten allein in Betracht, so dürfte das Recht eines solchen Titels bestritten werden, wie solches auch in der russischen Presse — geschehen ist.



Gildehaus in Riga.

Die Bevölkerung Riga's wird gegenwärtig, nach der neuesten bekannten Zählung, auf etwa 120,000 geschätzt.

Russen, Letten und Esthen stehen durchschnittlich auf einer niedrigen Stufe der Bildung und sind meist Dienstboten, Tagelöhner, kleine Handwerker, Kleinhändler und Vermittler zwischen den zur Stadt fahrenden Bauern und dem Großhändler. Es besteht kein anderer Unterschied zwischen den Nationen, als der, den Vermögen und Bildung mit sich bringen. Vor dem Gesetze sind alle gleich. Bei den Russen, welche sich als die Herren des Landes betrachten, wiegt der Umstand schwer, daß unter ihnen reiche Kaufleute, ja Millionäre sind. Die Russen, deren Zahl mit jedem Jahre wächst, verlangen nicht nur gleiche Rechte mit den deutschen Bürgern der Stadt, als deren „Gäste" sie bisher betrachtet wurden; sie hoffen Bürgerrecht, Sitz und Stimme im Rath und Theilnahme an der Verwaltung der Stadt durch plebiscitmäßige Abstimmungen zu erlangen.

Die Deutschen pochen auf ihre alte, privilegirte Verfassung und verwerfen solche Forderungen. Die russische Regierung begünstigt indeß die Ansprüche der Russen. Die Abneigung der Rigenser richtet sich aber nicht gegen irgend eine Nationalität als solche, sondern gegen die Gewähr größerer Stimmberechtigung an Massen, denen es zur Zeit an geistiger und sittlicher Bildung gebricht.

Solange die Masse der russischen Kaufleute in Riga nicht auf gleicher Stufe der Bildung mit den Deutschen steht, dürfte sie mit diesen schwerlich konkurriren. Ein großer Theil jener russischen Kaufleute waren vor der Aufhebung der Leibeigenschaft leibeigene Bauern des Grafen Scheremetieff; ihrer Bildung nach sind die Meisten Bauern geblieben, wogegen Einige, in den städtischen deutschen Schulen gebildet, dem Deutschen in keiner Beziehung nachstehen.

Riga hat 16 Kirchen, 6 evangelische, 8 griechische, 1 katholische und 1 reformirte; darunter sind besonders zu bemerken die im Jahre 1406 erbaute St. Peterskirche mit ihrem hohen Glockenthurme, nach dem Olaithurme in Reval, dem höchsten in Rußland, und die 1211 von Bischof Albrecht erbaute Domkirche mit dem Grabmal ihres Gründers und anderer Bischöfe.

Unter den übrigen Gebäuden nennen wir das „Schloß", eins der ältesten Gebäude der Stadt; es wurde von dem Großmeister des Deutschen Ordens, Walther v. Plettenberg, erbaut und ist jetzt Wohnsitz des Generalgouverneurs. Auf dem großen, schönen Platze vor demselben ist dem Kaiser Alexander I. eine Säule in Granit errichtet. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen das im Jahre 1863 eröffnete neue Theater, die neue Börse, das neue Ritterhaus, das neue Stadtgymnasium und das Baltische Polytechnicum besondere Erwähnung. Das vormals als merkwürdig erwähnte Haus der „Schwarzen Häupter" ist ein alter Bau, der, gegenüber dem nunmehr 100jährigen Rathhause, durch sein altfränkisches Frontispice auffällt, im Innern aber Sehenswürdigkeiten birgt. Die „Schwarzen Häupter" bildeten eine ritterliche Genossenschaft unverheiratheter Bürger Riga's, welche im Kleinen den Ritterorden nachahmte. Anfangs war diese Verbrüderung der Vertheidigung und den Interessen der Stadt gewidmet, später spielte dieselbe auch bei Streitigkeiten der Bürgerschaft eine Rolle. Die Genossenschaft hat noch ihren Bestand, verfolgt aber gegenwärtig nur gesellige und wohlthätige Zwecke.

Riga ist nach Petersburg die größte Seehandelsstadt im Russischen Reiche. Die Bedeutung verdankt sie ihrer Lage an einem mächtigen, schiffbaren Strome, durch welchen sie mit dem Innern des Landes, mit Weißrußland und dem zwei Meilen entfernten Meere in Verbindung steht, sowie mit der Eisenbahn nach Dünaburg und weiter nach Witebsk, Orel, Kleinrußland und Odessa. Außer der Ausfuhr von Getreide, Flachs, Hanf und Talg ist hauptsächlich der Handel mit Schiffsbauholz nach England ein beträchtlicher. Die mächtigen Fichten- und Tannenbaumstämme der Wälder von Weißrußland und Wolhynien kommen in großen Flößen die Düna hinunter und werden in Dünamünde am Ausfluß der Düna an den Ort ihrer Bestimmung verladen.

Die Umgegend von Riga ist eine der trostlosesten, welche man sich denken *kann*. Das ganze Gebiet der Dünamündung ist eine öde Sumpf- und Landwüste,

Wilna.

Die Oberfläche derselben ist nur hier und da mit einigen verkrüppelten Birken- oder Kiefergebüschen bedeckt. Selbst die unzähligen kleinen Landhäuser, „Höfchen" genannt, welche die wohlhabenderen Einwohner der Stadt sich an den günstiger gelegenen Stellen der Dünaufer selbst angelegt haben, vermögen den traurigen Eindruck der Einöde doch nur stellenweise zu verringern.

Die Schiffahrt auf dem Rigaischen Meerbusen ist für die in Riga aus- und einlaufenden Schiffe, deren Zahl jährlich zwischen zwei- und dreitausend, jahrweise auch mehr, beträgt, namentlich bei stürmischer Jahreszeit, nicht ohne Gefahr. Die öde östliche Küste von Kurland verflacht sich bei dem Orte Dondangen und läuft an der äußersten nördlichen Spitze derselben bei dem Berge Domesnaes in schmalen Sandbänken unter dem Wasser fort.

Von der Südspitze der Insel Oesel erstreckt sich in der Richtung nach Kurland eine gleiche Sandbank, wodurch das Fahrwasser bedeutend verengt wird. Jährlich verunglücken an dieser gefährlichen Stelle einige Schiffe.

In früheren Zeiten verfuhren die Bewohner der Küste mit den Gütern gestrandeter Schiffe nach Willkür und beanspruchten dieselben meist als ihr rechtmäßiges Eigenthum. Nach russischen Gesetzen gehörten zwei Drittel solcher Güter dem Besitzer des Bodens, auf welchem ein Schiff strandete, und den Strandbewohnern. Für den Besitzer von Dondangen sowie für sämmtliche hart an der Küste von Kur-, Liv- und Esthland gelegene Güter, war dieses Gesetz die Quelle eines nicht unbedeutenden Einkommens. Dies russische Strandgesetz gab den Bauern und Fischern Veranlassung, durch Anzünden falscher Feuer die Schiffe auf der See irrezuleiten und an den Strand zu locken. Folgendes Faktum lebt noch im Andenken bei den Bewohnern der Ostseeprovinzen: Ein Edelmann auf Dagoe, welcher einer bekannten, angesehenen Familie angehörte, ließ in stürmischen Nächten auf dem Thurme seines Schlosses Feuer anzünden, um dadurch die Schiffe an seinen Strand zu locken. Sobald ein Schiff strandet, wurde die Ladung in Besitz genommen, wobei sogar Tödtungen vorgekommen sein sollen. Nach der Entdeckung des Verbrechens wurde der Schuldige nach Sibirien verbannt.

Mitau mit etwa 23,000 Einwohnern ist die Hauptstadt von Kurland, in welcher sich nicht nur das geistige Leben der ganzen Provinz konzentrirt, sondern auch ein Theil des kurländischen Adels den Winter zubringt, dort eigene Häuser besitzt und dem gesellschaftlichen Leben einigen Glanz verleiht. Nur 5 Meilen von Riga entfernt, unterscheidet sich Mitau in der Bauart seiner Häuser, in der ganzen Anlage der Stadt wie in der Lebensweise seiner Einwohner auffallend von der Dünastadt. Erstere mit ihren geraden, breiten Straßen, großen, meist einstöckigen hölzernen Häusern ist eine Stadt des Adels, welcher einen nicht unbedeutenden Theil der Hausbesitzer ausmacht, letztere dagegen in ihrer äußeren Gestalt die alte Hansestadt, in welcher das bürgerliche Element dominirt. Auffallend ist in Mitau die große Anzahl von Juden. Während es in der ganzen Provinz Livland nur 1000 und in Esthland 500 Juden giebt, rechnet man auf Kurland 26,000, von denen über 3000 auf Mitau kommen. Die Stadt wurde von den Ordensrittern gegründet und war die Residenz ihrer Herrenmeister sowie der späteren Herzöge.

Unmittelbar vor der Stadt liegt auf einer Insel der Aa das Schloß, welches von Biron dem zum Herzoge von Kurland erhobenen Günstlinge der Kaiserin Anna erbaut worden. In den Gewölben desselben ruhen die früheren Herzöge aus dem Geschlechte der Kettler und die zwei letzten aus dem Biron'schen Hause in ihren silbernen Särgen. Der nachmalige König Ludwig XVIII. hatte während einiger Zeit ein Asyl in Mitau gefunden und bewohnte das Schloß. Sonstige ausgezeichnete Gebäude oder nennenswerthe Merkwürdigkeiten besitzt die Stadt nicht. Unser Weg führt uns weiter durch das Innere Kurlands nach dem 20 Meilen von Mitau an der Küste der Ostsee in ununterbrochener Einförmigkeit gelegenen Libau.

Dörfer giebt es in Kurland nicht, sondern nur Güter des Adels, Edelsitze mit ihren Nebengebäuden und zerstreut liegende lettische Höfe. Der Adel Kurlands und Livlands ist berühmt durch seine unbegrenzte Gastfreundschaft, von welcher man sich im übrigen Europa schwerlich eine Vorstellung machen kann. Nur in Rußland findet man eine ähnliche wieder.

Die adeligen Wohnungen zeigen äußerlich nirgends die alte Feudalpracht, wie wir sie im Westen Europa's zu sehen gewohnt sind. Gewöhnlich liegen die Edelhöfe inmitten des zu ihnen gehörenden Gebietes, mehr oder weniger frei, fast immer auf lichter Fläche. Meistens ist das Wohnhaus ein langes Gebäude, oft mit einem Frontispice versehen und mit Dachziegeln gedeckt. Seine Hauptzierde ist eine lange Zimmerreihe, deren Hälfte stets für Gäste offen steht. Um das Herrenhaus herum liegen die Wirtschaftsgebäude: die Herberge, das Bauernmagazin, die Darr-Riege, d. i. ein Bau zum Trocknen des Getreides durch Feuer, das Fahlland (Viehhof) und die unvermeidliche, seit Einführung der allzu wandelbaren Accise allermeist verödete Branntweinbrennerei. Immer zeichnet ein Park oder Baumgarten das Rittergut aus, und die nächste Umgebung bilden die „Hofesfelder."

Im Winter sind die meisten kurischen Schlösser von ihren Besitzern verlassen; das ganze gesellschaftliche Leben findet seinen Vereinigungspunkt, wie schon gesagt, in Mitau und zum Theil auch in den kleineren Städten. Im Sommer zieht der größte Theil des Adels und auch die wohlhabenden Städter für einige Wochen an den Strand in die Seebäder. Die belebtesten Seebäder sind Libau, Dubbeln und Reval, doch auch Habsal, Windau, Pernau und zahlreiche andere Küstenorte werden fleißig besucht.

Die Bauernwohnungen waren erbärmlich; sie bestanden aus Balkenlagen von nicht ganz 3 m. Höhe und hatten nur eine Stube und ein geräumiges Vorhaus. Die Hauptsache in der Wohnstube war ein ungeheurer Ofen, aus Feldsteinen und Lehm gebaut, der nicht nur die Stelle eines Heiz- und Backofens vertrat, sondern auch als Küche und Getreidedarre diente. Der Hausrath bestand aus einem grobgearbeiteten Tische und einigen Bänken, welche zugleich als Lagerstätten der Knechte und Mägde dienten. Statt der Dielen war ein Lehmschlag auf dem Fußboden. Schornsteine waren vor Alters unbekannt und Fenster kamen auch nicht überall vor. Die Nahrung des Letten war eine Art Roggenbrot, Hering und Grütze; selten aß er Fleisch, die größte Delikatesse war sogenannte „saure Grütze", ein für den Deutschen abscheuliches Essen, das

jedoch hin und wieder auch auf den Tisch des Edelmanns kommt. Seit etwa zwei Jahrzehnten ist das alles Anders geworden: keine Wohnung ohne Schornstein, ohne Diele, ohne Kachelofen, ohne beworfene, zum Theil gemalte Wände, viele mit „englischer Küche", mit polirten Möbeln, Spiegeln ꝛc.

In jeder Gemeinde besteht ein Gemeindegericht, welches aus Richtern zusammengesetzt ist, und eine Gemeindeverwaltung mit einem Aeltesten, die von den Bauern selbst gewählt werden; der von dem Herrn bestellte Gemeindeschreiber führt das Protokoll. Größere Vergehen kommen vor das Kreisgericht, welchem Letten als Assessoren beigegeben sind. Körperstrafe kommt in allen drei Ostseeprovinzen nur als sehr seltene Ausnahme und besondere Verschärfung in Anwendung und ist für das weibliche Geschlecht gänzlich abgeschafft. Nur Geldstrafe und Haft sind in gesetzlich vorgeschriebenem Maße in Anwendung.

In der Nähe der Stadt Goldingen giebt es sieben Niederlassungen, die nie leibeigen geworden sind und auch Grundbesitz und besondere Vorrechte haben. Diese sogenannten kurischen Könige — lettisch curske Koningh — erhielten von den erobernden Ordensrittern ihre Privilegien wegen treuer Kriegsdienste gegen ihre Stammesgenossen. Die „kurischen Könige" sind aber durch ihre Faulheit und den Branntwein dermalen so heruntergekommen, daß sie sich durch Nichts als durch Roheit von den übrigen Letten unterscheiden. An der Nordspitze von Kurland, wie an der Salismündung in Livland, ist noch ein spärlicher Rest eines ehemals großen Volkes zu finden: das sind die Liven, vor den Deutschen wie es scheint die Beherrscher von Livland. Dieser eigenthümliche Volksstamm wird aber bald ganz von der Erde verschwunden sein.

Die Stadt Goldingen an der Windau ist die älteste Stadt Kurlands. Merkwürdig ist hier ein schöner Wasserfall, die Rummel genannt. Zu der Zeit des Laichens, wenn die Lachse auch in die Windau gehen, spannt man dicht unterhalb des Wasserfalles Netze auf: die genannten Fische bemühen sich, über den mehr als 2 m. hohen Wasserfall hinaufzuspringen, fallen aber gewöhnlich auf das herabstürzende Wasser und werden von diesem in die Netze geschleudert. Dies hat der bekannte Reisende Kohl mit unter die Merkwürdigkeiten Kurlands aufgenommen, indem er sagt: „In Kurland fängt man die Fische in der Luft, ißt Mäuse, — das lettische Wort mais, Brot, — und Ratzen, — lettisch razing, Rüben — und trinkt Alles, lettisch allus, Bier." —

Ende des Bandes.

JK
26
L27
V.1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JUN 1999